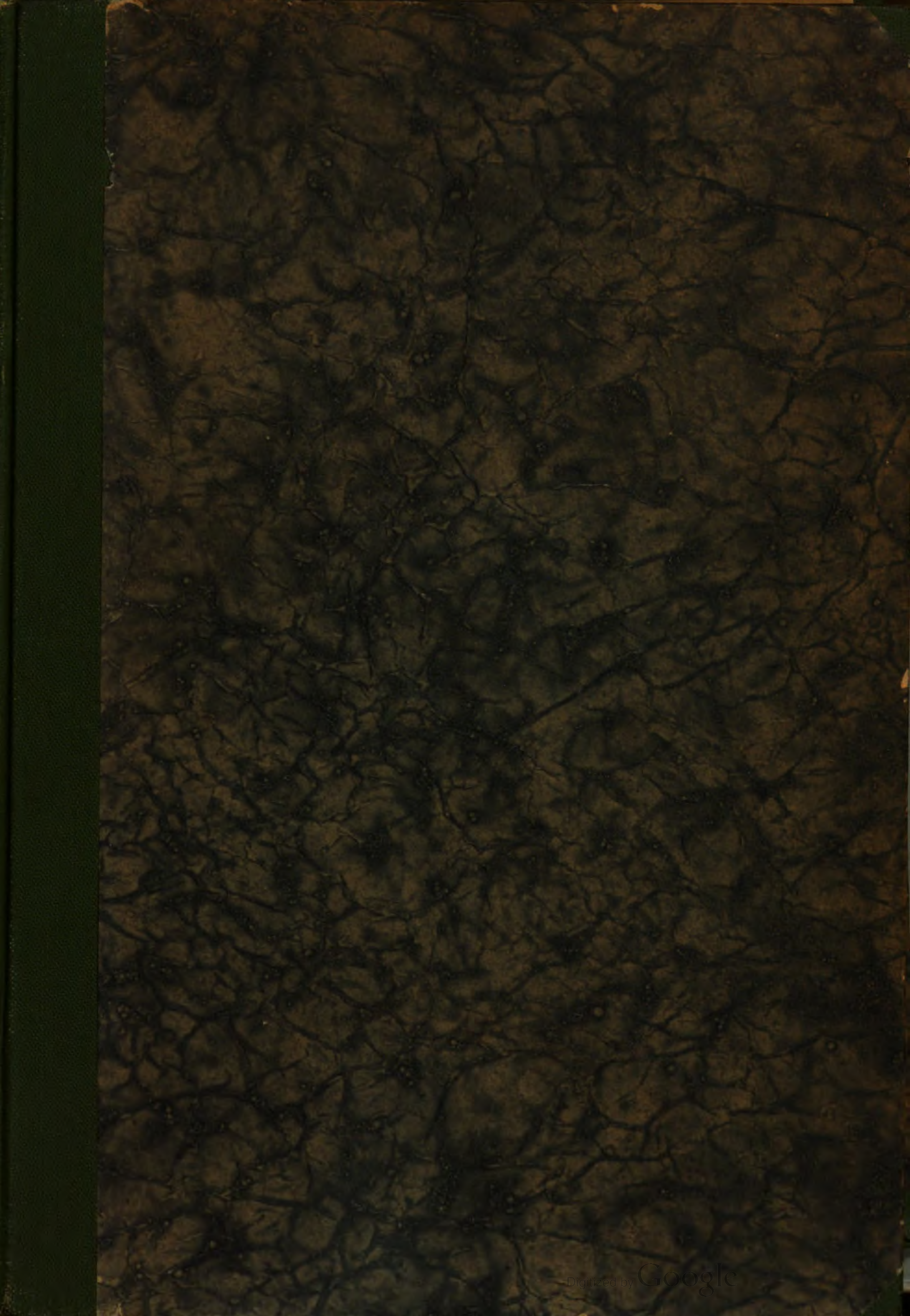



Deutsches Ausland-Institut
STUTTGART

Der Türmer

Monatsschrift für Gemüt und Geist

Herausgeber:

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss.

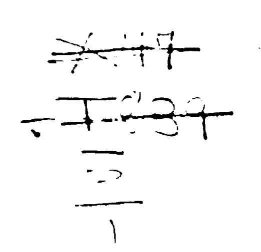
Dritter Jahrgang • Band I.

(Oktober 1900 bis März 1901.)

Stuttgart

Druck und Verlag von Greiner & Pfeiffer.


Deutsches Ausland-Institut
STUTTGART
8°
18.1015



Inhalts-Verzeichnis.

Gedichte.

Seite

Dix, Anna: Fürchte die Nacht 343
Falke, Gustav: Herbstgedanken 1
Fircks, Karl Frhr. von: Wir stöbern 583
Gerhardt-Amyntor, Dagobert von: Einsamkeit 265
Grotowsky, Paul: Und hast doch Flügel 61
" " Durch Nacht und Schluchten 258
Grotthuß, Jeannot Emil Frhr. von: Weihnachten 225
Hunnius, Karl: Novemberlied 167
Jacobowski, Ludwig: Die Geliebte 394
Leixner, Otto von: Auf der Höhe 42
Milten, Otto: Krank 239
Otte, Adolf: Herbststimmung 127
Presber, Rudolf: Noch einmal werd' ich kommen 483
Roenne, H. von: Kreuzlein 28
Verlaine, Paul: Empfindsames Zwiegespräch 574
Volker, Reinhard: März 568

Novellen und Skizzen.

Biegler, Johann: Vor hundert Jahren. Aus dem Tagebuch einer reisenden Engländerin 344. 493
Fowler, Egbert W.: Philemon und Baucis. Eine amerikanische Dorfidylle 575
Jensen, Wilhelm: Der goldene Vogel. Die Geschichte eines Traumlebens 11. 128. 245. 365
Kirchbach, Wolfgang: Tischler Schulknecht. Eine Erzählung . . 467. 592
Lagerlöf, Selma: Der Brunnen der weisen Männer. Eine Legende . 233
Schwerin, Karl: Herbst 149. 266
Teleschow, N.: Ein Duell 62
Volker, Reinhard: Sternschnuppen 393

Aufsätze.

Achelis, Prof. Dr. Th.: Wege und Ziele der Völkerkunde 299
Adam, Georg: Henryk Sienkiewicz 176
Bahr, Richard: Allerlei Unverstandene 310
Berger, Karl: Deutsche Art und Sprache 168
" " Ernst Eckstein und Ludwig Jacobowski 403
Bettex, Fr.: Die Schule der Zukunft. Humanismus oder Amerikanismus 50

Seite
Biegler, Joh.: Vor hundert Jahren 344. 493
Borchardt, Dr. Bruno: Die Erhaltung der Kraft 179
Brömse, Dr. H.: Studien zur Aesthetik und Litteraturgeschichte . . . 284
Eckstein, Ernst: Tod und Jenseits im klassischen Altertum 44
Eisler, Dr. Rudolf: Zur Psychologie des Pessimismus 293
Ende, A. von: Eine amerikanische Idealisten-Kolonie 200
Engels, Eduard: Eine neue Provinz der Kunst 240
Gagliardi, Ernesto: Deutsche moralische Eroberungen 429
Gerhardt-Amyntor, Dagobert von: Frommels Lebensbild . . . 175
Großherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar † 517
Grotthuß, J. E. Frhr. von: Wir dürfen nicht? 337
H.: England im Spiegel deutscher Kultur 449
Hamann, Prof. Dr. Otto: Ziele und Wege der modernen Biologie . 79
Heilborn, Dr. Ernst: Johann Heinrich Voß 459
Hoeßlin, J. K. von: Ein moderner Grieche über Deutschland . . . 97
Hundhausen, Theodor: Auf den Erdenspuren der Zeit 631
Jacob, Leonhard: Eine unaussprechliche Gabe 228
K., E.: Staatsmann und Gelehrter 395
Koch, Prof. Dr. Max: A. F. C. Vilmar 144
Krauß, Rudolf: Johann Jakob Moser 384
Kunowski, Lothar von: Benvenuto Cellini 161
Lienhard, Fritz: Friedrich Nietzsche 2
„ „ Iffland oder Shakespeare? 190
M., E.: Französische Friedensstimmen 99
Mannerd: Was liest der deutsche Arbeiter? 534
Mayne, Dr. Harry: Dichterwertung 72
„ „ „ Novalis 569
Meyer, Dr. Erich: Die neueste Schulreform 407
Meyer-Wurzen, Georg: Lieblingsblumen 66
Norden, J.: Wilh. Leibl, Karl Becker, Arnold Böcklin † 526
Oettingen, Prof. Dr. Wolfgang von: Daniel Chodowiecki 485
Pastor, Willy: Sezession oder Akademie? 86
Poppenberg, Dr. Felix: Piero di Cosimo 259
„ „ „ Königsdramen 414
„ „ „ Dramaturgische Revision 529
„ „ „ Die beiden Masken 638
R.: Macaulay und Chaucer 185
Richter und Dichter (zu Ernst Wicherts 70. Geburtstag) 629
Rogge, Christian: Goethe und die Predigt 29
„ „ Evangelische Sammlungsbestrebungen 305
„ „ Christentum und Zeitströmungen 409
„ „ Bismarcks „Bekehrung“ 561
Rosegger, Peter: Eine Erinnerung an Adolf Pichler 361
S.: Musik 221
„ Auf dem Meeresgrunde 319
„ Ein Malerhumorist 444
„ Die Heirat Ludwigs XV. 538

Seite
S.: Ein Pflanzenjubiläum 644
Sannes, August: Preußens deutsche Sendung 584
Schell, Prof. Dr. Hermann: Eine philosophische Stimme zur Jahrhundertwende 399
Schiemann, Prof. Dr. Theodor: Generalfeldmarschall Helmuth Graf von Moltke 78
„ „ „ „ Ernst Moritz Arndt 276
Schlaikjer, Erich: Dramatische Vorpostengefechte 89
Schlegel, Emil: Ueber Krebsleiden 520
Storck, Dr. Karl: Musikalische Gedenktage 420
„ „ „ Führende Geister im Reiche der Töne 512
„ „ „ Fritz Lienhards Bücher 619
„ „ „ Giuseppe Verdi 624
Ungern-Sternberg, E. von: War Kolumbus von Geburt Spanier? 321
„ „ „ „ „Der Kampf mit dem Drachen" als spanische Sage 646
Wolzogen, Hans von: Der Künstler als Erzieher 113

Kritik.

Arndt, Ernst Moritz: Briefe 277
Bachmann, Dr. Franz: Grundlagen und Grundfragen zur evangelischen Kirchenmusik (Der Künstler als Erzieher) 125
Balaguer, Don Viktor: Geschichte der Troubadours (Der Kampf mit dem Drachen) 647
Bamberger, Ludwig: Erinnerungen 398
Baumgarten: Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche 562
Berdrow, Otto: Frauenbilder 298
Bismarck, Fürst: Briefe an seine Braut und Gattin 561
Bock, Alfred: Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik (Der Künstler als Erzieher 119
Bunge: Lehrbuch der physiologischen Chemie. — Vitalismus und Mechanismus (Ziele und Wege der modernen Biologie) 80
Carring, G.: Das Gewissen im Lichte der Geschichte, sozialistischer und christlicher Weltanschauung (Was liest der deutsche Arbeiter?) . . 537
Crowe, Sir Joseph: Lebenserinnerungen eines Journalisten, Staatsmannes und Kunstforschers 76
Driesch: Analytische Theorie der organischen Entwicklung (Ziele und Wege der modernen Biologie) 85
Escott: England 453
Fleischer, Oskar: Mozart (Sammlung: „Geisteshelden") 514
Frommel, Dr. Otto: Frommels Lebensbild 175
Fuchs, G.: K. v. Hase, ein Bekenner des Christentums und der Freiheit (Christentum und Zeitströmungen) 410
Gaederts, Karl Theodor: Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen (Dichterwertung) 74
Gallwitz, Hans: Friedrich Nietzsche. Ein Lebensbild 8
Gebhardt, Bruno: Wilhelm von Humboldt als Staatsmann 396

Seite

Gerstenbergk, J. von: Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf (Großh. Karl Alexander) 519
Gesellschaft für christliche Kunst: Abreißkalender der Berliner Stadtmission. — Postkarten 413
Glasenapp, Gregor von: Essays (Studien zur Aesthetik 2c.) 291
Green: The soluble ferments and fermentation (Ziele und Wege der modernen Biologie) 81
Grunsky, Dr. Karl: Lessing und Herder (Der Künstler als Erzieher) . 119
Harnack, Adolf: Wesen des Christentums (Christentum und Zeitströmungen) 411
„ Otto: Essays und Studien zur Litteraturgeschichte 286
Heilborn, Dr. Ernst: Novalis der Romantiker 569
Hering: Zur Theorie der Nerventhätigkeit (Wege und Ziele 2c.) . . . 84
Hertwig, Oskar: Die Lehre vom Organismus in ihren Beziehungen zur Sozialwissenschaft (Wege und Ziele 2c.) 83
Jacobowski, Ludwig: Werke 406
Knapp, Fritz: Piero di Cosimo 260
Köster, Albert: Gottfried Keller. 7 Vorlesungen (Dichterwertung) . . 73
Kreller, Rupert: Die Völkerwanderung von Hermann Lingg und das Gesetz der epischen Einheit (Dichterwertung) 75
Kuczynski, Paul: Erlebnisse und Gedanken (Führende Geister) . . . 515
Küffner, Dr. Georg M.: Die Deutschen im Sprichwort (Deutsche Art und Sprache) 168
Lehmann, Max: Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges (Preußens deutsche Mission) 588
Leitzmann, Albert: Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt . . 396
Lichtenberger, Henri: Richard Wagner, der Dichter und Denker (Führende Geister) 515
Lienhard, Fritz: Werke 619
Lorenz, Max: Die Litteratur am Jahrhundert-Ende (Studien zur Aesthetik 2c.) 288
Louis, Rudolf: Franz Liszt (Führende Geister) 515
Maydorn, Dr. Bernhard: Wesen und Bedeutung des modernen Realismus (Studien zur Aesthetik 2c.) 292
Meisner, Heinrich, und Robert Geerds: Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen 277
Moltke, Graf Helmuth von: Schriften. Volksausgabe 79
Müller, Franz: Richard Wagner und das Musikdrama (Der Künstler als Erzieher) 119
Nietzsche, Friedrich: Gesammelte Werke. Volksausgabe 8
Novalis: Werke 568
Oppenheimer: Die Fermente und ihre Wirkung (Ziele und Wege der modernen Biologie) 81
Paulsen, Friedrich: Schopenhauer. Hamlet. Mephistopheles (Zur Psychol. des Pessimismus) 294
Pfannkuche, Dr.: Was liest der deutsche Arbeiter? 534
Pietsch, Prof. Paul und Dr. Günther A. Saalfeld: Deutscher Sprache Ehrenkranz (Deutsche Art und Sprache) 170

Seite

Prüfer, Dr. Arthur: Aesthetische Hinweise der Klassiker (Der Künstler als Erzieher) 119
Reimann, Heinrich: Berühmte Musiker (Führende Geister) 512
Reuß, Eduard: Franz Liszt (Führende Geister) 515
Roß Parsons, Albert: Parsifal — Der Weg zu Christus durch die Kunst (Der Künstler als Erzieher) 124
Schönbach, Anton E.: Ueber Lesen und Bildung. — Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur (Studien zur Aesthetik) 289
Schuler, G. M.: Der Sklavenjäger von Sansibar 77
Seemann, E. A.: Alte Meister 622
" Hermann: Moderne Musiker (Führende Geister) 514
Sergejenko, P.: Wie Tolstoj lebt und arbeitet 315
Servaes, Franz: Präludien (Studien zur Aesthetik 2c.) 290
" " Theodor Fontane 516
Sienkiewicz, Henryk: Die Familie Polaniecki. — Quo vadis? . . 177
Skowronnek, Fritz: Masurenblut 397
Sombart, Prof.: Dennoch! Aus Theorie und Geschichte der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung (Was liest der deutsche Arbeiter?) . 538
Stein, Ludwig: An der Wende des Jahrhunderts (Eine philosophische Stimme) 399
Tille, Dr. Alexander: Aus Englands Flegeljahren 454
Vilmar: Geschichte der deutschen Nationallitteratur (Jubiläumsausgabe) 144
Wassermann, Jakob: Die Geschichte der jungen Renata Fuchs (Allerlei Unverstandene) 314
Wernicke, Dr. Alexander: Richard Wagner als Erzieher 113

Stimmen des In- und Auslandes.

Benoist, Charles: La morale de Bismarck (Französische Friedensstimmen) 101
Berner, Ivan: Die goldenen Lilien 96
Blanco y Negro: Spanische Sagen (Der Kampf mit dem Drachen) . . 648
Bode, Dr. Wilhelm: Der Untergang des Wirtshauses 198
Brook Farm (Eine amerikanische Idealisten-Kolonie) 200
Ferrero, Guglielmo: L'Europa giovane (Deutsche moralische Eroberungen) 429
Gauthier-Villars, Henry: Die Heirat Ludwigs XV. 538
Gußmann, Karl: Aus dem kleinsten deutschen Lande 425
Haake, Paul: August der Starke als Romanschreiber 94
Henry, M.: Deutsch-französische Rundschau 99
Kambysis, Jannis: Deutschland und seine geistige Kultur (Ein moderner Grieche über Deutschland) 97
La Mazelière: Gerhart Hauptmann (Französische Friedensstimmen) . 100
Lindström, C.: Auf dem Meeresgrunde 319
Mosso, Angelo: Deutschlands Ueberlegenheit über die lateinische Rasse . 429
Olivier, Emile: Erinnerungen an König Wilhelm I. von Preußen (Französische Friedensstimmen) 101
Pfannkuche, Dr.: Was liest der deutsche Arbeiter? 534
Riega, Don Celsio Garcia de la, und Justo E. Areal: Columbus ein Spanier von Geburt 321



Seite
Rompel, J.: Victoria regia in Blüte 644
Seillière, Ernest: La littérature allemande contemporaine (Französische Friedensstimmen) 101
Sergejenko, P.: Wie Tolstoj lebt und arbeitet 315

Offene Halle.

Brüdergemeine, Die evangelische 433
Burenkrieg und Volksseele 540
Gemüt und Geist 653
Hochlandskunst 205
Menschenschau 104
Prügelstrafe und „Humanitätsduselei“ . . 102. 207. 209. 431. 541. 543
Rechtschreibung, Einheitliche 324
Schulreform, Auch ein Beitrag zur 650
Sudermann, Eine Lanze für 654

Türmers Tagebuch.

Ohne Kommentar 106
Kommentar zu „Ohne Kommentar“. — Die „neue Aristokratie“. — Zukunftsspiegel? — Ein Majestätsbeleidigungsprozeß. — Unser neuer Freund 213
Glocken- und Menschenzungen. — Ethik und Politik. — Entgleisungen. — Die Moral mit dem doppelten Boden. — Psychologisches . . . 326
Ein fideles Haus. — Der Lehrsatz des Grafen Bülow. — Interessen. — Eine kleine Tragikomödie 435
Zur Preußenfeier. — Allerlei Geschichtsschreibung. — „Dem Volke die Religion erhalten.“ — Ein sozialdemokratischer Weihnachtsartikel. — Nikodemus 544
Was der Türmer „dazu“ sagt. — Babylonisches. — Nur ein Mensch und Christ 655

Briefe.

111. 222. 333. 445. 558. 667.

Photogravüren und Illustrationen.

Heft 1: Herbstgedanken. Von Arnold Böcklin.
„ 2: Musik. Von Antoon van Welie.
„ 3: Anbetung der Hirten. Von Piero di Cosimo.
Aufzug der hl. 3 Könige. — Neapolitanische Bauern. — Anbetung der hl. 3 Könige. — Kühe von Meister Niclas. — Münchener Arbeit (Meister Ludwig). — Münchener Schnitzereien.
„ 4: Hieronymus Jobs im Examen. Von Joh. Peter Hasenclever.
„ 5: Das Blindekuhspiel. Von Daniel Chodowiecki.
„ 6: Novalis.



Beilage zum TÜRMER 1900/1901 Heft 1



A Böcklin pinx

Photogravure Bruckmann

HERBSTGEDANKEN

Mit Genehmigung der Photographischen Union in München



Herbstgedanken.

Von

Gustav Falke.

Klingt woher ein leises Lied —
Wer wohl mag es singen?
Da der Sommer heimlich schied,
Hub es an zu klingen.

Gelbes Gras am Wiesenbach
Und die blassen Bäume,
Jedes bebt und haucht ein Ach
Um verlorne Träume.

Kurze Blüte, karge Frucht.
Jage, Bächlein, jage,
Du entrinnst auf deiner Flucht
Nimmer doch der Klage.

Wo die Welt in Blumen-stand
Und ein Herz in Hoffen,
Hat des Sterbens leise Hand
Beides schon getroffen.

Mit dem ersten welken Laub,
Das dein Lauf entführte,
Wardst auch du des Todes Raub,
Der dich sacht berührte.

Rausche lauter heut durchs Thal,
Deine Kraft zu zeigen,
Morgen mußt auch du einmal
Geben dich und schweigen.





Friedrich Nietzsche.

(† 25. August 1900.)

Von

Fritz Lienhard.

„Mütterchen, was ist denn Haß?“ kam eines Tages die kleine Wera zu ihrer Mutter. Ein Hausfreund hatte den Geibelschen Tscherkessen mit dem dröhnenden Schlußwort „Und mein Haß!“ deklamiert; dem süßen Geschöpfchen war das klangvolle Wort ins Ohr gefallen, aber seinen Sinn verstand es nicht. Es hatte bisher nur Liebe empfangen und unbewußt Liebe wieder ausgestrahlt. Mir fiel bei dieser herzigen, tiefen, rührenden Kinderfrage das alte Christuswort ein: „Es sei denn, daß ihr euch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!“ (Matth. 18, 3) und: „Lasset die Kindlein, und wehret ihnen nicht, zu mir zu kommen; denn solcher ist das Himmelreich“ (Matth. 19, 14).

Ein altes Wort, nicht wahr, fast schon abgegriffen, und fast salbungsvoll und kleinbürgerlich klingend im Gedröhn des modernen Kulturtags. Nun, wir alle aber wissen, was Haß ist, und bekennen uns dennoch und gerade darum zu jenem Christuswort. Wir haben es bis zur Verzweiflung in Amt und Beruf und draußen im Leben erfahren und beobachtet, wie der unsterbliche Mensch hassen kann. Wir sind schließlich zu dem Empfinden gekommen, daß die Kultur fast nur ein einziges Hassen sei, daß unsere Fähigkeit zu lieben besonders heute Schritt für Schritt abzusterben, erdrückt zu werden drohte in so viel Wettbewerb und Ueberlistung eines industriellen Zeitalters. Wir sahen eine ganze Gruppe, den vierten Stand, das große Proletariat, gehetzt vom Haß wider Zustände im allgemeinen und Kapitalisten oder Militaristen im besonderen; wir sahen Konfessionen (Kulturkampf) und Rassen (Juden und Antisemiten), wir sahen Welt- und Kunstanschauungen wider einander kämpfen — und wir sahen rund um uns her die Nerven erliegen und das Jahrhundert enden in einer „décadence“, einer Entartung und Degeneration. Wir wissen, was Haß ist.

Nun, aber auch der Haß hat uns erzogen, auch vom Feind kann man lernen. Ganz besonders übte dieses Lernen vom Feind (in uns und um uns) der haßvolle Philosoph dieser Zeit, der unerbittliche Wahrheitssucher **Friedrich Nietzsche**. Man kann sagen, daß Haß wider Entartung, Haß wider vermeintliche, wirkliche und zurecht gemachte Feinde in ihm selber und außer ihm den **Grundton** in Nietzsches Schaffen und Verneinen bildet. Er hat sich „Antichrist" genannt — er ist in der That in einer Fundamentalanlage, in der Anlage zum Hassen, Verwandter Lucifers und Lord Byrons und Kains, unstete Flamme, Gegenbruder Abels und des milden Heilands aus Galiläa — nicht siegreich durchgedrungen zu jener bewußten Güte, die alles Menschentums Krone ist.

Friedrich Nietzsche ist am 15. Oktober 1844 zu Röcken bei Lützen als Sohn des dortigen Pfarrers geboren, verlor in den ersten Kinderjahren schon seinen Vater und lebte nun wesentlich unter weiblicher Erziehung (Mutter und Schwester) sein Leben empor. Der Knabe, der frühe schon einsames Studium und Träumen liebte und der „ein sehr frommes Kind" war, wie seine Schwester hervorhebt, besuchte dann das altberühmte Schulpforta, studierte später zu Bonn und Leipzig klassische Philologie und wurde, noch vor seiner Doktor-Promotion, 1869 als Professor nach Basel berufen. Den Krieg 1870 machte der nunmehrige Schweizer als Krankenpfleger mit; und gleich darauf — infolge einer Erkrankung an Ruhr — brach ein Augenleiden aus, das sich als Anzeichen und Vorbote eines Gehirnleidens herausstellte und mit schweren Magenerkrankungen Hand in Hand ging. 1878 mußte er seine Professur endgiltig aufgeben; von nun ab suchte er in Norditalien oder auf den Höhen der Alpen Heilung, vor den leidenden Augen die gefärbte Brille, oft oder meist von entsetzlichem Kopfschmerz und von Schlaflosigkeit gequält, und in klaren Augenblicken um so heftiger mit ganzer Kräfteanspannung die Fülle drängender Gedanken zu Papier werfend. So erklärt sich der aphoristische Charakter seiner Werke. Im Jahre 1889 brach seine geistige Erkrankung aus, von der er nun durch den Tod erlöst worden; diese elf Jahre her vegetierte sein Körper, anfangs zu Naumburg, nach dem Tode seiner Mutter zu Weimar, wo ihm seine hochbegabte Schwester, Frau Förster-Nietzsche, eine sorgsame Pflegerin und seinen Werken (die noch nicht alle entziffert, geordnet und gedruckt sind) eine gewissenhafte Hüterin war und auch für die nächste Zukunft das dortige „Nietzsche-Archiv" und die Herausgabe der Werke überwachen wird.

Nietzsche, der seine meisten Bücher selber drucken lassen mußte, weil sich damals noch kein Verleger dafür fand, ist inzwischen bekannt genug geworden, sehr bekannt, ja er ist Mode geworden. Bekannt? Was man so „bekannt" nennt. Lediglich der **negativen** Seite seines Wesens hat sich der Zeitgeist und hat sich eine unreife Jüngerschaft bemächtigt. Nietzsches Feindschaft wider das Christentum kam einer Stimmung oder Verstimmung unter den Gebildeten und kam den Dutzend-Seelen der Gassen und Märkte sehr zu paß;

Nietzsches brutal klingende und auch thatsächlich überreizte Schlagworte und Wendungen wie „Herrenmoral", „Sklavenmoral", „Umwertung aller Werte", „Uebermensch", „Wille zur Macht", „Jenseits von Gut und Böse" u. s. w. wurden im Laufe des letzten Jahrzehnts des verflossenen Jahrhunderts litterarische und ethische (besser: unethische) Schlagworte bei Gruppen, deren Menschentum alles andere eher war als stolzes und einsames Herrentum. So ist Nietzsche in Mißkredit gekommen; er ist vielfach, aber nicht immer dafür verantwortlich zu machen.

Es ist in erster Linie Nietzsches Ton, der so viel Unheil angerichtet hat und anrichtet; Nietzsches Ton ist es, der viele tüchtige und edle, aber auch innerlich beruhigte und geklärte Naturen auf zahllosen Seiten seiner Bücher vor den Kopf zu stoßen geeignet ist; Nietzsches Ton ist es, dessen lebhafte, sprühende Schärfe und Leidenschaftlichkeit die Großstädter und „Modernen", die Menschlein mit den Nerven, fasciniert und zur Nachäffung reizt. Er, der in die Geheimnisse der schriftstellerischen Technik, in die Virtuositäten des Satzbaues, der Perioden, der Antithesen, des Abrundens u. s. w. aufs grellste hinabgeleuchtet hat, der auf ethischem und ästhetischem Gebiete so unbarmherzig und so scharfsichtig Lüge, Fälschung, Schauspielerei, Halbheiten u. dgl. gewittert und bloßgestellt hat: er selber schillert tausendfach in derlei Talenten und Tugenden oder Unfähigkeiten und Untugenden. Man kann unzählige feine und bissige Ausfälle Nietzsches wider ihn selber anwenden — ich vermute, er selber haßte und schätzte sich selber als schlimmsten Feind und besten Anreger. Ja, er spricht das direkt aus; und man muß, um das Pathologische und Subjektive in diesem leidenschaftlichen Philosophen und Kritiker recht im Bewußtsein zu behalten, das Vorwort zu „Menschliches, Allzumenschliches", Band II, bedenken, worin er sich und uns über die jähe, allzu jähe Losreißung von den Idealen und Erziehern seiner Jugend Rechenschaft giebt:

... „Als ich in der dritten Unzeitgemäßen Betrachtung meine Ehrfurcht vor meinem ersten und einzigen Erzieher, vor dem großen Arthur Schopenhauer zum Ausdruck brachte ..., war ich für meine eigene Person schon mitten in der moralischen Skepsis und Auflösung drin, das heißt ebenso sehr in der Kritik als in der Vertiefung alles bisherigen Pessimismus —, und glaubte bereits an gar nichts mehr, wie das Volk sagt, auch an Schopenhauer nicht ... Einsam nunmehr und schlimm mißtrauisch gegen mich, nahm ich, nicht ohne Ingrimm, dergestalt Partei *gegen* mich und für alles, was gerade *mir* wehe that und hart fiel: — so fand ich den Weg zu jenem tapferen Pessimismus wieder, der der Gegensatz aller romantischen Verlogenheit ist, und auch, wie mir heute scheinen will, den Weg zu ‚mir' selbst, zu meiner Aufgabe ... — Damals erst lernte ich jenes einsiedlerische Reden, auf welches sich nur die Schweigendsten und Leidendsten verstehen: ich redete ohne Zeugen oder vielmehr gleichgiltig gegen Zeugen, um nicht am Schweigen zu leiden, ich sprach von lauter Dingen, die mich nichts angingen, aber so, als ob sie mich etwas

angingen. Damals lernte ich die Kunst, mich heiter, objektiv, neugierig, vor allem gesund und boshaft zu geben, — und bei einem Kranken ist dies, wie mir scheinen will, sein ‚guter Geschmack‘? Einem feineren Auge und Mitgefühl wird es trotzdem nicht entgehen, was vielleicht den Reiz dieser Schriften ausmacht, — daß hier ein Leidender und Entbehrender redet, wie als ob er nicht ein Leidender und Entbehrender sei“ . . .

Will man mehr Ehrlichkeit, will man eine schärfere Erklärung für Nietzsches Ton, als diese Bekenntnisse aus dem September 1886 sie bieten? Ich habe mich mit Nietzsche-Jüngern gestritten über diesen Ton, dies Tempo in seinen Schriften; ich habe auf die Beiworte des beruhigten, zur Harmonie strebenden Goethe, auf dessen Lieblingsbeiworte „artig, freundlich, angenehm, zierlich, anmutig, gut, liebenswert, schicklich, mutig“ u. s. w. aufmerksam gemacht und habe — im Gegensatz zu dieser Goetheschen Neigung zum Positiven, zum Verstehen, zum Entschuldigen, zur Güte — hingewiesen auf Nietzsches ätzende Art, überall und überall irgend eine Untugend zu wittern und bis in die Wahl der Beiworte und bis in die Formulierung der Sätze hinein just von der negativen Seite her an eine Sache oder Person gleichsam gereizt heranzutreten — es war umsonst. Unser Zeitalter ist in seinem Nerven- und Seelenleben zu unpositiv, zu ungut und zu unharmonisch, um das an Nietzsches Ton als nicht ausgereist und nicht gesund zu empfinden, was Nietzsche selber im genannten Vorwort ehrlich genug als eine Art Unnatur bekennt.

Vor der Gefahr, „Nietzscheaner“ zu werden, sind wir also von vornherein durch unser gesamtes instinktives und seelisches Empfinden bewahrt. Um so unbefangener werden wir über Nietzsche sprechen. Man hat, um diese absonderliche Erscheinung zu verstehen, seine Abstammung zur Erklärung mit herangezogen. Nun, Nietzsche mag in der That von Vorahnen her einen Tropfen polnischen Blutes in Wesen und Geblüt gehabt haben. Aber das erklärt viel zu wenig und ist ein höchst unsicher geschliffenes Glas. Schärfer schauen wir in das geistige Wesen dieses Kämpfers gegen seine Zeit, wenn wir diese Zeit selbst seit 1870 ins Auge fassen. Wir wissen alle, wie statt des allgemein und gleichmäßig zu wünschenden Aufschwunges nach dem entscheidenden Kriegsjahr lediglich Industrie, Technik, Verkehr und Spezialwissenschaft gewaltig ins Kraut schossen. Die rasche Umwandlung des buntstaatigen Deutschlands aus partikularistischer Behaglichkeit und Kleinheit des Blicks in ein Reich, das straffe Kräfte und weite Perspektiven erheischte, hielt nicht gleichen Schritt mit der entsprechenden Aufrüttelung und Umwandlung deutscher Kultur, deutscher Ethik und Aesthetik, deutscher Bildung. Die Macht der Kirche und der Einfluß des Christentums waren lahm gelegt durch den Kulturkampf; dem einseitigen Militarismus stemmte sich die noch einseitigere Demokratie und rasch aufwuchernde Sozialdemokratie entgegen; Süddeutschland beobachtete mißtrauisch und wenig thatenfroh Preußens Aufschwung und „schneidiges“ Vorangehen. In

der Kunst war es der einzige Richard Wagner, der mit seinem eigenartigen Kunstwerk großen Stils den Versuch machte, unsere kläglichen Theater, unsere Litteratur, unsere Kunst- und Weltanschauung ins Bedeutende zu erhöhen. Der neu aufgeschossene Berliner Partikularismus war aber auf diesem Gebiete das größte Hemmnis für jeden Aufschwung: seichte Feuilletonisten wie Lindau und Blumenthal waren hier „führende Kritiker“, die Theater lebten (vom zu sehr militaristischen und epigonenhaften Dramatiker Wildenbruch abgesehen) fast nur von französischem Import (Dumas, Sardou, Augier), das kleinbürgerliche Salondrama war das theatralische Bildungsfutter der neuen Reichsbürger, unter denen sich das Berliner Judentum im Vordergrund tummelte und bald genug einen schroffen Antisemitismus zeitigte. Die gewaltsame „Revolution der Litteratur“ (1885), die von vornehmer und wahrer Kraft noch nicht viel verriet, hat sich auch inzwischen nicht zu einer nationaldeutschen, starken und stolzen Kunst und Dichtung ausgewachsen. Und in all diese Gärungen und Gegensätze, in dies erregte Gewimmel des neuen Reiches denke man sich nun einen zartnervigen, kränkelnden Künstlergelehrten versetzt, genährt von einem idealisierten Griechentum, einen Theologensohn, der ein denkbar höchstes Bildungsideal in seiner im Grunde romantischen Seele trug und nun im lauten Tag Umschau hielt nach vornehmem Menschentum, wie es seinem zeitfremden Philosophen-Idealismus vorschwebte!

Von diesen drei Seiten her, von seinem theologisch-philologischen Erziehungs- und Bildungsgang, von seiner körperlichen Erkrankung und von seiner Zeit aus muß man Nietzsches Wesen und Schaffen einigermaßen zu verstehen suchen. Nietzsches Kampf wider unbequeme Einflüsse in ihm selber (von der Jugend im Pfarrhause, von der Philologie her) und Nietzsches Kampf wider Entartung und Plebejertum der Zeit flossen zu sehr ineinander und durcheinander, es war ein Kampf wider wirkliche, aber auch ein Kampf wider vermeintliche und erst zurechtgemachte Feinde. Und dennoch: — ein positives Grundelement geht trotz alledem durch das Wehthun und Zersetzen seiner bunten Schriften: dennoch ist der Höhenwanderer von Sils-Maria immer und unstet auf der Suche nach höherem Menschentum, nach höherer Bildung und Kultur.

Gleich in seinem ersten Buch („Die Geburt der Tragödie oder Griechentum und Pessimismus“, 1871) zeigt sich dies positive Ringen nach einem höheren Kunst- und Bildungsideal. Hier steht der Freund Richard Wagners und des bedeutenden Jakob Burkhardt, seines Baseler Kollegen, von den Griechen ausgehend, noch auf wesentlich künstlerisch-ästhetischem Boden; durch das Mittel einer groß erfaßten Kunst sucht er die gesamte Welt zu begreifen. Die griechische Tragödie ist ihm allein zu verstehen aus den Dionysischen Rausch- und Begeisterungsfesten (denen sie äußerlich ihren Ursprung verdankt), aber der Dionysische Rausch, die Wollust des Werdens und Vergehens, wird gebändigt und wett gemacht durch das Apollinische Maß, der Trieb und Instinkt durch den Intellekt

— kurz, hier ist der Wagnerianer und Kunst-Enthusiast noch durchaus aufbauend, noch hoffend und in Richard Wagner den großen deutschen Künstler schwärmerisch verehrend. Und zugleich ist das jugendlich-idealistische Buch ein Beweis für den starken Einfluß Schopenhauers. Ihm ist eine der nächsten Schriften gewidmet „Schopenhauer als Erzieher" (1874), in den „Unzeitgemäßen Betrachtungen", während gleichzeitig der flache David Fr. Strauß in vernichtender Schrift schroff abgelehnt wird. Auf dem Wege, ein Unzeitgemäßer zu werden, war also Nietzsche von vornherein. Aber den jähen Bruch mit Wagner, im Jahre der ersten Bayreuther Aufführungen (1876), konnte schwerlich jemand ahnen. In der Theorie hatte sich das Kunstideal von Bayreuth im Kopfe des Weltfernen und Einsamen (er war schon ziemlich und häufig leidend, ob auch noch im Amt) ganz, ganz anders gemalt; die Wirklichkeit auf dem Festhügel und im Festlärm enttäuschte sein feines Gefühl und gab den Anstoß zu einem Irrewerden an Wagner und — an den bisherigen Idealen überhaupt. Man muß auch hier wieder Nietzsches Subjektivismus im Auge behalten; er selbst bekennt, entsprechend dem oben erwähnten Geständnis, ganz ehrlich bei einem Rückblick im September 1888: „Ein Psycholog dürfte noch hinzufügen, daß, was ich in jungen Jahren bei Wagnerscher Musik gehört habe, nichts überhaupt mit Wagner zu thun hat, daß, wenn ich die Dionysische Musik beschrieb, ich das beschrieb, was ich gehört hatte — daß ich instinktiv alles in den neuen Geist übersetzen und transfigurieren mußte, den ich in mir trug. Der Beweis dafür, so stark als nur ein Beweis sein kann, ist meine Schrift „Wagner in Bayreuth" (1876): an allen psychologisch entscheidenden Stellen ist nur von mir die Rede — man darf rücksichtslos meinen Namen oder das Wort Zarathustra hinstellen, wo der Text das Wort Wagner giebt."

Wollen wir uns nicht dies Geständnis merken, auch wenn wir seine Auffassung des Griechentums prüfen und wenn wir zu seinen Angriffen auf das Christentum übergehen? Ja, es ist nicht anders: wenn er das Christentum beschreibt, so beschreibt er das, was er daraus gehört hat, er, der „einsiedlerische Kranke", der „freie Geist", der sich gern von allem befreit hätte, was irgendwie nach Fessel aussah, und der sich doch nicht von sich selbst und seinem theoretischen Zersetzungstrieb befreien konnte. Von nun ab (1878 bis 1888) ist der eigentliche Friedrich Nietzsche in Thätigkeit; mit „Menschliches, Allzumenschliches" (I) setzt seine aphoristische, kritische Thätigkeit ein. Nun ist es wesentlich die Ethik, die ihn reizt und beschäftigt, und im Zusammenhang damit das Religiöse; aber auch die übrigen Gebiete des gesamten Geistes- und Seelenlebens werden unerbittlich beleuchtet. Ich nenne aus diesem Jahrzehnt seiner eigentlichen, buntfarbigen, vielseitigen und vieldeutigen Denkerthätigkeit auf den einsamen Alpenhöhen oder in Nizzas mildem Winter die Bücher: „Morgenröte", „Die fröhliche Wissenschaft", „Jenseits von Gut und Böse", „Zur Genealogie der Moral", „Menschliches, Allzumenschliches" (II),

„Der Antichrist" und das prosa-dichterische Hohelied auf Nietzsches Menschen-Ideal: „Also sprach Zarathustra."*)

Ein Gegen-Kritiker müßte umständlich ausholen, von Epikur oder von Buddha bis herab auf Kant, wollte er eine Nachprüfung oder einen „Gegenbeweis" gegenüber der funkelnden, sprühenden Welt Nietzsches versuchen. Man halte sich, um gelassen und frei zu bleiben, immer und immer Nietzsches Subjektivismus vor Augen: so wie er da spricht und wertet, spiegelt sich eben in ihm die Geistes-, Moral- und Religions-Erfahrung der Menschheit, in ihm — und warum soll sie sich nun in uns gleichfalls so und nicht anders widerspiegeln? Wir können nur, ebenso persönlich wie dieser Subjektivist der Philosophie, feststellen, daß wir mit ihm eins sind etwa in seiner — Schopenhauer gegenüber — starken und neuen Bejahung des Lebens (im allgemeinen), in seiner Forderung stolzen und starken Menschentums (im allgemeinen), in seinem Haß wider allerlei Halbheit, Verlogenheit und Schwächlichkeit (im allgemeinen), in seiner Vertiefung und Vergeistigung überkommener Werte (im allgemeinen) — kurz, wir verstehen und achten sein Suchen und seine reineren, stolzeren, höheren Bildungsideale gegenüber einer entarteten Zeit, und wir sehen hierin Nietzsches Bedeutung. Aber schroff müssen wir auch feststellen, daß wir in der Hauptsache, in seiner Kritik der bisher größten Bildungsmacht, des Christentums, mit anderen Augen sehen als der „Feind und Vorforderer Gottes", dessen Ausfälle auf diesem Gebiete unbefangenen Christen als schlimme Gotteslästerungen erscheinen müssen. Wir müssen feststellen, daß wir anderer Meinung sind in Bezug auf das Germanentum (dem Nietzsche — trotz der „blonden Bestien" — das formalistische Romanentum im wesentlichen vorgezogen hat), in Bezug auf das Gewaltmenschentum und den Prunk der Renaissance, in Bezug auf Luther, Reformation, Shakespeare, Vaterlandsliebe und Vaterlandspflege (Nietzsche, der Theoretiker, redete einer Vermischung der Nationen zu einer europäischen Rassenmischung das Wort), in Bezug auf den Formalismus und den Verstandesstil der Franzosen und etwa eines Voltaire und auch Lessings (den er einmal gegen des sonst geachteten Goethes „Mischung aus Steifheit und Zierlichkeit" ausspielt) und so weiter in vielen wesentlichen und unwesentlichen Punkten.

Ihm ist das Christentum ein jüdisches Erzeugnis, hervorgegangen aus einem geknechteten Volke, das sich durch seine unterwürfige „Sklavenmoral" und seinen „gekreuzigten Gott" ins stolze Herrenvolk der Römer einschleicht und nach und nach das Abendland verseucht. Daß der arische Buddhismus in dem Kardinalpunkt, dem Gefühl der eigenen Kleinheit (und doch seelischen Größe) gegenüber der Unendlichkeit und Göttlichkeit, ja, daß alles Religiöse in diesem

*) Alle diese Werke sind bei C. G. Naumann, Leipzig, erschienen, neuerdings in einer Volksausgabe, deren gewissenhafte Herausgabe Arthur Seidl besorgt hat. — Als Einführung in Nietzsches Leben und Werke sei den „Türmer"-Lesern das Buch des Superintendenten Hans Gallwitz empfohlen („Friedrich Nietzsche", Ein Lebensbild, Dresden, Verlag von Carl Reißner; 2,40 Mk.).



Kardinalpunkt mit dem Christentum übereinstimmt, daß religiöse Demut wahrlich nicht gesellschaftliche Kriecherei ist, ja, erst rechten Stolz verbürgt, daß die Grundstimmung des religiösen Menschen lediglich staunendes Stillestehen vor dem All und der Gottesmacht darin ist — dieses stolz-milde Erlebnis einer religiösen Seele hat vielleicht der Dichter des „Zarathustra", der zu sehr eigensinniger Kranker war, gleichfalls in seiner Art erlebt: aber den Christen hat er die denkbar tiefsten Motive, Gesichtspunkte und Gottesbegriffe untergeschoben. Was für ein „Gott" muß das sein, den man „vorfordern" kann, über den man rufen kann: „Gott ist tot!" Es thut einem in der Seele weh, solchem pathologischen Vorgang zuzusehen, wie der Haderer Nietzsche in einer Art Verfolgungswahn immer wieder einen Gott der Spießbürger als schlechthin „Gott" totschlägt. Daß der ihm verhaßte Paulus mit seiner Zeit dialektisch gekämpft hat, daß sich die Dogmatik des Christentums in oft unglaublichster Weise um Formulierungen bemüht hat — gewiß, gewiß, das hat ja Europa viel beschäftigt, und Scheiterhaufen genug rauchten über Asiens Halbinsel Europa! Aber wozu denn solche Aufregung? Wozu Verunglimpfungen von Männern wie Schiller, Luther, Treitschke, Kant, Carlyle und so vielen anderen, die dem Räsonneur und Haderer wider Gott und Welt theoretisch in die Quere kamen? Es liegt über diesem Jahrzehnt Nietzscheschen Schaffens wie das Flammen eines Fiebers; Nervosität und innere Erregung bestimmen die Wahl seiner Attribute, bestimmen den geschwinden Lauf seines Stils, bestimmen die eruptive aphoristische Form; bis in Winkel und Winkelchen hinein spürt er — oft verblüffend scharfsichtig, oft völlig ungerecht — Begriffen und überkommenen Werten nach, er möchte bis an die Wurzeln der Sprache zurückgehen, möchte alle Gedankenarbeit der europäischen Menschheit noch einmal mißtrauisch nachprüfen und durchdenken — er traut nichts Ueberkommenem mehr. Dabei bildet sich naturgemäß immer mehr Verstandestum und Stilgefühl aus, er wird Virtuos des Stils, Virtuos und Lobredner der Form, er züchtet sich immer mehr zu einer abstrakten Geistigkeit empor. Und auf den Trümmern der überkommenen Schlagworte und Dogmen erhebt sich zuletzt, wie immer nach Revolutionen, der Diktator und Tyrann: der „Wille zur Macht" wird das neue Schlagwort und Dogma, der gewaltsame „Herrenmensch" und „Uebermensch" tritt auf den Plan, Erscheinungen wie Cesare Borgia und Napoleon sind dessen Vorläufer. Man versteht — als Reaktion gegen jämmerliche Ausläufer Schopenhauers — psychologisch ganz gut, wie Nietzsche so nachdrücklich den Willen zur Macht, als Kernpunkt des Lebens hienieden, predigen konnte: aber wie gewaltsam ist das alles gesagt! Gewaltsam ist auch die überaus heftige Absage an den „am Kreuz zusammengebrochenen" Bayreuther Meister („Der Fall Wagner" 1888), dessen „Parsifal" den Dichter des „Zarathustra" vollends wegen seines „Weihrauchdunstes" beleidigte. Und nun, immer noch ohne wesentliche Wirkung auf die Zeit (was ihn wohl auch mit gereizt hat), nachdem er wiederholt zu schweren Schlafmitteln (Chloralhydrat)

gegriffen hatte, um sich den Schlaf herbeizuzwingen, der den Wanderer hartnäckig floh, brach er nach einer Zeit stärkster Ueberarbeitung für immer zusammen. Der Mann des Hasses, der Alpenkletterer auf kahlsten Zarathustra-Höhen mit scharfer, dünner Hoch-Alpenluft, konnte auf seinem Wege nicht mehr höher: da nahm ihn das Schicksal — wir wollen es ruhig, trotz Nietzsche, Gott nennen — an der Hand und führte den verstiegenen Fanatiker eines leidenschaftlichen „Excelsior!" wieder herab, wieder zu Mutter und Schwester wie in der Kinderzeit und ließ ihn ganz still und klein ein weiteres Jahrzehnt Kind sein, noch weniger als ein Kind, das — da ihm das Sprachvermögen gestört war — nicht einmal mehr fragen konnte: „Mütterchen, was ist denn Haß?" . . . Eine erschütternde Tragik wahrlich liegt in diesem herben Schicksal eines Denkers, der viel gekämpft, viel weh gethan — der aber auch viel gesucht und viel gelitten hat. —

Mit einer Kinderfrage eines Lockenköpfchens hab' ich begonnen, mit einem Ausspruch des großen Michelangelo will ich schließen. Nicht des historischen Michelangelo, sondern jenes Michelangelo, wie er sich in Kopf und Seele des hochbedeutenden Grafen Gobineau spiegelt. Gobineau, der edle und feine Normanne, schließt seine prachtvollen Scenen „Renaissance" mit einem wunderschönen und tiefen Gespräch zwischen dem greisen Michelangelo und der gleich hochbetagten Marchesa Vittoria Colonna. Und da stellen sie beide fest, diese großen Freunde und treuen Lebenskameraden, wie sie sich durch Kampf und Widerwärtigkeiten, besonders der schwerblütige Michelangelo, immer mehr geläutert haben zu herbstlich milder Ruhe und Menschengüte. „Ein Herz wie das eure", faßt der große Künstler und Mensch seine Lebensweisheit zusammen, „steht auf dem Gipfel der Größe: und dieser Gipfel heißt die Güte." Und sein letztes Wort, das letzte Wort des kämpfevollen Buches, spricht er, indem er müde zur Treppe geht und sich zögernd noch einmal umschaut, ihre Hand haltend: „Euch, die ich so liebe, euch segne ich aus meines Herzens Grunde" . . .





Der goldene Vogel.

Die Geschichte eines Traumlebens.

Von

Wilhelm Jensen.

Alles ringsum glitzerte weiß wie Schnee in der heißen Mittagssonne. Das große, vielfenstrige Schloßgebäude und die kleineren Cavalierhäuser im Halbbogen drumher; die Steinterrassen, die Marmorstatuen und die drüberhin kreisenden Tauben. Ebenso weiß strahlten mit sternartigen Blüten bedeckte Bosketbüsche, unbewegliche, hohe Lilien davor, auch Rosen dazwischen von gleicher Farbe. Und über allem standen glanzweiße Sommerwolken.

Doch nichts rührte sich außer dem Taubenflug, kein Luftzug und kein Laut. In den Häusern wohnte zur Zeit niemand, nur etwas seitab in einem kleinen Bau hinter weißen Fliederdolden der Schloßverwalter mit seiner Frau; nach dem Brauch des achtzehnten Jahrhunderts ward er „der Kastellan" benannt. Der Landesfürst hielt selten länger als ein paar Sommerwochen Hof in dem Schloß; erst mit seinem Kommen wandelte sich die reglose Stille zu vielfältiger Bewegung und Klang des Lebens um. Dann blitzten Ordenssterne auf goldstrotzenden Uniformen, farbige Seidenröcke von Kammerherren schillerten und Spieldegen klirrten mit der Spitze über den feinen Wegkies; hoch toupiert und tief dekolletiert wandelten Damen in weitbauschenden, brokatenen Glockenroben mit langen, modisch-eleganten Spazierstäben. Der höchste Herr und sein Gefolge kamen aus der Residenz, um sich hier der Ruhe, Schlichtheit und Unschuld der Natur hinzugeben; danach trug das Schloß den Namen „L'Innocence" und deshalb auch alles die fleckenlos weiße Farbe der Unschuld. Die Natur in der Runde umher aber war von anmutig mitteldeutscher Art. Sanfte Bergzüge wölbten sich auf, da und dort mit dunklen Fichten und Kiefern bekrönt, und schattige Laub-

wälder sahen aus den Thalgründen. In ihnen breitete vielfach der Adlerfarn ein grünes, sich mit gefiederten Wellen kräuselndes Meer aus; wo an den Hängen graues Felsgestein aus dem Boden heraufbrach, umflochten es rote Federnelken mit zierlichem Kranz, und von Waldschlägen ragten zwischen den Baumstumpfen ab und zu hoch und leuchtend purpurne Fingerhutglocken empor. In der sonnigen Stille sahen sie mit ihren gefleckten Kelchen wie etwas Verzaubertes aus, als ob sie den Zugang zum Feenreiche eines alten Märchens hüteten, mochten Augen mit träumerischer Einbildungskraft hinter sich so erscheinen. Doch der Wanderer, der von der Berghalde aus dem grünen Busch an ein Dorf oder eine vereinzelte Behausung gelangte, ward in rauhe Wirklichkeit versetzt. Zerfall und Armut blickten ihn von den Hütten an, Notdurft und Verkümmerung aus den Zügen der Bewohner. Wie in den armseligen Gärtchen, blühte in den Gesichtern keine Freudigkeit; das Leben, immer gleich aus Hunger, Krankheit und Arbeitslasten zusammengemörtelt, lag zu hart auf ihnen. Was die fruchtbaren, von ihren Händen beackerten Felder trugen, ernteten sie nicht für sich, nur das Unkraut, das vor ihrer Schwelle wucherte, war ihr freier Besitz. Wem hier der Gedanke an ein Märchen kam, der konnte es nur mit dem verhärmten Geschwisterpaar Frau Bürde und Frau Sorge ausstatten, und wo sie an einen Herd hintraten, hinkte ihr alter Begleiter, der hohläugige Schmalhans hinter ihnen drein.

Der Schloßwart oder Kastellan dankte sein Amt dem ihm von Vorvätern übermachten französischen Namen. Sie waren als Hugenotten nach der Bartholomäusnacht ausgewandert und, da sie sich diesseits des Rheins ihre Frauen genommen, in der dritten Geschlechtsfolge eigentlich zu guten Deutschen mit deutscher Zunge und Lebensführung geworden. So hatte der jetzige Verwalter des Schlosses L'Innocence, der Sohn eines Hofzuckerbäckers, bei der Taufe auch zu seinem vererbten Familiennamen Sautelet den deutschen Rufnamen Matthias bekommen, doch schlug in ihm von kleinauf die französische Abstammung äußerlich und innerlich stärker wieder heraus, er mischte mit Vorliebe in seine deutsche Muttersprache französische Ausdrücke ein und nannte und schrieb sich schon als Knabe, weil's seinem Ohr besser klang und seine Augen angenehmer berührte, Mathieu. Dadurch setzte er sich durchaus in Einvernehmen mit der Zeit, die lediglich mit französischer Sprache und Manieren die Vorstellung von etwas Feinem und höher Berechtigtem verband, und ohne seinen empfehlenden Namen wäre er schwerlich zu der einträglichen und angesehenen Kastellansstellung auf-

gerückt. Dieser Name leitete sich mutmaßlich von sautiller, hüpfen, tänzeln, her, erschien dadurch seinem gegenwärtigen Träger wie auf den Leib gepaßt. Seine zierliche Gestalt bewegte sich stets mit der leichten Behendigkeit eines Balletmeisters; das mit lebhaften dunklen Augen umblickende Gesicht endete in einen kleinen Bart à la Henri quatre, und alles an ihm saß immer in tadellosem Stande à quatre épingles. So bildete er leiblich und im Wesen einen Gegensatz zu seiner Frau, die den althessischen Namen Hanne-Soffe und in jedem Zug deutsches Abkunftsgepräge trug. Sie übertraf ihn etwas an Größe, mehr noch an Wohlbeleibtheit, und besondere Anmut war weder ihren körperlichen Formen, noch denen ihres Behabens nachzurühmen. Doch gaben ihre Züge noch kund, daß sie wohl in der Jugend etwas mädchenhaft Gewinnendes besessen haben mochten, erklärten, weshalb Mathieu Sautelet sie zu seiner Lebensgenossin ausgewählt, und die beiden hatten stets freundlich und friedlich miteinander die Tage verbracht, thaten's, nun gleicherweise grauhaarig geworden, auch jetzt ebenso. Den klaren Augen ließ sich's ansehen, sie sei eine, wenn auch nicht hoch- oder feingebildete, doch kluge und gute Frau; von ihrer sorglichen Umsicht in der Hausführung hatte sie drei Jahrzehnte lang Zeugnis abgelegt. So führte sie eigentlich in unvermerkter Weise und ohne ihr eignes Wollen in dem kleinen Gebäude hinter den Fliederbüschen das Regiment, unter dem ihr Mann, trotz der Gegensätze zwischen ihren Naturen, sich durchaus wohl befand. Nur während der Sommerwochen, in denen der Hof im Schloß Aufenthalt nahm, empfand er seine Frau als nicht zur Repräsentation geeignet, suchte sie durch allerhand kleine Kunstgriffe für so lange in der Verborgenheit des Kastellanhäuschens festzubannen. Das hätte freilich gar keiner Anstrengung bedurft, denn sie hegte nicht das geringste Verlangen, mit den hochvornehmen Herren und Damen zusammenzutreffen, überließ es ohne irgendwelche Neidanwandlung ihrem Manne, bei ihnen mit gewandten Manieren und französischer Konversation seinen Obliegenheiten nachzukommen. Denn zu dieser Sprache stand sie außer allem Verhältnis; den einzigen wirklichen Kummer bereitete sie ihm durch ihren, sein Ohr beleidigenden Namen Hanne-Soffe, den er gleich im Beginn ihrer Ehe in Jeannette umzuwandeln getrachtet. Besonders bei der Anwesenheit anderer Leute rief er sie so, aber so alt sie geworden, hatte sie sich doch nicht daran gewöhnt, darauf zu hören.

Beiden zu gleichem Leidwesen waren sie ohne Kinder geblieben und hatten deshalb bereitwillig die Hände ausgestreckt, als sich ihnen

eine Gelegenheit dargeboten, diesen Mangel wenigstens etwas zu ersetzen. Das war eines Tags geschehen, jetzt vor zwölf oder dreizehn Jahren, so genau wußten sie's nicht mehr, denn ein Jahr glich stets kaum unterscheidbar im Gedächtnis dem andern. Da kam der frühere, nun schon lang verstorbene Pastor des unweit belegenen Kirchdorfs Fronsheim herüber zu einem Bereden, ihm sei die Aufgabe geworden, für die Unterbringung eines Waisenkindes bei rechtschaffenen Leuten zu sorgen, und er habe dran gedacht, das Sauteletsche Ehepaar wäre vielleicht dazu gewillt. Ein Knabe war's, etwas über ein Jahr alt, dessen Vater schon gestorben, eh' noch das Kind zur Welt gekommen, und die Mutter bald nach der Geburt. Er stammte irgendwoher von der Rhön, wo er bisher bei einer Amme verblieben, doch sollte er nach einem letzten Willen seiner Mutter in bessere Hände gegeben und unter guter Pflege aufgezogen werden; ihm war eine kleine Hinterlassenschaft zugefallen, die es ermöglichte. Der Pfarrer selbst wußte nichts weiter, ein Amtsbruder, den er aus der Jugendzeit kannte, hatte sich an ihn mit der Sache gewendet, und so kam er der Aufforderung nach. In seinem armen Dorf fand sich keine geeignete Unterkunft für den Kleinen; er war ein guter Mann, der selbst schwer durchs Leben geraten und Mitgefühl mit einer armen, verlassenen Kreatur trug, für die ihm der Kastellan und dessen Frau als „die besseren Hände" und gute Pflegeltern in den Sinn gekommen.

Das waren sie auch geworden, ohne viel Vorbedenken zu tragen, und was sie etwa von solchen mit einem Anflug berührt, verschwand um eine Woche später völlig beim ersten Anblick des Knaben. Der sah sie aus einem schmalen, feinen Gesichtchen mit goldbraunen Augensternen an, und als die blauen Hanne-Soffes sich zu ihm herunter beugten, streckte er sogleich scheulos seine Händchen zu ihr auf. Aus dem Kirchenbuch des Ortes, von dem er kam, brachte er den Taufnamen Lenhart Goldammer mit; der war, wie dieser Vogel, im Rhöngebirg zu Haus und paßte auch gut zu seinem weichen, hellblonden Haar. Doch Mathieu Sautelet wandelte ihn gleich, wenigstens für sich, in Léonard um, hieß ihn nur so und benannte ihn als seinen Adoptivsohn auch Sautelet dazu. Selbstverständlich war's, daß er dem Kleinen schon vom ersten Tage französische Worte auf die Zunge zu bringen begann und ihn, so weit es in seinen Kräften stand, leiblich und geistig mit einer französischen Politur für seinen Lebensgang auszurüsten suchte. Hanne-Soffe dagegen sprach natürlich nur deutsch mit ihm und zog ihn nach deutscher Art auf. Ihrem Vermögen gemäß nur schlicht und recht,

viel an Geistesbildung konnte sie ihm nicht übermachen. Doch hatte sie etwas zum Geben, was nicht viele andere Kinder so reichhaltig von ihren Müttern empfingen. Ihr Kopf war voll von alten Ueberlieferungen und Sagen, wie sie an Winterabenden um die ländlichen Herdfeuer des Landes rundgingen, und es verlief selten ein Tag, an dem sie ihrem Pflegling nicht irgend ein wundersames Märchen erzählte. Selbst daran zu glauben, war ihr Sinn zu verständig, aber es sich so vorzustellen, fand sie schön, und was von ihrem Munde kam, hatte einen Klang, als zweifle sie nicht dran, daß es einmal wirklich so gewesen sei. Ihr war nichts lieber, als so ein Stück nach dem andern aus ihrer unerschöpflichen Vorratskammer heraufzuholen, und der Kleine auf ihrem Schoß hörte nichts lieber als solche Märchen. Gern that er's mit zugeschlossenen Augen, die er erst beim Aufhören ihrer Stimme öffnete, um zu bitten: „Mehr — noch ein andres, Mutter!“ Denn sie war ihm seine Mutter, wie Mathieu Sautelet sein Vater; von einem Vorhanden-Gewesensein auf der Welt, eh' er hieher gekommen, hatte sein Gedächtnis nichts bewahrt.

* * *

So gingen die ersten Jahre über Lenhart Goldammer hin, und in seinem Kopf bildete sich die Vorstellung aus, die Welt sei etwas Weißes. An schönen Tagen spielte er auf einem der großen Sandhaufen, die da und dort zur feinen Beschüttung der Parkwege angefahren lagen, und wenn er auffah, blickte alles umher ihm weiß entgegen. Das breithingelagerte Schloß, die Cavalierhäuser im Halbkreis, die Terrassen und Steinbilder davor. Kam der Sommer, so brachen die weißen Blumen aus den Knospen, die weißen Tauben flogen drüber und am Himmelsblau standen die weißen Wolken. Auch die Sandhaufen waren von der nämlichen Farbe, und zwischen ihren Körnern glitzerten noch heller weiße Quarzstückchen hervor.

Die Natur aber hatte ihm eine Mitgift in den Kopf gelegt, an der wohl die Märchen Hanne-Soffes noch weiter schufen und bildeten. Er war ein kleiner Träumer, und vor seiner Einbildung wurden oftmals die Dinge zu anderer als ihrer wirklichen Art. Eifrig sammelten seine Hände die blinkenden Quarzstückchen aus dem Sand heraus und häuften den Fund zusammen; doch es waren keine Kiesel, sondern kostbare Perlen und Edelsteine, und eine Prinzessin hatte sie einstmals in ihrem Kronreif getragen, oder eine Königstochter wartete drauf, daß jemand sie ihr bringe und der Goldschmied ihr ein Halsgeschmeide aus ihnen anfertige. Von den Prinzessinnen aber erzählten ihm nicht nur

die Märchen, sondern er sah sie allsommerlich auch eine Zeitlang leibhaftig vor Augen. Zwar nur aus der Ferne hinter dem Fliederlaub hervor, wie sie in blumenfarbigen Kleidern vor dem Schloß umhergingen oder sich vergoldete Federbälle zuschlugen. Denn so lange der Hof anwesend war, durfte auch er nicht aus dem Umkreis und Versteck des Kastellanhauses auf die Parkwege zu den vornehmen und allerhöchsten Herrschaften hinaus. Doch dann verblaßten und verrauschten plötzlich aller Glanz und das laute Leben wieder zur Leere und reglosen Stille, nur der weiße Rahmen, der es umfaßt gehalten, blieb, und er hatte sein einsames Reich wieder für sich allein, konnte mit Händen und Füßen, mit einbildnerischen Gedanken und Vorstellungen drin schalten, wie sie sich ihm aus dem Sonnenlicht und Schattenwurf im Kopf zusammenwebten.

Ein Träumer mit wachen Augen war er, und zuweilen wußte er nicht, ob etwas wirklich gewesen sei, oder ob er nur davon geträumt habe. Einmal hatte er's gewiß nur gethan, als er tiefer in den Park hinein an einem Sandhaufen nach den weißen Perlen gesucht. Da war plötzlich um den blühenden Bosketrand eine hochgewachsene Dame herumgebogen, zu einer Zeit als das Schloß und alles draußen leblos verlassen dalag. Sie hielt den Schritt vor ihm an und fragte in französischer Sprache, was er im Sand suche. Dank dem Unterricht Mathieu Sautelets verstand er's und konnte auch ebenso darauf antworten: „Des perles“. Nun zog sie einen ihrer langen Handschuhe, die bis zum Oberarm hinaufreichten, ab, daß dieser und die Hand mit schmalen Fingern auf einmal weiß leuchteten, und sagte: „Du bist reich, willst du mir nicht von deinen Perlen schenken?“ Dazu schlug sie einen mit goldenen Sternen bestickten Schleier vom Gesicht zurück, und wie zwei dunkle, doch auch mit Goldstaub überschimmerte Sterne sahen ihre Augen ihn an. Er nahm von seinen Quarzsteinchen und gab sie ihr, die schlanken Finger ihrer Hand legten sich um seine kleine zusammen, hielten sie fest, und ihr Mund wiederholte noch einmal: „Ja, du bist reich, und ich habe nichts, was ich dir dafür wiedergeben kann.“ Aber dann hob sie ihn rasch mit beiden Armen zu ihren Lippen auf, gab ihm einen langen Kuß auf die seinigen und sagte danach, ihn wieder zu Boden lassend: „Weiter habe ich nichts, um dir zu danken, denn ich bin arm.“ Das sprach sie auf deutsch, bewahrte sorgfältig die kleinen Kiesel in ihrer Kleidertasche, streichelte ihm noch einmal mit der weißen Hand über Wangen und Haar und ging, einen Aufblick nach dem Gebüsch werfend, eilig davon.

Er wußte, das habe er am hellen Tag nur geträumt, und ein widersinniger Traum war's gewesen, denn die schöne Dame hatte ein prächtiges Kleid getragen und konnte nicht arm sein, sondern war darnach sehr vornehm und reich, gleich denen, die in den Sommerwochen mit dem Landesfürsten im Schloß wohnten. Die waren noch vor kurzem so durch den Park gegangen, und davon hatte es wohl hergerührt, daß er geträumt, es sei eine auf ihn zugekommen, habe mit ihm gesprochen, ihn aufgehoben und geküßt. Doch verblaßte und zerfloß dieser Traum nicht wie mancherlei andere ihn nächtlich besuchende, auf die er sich am Morgen kaum mehr besinnen konnte, sondern war ihm deutlich im Gedächtnis und Gefühl geblieben, nach Jahren noch wie am ersten Tag. An diesem hatte er auch fest geglaubt, alles wirklich so gesehen und gehört zu haben. Doch als er zu Haus davon erzählt, war Mathieu Sautelet auf das Richtige gekommen: „Das hast du geträumt, mon blondin, es wohnt niemand mehr im Schloß und keine vornehme Dame kommt jetzt mehr hieher. Aber du bist wie ein Häschen, das zuweilen mit offnen Augen schläft und Dinge sieht, die nicht da sind.“ Und der Kastellan nannte danach den Kleinen eine Zeitlang „petit lièvre“ und meinte: „Das kommt von den Märchen her, die Mutter Jeanette dir so viel erzählt.“

Gern saß Lenhart auch ohne zu spielen und hörte den Stimmen der Vögel im Busch- und Baumgezweig zu. Sie waren verschieden an Aussehen und ebenso auch ihre Rufe und Gesangstöne, leiser und lauter, kürzer und länger andauernd; ihm kam's vor, sie sprächen miteinander, doch er konnte nicht verstehen, was sie sich sagten. Die am hellsten und schönsten sangen, hörte er indes nicht am liebsten, sondern einige, die zwischen den Blättern wie ein leisklingendes Silberglöckchen vor sich hinplauderten, und einen ganz besonders. Der saß zumeist, hauptsächlich am Morgen oder wenn es gegen Abend ging, auf einer Zweigspitze, sein goldig flimmerndes Hälschen blinkte dann in den schrägfallenden Sonnenstrahlen, und er wiederholte immer ein ganz kurzes Lied oder einen Ausruf. Darin folgte sich ein halbes Dutzend von Tönen auch kurz und rasch, nur am Schluß hob er noch einen hoch auf; danach blieb's ein Weilchen stumm, bis es wieder ebenso anhub. Durch die Stille klang's dem Knaben eigen, nicht nur ans Ohr, sondern wie ihm ins Innere hinein, und einmal kam's ihm auch plötzlich, daß er diesen Ruf, als den einzigen von allen, verstand, denn es sagte ganz deutlich: „Wie, wie, wie hab' ich dich lieb!“ Er hätte

gern gewußt, wie der Vogel heiße, den seine Mutter vom Hören auch kannte und antwortete: „Er singt immer: ‚S'is, s'is, s'is noch viel zu früh!'" Doch einen Namen wußte sie nicht für ihn. Und Mathieu Sautelet zuckte die Achsel und gab nur die französische Auskunft: „C'est un oiseau chanteur."

Damals war er wohl ungefähr fünf Jahre alt gewesen und noch nie über die nahe Umgebung des Schlosses hinausgekommen. Aber als wieder ein paar Jahre vergangen, faßte an einem schönen Morgen ihn ein Wandertrieb an und zog ihm vom Parkrand die Füße weiter ins Unbekannte hinein fort. Auch davon bewahrte er eine genaue Erinnerung, der Vogel mit dem goldig schimmernden Halse hatte ihn dazu verleitet. Der saß an einem grün verwachsenen Wege, hell von der Sonne beschienen, auf dem Busch und sang sein kurzes Lied; der Zuhörer wollte ihn gern einmal recht in der Nähe ansehen und ging hinzu. Allein der Vogel flog vorher auf, etwa fünfzig Schritte weit davon, setzte sich wie zuvor auf einen schwankenden Zweig und ließ seinen Gesang ebenso ertönen. Das wiederholte er in gleicher Weise wohl ein Dutzendmal, Lenhart war's, als rufe der helle Klang ihm immer zu, daß er nachkommen solle, und er ging auf dem grünen Weg weiter und weiter hinterdrein. Dann aber blieb's einmal still, und er konnte auch das goldene Gefieder nirgendwo mehr gewahren, sondern stand unter hohen Bäumen, deren Wipfelzweige leise summten und murrten, als ob sie den weißen Wolken über ihnen etwas zuraunten. Zwischen den grauen Stämmen winkte aus einiger Ferne vom Boden ein ihm unbekannter blauer Schein; bis zu dem hinzugehen, konnte er nicht widerstehn, und eine Staude mit großen, glockenförmigen Blüten war's, die ihn im Schatten wundervoll sanft hellblau anblickten. Betrachtend stand er ein Weilchen davor, ohne sie mit der Hand zu berühren; im Park durfte er keine Blume abpflücken, doch ihm kam's auch hier nicht in den Sinn, daß man dies könne, in ihm war ein Gefühl, er würde etwas Böses thun, denn die blaue Blume setzte vollstes Vertrauen auf ihn und stand ganz ruhig da, ohne sich zu regen. Als er dann aber wieder von ihr umkehren wollte, konnte er nicht mehr herausfinden, von woher er gekommen sei, die grauen Stämme rundum sahen sich alle so gleich. Ihm blieb nichts übrig, als aufs Geratewohl zu versuchen, daß er wieder an den Waldrand hinausgelange, denn ihm war aufgegangen, er müsse in einem Walde sein. Das Wort kannte er, und daß es die langen, dunklen Baummassen bedeute, die er von weitem schon oft gesehen hatte. Doch wußte er nicht sicher, ob er sich wirk-

lich in ihnen aufhalte, oder nur träume, daß er dem Vogelruf nachgegangen und in einen Wald gekommen sei.

Die Richtung zurück aber hatte er nicht gefunden, vielmehr grad' die entgegengesetzte eingeschlagen und kam weglos in immer tieferen Schatten hinein; manchmal umbuschte ihn dichtes Unterholz, so daß er sich durch eine sperrende Laubwand hindurcharbeiten mußte. Doch endlich sah ihm ein heller Schimmer entgegen und bald danach that sich eine Lichtung vor ihm auf, daß er glaubte, nun sei er wieder aus dem Wald herausgelangt und nicht weit mehr vom Schloß. Rasch indes erkannte er dies als Irrtum, nur ein ziemlich großer, freier Platz war's, den rundumher dichte Blätterwände eingeschlossen hielten. Er lag ganz von goldenem Licht übergossen, denn die Julisonne stand schon recht hoch und ihre Strahlen ringelten sich überall um die aufgekrümmten Wurzeln und Knorrenstumpfe bereits seit Jahren abgefällter, großer Bäume. Hohe, goldbraune Gräser und mannigfache Blumen waren auf der Waldblöße emporgewachsen; da und dort an freieren Stellen glühten rote Punkte, Erdbeeren hatten sich nachbarlich neben den Knorren angesiedelt und ihre Früchte wurden jetzt reif. Im Verein mit den blühenden Pflanzen füllten sie die unbewegte, heiße Stille mit einem süßheimlichen Duft; auf farbigen Dolden wiegten sich große Schmetterlinge mit braungoldigen Flügeln, von denen, wenn sie sich zusammenschlugen, ein perlender Glanz ausging. Der Ankömmling blieb verhaltenen Atems stehen, vor ihm lag eine neue, noch nie gesehene Welt, die nicht weiß war, sondern eine bunte Fülle von Farben durcheinander mischte. Er vergaß völlig, daß er nicht an das gesuchte richtige Ausgangsziel gekommen sei, der Anblick nahm ganz seine Sinne und seinen Sinn gefangen.

Vor allem jedoch that's etwas ihm von drübenher aus der Lichtung entgegen Leuchtendes, ein Gefunkel, nicht deutlich durch das Goldnetz der Strahlen erkennbar, erst beim Näherkommen zeigte sich, was es sei. An schlanken Stengeln, höher als er selbst, hingen große, purpurrote, im Innern dunkelgetüpfelte Glockenkelche herab, die wie mit vielen kleinen Augen ihn anblickten, weit wundersamer noch, als die blauen im Wald; eine Blume aus den alten Märchen mußte es sein. In die langen, nach oben zugespitzten Blüten krochen schwarze, gelbgebänderte Waldhummeln hinein, wühlten darin gewaltsam nach Honig, daß die Glockenhüte leicht hin und her schwankten, und flogen mit dumpfem Gebrumm wieder heraus. Der einzige Ton war's im sonst lautlosen Schweigen des sonnenhellen und -heißen Waldausschnitts.

Dann jedoch sah Lenhart einmal sich auch etwas bewegen. Hinter den purpurnen Blumenstauden kam zwischen den eiförmigen, grünen Blättern eine kleine Hand aus dem Boden herauf und hob seine, schmale Fingerchen nach einer roten Erdbeere auf. Das brachte ihn weder zum Erschrecken, noch nahm's ihn wunder; die purpurnen Kelche behüteten wahrscheinlich eine unterirdische Wohnung von Zwergen, aus dessen Thür einer von ihnen die Hand hervorstreckte. Gleich danach indes richtete sich auch ein Kopf in die Höh', der doch wohl keinem Zwerg angehören konnte, denn die hatten immer graue Haare und Bärte, und dieser war ganz blondfarbig, und aus ihm sahen zwischen dem Geflecht der Stengel hindurch dem drauf Hinblickenden ein paar Augen grad' wie die blaue Waldglockenblume ins Gesicht. Das verwunderte ihn nun doch, und ohne zu wissen, daß er's that, bewegte er sich um die blühende Scheidewand herum; da hockte, nur ein paar Armlängen weit von ihm, ein Kind, wohl beinah noch um einen Kopf kleiner als er, an der Erde im Kraut und sammelte Erdbeeren in ein aus Binsenstielen geflochtenes Körbchen. Ein Mädchen war's, das erkannte er an dem Kleid; zwar war er noch niemals mit anderen Kindern zusammengekommen, aber die Prinzessinnen, die vor'm Schloß mit den goldenen Federbällen spielten, trugen solche beinah bis auf die Füße herabgehende Kleider. Ihm kam indes jetzt doch wieder Zweifel, ob es ein Menschenkind sei, und nachdem er sie einige Augenblicke lang stumm angeschaut hatte, fragte er: „Bist du eine Elfin oder eine Prinzessin?"

Das verstand die Kleine merkbar nicht, schüttelte nur mit dem Kopf. Danach aber mußte ihr doch eingegangen sein, daß er gefragt habe, wer sie sei, denn nun kam ihr vom Mund: „Ich bin Margret. Willst du Erdbeeren haben?"

Die verlockten ihn allerdings, da er heiß und durstig geworden war, und er antwortete: „Ja, ich esse gern davon. Wenn du ins Schloß kommst, geb' ich dir dafür von meinen weißen Perlen."

Er setzte sich an ihrer Seite nieder, sie wiederholte:

„Ins Schloß? Ist das weiß?"

„Ja, ganz weiß; da ist alles weiß."

„Wohnst du in dem Schloß?"

„Nein, drin nicht, aber nah dabei. Ich heiße Lenhart."

Er nahm sich jetzt einige rote Beeren aus dem Körbchen, aber nur wenige, und aß sie. Nach einer faßte Margret auch und brachte sie zwischen die Lippen; sie schien bisher nur eingesammelt, doch ihren

Fund nicht angerührt zu haben. Als er nicht weiter zugriff, sagte sie: „Magst du nicht mehr?"

„Wenn du nicht mehr ißt, thu' ich's auch nicht."

„Ja, ich mag gern noch."

Nun tauchten sie die Finger um die Wette in das Binsenkörbchen hinein und aßen vergnügt, bis nichts drin übrig blieb. Aber dann sah die Kleine betroffen drein und brachte erschreckt heraus: „Wir haben alle aufgegessen und ich habe keine mitzubringen."

Er antwortete: „Ich habe gesehn, hier stehn noch viele, komm, wir wollen andere suchen."

So gingen sie zusammen umher, knieten bald hier, bald dort hin und pflückten eifrig. Weiteres miteinander zu sprechen, kam ihnen dabei nicht in den Sinn, nur einmal sagte Lenhart: „Bist du oft hier?" und sie erwiderte: „Ja, ich gehe jeden Morgen zu den Fingerhüten."

Das verstand er jetzt nicht und fragte: „Zu welchen Fingerhüten?"

Sie sah ihn etwas verwundert an. „Weißt du das nicht? Du bist doch viel größer als ich. Die roten Blumen heißen so."

Danach wurde sie gesprächig und fuhr fort: „Und die kleinen, die so gut riechen, heißen Quendel, und der Vogel, der immer herumfliegt und ruft, ist der Kuckuck, und die großen, braunen Schmetterlinge heißen Silberstriche."

Wie sie das letzte sagte, flatterte grad' von breiten, weißen Dolden ein halbes Dutzend der größten Perlmutterfalter um die beiden auf, überschattete sie einige Augenblicke lang wie mit einem goldbraunen, von Silber durchrieselten Wölkchen. Lenhart entgegnete nichts, ein Schamgefühl faßte ihn an, daß er, obgleich er so viel größer war, von allen den Namen nichts wußte. Seine Hände sammelten mit verdoppeltem Eifer Erdbeeren, und bald war das Körbchen voller, als es zuvor gewesen. Ueber den hohen Waldrand her kam jetzt ein in der Sonnenluft verzitternder, sich öfter wiederholender, leissingender Ton, das Mädchen richtete horchend den blondhaarigen Kopf auf und sagte: „Jetzt muß ich fortgehen, sonst komme ich zu spät zum Mittag." Das klang sonderbar verständig von den Lippen der Kleinen, es hatte den Eindruck gemacht, als ob sie vorher still etwas vor sich hingezählt habe; weiter aber sprach sie nichts, nickte nur ein bißchen mit dem Kopf und verschwand mit dem Körbchen gleich danach hinter hohen Krautblättern. Der Knabe sah noch etwas weiterhin braune Grasähren kurz sich flimmernd bewegen, dann war alles um ihn ohne Regung und Laut, und er stand wieder allein auf der sonnenheißen Waldblöße.

Wie er nach Haus zurückfinden sollte, wußte er nicht. Aber eigentlich dachte er gar nicht dran, daß er dorthin müsse, sondern nur, wohin das kleine Mädchen plötzlich davongegangen sei. Es mußte im Wald wohnen, wahrscheinlich in einem unterirdischen Schloß, aus dem es täglich heraufkam, um hier Erdbeeren zu pflücken. Dort gaben die weisen Zwerge ihr Unterricht, davon wußte sie, wie alle Blumen, Vögel und Schmetterlinge hießen. Und so klein sie war, kannte sie auch sicher den Weg hin und her und fürchtete sich nicht im geringsten davor, ihn allein zu gehen.

Lenhart aber, der sich auf einen Baumstumpfen gesetzt, überkam's nicht eigentlich mit Furcht, doch mit einem sonderbaren Schauer, der ihm über den Rücken hinunterlief. Die purpurnen Fingerhüte, die flatternden Silberstriche, sogar die roten Erdbeeren hatten alle etwas Geheimnisvolles, und noch mehr jetzt als vorher, wie er ihre Namen nicht gewußt. Es gab noch eine andere Welt als die weiße, in der er bis zu diesem Morgen immer gewesen, und in ihm war ein wunderliches Gefühl, er habe von der weißen bisher nur geträumt und sei jetzt erst in der wirklichen aufgewacht. Dann war die andere gar nicht vorhanden, auch das Haus hinter den Fliederbüschen, und seine Mutter und sein Vater nicht, und es gab überhaupt nichts, wohin er wieder zurück mußte und konnte. Das ging ihm so bunt im Kopf durcheinander, daß ihm's drin schwindlig wurde und er die Augen zudrückte; aber dann hörte er einen schweren Tritt über den Boden stapfen, hob die Lider wieder auf und sah unweit von sich einen Mann, der aus dem Wald herausgekommen war, in einem alten verschabten Kittel und mit einem Beil auf der Schulter vorbeigehen. Verbrannt und abgeschafft nahm er sich an Gesicht und Händen aus, sein Blick fiel auf den Knaben, er hielt an und sagte in der Mundart der Gegend: „Was bist du denn für'n Vogel, der sich nach hier aus'm Nest verflogen hat? Ich sollte dich ja wohl kennen, bist du nicht der Sohn von dem Kastellan beim Schloß? Du mußt zumachen, daß du nach Hause kommst, sonst wird deine Suppe kalt.“ Lenhart sah den Sprecher mit großaufgeweiteten, wie ungläubigen Augen an und fragte: „Ist denn das Schloß da, und mein Vater und meine Mutter, sind die beide auf der Welt?“ — „Du hast wohl in der Sonne geschlafen, davon kann's einem nicht ganz richtig im Kopf werden. Meinst du, das Schloß hätt' Beine und liefe damit weg? Das wär' wohl gut, mein Junge, für viele Leute, wenn's mal über Nacht nicht mehr da wär', aber das thut's nicht.“ Nun antwortete der Knabe ziemlich kleinlaut: „Ich weiß nicht, wohin ich nach

Hause gehen soll." — „Da geh' nur bei mir her, ich komm' nicht weit vorbei."

Der Mann, der im Wald Holz gefällt, hieß Jakob Schabacker und war ein Kotsasse mit der Leibeignenpflicht, an fünf Tagen in der Woche für das Schloß Frondienst zu leisten; dafür hatte er eine Kote, eine halbverfallene Hütte, zur Nutzung und ein Stück Magerfeld, das er am Sonnabend für sich und seine Familie bewirtschaften durfte. Nun war er von seiner Arbeit auf dem Mittagsweg dahin und nahm den Jungen, der sich verlaufen, mit; er schritt schwerfällig, mit schütternden Knieen und sprach nichts weiter, als wie er am Parkrand abbog: „Da liegt das unschuldige weiße Haus, nu weißt du ja wohl Bescheid." Lenhart sah das Schloß und ging jetzt allein drauf zu; er begriff nicht, daß der Weg nur so kurz gewesen sei, denn ihm hatte in der Vorstellung gelegen, er müsse wenigstens bis zum Abend gehn, um wieder hieher zu kommen. Auch war's nicht einmal zu spät zum Mittagessen, der Tisch stand noch ungedeckt; niemand hatte bemerkt, daß er sich anderswo als sonst aufgehalten habe, und auch er sagte nichts davon. Nur nach dem Ende der Mahlzeit kam ihm vom Mund, er möchte so gern lernen, wie alle Blumen, Vögel und Schmetterlinge hießen. Hanne-Soffe begriff diesen Wunsch, und ihr that's leid, daß sie ihm dazu nicht verhelfen könne. Mathieu Sautelet dagegen sagte: „Das braucht man nicht zu wissen, mon petit, und wäre eine brotlose Kunst. Aber ich habe auch schon gedacht, daß es Zeit für dich wird, notwendige Dinge, Lesen, Schreiben und besonders Rechnen zu lernen, um damit den Anfang zu machen, daß einmal ein monsieur Gagnepain aus dir werden kann. Denn sein Brot muß jeder sich selbst verdienen, vom Himmel regnet es keinem, wenn er nicht als ein Prinz zur Welt gekommen ist, in den Mund hinein."

Als Lenhart am Abend dieses Tags sich in sein Bett gelegt, ging ihm vor'm Einschlafen noch einmal alles, was er am Morgen gesehn und gehört, wieder vorbei. Der Vogel mit dem goldgelben Halsgefieder saß auf der Zweigspitze, sang: „Wie, wie, wie hab' ich dich lieb!" flog davon und rief ihn auf dem grünen Weg immer weiter hinter sich drein. Dann kam der Wald und drin die blaue Blume im dunklen Schatten; danach aber der glanzhelle, heiße, offene Platz mit den Baumstumpfen, dem hohen Gras, den rotglühenden Glocken und den großen, braun und silbern schillernden Schmetterlingen. Aus dem Boden streckte sich eine kleine Hand herauf und faßte nach einer Erdbeere, und dazu sagte eine Stimme: „Das sind Fingerhüte für die

Elfen, die nehmen sie, wenn der Mondschein kommt, von den Stengeln herunter und nähen hier in der Nacht für Prinzessinnen goldene und silberne Kleider aus den Schmetterlingsflügeln. Aber ehe die Sonne aufgeht, hängen sie ihre Fingerhüte alle wieder nebeneinander hin, daß sie dir wie rote Blumen vorkommen. Deine Augen können sie nicht anders sehen, weil du kein Prinz bist, sondern monsieur Gagnepain, der so heißt, weil er sich sein Brot verdienen muß —"

Das träumte der Eingeschlafene und erinnerte sich noch deutlich dran, als er am Morgen aufwachte. Aber damit verband sich ihm das Gefühl, er habe das alles überhaupt nicht wirklich gesehen und gehört, sei nur in einem Traum dem Vogel nachgegangen und in einem Wald gewesen, und es gebe gar keine andere Welt, als die weiße um ihn her.

* * *

So ward's im Weitergang der nächsten Wochen ihm im Kopf zur Gewißheit, nur hatte er eine Scheu in sich, bis an den Rand des Parks zu kommen, blieb stets so in der Nähe des Fliederbuschhauses, daß es ihm nicht aus den Augen geriet. Denn aus dem, was der Mann im Wald gesprochen, war in seinem Gedächtnis geblieben, ein Haus habe Beine und könne damit weglaufen. Das hatte er freilich ja nur geträumt, doch die Vorstellung saß beängstigend in ihm, seine Füße würden nicht schnell genug sein, um dem Haus nachzukommen, und dann bleibe er ganz allein zurück. Ein unheimlicher Gedanke war's; er fühlte, dann würde er sich vor dem weißen Schloß und den andern weißen Häusern fürchten, zumal wenn seine Mutter auch nicht mehr hier sei und der fürstliche Hof käme und die Prinzessinnen mit den Federbällen spielten. Zwar beim Denken an dies letzte vergaß er seine Furcht wieder; er war überzeugt, das würde er ebenso gut, vielleicht noch besser können, als sie, und er vermochte sich auf der Welt kein größeres Glück vorzustellen, als daß er einmal die goldenen Bälle mit fangen und schlagen dürfe. Doch war's ihm trotzdem auch dabei nicht ganz heimlich zu Mut, denn eines Nachts war im Traum eine von den kleinen Prinzessinnen auf ihn zugekommen, als er durch den Flieder zugesehn, und hatte gefragt: „Warum spielst du nicht mit uns? Ich will lieber mit dir spielen, als mit den andern, die sind so langweilig." Sie nahm ihn an der Hand, zog ihn mit, und er konnte es auch wirklich von allen am besten. Nur machte er einmal im Eifer einen Fehlschlag, daß der Ball mit Gewalt grad' in ein Gesicht hineinflog, und da rief's und schrie's laut um ihn herum, er habe der Prinzessin ein Auge ausgeschlagen, und silberbetreßte Diener stürzten herzu,

die ihm Hände und Füße mit Ketten zusammenschnürten, denn er sollte vom Scharfrichter dafür aufs Rad geflochten werden. Doch ehe es so weit kam, wachte er zum Glück auf, oder ihm war's dunkel, eine schöne Dame mit einem Geflimmer wie von goldenem Staub in den Augen hatte für ihn gebeten, und so lag er noch lebendig mit ungebundenen Gliedern in seinem Bett.

Eines Morgens nun aber faßte Mathieu Sautelet ihn an der Hand und führte ihn auf der breiten Landstraße, die er noch nie weiter als bis zu ihrer nächsten Umbiegung gegangen, mit sich. Es dauerte gar nicht lange, dann hob sich nah an einem Waldrand ein spitzer Kirchturm vor ihnen in die Höh', und sie kamen bald in das Dorf Fronsheim, wo der Kastellan in ein Haus hineinging und Lenhart im Garten dran warten hieß. Das that er, wanderte indes etwas auf einem Steig entlang, um einen Busch herum, und da saß vor ihm auf einer Bank ein kleines Mädchen, das geschickt grüne Binsenhalme zusammenflocht, und wie es den Kopf aufhob, konnte ihm gar kein Zweifel bleiben, es sei die Kleine, mit der er im Wald die Erdbeeren gepflückt, denn wie die blauen Glockenblumen standen ihr die Augen im Gesicht. Sie erkannte ihn auch gleich und sagte: „Willst du wieder mit zu den Fingerhüten? Aber noch kann ich nicht, mein Korb muß erst fertig sein." Zunächst sah er sie nur sprachlos an; da sie hier saß, konnte es doch kein Traum gewesen sein, daß er mit ihr auf dem Waldplatz zusammengetroffen war, oder er mußte auch jetzt wieder mit offenen Augen träumen. Dann brachte er, etwas mit der Zunge anstoßend, heraus: „Wohnst du denn hier?" und sie antwortete mit dem Kopf nickend: „Von unserm Garten geht's gleich in den Wald, da kenn' ich den Weg und darf allein zu den Erdbeeren gehn." In ihre letzten Worte klangen herannahende Fußtritte hinein, und Mathieu Sautelet kam in Begleitung eines sehr hochgewachsenen und schmalen, mit einem langen, schwarzen Rock von besonderem Zuschnitt bekleideten Mannes. Der hatte ein blaßfarbiges, ungemein ernsthaftes Gesicht, als ob er niemals lache, sah indes Lenhart mit Augen an, aus deren Hintergrund doch etwas wie ein menschlich-freundlicher Schimmer hervorkam, und sagte: „Wenn du dir Mühe geben willst, zu lernen, so kannst du jeden Morgen zu mir kommen und Margret dann mit dabei sein, damit ihr euch untereinander aneifert, wer es besser macht. Sie ist freilich jünger als du, aber hat einen verständigen Sinn, und Mädchen sind den Knaben von gleichem Alter meistens um ein paar Jahre voraus."

Das letzte sprach der Pastor Theophil Schüddekopf zu dem

Kastellan; er war der Nachfolger dessen, durch den Lenhart Goldammer im Sauteletschen Hause untergebracht worden, und aus einer weiter entlegenen Gegend des Landes hierher gekommen. Es ließ sich ihm ansehn, daß er hart mit Mühsal und Dürftigkeit zu ringen gehabt, und sein Mund mochte wohl wirklich kaum je im Leben gelacht haben; bis zu seinem vierzigsten Jahr hatte er als Informator in vornehmen Familien gedient, dann erst ein Pfarramt erlangt und zu heiraten vermocht, daher war sein einziges Kind, die kleine Margret, im Verhältnis zu seinem schon vorgeschrittenen Alter noch so jung. In seiner Stellung, für die ihn das letzte hochadlige Haus, in dem er Erzieher gewesen, beim Konsistorium empfohlen, lag eine gewisse Anerkennung und Auszeichnung. Sie begabte ihn mit einer über das Durchschnittsmaß der geistlichen Dorfpfründen verbundenen Einkunft und bot durch die nahe Nachbarschaft des Schlosses L'Innocence eine Möglichkeit, vorteilhaften Eindruck bei den höchsten Herrschaften zu erwecken, denn der Fürst und sein Hof nahmen während des Sommeraufenthalts stets einmal an dem Gottesdienst in der Fronsheimer Kirche teil. So ward Theophil Schüddekopf von seinen Amtsbrüdern im Lande mannigfach beneidet; sie rechneten ihm seine Einnahme nach und hielten unter vier Augen nicht damit zurück, daß er geizig, geldsüchtig und zur Erzielung von Gewinn in seinen Predigten wohldienerisch gegen oben sei. Denn an seinem Tische ging's, wie man öfter erfahren, äußerst sparsam, fast ärmlich zu, er verwendete nichts auf eine anständige Ausbesserung des alten, halb baufälligen Pfarrhauses, ließ sogar zuweilen seine geistliche Würde außer acht, daß er bei der Einerntung seines Heus und Korns, um einen Taglohn zu ersparen, in Hemdsärmeln selbst mit Hand anlegte, und sein Trachten ging offenkundig darauf hinaus, sich selbst und den Seinigen, die man deshalb bedauerte, alles am Mund abzukürzen, um in der Stille an sicherer Stelle ein Vermögen anzusammeln.

Das mochte ihn auch bewogen haben, dem Wunsch des Kastellans zu willfahren, da Lenharts kleines Erbteil die Mittel zur Bezahlung des Unterrichts bot, und schon vom nächsten Tage an ging der Knabe allmorgendlich nach Fronsheim. Kaum mehr als eine Viertelstunde weit lag's entfernt; Hanne-Soffe begleitete ihn das erste Mal und holte ihn wieder ab. Dann that's nicht mehr nötig, die Landstraße war ohne jede Gefahr und ein Fehlgehen auf ihr ganz ausgeschlossen. Bis gegen die Mittagsstunde hin blieb er im Pfarrhaus, wo der Pastor ihm und seiner Tochter die Anfangsgründe des Lesens und Schreibens beibrachte. Doch war's begreiflich, daß der gelehrte Theologe an dieser

Thätigkeit sehr wenig Reiz fand, sie nur um des Gelderträgs willen ausübte. Wohl erteilte er seine Unterweisungen ungefähr eine Stunde lang mit Geduld und Achtsamkeit, danach indes schickte er die Kinder stets für ebenso lange Zeitdauer in den Garten hinaus, daß sie dort in einer Laube das Erlernte weiter betreiben, sich dabei gegenseitig unterstützen und abhören sollten.

Merklich kam dann die Aufgabe, die er übernommen, ihm völlig aus dem Gedächtnis; er bekümmerte sich nicht darum, ob die beiden nach der ihnen gegebenen Vorschrift handelten oder das Abc-Buch und die Schreibtafel liegen ließen und Spiele miteinander anstellten. Wenn er sie wieder hereinrief, fragte er auch nicht danach, sondern hielt sie nochmals ein Stündchen bei ihren Uebungen ab und zu unter Aufsicht, und dann ging Lenhart nach Hause zurück. Das blieb Tag um Tag, und Woche um Woche gleich; nach einem Monat konnte er sich kaum mehr erinnern, daß es je anders gewesen sei.

Sie waren die einzigen in Fronsheim, die Unterricht erhielten. Das Dorf hatte bis vor zwei Jahren einen jungen, kräftigen Schullehrer besessen, doch der war eines Tags spurlos verschwunden; ein Gerücht sagte, er sei ein nichtsnutziger Mensch gewesen und unter die Soldaten gegangen. Seitdem gab's keine Schule mehr, da seine Stelle von der Oberbehörde nicht wieder besetzt worden; sie schien dies nicht für nötig zu erachten und durfte es vielleicht auch mit einer gewissen Berechtigung. Denn die Dorfkinder, die Jungen wie die Mädchen, ließen den Lehrermangel nicht empfinden, sie zeigten sich fast ausnahmslos geistig und gemütlich wie von einem besseren Schlage, als die in den Nachbarortschaften, gesitteter und mit mehr Kenntnissen begabt; besonders in manchen die Feldwirtschaft, wie die lebende und tote Natur betreffenden Dingen wußte die Mehrzahl überraschend Bescheid. Im übrigen hob ebenso auch Fronsheim selbst sich günstig von anderen Dörfern ab. Die Bewohner lebten wohl gleichfalls sämtlich in kargen Umständen, konnten nur mühevoll das ihnen nach dem Abzug an die Steuernerheber für den eigenen Unterhalt Notwendige erarbeiten. Doch gradezu an Hunger und Elend ging niemand zu Grunde, und den Zügen lag nicht der Ausdruck dumpfer und stumpfer Gleichgiltigkeit aufgeprägt, den man sonst fast überall auf dem Lande antraf. Aus den Gesichtern sprach, ihr Mut breche nicht unter der täglichen schweren Bürde und sie trügen ein Vertrauen auf Etwas in sich; allgemein herrschte unter den Männern Fleiß, und in den ärmlichen Behausungen eine den Frauen gutes Zeugnis ausstellende Sauberkeit; sogar die

kleinen Gärten an den Häusern wurden in Pflege gehalten, Gemüse drin gezogen, und Blumen dazwischen zeigten, daß die Inhaber sich an ihrem Anblick freuten. Dem, der im Lande umherwanderte, drängte sich der Unterschied gegen andere Dorfschaften auf, wies offenbar auf einen wohlthätigen Einfluß hin. Den hatte der poetisch veranlagte Oberhofprediger der Residenzstadt auch erkannt und in einem schönen Gedicht erklärt. Die Gnadenausspendung des Himmels lag zwiefach über Fronsheim, das der Huld teilhaft ward, allsommerlich in seiner Nähe das Sonnenantlitz des höchsten Landesherrn auf sich ruhen zu sehn, und dem der allgütige Herrgott deshalb auch verleihe, daß seine Sonne drauf mit besonderer Segnung niederblicke.

(Fortsetzung folgt.)



Kreuzlein.

Von

H. von Roenne.

Sonst, wo ich als Kind nur
Ein Kreuzlein ersehn, —
Ich konnt' nicht vorüber,
Ich blieb daran stehn.

Ich schlang drum ein Waldkraut,
Ich betet' dran leis' —
Ob's drunten dem Schläfer
Nicht wohlthat, — wer weiß!

— So einst, — doch auch jetzt,
Wo sich Kreuze erhöhn
Auf Stirnen voll Furchen, —
Auch jetzt bleib' ich stehn.

Ich schling' drum ein Liebkraut,
Ich bete dran leis' —
Ob's drunten dem Herzweh
Nicht wohlthut, — wer weiß!





Goethe und die Predigt.

Studie von **Christian Rogge.**

Für Goethes ganze Stellung zu Christentum und Kirche ist es mir stets charakteristisch gewesen, daß die ersten Predigten, die er in „Wahrheit und Dichtung" erwähnt, Strafpredigten sind, mit denen die Geistlichkeit das Erdbeben von Lissabon (1755) begleitete. Für den sechsjährigen Knaben, der durch dieses Ereignis tief erregt wurde, waren sie ein schlechter Wegweiser, um ihm aus seinen inneren Nöten herauszuhelfen. Die Eindrücke, die während der nächsten Jahre Predigten auf ihn machten, werden am besten gekennzeichnet durch ein Citat aus Lorenz Sterne, das Goethe in seine „Sprüche in Prosa" aufgenommen hat: „Ich kann das Predigen nicht vertragen; ich glaube, ich habe mich in meiner Jugend daran übergessen." Seine Eltern haben einen alten und bis auf den heutigen Tag oft wiederholten Fehler nicht vermieden und ihn viel zu früh ins Gotteshaus mitgenommen. Um dort zu träumen, war der Knabe zu aufgeweckt, um von der Predigt tiefere Eindrücke mitzunehmen, noch zu unreif, so fand er selbst einen Mittelweg: „Schon früher, da ich doch einmal in die Kirche gehen mußte, hatte ich mir die Einteilung gemerkt und konnte dann und wann mit einer vollständigen Recitation einer Predigt groß thun." Als nun Plitt das Marburger Katheder mit der Frankfurter Kanzel vertauschte und über seine didaktischen Predigten in der Gemeinde viel hin und her geredet wurde, beschloß der dreizehnjährige Knabe, der gerne die Aeußerungen der Erwachsenen aufschnappte, auch seinerseits ein Scherflein zur Lösung dieser Streitfrage im elterlichen Hause beizutragen, indem er Predigten von Plitt ausarbeitete. „Ich war höchst aufmerksam und behend; in dem Augenblick, daß er Amen sagte, eilte ich aus der Kirche und wendete ein paar Stunden daran, das, was ich auf dem Papier und im Gedächtnis fixiert hatte, eilig zu diktieren, so daß ich die geschriebene Predigt noch vor Tisch überreichen konnte." Der weitere Gang der Sache ist bekannt. Großer Stolz bei Vater Goethe über den begabten Sohn, dem aber wird der „Mechanismus" bald lang-

weilig. So wäre sein Eifer schnell erlahmt, wenn nicht der Vater, als Freund der Gründlichkeit, ihn genötigt hätte, das Werk ein ganzes Kirchenjahr hindurch fortzusetzen, wodurch Wolfgang das Kirchengehen natürlich nicht angenehmer wurde.

Konfirmandenunterricht, erste Beichte und Abendmahl hinterließen keine tieferen Eindrücke. Der protestantische Gottesdienst, der damals weit weniger als heute liturgisch ausgestaltet war, ließ ihn überhaupt je länger je mehr kalt:

Da lebten wir Kinder Lutheraner
Von etwas Predigt und Gesang,
Waren aber dem Kling und Klang
Der Katholiken nur zugethaner.

In die Leipziger Zeit verlegt Goethe selbst die völlige Trennung von Kirche und Altar.

Predigten haben von nun an für den Jüngling lediglich litterarisches Interesse. Unter diesem Gesichtspunkt bespricht er auch in sehr bezeichnender Weise bei der Uebersicht über die zeitgenössische Litteratur Predigten von Jerusalem u. a., die „durch einen guten Stil (!) der Religion und der ihr so nah verwandten Sittenlehre auch bei Personen von einem gewissen Sinn und Geschmack Beifall und Anhänglichkeit zu erwecken suchten". In dieser Stellung zum kirchlichen Gottesdienst bewirkten weder der Verkehr mit Susanna von Klettenberg, noch die Straßburger Erlebnisse eine Aenderung. Fräulein von Klettenberg bestärkte ihn höchstens in seinem religiösen Separatismus. In den „Bekenntnissen einer schönen Seele" schildert er später sehr lebhaft in zwei kurzen Absätzen hintereinander den Umschwung, der gerade in Bezug auf die Wertschätzung der Predigt in ihr vorgegangen sei. Zuerst sei sie auf „die Vorträge der Lehrer ganz unsäglich begierig" gewesen. „Ich wußte die goldnen Aepfel des göttlichen Worts auch aus irdnen Schalen unter gemeinem Obste herauszufinden." Wenige Zeilen darauf, nachdem der innere Umschwung begonnen hat, heißt es: „Auch jetzt ging ich voll Verlangen in die Predigten; aber ach, wie geschah mir! Ich fand das nicht mehr, was ich sonst gefunden. Diese Prediger stumpften sich die Zähne an den Schalen ab, indessen ich den Kern genoß. Ich mußte ihrer nun bald müde werden."

Noch weniger machte ihm der Straßburger Aufenthalt Predigten anziehend, wenn er auch in der Stadt Geilers von Kaisersberg hie und da zu alten Predigtbüchern griff. A. Tille hat sogar versucht, das Wort Wagners bei der Entstehung des Homunkulus:

So muß der Mensch mit seinen großen Gaben
Doch künftig reinern, höhern Ursprung haben

auf die Lektüre einer solchen alten Straßburger Predigt zurückzuführen, aber das schmeckt doch stark nach Goethe-Philologie! Das Sesenheimer Pfarrhaus endlich vermochte erst recht nicht Goethes Interesse an Predigten zu heben, wenigstens bemerkt er, daß „eine etwas trockene Predigt des Vaters" ihm nur um der Nähe der Geliebten willen nicht zu lang wurde.

In den Jahren, die dem Straßburger Aufenthalt folgen, war Goethes inneres Leben besonders stark angeregt. In dieser Zeit sehen wir auch Predigten mehrfach in seinen Gesichtskreis treten. Der „Brief des Pastors zu *** an den neuen Pastor zu ***" schließt mit einem Hinweis auf die Predigt: „So oft ich an Euerm Geläute höre, daß Ihr auf die Kanzel geht, so oft will ich für Euch beten." Auch bittet er, in der Predigt „nichts vorzubringen, was Ihr nicht jedem an seinem Herzen beweisen könnt, und wenn's hundertmal geschrieben stünde". Durch diese kleine Schrift tritt Goethe in Beziehung zu Lavater, der damals vielleicht der bedeutendste Prediger und in jenen Jahren mit wahrhaft prophetischer Redemacht begabt war. Wohl noch vor die erste persönliche Begegnung der beiden 1774 fällt Goethes Besprechung von Lavaters Predigten über das Buch Jonas in den Frankfurter gelehrten Anzeigen. War Goethe auch nicht so begeistert von diesen Predigten wie seine Mutter, die Lavater gerade „durch eine Predigt über das Buch Jonas für immer zur dankbaren Freundin gewann", so erkannte er doch unumwunden den genialen Zug in ihnen an: „Kurz, wir haben alle Predigten dieses ersten Bandes mit Vergnügen und mit warmer Hochachtung für den Verfasser gelesen und empfehlen sie unsern Lesern aus Ueberzeugung". Sein Interesse an Lavaters Predigt muß sich bei der persönlichen Bekanntschaft noch gesteigert haben, wenigstens schreibt ihm Lavater am 1. September 1775: „Ich denke, mein Lieber, fast über das 17. Kapitel Johannis zu predigen. Unaussprechlich würdest Du mich verbinden, wenn Du mir mit nächster Post allgemeine und besondere Ideen — kurz, was Dir immer über Materie und Form diesfalls beyfiele — mittheiltest!" Solche Bitten müssen nicht vergeblich gewesen sein, denn noch 1781, als das Verhältnis zwischen beiden schon erheblich erkaltet war, bittet der Züricher, Goethe möchte Johannes 18 und 19 „Pilatus und mir zu lieb lesen und mir einige Aphorismen aus Deiner Seele Tiefen senden". Ueber Lavaters Pilatus ging dann die Freundschaft zwischen Prediger und Dichter endgiltig zu Grunde. Goethe wurde durch die Tollheit und Thätigkeit von Weimar, die italienische Reise, den Anfang seiner naturwissenschaftlichen Studien, die Bekanntschaft mit Schiller völlig in Anspruch genommen, und innerlich folgt als Rückschlag auf die enthusiastische Periode des Verkehrs mit dem Züricher Propheten die Zeit seines „decidierten Nichtchristentums". Predigten gar entschwinden trotz der Nähe des redegewaltigen Herder um so mehr aus seinem Gesichtskreis, als die Leistungen jener Zeit, wo der

Vulgär-Rationalismus fast unumschränkt die Kanzeln beherrschte, sowohl geistig wie litterarisch unbedeutend und unbefriedigend waren. Besser als diese nüchternen Ergüsse mochten ihm Abraham a Santa Claras derbe Späße behagen, die er auch Schiller als Vorlage zur Kapuzinerpredigt sandte.

Erst bei dem alternden Goethe, dem Manne mit dem umfassenden Blick, dessen scharfem Auge keine bedeutsame Erscheinung des geistigen Lebens in Deutschland entgeht, finde ich wieder hie und da eine Predigt erwähnt. Familienfeste geben Anlaß, kirchliche Feiern zu erwähnen. In den Annalen wird 1801 bemerkt: „Eine fromme, fürs Leben bedeutende Feierlichkeit fiel im Innern des Hauses in diesen Tagen vor. Die Konfirmation meines Sohnes, welche Herder nach seiner edlen Weise verrichtete, ließ uns nicht ohne rührende Erinnerung vergangener Verhältnisse, nicht ohne Hoffnung künftiger freundlicher Bezüge.“ Auch auf seinen Reisen besucht er hie und da einmal einen Gottesdienst, so z. B. von Pyrmont aus 1801 Quäkerandachten. Während er aber im Wilhelm Meister gelegentlich mit großer Anerkennung von den stimmungsvollen Gottesdiensten sektiererischer Konventikel spricht, urteilt er hier scharf über die „nach langer Erwartung für improvisiert gelten sollende Rhetorik“, die „kaum jemand das erstemal, geschweige denn bei wiederholtem Besuch für inspiriert anerkennen möchte“.

Im Jahre 1814 machte Goethe das Rochusfest bei Bingen mit. In der Beschreibung dieser Tage bildet die genaue Wiedergabe der Festpredigt, die „wir manchmal mit Freunden wiederholten“, Abschluß und Höhepunkt. Nur daß er, um den Leser durch die Länge der Predigt nicht zu ermüden, sie in drei Teile zerlegt, zwischen die Stimmungsbilder aus der versammelten Gemeinde eingestreut werden.

Aus Goethes letzter Zeit stammt endlich einer seiner bedeutsamsten Beiträge für unser Thema. Im Wupperthal hatte damals F. W. Krummacher seine tiefgehende Wirksamkeit begonnen. 1828 gab er seine eigenartige Predigtsammlung: „Blicke ins Reich der Gnade“ heraus, und 1830 besprach sie der 81jährige Goethe in einer eingehenden Rezension, die, technisch vollendet, doch der Bedeutung dieser Predigten nicht gerecht wird. Sie sind ihm „narkotische Predigten, welche sich denn freilich am klaren Tage, dessen sich das mittlere Deutschland erfreut, höchst wunderlich ausnehmen“. Dem gegenüber sei hier nur auf Heinrich von Treitschke verwiesen, der Krummacher entschieden gegen den sonst von ihm hochverehrten Dichterfürsten in Schutz nimmt und diese Predigten trotz ihrer offenkundigen Mängel viel richtiger als „tiefgemütliche“ bezeichnet.

Das wäre etwa, was ich zunächst in geschichtlicher Betrachtung über Goethe und sein Verhältnis zur Predigt beibringen kann. Doch mag, damit auch der Scherz zu seinem Rechte komme, noch angemerkt werden,

daß der als Theologe verkleidete Student sich dem Pfarrer von Sesenheim als Aushilfe bei der Predigt in Wochengottesdiensten anbot, wobei er gewiß ebenso stecken geblieben wäre, wie später der Herr Geheimrat von Goethe bei der Eröffnung des Ilmenauer Bergwerks. „Er blickte wenigstens zehn Minuten lang — erzählt, hoffentlich übertreibend, der stets bewundernde Eckermann — fest und ruhig in dem Kreise seiner zahlreichen Zuschauer umher, die durch die Macht seiner Persönlichkeit wie gebannt waren, so daß während der sehr langen, ja fast lächerlichen Pause jeder vollkommen ruhig blieb." Auch soll nicht vergessen werden, daß ein biederer Sachse einmal Goethe zu dessen großem Ergötzen für den Herrn Archidiakonus Koethe hält und ihn um die Erlaubnis bittet, am nächsten Sonntag für ihn predigen zu dürfen. Und endlich, Frau Aja schreibt voller Mutterstolz an ihren Hätschelhans: „Unser Senior Dr. Hufnagel hat ein Brautpaar mit den Worten, womit Hermann und Dorothea eingesegnet werden, zusammengegeben und dabei gesagt — eine bessere Kopulationsrede wüßte er nicht." So ist Goethe doch also wirklich einmal, wenn auch nur in absentia, Prediger gewesen.

* * *

Alles, was bisher gesagt ist, gehört immerhin einer ziemlich entlegenen Provinz in dem weiten Reiche Goethescher Anschauungen an. Es fragt sich aber, ob von Goethe nicht doch vielleicht noch mehr über die Beurteilung von Predigern und Predigten zu lernen ist, ob er nicht, ohne selbst auch nur im entferntesten daran zu denken, dem Prediger und Predigthörer manchen Wink gegeben hat, der durchaus beherzigenswert bleibt. Er selbst kommt uns dabei zu Hilfe. Eckermann berichtet von einem Gespräch mit Goethe, das von Beobachtungen an Farben ausging und bei Kompositionsgesetzen der griechischen Tragödie endete. Am Schluß blickte Goethe über die ganze Unterhaltung zurück und bemerkte: „Sie sehen, wie alles aneinander hängt, und wie sogar ein Gesetz der Farbenlehre auf eine Untersuchung der griechischen Tragödie führen kann." „Alles hängt aneinander," darin liegt ein Schlüssel für die Universalität des Goetheschen Geistes, daran liegt es aber auch, daß dem Prediger viele Sätze und Bemerkungen des Alten von Weimar wie für ihn geschrieben vorkommen.

Dazu kommt noch ein Anderes. Für Goethe tritt die ganze Litteratur und die Mitarbeit an ihr unter einen weit höheren Gesichtspunkt, als wir ihr heute zumeist zubilligen. Er will Erzieher seines Volkes sein, an der Seele seines Volkes — Goethe hat diesen heute vielumstrittenen Ausdruck nicht gescheut — wirken und arbeiten. „Ein großer dramatischer Dichter, wenn ihm eine edle, mächtige Gesinnung beiwohnt, die alle seine Werke durchdringt, kann erreichen, daß die Seele seiner Stücke zur

Seele seines Volks wird." Da finden wir einen neuen Berührungspunkt. Ist nicht dasselbe dem großen Prediger beschert, einem Luther und, wenn auch im geringeren Maße, einem Bernhard von Clairvaux und Schleiermacher? Ja, hat nicht jede Predigt den Zweck, christliche Anschauungen, Glaube, Hoffnung, Liebe der Seele unseres Volkes aufzuprägen?

Fragen wir aber, wodurch Goethe seine Absicht erreicht, so ist die Antwort einfach die: dadurch, daß er in seinen Werken unserm Volke vollendete, unvergängliche Kunstwerke darbot.

Aber können wir Predigten überhaupt mit solchen litterarischen Kunstwerken in Vergleichung stellen? Goethe selbst hat zwar die Predigt, wie wir sahen, einfach den litterarischen Erscheinungen eingereiht, an andern Stellen jedoch die ganze Redekunst von dem Begriff der Kunst im höchsten Sinne ausgeschlossen. Wo er auf die Redekunst zu sprechen kommt, teilt er ihr fast überall einen ziemlich niedrigen Rang zu.

Sie ist ihm „Verstellung von Anfang bis zu Ende", und er erklärt, die Poesie würde geradezu „entwürdigt, indem sie der Redekunst bei-, wo nicht untergeordnet wird". Aber jeder merkt sofort, daß Goethe hier doch nur eine Abart der Redekunst im Auge hat, eine Redekunst, die sicher nicht Theremins Losung: „die Beredsamkeit eine Tugend" zu der ihrigen gemacht hat. Es gilt also nur eine zutreffendere und richtigere Beschreibung der Redekunst, und damit auch der Predigt, zu finden.

Was ist überhaupt Kunst? Ist es möglich, die vielgestaltigen Erscheinungen, die sich in diesem Worte zusammenfassen, auf wenige, sichere Grundzüge zurückzuführen? Goethe selbst hat gelegentlich definiert: „Kunst ist Wissenschaft zur That verwendet, praktische Wissenschaft." Aber er hat diese Definition nur formuliert, um die Poesie vom Gebiete der Kunst auszuscheiden und sie allein als Erzeugnis des Genius hinzustellen. Wir müssen uns also nach einer andern Begriffsbestimmung umsehen. Ich möchte sagen: **Kunst ist der Drang und die Fähigkeit, Regungen der Seele äußerlich verständlich darzustellen.** Was immer in der Seele lebt von Gedanken und Empfindungen, von Gestalten und Vorstellungen, von Gefühlen und Bedürfnissen, das verlangt nach Aeußerung und Darstellung, und wer diese Fähigkeit besitzt, inneres Leben zu objektivieren, sei es im Wort oder im Ton und Klang, in Formen und Farben oder meinethalben auch in den anmutigen Bewegungen des Tanzes, so daß es den Menschen verständlich wird, verwandte Saiten ihrer Seele anrührt und zum Klingen bringt, der ist ein Künstler.*) In diesem Sinne gehört wie der Dichter, auch der Prediger zu den Künstlern, denn was ist eine Predigt zunächst anders als ein Ausdruck der frommen Em-

*) So schreibt Ch. F. Hebbel einmal: „Als Aufgabe meines Lebens betrachte ich die Symbolisierung meines Innern, soweit es sich in bedeutenden Momenten fixiert, durch Schrift und Wort."



pfindungen des Herzens, die Darstellung der religiösen Welt in der Seele des Redners: Ich glaube, darum rede ich.

So fragen wir einfach auch für die Beurteilung von Predigten: Was verlangt Goethe von einem Kunstwerk im obigen Sinne? Und dabei kommen wir auf den Kernpunkt der Persönlichkeit Goethes: Er ist derjenige, der mit dem größten Nachdruck auf den unzertrennlichen Zusammenhang zwischen der Persönlichkeit und den Werken eines Menschen, besonders des Künstlers, hingewiesen hat. Wie er von seinen eigenen Werken sagte, sie seien alle nur „Bruchstücke einer großen Konfession", so war er unablässig bemüht, bei andern eben diesem Zusammenhange nachzuspüren. Selbst den Meteorologen Luke Howard bittet er „in der Ueberzeugung, daß alles, was durch Menschen geschieht, im ethischen Sinn betrachtet werden müsse, der sittliche Wert jedoch nur aus dem Lebensgange zu beurteilen sei," um biographische Daten, die er seiner Meteorologie einverleibt. „Eine bedeutende Schrift ist, wie eine bedeutende Rede, nur Folge des Lebens" — da ist auch eine ganz andere Würdigung der Redekunst, wie in den vorher angeführten Stellen! „In der Kunst und Poesie ist die Persönlichkeit alles," das geht als Leitsatz durch alle seine Ausführungen hindurch. Demnach giebt es für den Künstler jeglicher Art nur e i n Gebot, das wie ein kategorischer Imperativ vor ihm steht: Er soll „unablässig an seiner höheren Entwicklung arbeiten, damit die Wirkung, die von ihm auf das Volk ausgeht, eine wohlthätige und edle sei".

Man braucht nur diese Maximen zusammenzustellen, um zu bemerken, daß damit einer der wesentlichsten Punkte auch für die Beurteilung einer Predigt berührt wird. Die heute vielbeliebte Unterscheidung des Predigers in der Studierstube von dem Prediger auf der Kanzel ist im Grunde genommen eine der ungeheuerlichsten Erscheinungen im kirchlichen Leben der Gegenwart. Unsere Gemeinden urteilen mit Recht ganz spontan nach Goetheschen Grundsätzen und haben Achtung vor dem Geistlichen und Freude an einer Predigt nur da, wo sie merken, daß der Prediger mit seiner ganzen Person für das, was er sagt, eintritt.

Steht aber dieser erste Grundsatz fest: „Jedes Kunstwerk muß der Ausdruck des inneren Lebens einer Persönlichkeit sein," so ergeben sich ganz von selbst daraus zwei Forderungen an den Künstler, die von Goethe immer wieder geltend gemacht werden: der Künstler, in unserem Falle also der Prediger, muß w a h r und w a h r h a f t i g sein, und damit zusammenhängend: sein Werk muß einen i n d i v i d u e l l e n C h a r a k t e r tragen, er muß „c h a r a k t e r i s t i s c h b i l d e n".

„Das erste und letzte, was vom Genie erfordert wird, ist Wahrheitsliebe," daran hat Goethe festgehalten. Ueber den Grund seiner Trennung von Lavater äußert er z. B.: „Lavater war ein herzlich guter Mann, allein die ganze strenge Wahrheit war nicht seine Sache, er belog

sich und andere.“ Möchte es nur immer eine eindringliche Mahnung für unsere evangelische Kirche bleiben, daß der größte Dichter unsers Volkes dem nahezu bedeutendsten Prediger seiner Zeit den Rücken kehrte, weil er ihn nicht für wahrhaftig hielt! Gerade ein Prediger soll ein Hüter der Wahrheit sein, wie es in Goethes übermütigem Reformationsfestliede heißt:

Was auch der Pfaffe sinnt und schleicht,
Der Pred'ger steht zur Wache.

Von Wahrhaftigkeit kann natürlich nur die Rede sein, wo wirklich ein innerer Drang den Künstler zum Gestalten, den Prediger zum Reden treibt. Goethe hat selbst so geschaffen: „Was ich nicht lebte, und was mir nicht auf die Nägel brannte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen.“ Aehnlich äußert er über die Thätigkeit eines Parlamentsredners: „Es gehört zu solcher Stelle nicht allein, daß man gescheit sei, sondern daß man auch den Trieb und die Lust zu reden habe.“ In der schönen Schilderung des jungen Lavater im vierzehnten Buche von Wahrheit und Dichtung wird dieses Moment ganz besonders betont: „Redliche und fromme Gesinnungen, wie er sie fühlte, den Menschen mitzuteilen, sie in ihnen zu erregen, war des Jünglings entschiedenster Trieb.“

Nur da, wo dieser innere Trieb vorhanden ist, meint der Künstler es mit seiner Arbeit wirklich ernst, und nur wo heiliger Ernst bei einer Sache ist, wird sie auf andere Menschen einen dauernden Eindruck machen. „Die Kunst ist ein ernsthaftes Geschäft, am ernsthaftesten, wenn sie sich mit edlen, heiligen Gegenständen beschäftigt.“ Das ist eins jener Worte, die ohne weiteres wörtlich auf die Predigt bezogen werden können. Wo eine Predigt nicht den Eindruck erweckt, daß es sich in ihr um Dinge handelt, die wirklich für Leben und Sterben bedeutsam und ernsthaft sind, da wäre sie besser nicht gehalten. Wir klagen oft über das Fehlen der ernsten Männer im kirchlichen Leben, und wie ein Echo hören wir Goethe erzählen, daß Schiller den Wunsch geäußert habe, alle Woche ein Stück nur für Männer zu geben. Von sich selbst sagt er, er habe nichts für Kinder geschrieben, „ja nicht einmal für Kinder von zwanzig Jahren“, und gelegentlich entfährt ihm der Stoßseufzer: „Was thun unsere jungen Mädchen im Theater? Sie gehören gar nicht hinein, sie gehören ins Kloster, das Theater ist bloß für Männer und Frauen, die mit menschlichen Dingen bekannt sind.“ Das ist übertrieben, aber diese Uebertreibung hat ihren Grund in dem großen, berechtigten Wunsch: „Ich will auf Männer, auf ernste Männer wirken!“ Wer das thut, den werden dann auch rechte Frauen am höchsten schätzen. „Echt tyrtäische Poesie“ verlangt er darum ein andermal, die „den Menschen mit Mut ausrüstet, die Kämpfe des Lebens zu bestehen“. Ist nicht starken, heldenhaften Glauben zu erwecken das Ziel jeder rechten Predigt?

Natürlich! Ernsthaft genommen wird nur, wer ernsthaft ist. Darum kommt Goethe immer wieder auf die Forderung der Wahrhaftigkeit zurück. „Ein Schriftsteller muß ohne Nebenzwecke gerade und treu gesagt haben, wie er gedacht.“ Allerdings, Redner und Prediger haben es darin schwerer als Schriftsteller. Sie sind viel abhängiger von dem Zuhörerkreis, der sie umringt, als der Schriftsteller von seinem Leserkreis. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß es viel leichter und bequemer ist, den Leuten, die nicht in die Kirche kommen, von der Kanzel Buße zu predigen, als denen, die gerade unten die Kirchenstühle füllen, ins Herz zu treffen; denn diese können sehr unangenehm werden, wenn sie glauben, daß der Redner ihnen zu nahe getreten ist. Redekunst und Predigt sind in schlechten Geruch bei vielen gekommen, weil Redner und Prediger selten den Mut haben, der öffentlichen Meinung, wie einem abgeblaßten, konventionellen Christentum entgegenzutreten. Sie bemühen sich oft, mehr aus dem Herzen ihrer Hörer als aus ihrem eigenen Herzen zu sprechen, und die gebotene Rücksicht auf die Gemeinde wird gar zu häufig zur Schwäche gegen die Gemeinde und zum unwürdigen Buhlen um Beifall. Gerade darum muß aber für den Prediger diese Goethesche Forderung der Wahrhaftigkeit um so lebhafter und nachdrücklicher erhoben werden. Schließlich hat eine Gemeinde doch nur Achtung vor einem Prediger, dessen Predigten „Zeugnisse“ sind, und ebenso umgekehrt: „die größte Achtung, die ein Autor für sein Publikum haben kann, ist, daß er niemals bringt, was *man* erwartet, sondern was er selbst auf der jedesmaligen Stufe *eigner* und *fremder* Bildung für recht und nützlich hält.“

Damit sind wir schon ganz unvermerkt an die zweite Forderung herangekommen, die Goethe an den Künstler, in unserm Falle an den Prediger stellt. Soll eine Predigt der wahre Ausdruck von dem Glaubensleben einer Persönlichkeit sein, so wird sie, genau ebenso wie jede Persönlichkeit selbst, ein individuelles Gepräge tragen müssen, und mag der junge Goethe auch, wie es oft scheint, Recht haben mit seinem herben Wort: „Unter allen Besitzungen auf Erden ist ein *eigen* Herz die kostbarste, und unter Tausenden haben sie kaum zwei“, so bleibt doch stets das Streben nach einem eigenen Herzen, nach „charakteristischem Bilden“ ein notwendiges und hohes Ziel.

Eine kleine Episode mag dabei zeigen, was Goethe unter seiner Forderung des „charakteristischen Bildens“ verstand.

Im Januar 1826 war das litterarische Weimar in einiger Aufregung. „Der erste deutsche Improvisator, Doktor Wolff aus Hamburg, ist seit mehreren Tagen hier und hat auch bereits öffentlich Proben seines seltenen Talentes abgelegt. Freitag abend gab er ein glänzendes Improvisatorium vor sehr zahlreichen Zuhörern und in Gegenwart des weimarischen Hofes. Noch an selbigem Abend erhielt er eine Einladung

zu Goethe auf nächsten Mittag." Dahin wollen wir ihn begleiten. Goethe empfängt ihn mit freundlicher Würde und giebt ihm als Thema: „Schildern Sie mir Ihre Rückkehr nach Hamburg." Wolff beginnt. In fließenden Versen beschreibt er seine Freude, nach Hause zu kommen zu seinen Eltern, Freunden und Verwandten, schwelgt in Rührung, Umarmungen und Küssen, schließt effektvoll ab — und schaut erwartungsvoll Goethe an. Und Goethe? „Sehr schön, lieber Herr Wolff, sehr schön! Aber — Rückkehr nach Hamburg habe ich gebeten, und was Sie erzählten, konnte ebenso gut Rückkehr nach Jena oder Merseburg sein. Was ist aber Hamburg für eine ausgezeichnete, eigenartige Stadt, und welch ein reiches Feld der allerindividuellsten Darstellungen statt Ihrer allgemeinen Gefühle bot Ihnen das Thema, wenn Sie es nur gehörig zu ergreifen gewußt und gewagt hätten." Doktor Wolff war ein verständiger Mann und nicht übermäßig von sich eingenommen. Er sagte zu Eckermann, diese Stunde würde in seinem Leben Epoche machen; Goethe habe ihn mit wenigen Worten auf eine ganz neue Bahn gebracht. Mir will fast scheinen, als ob auch heute noch unter Schriftstellern, Künstlern, und leider auch unter Predigern, mancher Doktor Wolff herumlaufe, dem ein ähnlicher freundschaftlicher Wink sehr zu wünschen wäre. Dann würde man nicht mehr so häufig wie heute von dem noch vor kurzem so beliebten Kanzelredner N. N. sagen hören: „Er wiederholt sich leider so viel, er hat sich ausgepredigt!"

Aus dem Allgemeinen heraus! Keine Gemeinplätze! Prediger und Predigthörer müssen beide „Todfeinde von Wortschällen" werden. Den Predigten Lavaters macht Goethe mit Recht den Vorwurf, daß in ihnen die Phrase nicht immer vermieden sei, und wenn der Züricher Prophet überschwenglich mahnt: „Widersetze dich ferner, lieber Bruder, mit Weisheit, Sanftmut und leuchtender Stärke des Geistes und Herzens den beiden großen Feinden der Wahrheit und Tugend ..., ich meine das emporbrausende christusleere Christentum auf der einen, die vernunftlose Schwärmerei auf der andern Seite", so bemerkt Goethe hierzu trocken: „Sprich, lieber Leser, ob unser Lavater nicht vortrefflich denkt? aber sprich, ob es nicht höchst wünschenswürdig wäre, daß man diese beiden Feinde besser kennen lernte, als sie die meisten kennen? Denn wie viele wissen die große Frage richtig zu beantworten: Was heißt christusleeres Christentum? was vernunftlose Schwärmerei?" Phrasen und Schlagworte, überall vom Uebel, sind nirgends verderblicher als im religiösen Leben und in seiner Aeußerung, der Predigt. Sie geben jenen mißachtenden Aeußerungen, an denen es auch Goethe nicht hat fehlen lassen, einen Anstrich von Berechtigung:

Mönchlein ohne Kapp' und Kutt',
Schwatz' nicht auf mich ein.

Zwar du machest mich kaput,
Nicht bescheiden, nein!
Deiner Phrasen leeres Was
Treibet mich davon,
Abgeschliffen hab' ich das
An den Sohlen schon.

Also nicht fromme Redensarten, sondern ein tüchtiger, individueller Inhalt! Um dieses Ziel zu erreichen, muß allerdings mit einer, bis auf den heutigen Tag in unseren Gemeinden weit verbreiteten Irrlehre gebrochen werden, der nach Goethes Urteil auch Lavater zum Opfer gefallen ist. „Die Lehre war: Der Künstler (und wir setzen dafür wieder den Prediger) brauche vorzüglich Frömmigkeit und Genie, um es den Besten gleich zu thun. Eine solche Lehre war sehr einschmeichelnd, und man ergriff sie mit beiden Händen. Denn um fromm zu sein, brauchte man nichts zu lernen, und das eigene Genie brachte jeder schon von seiner Frau Mutter." Gewiß ist an dieser Anschauung richtig, — auch Goethe hat das oft betont — „daß dem echten Dichter die Kenntnis der Welt angeboren ist", aber diese großen Genies sind in der Geschichte doch äußerst spärlich gesät; sicherlich muß eine gewisse Begabung, Anlage, Talent vorhanden sein, aber erst der Fleiß ist es, der etwas daraus macht, und treue, verständige Arbeit bringt oft weiter als begabte Flüchtigkeit. Tiefe Abneigung gegen jegliche Art von Dilettantismus tritt uns Schritt für Schritt in Goethes Werken und Gesprächen entgegen. „Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde." Darum wird er nicht müde, vor Massenproduktion zu warnen. Oft weist er darauf hin, wie er, zumal in höheren Jahren, seine Werke weit über das Horazische nonum prematur in annum habe ausreifen lassen. Welche beherzigenswerte Mahnung zumal für moderne Großstadtpfarrer und Großstadtmenschen überhaupt enthält jenes goldene Wort an Eckermann: „Hüten Sie sich vor Zersplitterung und halten Sie Ihre Kräfte zusammen!"

Indessen die Mahnung: Sei fleißig! allein genügt nicht. Sie würde in dieser Form an die Aufforderungen erinnern, die man oft in nicht-individuellen Predigten hört: Sei fromm! Arbeite für das Reich Gottes! Sorge für deine Seele! Der arme Zuhörer sitzt dabei unten und denkt: „Ich möchte ja furchtbar gerne etwas thun, wenn er mir nur sagen wollte, was ich thun soll!" Darum noch kurz die Frage, worauf sich der Fleiß erstrecken muß, wenn tüchtige Werke das Ergebnis sein sollen, und ich möchte aus Goethes hierauf bezüglichen Andeutungen drei für die Predigt bedeutsame Winke herausheben:

Zunächst: „In Kunst und Wissenschaft, sowie im Thun und Handeln kommt alles darauf an, daß die Objekte rein aufgefaßt und ihrer Natur gemäß behandelt werden." Darum muß vor allem Fleiß darauf ver-

wandt werden, den Gegenstand, den der Künstler (Prediger) behandeln will, in seiner Eigenart genau kennen zu lernen. Lavater wie Krummacher haben es nach Goethes Urteil an einem wichtigen Punkte daran fehlen lassen. Er macht ihnen den, bei beiden berechtigten Vorwurf, daß ihr Forschen nach dem Wortsinn der Bibel nicht eindringend genug sei. Lavater wird geradezu nachgewiesen, daß er in seinen Jonaspredigten das Charakteristische des ersten Kapitels vollkommen übersehen habe, nämlich daß sich darin dem Propheten die Allgegenwart Gottes enthülle. Bei Krummacher aber wird gerügt: „Er nimmt die deutsche Uebersetzung der Bibel, wie sie daliegt, ohne weitere Kritik, buchstäblich geltend, als kanonisch an und deutet sie, wie ein ungelehrter Kirchenvater, nach seinem schon fertigen Systeme willkürlich aus." Goethe fordert also hier wie auch noch an anderen Stellen, was heute theoretisch allgemein anerkannt, praktisch leider nicht ebenso allgemein geübt wird, vom Prediger vor allem genaues Textstudium unter sorgfältiger Heranziehung des Urtextes und des gesamten biblischen Zusammenhanges, in dem die einzelne Bibelstelle steht.

Ferner: Für den Dichter, wie für den Prediger ist dringend notwendig Kenntnis des menschlichen Herzens und der menschlichen Gesellschaft. Ohne die Fähigkeit, Geister zu prüfen und zu unterscheiden, ist keine Wirkung auf Menschen möglich. Darum verlangt Goethe von dem Prediger ausdrücklich eingehende Kenntnis seiner Gemeinde. In dieser Beziehung möchte ich seine Besprechung der Krummacherschen Predigten geradezu klassisch nennen. So wenig Goethe dem christlichen Inhalt der Verkündigung gerecht wird, so ausgezeichnet findet er das Richtige in der Betonung des Zusammenhangs der Predigt mit den seelischen Bedürfnissen der Gemeinde. Die Besprechung beginnt nämlich: „Gemarke (der Ort, wo Krummacher wirkte) ist ein ansehnlicher Marktflecken von 380 Häusern mit Stadtfreiheiten im Wupperthale." Danach schildert er die Industrie des Ortes und damit zusammenhängend die Zusammensetzung der Gemeinde nach ihrer sozialen Seite wie nach ihrer sittlichen und religiösen Eigenart und untersucht, ob und wie Krummachers Predigten diesem Milieu entsprechen. Damit wird dem Prediger neben jenem ersten Satze: Studiere deine Bibel! als zweite Forderung ins Gewissen geschoben: Vergiß nie, daß deine Predigt einer ganz bestimmten Gemeinde dienen soll, und mache dich mit deren Umständen und Bedürfnissen bekannt! Für uns moderne Menschen hat diese Besprechung außerdem den Wert, daß sie an einem klassischen Beispiel auf die Bedeutung der sozialen Umgebung für die Predigt hinweist.

Endlich: Jede Kunst (auch die Redekunst) hat eine technische Seite, die der Künstler völlig beherrschen muß. Dem Prediger müssen die für den Redner notwendigen Ausdrucksmittel, vor allem das Wort, aber auch

Gesten, Art des Vortrags u. s. w., durchaus zu Gebote stehen, damit er für das, was er sagen will, auch den rechten Ausdruck und die passende Form wählt. Selbstverständlich darf dieses technische Moment niemals so überwiegen, daß es zur Künstelei verleitet.

Es trägt Verstand und rechter Sinn
Mit wenig Kunst sich selber vor;
Und wenn's euch Ernst ist, was zu sagen,
Ist's nötig, Worten nachzujagen?

Aber ebensowenig darf die technische Seite, die Form, gering geachtet werden. Gediegenen Inhalt in angemessener Form, goldne Aepfel in silbernen Schalen stellt Goethe am höchsten. Jeder Prediger, überhaupt jeder Redner, der nach dieser technischen Seite hin als Fachmann die Werke, Briefe und Gespräche des alternden Goethe durchforscht, wird in ihnen eine wahre Fundgrube von treffenden Beobachtungen und feinen Winken finden. Hier würde näheres Eingehen darauf zu weit führen. Nur ein Punkt sei erwähnt, weil er besonders bedeutsam ist. Jedes Kunstwerk und vor allem jede Rede muß bis zum Schluß unter dem Gesetze der Steigerung stehen; der Redner muß immer noch etwas Neues, Unerwartetes zu sagen haben, da sonst das Interesse erschlafft. Darum muß aber die Länge, mit der ein Stoff behandelt wird, genau der Bedeutung des Gegenstandes angepaßt sein. Schiller z. B. „hatte zu viel auf dem Herzen und zu viel zu sagen, als daß er es hätte beherrschen können." „Ja, man muß ein alter Praktiker sein, um das Streichen zu verstehen." Gilt das überall, so besonders bei der Predigt:

Von heiligen Männern und von weisen
Ließ ich mich recht gern unterweisen;
Aber es müßte kurz geschehn,
Langes Reden will mir nicht anstehn.

* * *

So können auch Prediger und Predigthörer von Goethe lernen. Auch Predigthörer! Denn eine Predigt recht anzuhören und zu beurteilen ist ebenfalls eine Kunst. Was für den Dichter gilt: Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn, kann auch auf den Prediger angewendet werden. Und sicherlich, je besser und verständiger unsere Gemeinden Predigten hören, um so besser werden die Geistlichen predigen. Diejenigen, die immer nur auf die Prediger schelten oder geringschätzig an der Predigt vorübergehen, trifft Goethes scharfes, aber nicht ungerechtes Wort: „Das Publikum beklagt sich lieber unaufhörlich, übel bedient worden zu sein, als daß es sich bemühte, besser bedient zu werden."





Auf der Höhe.*)

Von

Otto von Leixner.

Ueber dem Nebel des Thals ich steh' auf dem Gipfel des Lebens —
Auf das erhobene Haupt quillt das erlösende Licht,
Strömt in das offene Herz und zerreißt nun den letzten der Schleier,
Der mir die Gottesgestalt tief im Gemüte verbarg.
Kräfte des Geists, die dort unten im Thal sich in Zwietracht bekämpften,
Rauschen zum Strome geeint still durch die Seele dahin,
Tragen auf leuchtender Flut die heilige Barke — am Steuer
Steht die Erkenntnis und lenkt, selig des Zieles bewußt,
Hin zu dem Hafen des Friedens das Bild des geretteten Gottes,
Das sich aus innerstem Zwang schuf das gestaltende Selbst.
Bilder des ewigen Herrn nur bringt an des Jenseits Gestade
Jeglicher Mensch, wie den Gott er sich im Herzen erträumt.
Klein und verzerrt ist des Einen Gebild, im Tasten geschaffen,
Doch das Unendliche lebt auch in dem kindischen Werk;
Groß und erhaben, geschaut in den Stunden der höchsten Begeist'rung,
Stellt sich des Sehers Gebild vor das erschütterte Herz.
Aber der Vater empfängt mit Güte das Kleinste und Größte,
Wenn er die Kinder begrüßt an den Gestaden des Lichts.

* * *

Ruhig ich wende das Haupt und blicke zurück nun die Wege,
Die mich des Lebens Gebot dort in dem Thal hat geführt.

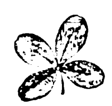
---

*) Aus der vollendeten aber noch unveröffentlichten Dichtung „Erträumte Liebe". Sie behandelt in einem lyrischen Roman die Schicksale eines Mannes. Er lebt in tiefer Herzenseinsamkeit. Da träumt er sich eine Gefährtin, bis er erkennt, daß es des Mannes unwürdig sei, zu träumen. Doch da, als er entsagen will, findet er ein Weib, in dem seine Sehnsucht sich verkörpert. Sie lebt in einer lieblosen Ehe, aber ist Mutter. Beider Herzen finden sich; doch da erwacht die Leidenschaft. Um sich ihren Kindern in Reinheit zu erhalten, löst sie trotz aller Liebe die Beziehung. Ueber ihn bricht die Verzweiflung, bis er endlich Ruhe findet. Im letzten Buche steht er auf der Höhe des Lebens. Das hier veröffentlichte Gedicht, seines Gedankeninhalts wegen in Distichen geschrieben, ist das vorletzte der Dichtung. Der Verfasser.

Lange versank schon die liebliche Flur in dem Dufte der Ferne,
Wo, von der Liebe bewacht, einstens gewandelt das Kind;
Fern ist der steigende Hang, den der feurige Jüngling erstürmte,
Welten im sinnenden Haupt, Glut in dem tiefsten Gemüt;
Ferne der felsige Pfad, vorüber an Schroffen und Schlünden,
Wo sich mit Mühe der Mann schleppte vom Grate zum Grat.
Scharfes Gestein hat zerschnitten die Hand, und mit keuchendem Atem
Lag er, zum Sterben erschöpft, oft in den Nächten des Leids.
Aber nimmer erlosch in der Brust das leitende Sternbild,
Das sich das innerste Selbst schuf aus dem eigenen Licht.
Ueber das Meer des Gefühls, des vom Sturm der Begierden erregten,
Hat es den suchenden Geist linde zum Frieden geführt,
Seltsam bewegt mir das tiefste Gemüt die sinnende Rückschau,
Und von den Lippen mir fliegt plötzlich das fragende Wort:
Hab' ich gelitten? Wohin sind verschwunden die Schmerzen des Geistes?
Stieg aus dem Wirbel des Leids nicht die erlösende Kraft?
War nicht der irdische Schmerz nur ein Wahn des irrenden Willens?
Sind nicht die Thränen versiegt, sind nicht die Wunden vernarbt?
Alles verging, wie die Wolken vergehn vor den Strahlen der Sonne;
Ueber den Bildern der Welt schwebt der beruhigte Geist.
Aber die Liebe verknüpft ihn auf immer mit Himmel und Erde,
Läßt ihn den ewigen Gott schau'n in dem Spiegel des Selbst.
Dankbar gedenk' ich der Menschen, mit denen mich Liebe verbunden,
Dankbar der Feinde, die hart oft mich im Leben bekämpft.
Haß ist nur Schein, ist ein flüchtiger Wahn des verdunkelten Willens,
Liebe lebendige Kraft, Odem des ewigen Herrn.
Wenn er mit spielender Hand auch die rollenden Sonnen vernichtet
Und in ein flammendes Meer alles Geschaffne versenkt:
Nimmer die Geister vergehn, denn aus Wirbeln des brausenden Chaos
Hebt er mit gütigem Sinn alle die Söhne zum Licht.
Liebe hab' ich geträumt und erträumte mit Schmerzen verloren,
Doch in den Nächten des Leids ward mir die höchste zu teil.

* * *

Wieder ich wende das Haupt. Vor den Blicken, verschleiert in Nebel,
Zeigt sich in flirrendem Licht nun mir der sinkende Pfad.
Unten, nicht weiß ich den Ort, mich erwartet die friedliche Stätte,
Wo man den sterblichen Leib senkt in das offene Grab.
Vorwärts! Tief in der Brust die Gewißheit des höheren Lebens
Schreit ich mit leuchtendem Blick ruhig entgegen dem Tod.





Tod und Jenseits im klassischen Altertum.

Von

Ernst Eckstein.

Vielfach herrscht noch bei unsern Gebildeten die unhaltbare Meinung, der Glaube an ein vergeistigtes Fortleben nach dem Tode sei dem klassischen Altertum fremd gewesen. Aber das Gegenteil ist der Fall. Nicht nur zahlreiche Grab-Inschriften, namentlich römische, die mehr oder weniger deutlich die Hoffnung eines Wiedersehens im Jenseits betonen, sprechen für diese Thatsache, nicht nur der pietätvolle Kultus, den man den Toten weihte, sondern auch das Zeugnis vieler angesehener Dichter und Schriftsteller.

Das heroische Zeitalter freilich, wie es sich in den Schöpfungen des Homer spiegelt, haftet noch vollständig an der maßlosen Wertschätzung des Diesseits. Der Tod ist für die Helden Homers ein trostloses Verhängnis, dem der Sterbliche nur die starre Ergebung ins Unabänderliche, die Dumpfheit einer wehmütigen Resignation entgegenzusetzen vermag. Das Fortleben der Seelen im Hades hat etwas von einer traumhaften Schein-Existenz; es sind keine Wesen im vollen Sinne des Wortes, sondern nur Bilder und Schatten, die dort unter den Silberpappeln der Todesgöttin Persephoneia ihr freudloses Dasein fristen. Der Geist des Achilles sagt zu Odysseus, der ihn auf seiner großen Unterweltsfahrt zum Reden bringt: „Lobe mir keiner den Tod! Es wäre mir lieber, droben bei einem dürftigen Manne Knechtesdienste zu leisten, als hier bei den Verstorbenen Herrscher zu sein.“ Auf der dunkeln schauerlichen Asphodeloswiese schweben die Seelen der Abgeschiedenen ängstlich flatternd wie Nachtvögel umher; sie schwirren und zirpen, und wo sie in größerer Anzahl auf einmal über die Schwelle des Hades hinabdringen, da wird dies matte, traumhafte Schwirren und Zirpen zum furchtbaren Getöse. Obgleich nur luftige Scheingebilde, haben die „Schatten“ doch das Antlitz und die Gestalt von ehedem beibehalten; ihr Denken jedoch ist unklar, verworren und traumhaft; die Erinnerung an das Vergangene ist größtenteils ausgelöscht. Ueber dem ganzen

Hades Homers liegt eine tief-schwermütige Stimmung, das unermeßliche Leid des Griechengemüts, das sich vom Anblick der Sonne und des lebendigen Lebens nicht losreißen konnte und dementsprechend den Tod als das größte Uebel betrachtete.

Später hat sich in diesen Anschauungen allmählich ein Wandel vollzogen. Dem Tartarus, als dem Aufenthaltsort der Verdammten, trat das Elysium, das Heim der Seligen, gegenüber.

Tief indessen haben diese rein sinnlichen Anschauungen vom Jenseits wohl nur in der ersten Zeit gewurzelt. Das gebildete Rom warf sie frühzeitig über Bord; sie hatten für Kunst und Schrifttum nur noch poetischen Wert. Sehr unzweideutig spricht sich in dieser Beziehung der Satiriker Juvenal aus, der schlankweg behauptet:

„Daß an den Manen was sei und dem Reich tief unter der Erde,
Oder am stygischen Pfuhl mit den Fröschen, am Ruder des Charon,
Daß ein einziger Kahn Millionen hinüberbefördre,
Glaubt kein Knabe sogar, als dem man das Bad noch umsonst giebt."

Das heißt also: nur ein ganz kleiner Junge, der die öffentlichen Bäder noch frei hat — (wir würden sagen: ein Kind, das auf der Eisenbahn noch ohne Billet mitgenommen wird) — hält diese Märchen vom Tartarus, vom Styx, vom Sisyphus und seinen berühmten Qualgenossen für etwas Wirkliches.

In der Folge ward unter den Aufgeklärten die Anschauung groß: jenseits der Todesschwelle existiert überhaupt nichts. Gleichzeitig aber griff eine Vorstellung Platz, die mit der ideal-christlichen nahe verwandt war. Man glaubte an eine Art ewige Seligkeit, ein persönliches Fortleben und die Möglichkeit einer Wiedervereinigung, ohne doch über das Einzelne bestimmte Ansichten oder gar Dogmen aufzustellen. Daher uns denn auf diesem Gebiet zahlreiche Schwankungen, Widersprüche und Zweifel begegnen. Jedenfalls aber hat die Meinung, der Tod sei ein Uebel, bei den Höhergebildeten aller Schattierungen aufgehört. So äußert sich Lälius (bei Cicero) über das Hinscheiden des ihm innig befreundeten Scipio Africanus wie nachstehend:

„Wohl fühle ich den Verlust eines Freundes, wie es keinen zweiten mehr geben wird, außerordentlich tief: aber ich bedarf keines Heilmittels für diesen Schmerz. Ich tröste mich selbst vorzüglich dadurch, daß ich frei bin von dem Irrtum, der viele bei der Trennung von einem Freunde zu ängstigen pflegt. Meinen Scipio hat nach meinem Glauben kein Unglück betroffen; das, was geschehen ist, hat mich betroffen."

Die Aeußerung erinnert lebhaft an die Worte des französischen Dichters Eduard Pailleron:

„Wer von den beiden bedarf eigentlich des Gebetes: der Tote, der da ruhig im Sarge liegt, oder der Lebende, der trostlos hinter dem Sarge einherschreitet?"

In der nämlichen Schrift Ciceros heißt es dann weiter:

„Ich stimme nämlich den Philosophen nicht bei, die unlängst die Ansicht vertraten, mit dem Körper gehe zugleich die Seele unter, und alles werde im Tode vernichtet. Weit größere Geltung hat mir der Glaube der Vorfahren, die den Verstorbenen so heilige Rechte einräumten; was sie gewiß nicht gethan hätten, wenn sie der Meinung gewesen wären, daß es die Toten nicht mehr berühren könnte. Auch neige ich zu der philosophischen Ueberzeugung des Mannes, der durch Apollos Ausspruch für den weisesten aller Menschen erklärt wurde, und der unerschütterlich an der Lehre festhielt: die Seelen der Menschen seien göttlichen Ursprungs; sobald sie den Körper verließen, stehe ihnen die Rückkehr in den Himmel offen; und diese Rückkehr sei für die Besten und Gerechtesten auch stets am ungehindertsten ... Ist dem aber so, daß der Geist der Edelsten sich beim Tode aus dem Gewahrsam und den Banden des Körpers am leichtesten emporschwingt, wem könnte dieser Aufschwung zu den Göttern leichter gewesen sein als dem Scipio?"

Hier finden wir also fast schon die christlichen Anschauungen.

Den Aufschwung zu den Göttern behandelt auch ein altgriechisches Epigramm, das folgendermaßen lautet:

„Ueber dem Grab aufsteigender Aar, zu welchem der Götter
Dort im Sternengefild strebst du geflügelt empor?
Sinnbild bin ich der Seele des Plato, die zum Olymp sich
Aufschwang, aber der Leib schlummert in attischem Grund."

In seiner Schrift „De senectute" sagt Cicero unter Mitberücksichtigung jener Philosophie, die ein Fortleben der Seele ableugnet:

„Es liegt klar zu Tage: entweder ist der Tod für uns etwas Gleichgiltiges, wenn er nämlich unsere Individualität völlig vernichtet, oder etwas Wünschenswertes, wenn er unsere Seele in ein ewiges Leben einführt. Ein Drittes läßt sich nicht denken. Was also haben wir zu fürchten, wenn wir nach dem Tode entweder frei von jeglicher Unlust oder sogar selig werden?"

Dieser Ausspruch ist für die damals herrschenden Meinungen charakteristisch. „Ein Drittes läßt sich nicht denken." Das Schattenleben nach der Vorstellung des früheren Griechentums, das Verträumen der Ewigkeit in den lichtlosen Hainen der Todesgöttin, der fledermausartige Zustand der Eidola wird hier gar nicht mehr in Betracht gezogen. Und dieser Zustand war doch „ein Drittes", ein Schreckbild für das ganze daseinsfreudige Hellas Homers. Ueberhaupt ist es merkwürdig, daß die Möglichkeit einer Verschlechterung nach dem Tode — mit Ausnahme der Vorstellungen vom urgriechischen Hades — von keinem europäischen Kulturvolke bei der Ausgestaltung des Jenseits in Erwägung gezogen wird. Abgesehen von der Bestrafung der Sünder und Frevler natürlich, die ihren Qualen entgegengehen, winkt den Abgeschiedenen a priori ein erhöhter, beglückterer Zustand, während es doch sehr wohl denkbar wäre,

daß eine Herabminderung stattfände; wie ja z. B. die orientalischen Anhänger der Seelenwanderungslehre in der That eine solche Herabminderung gelten lassen.

Ein Zeugnis dafür, daß man schon frühzeitig anfing, den Tod nicht als etwas Schlechthin-Schreckhaftes, sondern als den Erlöser von Qual und Not zu betrachten, als den Uebergang zur Schmerzlosigkeit und Ruhe, findet sich bei Plutarch, in der „Trostschrift an Apollonius". Der Autor schreibt dort im zehnten Abschnitt:

„Die aber, welche den Tod für ein Uebel halten, tadelt Aeschylos mit Recht in den Worten: ‚Nicht ist der Tod den Sterblichen mit Recht verhaßt, da er sie doch am besten heilt von vielem Weh.' In gleichem Sinne äußert sich auch der (unbekannte) Verfasser der Verse:

‚O Tod, mein Päan, mein Heiler, komm!
Erdwallers Hafen ist, traun, der Hades.'"

Hier wird also bereits das Leben mit einer stürmischen Seefahrt verglichen und der Tod mit dem Einlaufen in die schirmende Bucht.

In der nämlichen Schrift des Plutarch findet sich eine Stelle, die an das biblische Wort: „Der Tag des Todes ist besser als der Tag der Geburt —" und an die weltflüchtigsten Aeußerungen Schopenhauers erinnert. Die Stelle lautet:

„Man betrachte doch das Schmerzliche des Lebens und die vielen Sorgen, denen es unterworfen ist! Wollten wir diese nur aufzählen, wir würden uns mit Entschiedenheit gegen dasselbe erklären und den bei manchen angenommenen Satz wahr finden, daß der Tod besser sei als das Leben."

Sokrates — (in Platons „Apologie") — sucht in ähnlicher Weise wie Cicero in der Abhandlung De senectute dem Tod das Schreckhafte und Fürchterliche zu rauben. Ihm zufolge ist der Tod entweder dem tiefsten Schlaf ähnlich, oder er führt ins Jenseits, oder er zieht die Vernichtung des Körpers wie der Seele nach sich. In keinem von diesen Fällen aber ist er ein Uebel. Ein tiefer Schlaf wird übrigens schon bei Homer mit den Worten geschildert:

„Unerwecklich und süß und fast dem Tode vergleichbar" —

und die Iliade (XI, 241) nennt den Schlaf den leiblichen Bruder des Todes, was insofern merkwürdig ist, als doch sonst dem heroischen Zeitalter der Tod etwas absolut Furchtbares war.

Sokrates müht sich bei Plato noch mehrfach, — für unsere Logik recht überflüssigerweise — den Tod, wenn er völlige Vernichtung sein sollte, als etwas Gleichgiltiges hinzustellen. Vernichtung, so folgert er, bedeute vollkommene Gefühllosigkeit, sei also identisch mit der Befreiung von aller Betrübnis und Sorge. Denn nur bei dem, was da ist und besteht, ereigne sich das Gute und Böse; bei dem aber, was nicht existiert und aus der Reihe der Wesen hinweggenommen ist, finde sich keines von beiden. Die Verstorbenen verfallen in den nämlichen Zustand, den sie vor ihrer Geburt hatten; und wie uns vor unsrer

Geburt nichts Gutes und nichts Böses widerfuhr, so auch nach dem Tode. Und wie die Dinge, die vor uns waren, uns gar nichts angingen, so werden uns auch die Dinge, die nach uns kommen, in keiner Weise berühren.

„Glaubst du denn," fragt auch einmal Plutarch, „daß ein Unterschied sei zwischen dem, der überhaupt nicht geworden ist, und zwischen dem, der sein Leben beschlossen hat?"

Das erinnert fast buchstäblich an die bekannten Erörterungen des Frankfurter Philosophen. Eine Unendlichkeit hindurch seien wir nicht gewesen, eine Unendlichkeit hindurch würden wir nicht sein. Aber diese Unendlichkeit nach unserm Tode unterscheide sich offenbar durch nichts von der Unendlichkeit vor unserm Tode. Wie unlogisch also, daß so viele Menschen zwar mit der größten Gleichgiltigkeit an die ungezählten Jahrtausende denken, während welcher sie nicht gewesen sind, aber mit Angst und Beklemmung an die unendliche Zukunft, während welcher sie nicht mehr sein werden.

Hiermit berührt sich das Schlagwort der Epikuräer:

„Der Tod ist eine Sache, die uns nichts angeht; denn so lange wir sind, ist er nicht, und so bald er ist, sind wir nicht."

Der Philosoph Argesilaos — 300 v. Chr. — sagt:

„Dies vermeintliche Uebel, der Tod, ist unter allem, was man für ein Uebel hält, dasjenige, was, wenn es da ist, niemand kränkt."

Und friedvoll wie ein Gebet klingt der Ausspruch des Epicharmus:

„Vermischt gewesen und wieder geschieden; dahin gegangen, woher es gekommen ist: Erde zu Erde, aber der Geist in die Höhe! Was ist daran hart? Gar nichts!"

Hier möge noch beiläufig eine hellenische Grabschrift von großer Zartheit Platz finden. Sie lautet:

Saon, des Dikon Sohn, der Akanthier, schlummert den heil'gen
Schlaf hier; nenn' es nicht Tod, ging der Gerechte zur Ruh'!

Seinen Richtern bemerkte Sokrates nach Plato das Folgende:

„Niemand kennt den Tod, und niemand weiß, ob er für den Menschen nicht das allergrößte Glück ist. Alle aber fürchten sich vor ihm, als ob sie wüßten, daß er das größte Uebel sei."

Dies Fürchten ist Thatsache und gilt auch heute noch, trotz aller Einwirkungen des Unsterblichkeitsglaubens. Aber das Urteil: — der Tod sei das größte Uebel — fällt nicht der objektiv abwägende Verstand, nicht die philosophische Einsicht, sondern der allgewaltige Instinkt, der Wille zum Leben, dieser mächtigste animalische Trieb, der vor allen andern dazu berufen ist, der Erhaltung des Individuums zu dienen. Jedes Lebewesen muß instinktiv den Tod für das größte Uebel halten; sonst würde es binnen kurzem aus mangelnder Todesfurcht untergehen. Und das naive Jugendalter der Völker bleibt naturgemäß in den Aussagen seiner Instinkte stecken.

Gleichwohl finden sich schon im klassischen Altertum zahlreiche Spuren einer Auffassung, die im Gegensatz zum Instinkt und zu der landläufigen Meinung den Tod geradezu als das größte Glück für den Menschen betrachtet.

Hierher zählt vor allen Dingen das oftberichtete Schicksal der beiden argivischen Jünglinge Kleobis und Biton. Von ihnen meldet uns der Geschichtsschreiber:

„Als nun die Stunde gekommen war, da ihre Mutter, die Priesterin Heras, zu dem Heiligtum fahren sollte, blieben die Maultiere aus. Die Zeit drängte. Nun spannten sich die beiden Jünglinge selbst vor den Wagen und zogen die Mutter zum Tempel. Diese, voll Freude über die Pietät ihrer Söhne, flehte zur Göttin, sie möge denselben das zu teil werden lassen, was ihnen das Beste sei. Und beide legten zur Ruhe sich nieder und standen nicht wieder auf, da Hera ihnen als Lohn ihrer Frömmigkeit den Tod geschenkt hatte.“

Ganz Aehnliches erzählt uns der große Lyriker Pindar von den Jünglingen Agamedes und Trophonius. Beim Erbauen des Tempels zu Delphi baten die zwei sich von Apoll eine Belohnung aus, und der Gott winkte Erhörung. Nach sieben Tagen gab er ihnen den Tod.

Wer jung starb, galt den Hellenen überhaupt als bevorzugter Götterliebling, trotz ihrer sonstigen Abneigung gegen den Todesgedanken, — vielleicht um deswillen, weil ihnen das kraft- und schönheitmordende Alter noch schreckhafter dünkte als das Getilgtwerden aus dem Kreis der Lebendigen.

Daß die Poeten sich bei Gelegenheit mit Uebertrumpfung des alten Elysiums auch einen Himmel im Stile Mohammeds ausmalten, wobei sie sich ohne Zweifel im Einklang mit weitverbreiteten Volksanschauungen wußten, dafür liefert uns Albius Tibullus ein klassisches Beispiel. Seine Schilderung lautet in Geibels prächtiger Uebersetzung wie nachstehend:

„Aber es führt mich dann, den in Amors Dienste Bewährten,
  Cypria selbst voll Huld in den elysischen Hain.
Dort schallt Reigen umher und Gesang; aus silberner Kehle
  Hellaufzwitschernd vor Lust schwärmen die Vögel im Laub;
Edles Gewürz trägt wuchernd der Hag, in unendlicher Fülle
  Deckt die gesegnete Flur duftendes Rosengebüsch;
Unter die Jünglinge mischt sich der Chor holdseliger Mädchen
  Spielend, und ewig beginnt Amor von neuem den Kampf.
Dort weilt, wen das Geschick fortriß aus den Armen der Liebe,
  Dort mit Myrtenzweig kränzt er das schimmernde Haar.“





Die Schule der Zukunft.

Humanismus oder Amerikanismus.

Von

F. Bettex.

Ich bin nicht Nebukadnezar; doch auch ich am Ende des 19. Jahrhunderts „dachte auf meinem Bette nach, wie es doch hernach gehen würde", und weil ich kein Weltherrscher, sondern ein einfacher Schulmeister bin, bezog sich mein Denken zunächst auf die Zukunft der Schule. — Da stieg vor meinem Geistesauge auf „ein Bild groß und schrecklich anzusehen". Und ich sann darüber nach, was es bedeute; und vom Sinnen kam ich ins Träumen; da wurde das Bild lebendig und greifbar; und nun schreibe ich es nieder, mir und anderen zur Anregung und zum Widerspruch.

Also — mir träumte, ich hatte hundert Jahre geschlafen und wachte wieder auf. Da mich doch ein Gefühl überkam, als hätte ich lang geschlummert und als möchte wohl einstweilen in der Welt manches anders geworden sein, lenkte ich meine Schritte gegen meine Schule hin, um zu sehen, wie's jetzt dort aussehe. Merkwürdig lang dünkte mich der Weg, und fast als ob's aus der alten Welt nach Amerika hinüberginge. Endlich kam ich an.

Stattlicher war das Haus geworden; es bestand aus einem gewaltigen Mittelbau und zwei ebensolchen Flügeln, im einen die Knaben-, im andern die Mädchenschule, im Mittelbau die Säle für die gemeinschaftlichen Fächer. Zwei Portiers oder Unteroffiziere standen Wacht und grüßten militärisch. Auf meine Anfrage hin, ob ich die Schule besichtigen könne, fragte der eine mich nach Name und Herkunft und führte mich die breite Treppe hinauf an das wie das Herz des Ganzen in der Mitte gelegene Zimmer des Schulobersten. Dieser, eine stramme militärische Erscheinung, ein hochgewachsener Mann in den sechzig, mit durchdringenden, grauen Augen, breitem, festgeschlossenem Mund, auch in Uniform, sprach kurz, als er meinen Wunsch vernahm: „Ich werde dem Klassen-

hauptmann VII befehlen, Ihnen seine Klasse zu zeigen," telegraphierte von seinem Tisch aus ein paar Worte und entließ mich mit kurzer Verbeugung. Der Unteroffizier führte mich in das Zimmer des Hauptmanns, welcher, auch in Uniform, sprach: „Der kurze liturgische Gottesdienst ist vorbei; der Leutnant hat abgehört und meldet sich soeben (es klingelte auf dem Tisch) zum Rapport; kommen Sie!" Wir betraten die Klasse; hoch, luftig, amphitheatermäßig nach hinten höher aufgebaut. Stramm standen die Schüler auf, dunkelblau uniformiert, jeder mit vollem Namen und Klassenzahl auf der Brust; rechts und links ein Leutnant, 20jährige Jünglinge, und in jeder Reihe ein Monitor, an der goldenen Borte erkennbar. Nun, dachte ich, das macht sich nicht übel, und es fiel mir ein Wort eines bewährten Pädagogen ein: Jede Erziehung muß etwas Militärisches und jeder rechte Lehrer etwas von einem Offizier an sich haben. — Der dienstthuende Leutnant meldete: „Klassenbestand: 24; N. N. krank gemeldet; Aufgabe abgehört, Nr. 15 ungenügend zum erstenmal, Nr. 17 ungenügend zum drittenmal". Der Hauptmann verfügte über beide Arrest, über den letzteren außerdem Erscheinen vor dem Schulrat, und der Unterricht begann. Mit Erstaunen sah ich weder Hefte noch Feder, noch Bleistift oder Tintenfaß, sondern auf jedem Tischchen war ein polierter Holzkasten befestigt, 20 cm lang und 10 cm hoch, rechts hing am Scharnier ein aufklappbares Reißbrett mit Reißschiene und Winkel. Zehn kurze Fragen und ebensolche Antworten über das Thema wurden von den Monitoren laut, langsam, deutlich aus dem Büchlein, das vor jedem Schüler lag, vorgelesen; dann erläuterte der Hauptmann in klaren, kurzen Sätzen die Antworten. Dieser Unterricht dauerte genau zwanzig Minuten. Darauf befahl der Hauptmann dem Leutnant, Sprach-, Schreib- und graphische Uebungen darüber vorzunehmen. „Wer sind diese Leutnants?" fragte ich leise den Hauptmann. — „Angehende Lehrer," erwiderte er. — „Also Seminaristen; nun, das ist ganz hübsch; aber Sie haben doch wohl auch nebenbei Seminarien?" — „Wozu?" fragte der Hauptmann, „wir lernen am Ambos schmieden, auf dem Schiff segeln und in der Schule Schulhalten." Der Mann sprach so kurz und bestimmt, daß ich mich nicht bemüßigt fand, weitere Fragen an ihn zu richten, um so mehr, als er jetzt in die Uebungen eingriff.

Es läutete. Der Hauptmann wandte sich um und entließ mich mit einer Verbeugung. „Nun," sprach der Oberst, zu dem ich zurückkehrte, „Sie haben eine Klasse gesehen!" — „Ja," antwortete ich, „doch würde es mich interessieren, auch andere mir anzusehen." — „Nach Belieben," sprach er, „übrigens können Sie das von hier aus." Dabei deutete er auf eine Wand seines Zimmers. Zwei große Vierecke bedeckten sie fast ganz. Eines davon stellte den genauen Grundriß des Schulgebäudes dar; in jedem Klassenzimmer waren die Schulplätze genau entsprechend verzeichnet;

auf jedem ein weißes Schildchen mit dem Namen des Schülers. „Sehen Sie," sprach der Oberst, „in Klasse III sind Nr. 456 und 467 abwesend; Nr. 439 hat soeben seinen Platz verlassen (das Schildchen hatte sich halb verschoben); sobald er ihn wieder einnimmt, wird das Schildchen es anzeigen; Nr. 445 ist soeben aufgestanden, das sehen Sie an der Hebung der Platte." — Der Oberst drückte auf ein Schildchen; kurz darauf erschien der Betreffende und meldete sich militärisch. „All right! Abtreten!" befahl der Oberst. Dann wies er auf das andere Viereck mit ähnlichem Grundriß. In jedem Klassenzimmer stand ein 100 qcm großes Blatt, auf dem die zehn in dieser Stunde vorkommenden Fragen und Antworten stenographisch gedruckt waren. „Wenn es zehn Uhr schlägt," sprach der Oberst, „werden sämtliche endlose Rollen sich um 10 cm verschieben und mir ebenso anzeigen, was in jeder Klasse in der nächsten Stunde vorgenommen wird." — Ich machte ein erstauntes Gesicht. Der Oberst sagte: „Wollen Sie hören, was in den Klassen vorgeht?" — Er drückte auf zwei elfenbeinerne Knöpfe auf seinem Tisch, hakte zwei Drähte aneinander und hielt ein Röhrchen an mein Ohr. Sofort vernahm ich deutlich die Stimme des fragenden Hauptmanns und ebenso die Antwort des Schülers. „Wollen Sie Lehrer und Schüler sehen?" Und wieder drückte er auf zwei Knöpfe, hakte einen Draht ein und hielt mir ein Instrument wie ein Stereoskop vor die Augen, einen Selenfernseher. Da bewegte sich wie in einer Camera obscura das leibhaftige Bild der Klasse; den sprechenden Schüler und den ihm zuhörenden Lehrer sah ich erstaunt vor mir in Naturgröße. „Ohne von meinem Tisch aufzustehen," sprach der Oberst, „sehe und höre ich alles, was in der Schule vorgeht. Dazu wird jedes gesprochene Wort von einem Phonographen in jedem Klassenzimmer fixiert für den Fall, daß morgen oder in zehn Jahren ein Schulinspektor oder ich zu hören wünschen, was an dem und dem Tag und in der und der Minute in einer Klasse gesagt wurde; also absolute Kontrolle! Sehen Sie," und er wies auf einen kleinen Kasten an der Wand, „auch hier ist ein solcher und nimmt jedes Wort, das wir miteinander sprechen, auf." — Höchst ungemütlich! dachte ich bei mir und nahm mir vor, meine Worte sorgfältig abzuwägen. Der Oberst schwieg und schien auf meine Fragen zu warten. „Es würde mich sehr interessieren," sagte ich, „wenn Sie die große Güte hätten, mir einige Aufklärung über Ihre Auffassung von Unterricht und Schule überhaupt zu geben." — „Aus Rücksicht für einen ehrwürdigen Relikt aus alten Zeiten will ich Ihnen ausnahmsweise 25 Minuten widmen; fragen Sie und fassen Sie sich kurz," antwortete er. „Sie pflegten früher in Schulangelegenheiten viele Worte zu machen; wir schätzen die Zeit."

„Nun," fragte ich, „ich hörte in der Klasse und sehe an der Wand nur Fragen und Antworten; daraus besteht doch nicht Ihr ganzer Un-

terricht, und zwar in jedem Fach?" — „Warum nicht," versetzte der Oberst, „sehen Sie!" und er griff aus einem nach Klassen geordneten Kästchen zwei der gleichgebundenen Büchlein heraus: 1. Seite; oben das Fach, einjähriger oder zweijähriger Kursus à 160 Seiten, 40 Schulwochen, der Tag à 4 Stunden, auf jeder Seite oben der Schultag und die Schulstunde dieses Fachs, dafür 10 Fragen, nie eine mehr oder weniger; macht im Jahr bei Wegfall des Samstags 2000 Fragen für ein täglich einstündiges Fach. Sie brauchen nur ein solches Büchlein zu öffnen und Sie wissen, welche Antwort sämtliche Schüler des Staats in dieser Minute hersagen." — „Entsetzlich!" rief ich aus, des Phonographen vergessend, „Ihre Schule ist ja die reinste Maschine!" — „Ja," erwiderte trocken der Oberst, „eine Maschine! Maschinenarbeit ist vorzüglich; Präzision, Schnelligkeit, gleichförmige, zuverlässige und zweckmäßige Produkte: das wollen wir. Unser Militärstaat ist eine kolossale und furchtbare Maschine; unsere Schule ist ein Stück davon, muß also, soll alles ineinandergreifen, maschinenmäßig arbeiten." Ich sah den Mann verdutzt an; es war ihm ernst. „Wir haben," fuhr er fort, als ich vor Erstaunen schwieg, „einen andern Begriff von der Schule. Ihr hattet zu viel Schule und hieltet zu viel von eurer Schule." — „Aber," erwiderte ich, immer noch erschrocken, „auf diese Weise muß ja jede Individualität verloren gehen!" — „Sie bringen veraltete Worte und Begriffe mit," antwortete er, „wenn Sie unter Individualität Selbständigkeit meinen, so sind wir selbständiger als ihr. Ihr wußtet nicht, was ihr mit eurer Schule und eurer ‚allgemeinen Bildung' wolltet. Wir wissen, was wir wollen. Die Schule ist uns eine nicht notwendige (denn es hat große Völker ohne Schule gegeben), aber für jetzt sich rentierende Ausrüstungsanstalt für das Leben." — „Aber," unterbrach ich ihn, „es ist doch auch heilige Aufgabe der Schule, Geist und Gemüt auszubilden und zu veredeln." — „Wieder veraltete Worte und Begriffe! Warum die Schule heiliger sein soll als eine Schuhfabrik, sehen wir nicht ein; beide haben eine bestimmte Arbeit zu leisten; thun sie es, so sind sie zweckentsprechend; thun sie es nicht, so ist die eine so unbrauchbar wie die andere. Mit der Ausbildung von Geist und Gemüt befaßt sich unsere Schule nicht, das ist Sache des Einzelnen und der Familie, und ebensowenig will unsere Schule den Charakter bilden. Sondern sie will sein und ist eine Ausrüstungsanstalt der Intelligenz, wo jeder Staatsbürger mit den Waffen versehen wird, die er im Kampf des Daseins braucht. Was darüber, ist überflüssig, somit schädlich." — „Wie können Sie aber," warf ich ein, „die Grenze zwischen Nötigem und Ueberflüssigem so scharf ziehen?" — „Ganz einfach! Wir fragen nur: wozu? Ihr fragtet: wo, wann, wie, warum? Sehen Sie," fuhr der Oberst fort und wies auf den Stundenplan an der Wand, „Sie werden dort nirgends Weltgeschichte

finden." — „Wahrhaftig!" rief ich nach einigem Suchen und konnte meinen Augen kaum trauen. — „Wozu?" fragte der Oberst kalt. „Was soll ein Mensch im praktischen Leben damit anfangen, daß er weiß, es habe einst einen Alexander den Großen gegeben, welcher die und die Schlachten gewann? Interessiert sich einer dafür, so treibe er Geschichte für sich; dazu ist die Schule nicht da. Wollte ich meiner Klasse einen Vortrag über den dritten punischen Krieg halten (ich habe in eure alten Lehrbücher einst hineingeschaut), so würden meine Schüler fragen: Herr Oberst, wozu sollen wir das wissen? — und ich wüßte nicht, was darauf antworten." — „A . . a . . ber!" sprach ich gedehnt, und wollte zu einer gemütlichen Diskussion über den Wert der Weltgeschichte ausholen; doch der Oberst winkte ab. „Daß Sie mir hundert Gründe für den Unterricht in der alten Geschichte anführen könnten," sagte er, „weiß ich; aber ich will sie nicht hören. Wir haben einen dagegen, und er genügt uns. Wir haben praktisch festgestellt, daß ein Mann, der nichts von der Weltgeschichte weiß, genau so brauchbar ist für den Staat und in den Kolonien, in der Armee und in der Marine, in der Technik und im Handel, im öffentlichen und im Privatleben, wie einer, der sie kennt; und schon zu eurer Zeit sprach euer Renan, dazu Professor der Geschichte: ‚In fünfzig Jahren lernt niemand mehr Weltgeschichte'. Der Mann hatte recht. Sie ist nicht notwendig, folglich schädlich." — „Auch noch schädlich!" sprach ich mit ironischem Ingrimm. — „Ja. Vor hundert Jahren pflegtet ihr zu sagen, am Erlernten trage man nicht schwer. Wir glauben, daß man daran schwer trägt. Wir halten dafür, daß die menschliche Lern- und Denkkraft eine bestimmte und endliche Kraft ist, die ebenso geschont und nur zweckmäßig angewendet werden sollte wie Dampfkraft, Zeit oder Geld. Wir glauben, daß das menschliche Hirn ein begrenzter Raum ist, in dem jeder Kubikmillimeter ebenso zweckmäßig kompendiös eingerichtet sein soll wie eine Schiffskajüte. Die praktischen Folgerungen für die Schule ergeben sich von selbst. Eure Jungen verbrauchten ihre Denkkraft früh- und vorzeitig in der Schule, blieben nachher mittelmäßig im Leben und gelähmt an Thatkraft. Wir machen es anders; anstatt unsere Knaben unter einem Arsenal von alten Waffen und Rüstungen für alle möglichen und unmöglichen Fälle zu erdrücken, geben wir ihnen ein leichtes, handliches Repetiergewehr mit, dessen Handhabung sie aus dem Grunde verstehen; damit schießen sie euch alte Ritter jederzeit zusammen." — „Aber es giebt doch im Leben nicht nur praktische Gebiete, sondern auch theoretische und ideale," erwiderte ich. — „Weiß nichts davon," sagte der Oberst, „mit bloßen Theorien geben wir uns nicht ab, und unter Idealen verstandet ihr, so viel ich weiß, anzustrebende und nie zu erreichende Ziele, also ein Schießen nach dem Mond! Unser Ziel ist klar und erreichbar: wir wollen den Menschen in stand

setzen, möglichst direkt, möglichst leicht, möglichst schnell die Hindernisse des Lebens, nicht wie es einst war, oder wie es sein könnte, sondern wie es ist, zu überwinden, um erstens seine Existenz möglichst zu sichern, dann dem Staat ein möglichst nützliches Mitglied zu sein und also möglichst viel für das Wohl der Gesamtheit zu leisten." — „Alles das", warf ich bestimmt ein, „wollten wir auch!" — „Dann habt ihr es sonderbar angegriffen," versetzte der Oberst sarkastisch. „Eure von euch so geehrten Gelehrten waren vor hundert Jahren, wenn ich recht unterrichtet bin, Männer, die Sanskrit und Keilschrift studierten, aber die Sprache des Nachbarvolkes nicht brauchbar sprechen konnten. Sie schrieben Abhandlungen über die Bewaffnung der römischen Legion und der makedonischen Phalanx, verstanden aber nicht ein Repetiergewehr auseinanderzunehmen. Sie kannten genau die römischen und griechischen Galeeren, konnten aber kein Boot auf- und abtakeln oder nur rudern und steuern. Vom Parthenon wußten sie, wer ihn gebaut und wie viele Talente er gekostet, konnten aber nicht Grundriß und Kostenanschlag eines Gartenhauses, geschweige ihres eigenen Wohnhauses entwerfen. Eure Jünglinge lernten auf den Gymnasien die Befugnisse und Rechte der Ephoren und Tribunen kennen, nicht aber die eines deutschen Bürgers; sie wußten die griechischen Kolonien besser als die eigenen; sie kannten die Gesetze von Lykurg und Solon, nicht aber das deutsche Reichsgesetz- und Strafbuch; sie lasen in der Schule die Reden Demosthenes und Ciceros, nicht aber die Bismarcks; studierten Cäsars, nicht aber Moltkes Taktik; kannten die römische Verfassung, aber nicht die deutsche. Und das nanntet ihr eine Schule für das Leben!" — Ich fand nicht sofort die richtige Antwort. — Der Oberst fuhr mit metallharter, scharf betonender, aber völlig leidenschaftsloser Stimme fort: „Sonderbarer Widerspruch! Ihr konntet nicht genug euren Fortschritt rühmen und wie ihr gescheiter waret als die alten Völker, und holtet euch eure Bildung bei längst vergangenen Nationen. Haben die Griechen der Assyrer oder der Aegypter, die Römer der Etrusker Kunst, Sprache und Gesetze entlehnt? Nein, sie hatten den Mut und das Zeug, aus sich heraus epochemachende Völker zu werden. Euch hat es, scheint's, an beidem gefehlt. Wir aber achten heutzutag weder den Mann, der nur durch seine Ahnen etwas ist, noch das Volk, das seine geistigen Güter andern verdankt. Bei euch war überall derselbe Widerspruch, die Inkonsequenz, also Schwäche, zwischen Schule und Leben. Bei aller Schulbegeisterung für den abgehärteten Spartaner wurde eure Jugend im Namen einer ängstlichen Gesundheitspflege und Hygiene systematisch verweichlicht. Man lehrte sie die Heldenkämpfe alter Völker für ihre oder anderer Freiheit bewundern, und in eurer Politik galt es als Thorheit, für eine Idee oder für ein unterdrücktes Volk einen Krieg zu wagen; man pries ihr die Einfachheit und Mäßigung der luxus-

verachtenden Perser des Cyrus; und sie sah, wie ihre Eltern nicht genug Geld verdienen und weichlichen Komfort sich anschaffen konnten; man lobte ihr die ruhige, reine Schönheit der Griechen und ihrer Kunst, und eure Kunst, eure Litteratur und eure Bühne war voll von Häßlichem, von Nerven- und Seelenleiden, von Wahnsinn und Selbstmord. So auch in der Religion, wo ihr nicht den Mut hattet, alte, euch inhaltslos gewordene Formen abzuwerfen; so in eurem von polizeilichen Verordnungen überwucherten, großmütterlichen Staat, den jeder um Schutz und Hilfe für seine Privatinteressen anschrie, dem aber niemand gehorchen wollte, sobald es sich um einen unbequemen Gesetzesparagraphen handelte. Mit dem allem hat der große, lange Weltkrieg aufgeräumt. Er hat uns wieder nüchtern und hart gemacht und uns den klaren Blick, den festen Willen, die eiserne Konsequenz wiedergegeben. Wir wollen nicht vielerlei und allerlei; aber in dem, was wir wollen, kennen wir weder Vor- noch Rücksicht. Wir haben unser Denken vereinfacht: das ist unsere Kraft. Von unserem Staat mit allereinfachstem Betrieb und wenigen unerbittlichen Gesetzen verlangen wir eiserne Repression des Bösen nach innen, energische Vertretung nach außen, sonst möglichst unbeschränkte Freiheit des Einzelnen, und für seine Hilfe bedanken wir uns. Staatshilfe macht träge und unzufrieden. Wer und was der Hilfe stets bedarf, ist nicht wert, daß man ihm hilft, ist nicht lebensfähig und soll, je bälder, desto besser, zu Grunde gehen." — Nach einer Pause, in der ich — nicht gerade angenehm berührt — über das Gehörte nachdachte, wollte ich die Unterredung auf die Schule und zugleich auf einen günstigeren Boden zurückführen. — „Und doch", sagte ich, „lernten wir in unserer Schule denken!" — „Sie wollen sagen," antwortete mit gleicher Ruhe der unerbittliche Oberst, „ihr lerntet dabei die Gedanken anderer und ihre Denk- und Sprechweise euch aneignen, so in euren sogenannten Aufsatzübungen. Endlose Dispositionen und in denselben meist nur abgespickte Gedanken über abgedroschene Themata; ein schönes Möbel mit zahlreichen Schubladen und Zwischenfächern, mit Papierschnitzeln gefüllt. Daher schrieben eure Gebildeten alle denselben konventionellen Stil. Wir glauben, daß ein solches schablonenmäßiges Denkenlernen das eigene Denken lähmt. Hat ein Mann etwas zu sagen, das des Sagens wert ist, so wird er auch das Wort dafür finden. Hatten eure Schriftsteller, von Dickens bis zu Nietzsche, ihren Stil vom Schulaufsatz her? Zu viel nicht in Thaten umgesetztes Denken ist so wie so schädlich. Eure Männer der That und der Erfindung, die eure Zeit gemacht haben zu dem, was sie war, eure Ingenieure und Chemiker, Elektriker, Kaufherren und Banquiers waren nicht gelehrte Philologen; eure Professoren der Philosophie oder des Denkens dagegen wüßten wir heute nicht, außer etwa als Weichenwärter zu verwenden. Für euren Ruhm, ein Volk von Denkern zu sein, würden

wir uns bedanken, wir wollen Männer der That sein und das kurze Leben praktisch auffassen und verwerten." — „Nun gottlob," sprach ich erleichtert halb vor mich hin, „wir haben es doch etwas geistreicher getrieben!" — „War euer Hauptfehler," sagte der Oberst trocken. „Wozu Geist? Die Welt ist nicht geistreich; eine Thatsache ist nicht geistreich; eine Wahrheit ist nicht geistreich. 1 + 1 = 2 ist eine große Wahrheit, vielleicht die größte, ist aber nicht geistreich. Das Leben ist nicht geistreich, sondern nüchtern, unerbittlich logisch. Wozu also eine geistreiche Schule; wir ziehen eine geistlose vor. Sehen Sie mich an," fuhr der Oberst fort und reckte seine martialische Gestalt in die Höhe; „ich bin hier Schuloberst, verdiene jährlich 5000 Thaler und erhalte damit meine Familie; ich bin ein brauchbares Mitglied des Staats und von meinen Mitbürgern geachtet; ich habe mich nie um die Griechen und Römer bekümmert, sondern von Mathematik, Mechanik, Chemie, Naturkunde, Staatsrecht, Welthandelslehre gelernt, was ich im Leben brauche; ich kann morgen Kapitän eines Segel- oder Dampfschiffs, oder Fabrikdirektor oder Kaufmann, auch Lokomotivführer werden; kann auch in unsere Kolonien gehen und dort Soldat, Jäger, Pflanzer, Ingenieur, Administrator sein; die erforderlichen Kenntnisse dazu besitze ich, dazu praktischen Verstand und die nötige Willens- und Thatkraft. Zu dem allem brauche ich keinen Geist und habe in meinem Leben noch nie ein geistreiches Wort gesprochen." — Da mußte ich doch lachen und fand augenblicklich nichts zu erwidern; denn was läßt sich solchen Argumenten gegenüber einwenden! Ich gab's nun auf, den Oberst zu unseren Schulanschauungen zu bekehren, für die er ebensowenig Sinn zu haben schien wie ich für seine Schulmaschine; doch konnte ich nicht umhin, noch einen letzten Retraiteschuß abzufeuern. — „Sie werden mir doch zugeben," sprach ich, „daß der Mensch an vielem, was er nicht gerade notwendig zum Leben braucht, seine Denkkraft und seine Intelligenz vorteilhaft üben und ausbilden kann." Da lachte der Oberst zum erstenmal. — „Merkwürdige Menschen waret ihr doch!" sprach er, „als ob das praktische Leben nicht des Denk- und Uebungsstoffs genug böte; und ihr holtet so weit her, was vor euch lag, und glaubtet 3000 Jahre zurückgreifen zu müssen, anstatt in die volle Gegenwart hinein! Ihr kommt mir vor wie ein Mechaniker, der, um sich die nötige Fingerfertigkeit zu erwerben, vorher zwei Jahre lang Klavier spielt. Warum nicht gleich an die Drehbank? Aber freilich, so habt ihr's früher getrieben. Im Jahr 1890 mußte die hoffnungsvolle akademische Jugend Deutschlands ihr Denken an der Preisfrage ausbilden: „Wie waren die Zustände in Athen in dem Jahr, da Euklid Archont war?" (Historisch.) In demselben Jahr nahmen euch die Engländer Sansibar und halb Afrika weg, also auch die 500 Millionen Mark, die diese Gebiete ihnen jetzt jährlich eintragen.

Das hat man von den trefflichen Denkübungen über Sachen, die uns nichts angehen.“

Unmutig brach ich ab und beschloß, nur noch praktische Fragen an den Oberst zu richten. „Ich sehe nur“, sprach ich, „sieben Klassen in Ihrem Stundenplan.“ „Ja,“ antwortete er, „erst im neunten Jahr betreten unsre Knaben die Schule; mit sechzehn Jahren treten unsre Jungen in das praktische Leben ein; manche müssen noch zwei Jahre in eine Fachschule.“ — „Und wissen genügend viel?“ — „Warum nicht? Von dem, was ihr in der Schule lerntet, habt ihr kaum ein Zehntel im Leben verwertet. Wir ersparen viel Zeit gegen euch, so an tausend Stunden Weltgeschichte, an zwölfhundert Stunden Rechnen u. s. w.; wir fangen Rechnen erst im zwölften Jahre an und lernen mit zwei Stunden wöchentlich in zwei Jahren (also 160 Stunden) so viel, wie wir im ganzen Leben brauchen; das andere gehört in die Mathematik.“ — „Wie ist es mit den Hausaufgaben?“ fragte ich. — „Giebt's nicht,“ sagte der Oberst, „wären nur ein unkontrollierbares Nest von fremder Hilfe, Abschreiberei und Betrug, dazu ein Eingriff in das Familienleben, den heutzutage kein Vater sich gefallen ließe.“ — „Wann und wo lernt denn der Schüler?“ — „Wie Sie gesehen haben, wird bei uns in der ersten halben Stunde doziert, in der zweiten repetiert und gelernt, nämlich die zehn Fragen und Antworten, die den eisernen Bestand des Unterrichts ausmachen, und über die hinaus der Lehrer nicht berechtigt ist, etwas zu fordern. Diese Einrichtung hat den Vorteil, daß der Schüler stets weiß, was er wissen muß, zum Unterschied von dem, was er behalten mag. Ihr überließet es dem Schüler, aus dem Vortrag des Lehrers zu sichten, was zu behalten sei, und klagtet dann, er behalte Nebensachen und vergesse die Hauptsache. Uebrigens wird am Samstag ausschließlich repetiert, was in der Woche vorkam, wobei ich mich beteilige.“ — „Aber wie kommen bei so gleichförmig normierter Lernzeit die Schwachen nach?“ — „Kamen sie bei eurem System nach?“ fragte der Oberst. — „Nein,“ antwortete ich offen. — „Nun,“ fuhr er fort, „der Schüler, der am Ende eines Vierteljahrs seine Antworten nicht kann, wird unnachsichtlich, wessen Sohn er auch sei, in die ‚Elementarschule‘ versetzt.“ — „Wie ist diese?“ — „Genau dieser unserer Normalschule entsprechend, mit gleichem und gleich verteiltem Lehrstoff, auf die Hälfte reduziert: fünf Fragen stündlich statt zehn, macht zwanzig Fragen täglich statt vierzig. Normalschüler dienen ein Jahr, Elementarschüler zwei Jahre; wer zur Elementarschule untauglich ist, drei Jahre in den Arbeiterkompagnien. Eure Examina kennen wir nicht, haben für die gesamte Schulleistung alljährlich nur ein Zeugnis, das mit einem Wort lautet: ‚genügend‘ oder ‚ungenügend‘.“ — Ich schüttelte bedenklich den Kopf über dieser großartigen Einfachheit der Schulauffassung; da aber der Oberst nach der Uhr an der

Wand sah, beeilte ich mich, noch einige Fragen anzubringen. — „Sie sprachen von nur vier Stunden Unterricht vormittags; wozu werden die zwei Nachmittagsstunden verwendet?“ — „Zu leiblichen Uebungen, Turnen, Schwimmen, Rudern, Segeln, Fechten, Schießen, Reiten, Marschübungen und Handarbeiten, wobei Schulleutnants und Klassenhauptleute sich zu beteiligen haben.“ — „Bei dieser nur sechsstündigen Arbeitszeit bleibt doch euren Knaben ziemlich viel Zeit übrig; was sollen sie in derselben anfangen?“ — „Menschen sein!“ sagte trocken der Oberst. „Ich vermute, eure Schule hat ihnen zu wenig Zeit dazu gelassen.“ — „Und eure Lehrer und Sie selbst haben auch nur sechsstündige Arbeitszeit?“ — „Ja, auch wir wollen neben unserem Beruf Menschen sein und würden es als ein Vergehen an uns selber halten, wenn wir, wie ihr sagtet, darin aufgingen. Sechs Stunden täglich bin ich Schuloberst und muß mit unerbittlicher Präzision meine Arbeit verrichten, sonst werde ich abgesetzt. Außerhalb dieser Schule heiße ich Max Thomson, lebe für mich und meine Familie und was mich interessiert; und will ich um Geld dem Heizer da drüben helfen Kohlen tragen, so ist das meine Sache; eure Standesehre kennen wir nicht.“ — „Was haben Sie für Ferien?“ fragte ich alsdann. — „Keine in Ihrem Sinn. Drei Monate im Sommer werden anstatt des Hirns Arm und Fuß, Sinne und Glieder ausgebildet. Im ersten Jahr treiben die Knaben in militärischen Abteilungen Feldarbeit, vier Stunden vormittags; nachmittags Marschübungen inklusive Dauerlauf, auf zehn Kilometer normiert; in den zwei darauffolgenden Jahren Holzbearbeitung, Holzfällen, Zimmermanns- und Schreinerarbeit; Marschübungen, fünfzehn Kilometer täglich; in den zwei letzten Jahren Metallbearbeitung, Steinhauer- und Bauarbeit; Marschübungen zwanzig Kilometer täglich. Sehen Sie,“ fuhr der Oberst fort, „an dieser Schule haben unsere Schüler Holz- und Steinarbeit teilweise geliefert und jeder in den oberen Klassen kann Ihnen den Grundriß nach Maßstab samt Kostenanschlag entwerfen. Er weiß, welche Backsteine am besten sind, wo beziehbar und zu welchen Preisen, kennt Gußeisen, Gußstahl, Aluminiumbronze und die verschiedenen Bauhölzer, ihre Vorzüge und ihre Anwendung und auch die Werkzeuge. Wir halten das für nützlicher als einen Kursus der Kunstgeschichte über die Baudenkmäler und Statuen Indiens oder Assyriens.“ — „Nun,“ sagte ich, „Schönheitssinn muß auch gepflegt werden!“ — „Es kommt darauf an, was man schön heißt,“ versetzte der Oberst. „Sehen Sie jenes viereckige Häuschen dort mit Fenstern aus einer verschiebbaren Glasplatte — er wies zum Fenster hinaus — mit 10 m × 10 m Grundfläche, aus gewelltem Stahlzink, mit Cellulosefüllung, kühl im Sommer, warm im Winter, feuerfest, elektrisch beleuchtet und geheizt, dazu transportabel, kann jeden Augenblick auf der Bahn bis ans Ende der Welt fahren, ohne daß der Eigentümer aus seinem Bett oder

von seinem Schreibtisch weg zu gehen braucht; das ganze um zwölfhundert Thaler binnen vierzehn Tagen an jeden Punkt des Staates lieferbar: das finden wir schöner als eure alten Denkmäler, Parthenon, Colosseum, Heidelberger Schloß u. s. w. Das Zeitalter der Ruinen ist vorbei." — „Also wollen Sie aus der Erfahrung von Jahrtausenden nichts mehr lernen, und halten sich für klüger als alle dagewesenen Menschen?" fragte ich. — „Von der Erfahrung halten wir," antwortete der Oberst, „daß ein Gran eigener besser ist, als ein Zentner fremder. Waren alte Völker groß und glücklich ohne uns, so sehe ich nicht ein, warum wir es nicht ohne sie sein könnten, und ihre Ansicht über Gott und die Welt ist uns ganz bedeutend gleichgiltiger als unsre eigene. Ob wir klüger sind, als ihr es waret, ist eine unnütze Frage; denn wir sind einmal wie wir sind und müssen mit unserer Klugheit hausen. Eure berühmten Pädagogen mögen gute, kluge Menschen gewesen sein, aber ihre Anschauung und Prinzipien, eure Schule und eure Kirche, eure Weltanschauung und eure Weisheit können wir nicht mehr brauchen. Darüber ist die große soziale Revolution weggegangen. Hättet ihr damals, anstatt euch an Ueberwundenem festzuklammern und von einer künstlichen Wiederbelebung des Alten Heil zu erwarten, eure Zeit verstanden und kühn das Steuer in die Hand genommen, so hättet ihr sie vielleicht vermieden. So brauste sie daher, und zuerst schien es, als ob die Welt unterginge. Aber bald zeigte es sich, daß die Sozialisten zwar richtig einsahen, daß das Alte nicht mehr taugte, aber noch unfähiger als ihr waren, etwas Neues zu setzen. Was sie kaum aufgebaut, brach alsbald zusammen. Die solide Menschheit faßte wieder Mut; begünstigt von der Zwietracht und Plan- und Ratlosigkeit ihrer Gegner, warf sie die soziale Revolution nieder. Wir haben auf diesen Trümmern eine neue Gesellschaft aufgebaut. Einfache, klare Gesetze und Selbständigkeit des Einzelnen; freie Kirche; militärische Einheitsschule mit mechanisiertem Unterricht, Expansion nach außen in den Kolonien, harte, rücksichtslose Justiz; freier Welthandel, eine Weltmünze, ein Weltgesetz. Dabei erkannten wir: die Schule ist nicht Zweck, sondern Mittel. Sie ist praktisch notwendig; aber je weniger Schule, desto besser. Jede Stunde, die der Knabe nicht auf einem Normalsubsellium zubringt, ist Gewinn für die leibliche Gesundheit, für die Selbständigkeit des Denkens und Handelns. Die ungeschwächte Rezeptivkraft und Thatkraft und die Initiative im Leben, das steht uns höher als euer früherer Götze der „allgemeinen Bildung". Wir fragen nicht mehr: was weiß der Mann, sondern: was kann er?"

Dann blickte der Oberst nach der Uhr und fuhr fort: „Die 25 Minuten sind nahezu verstrichen. Sie haben unsere Schule gesehen. Haben Sie nun Vorschläge über zweckmäßige Aenderungen zu machen, so legen Sie sie mir heute noch, kurz und klar gefaßt, vor. Ich werde sie

in der Schulratsitzung vorlesen und bei jedem Vorschlag nach minutenlanger Pause durch Handaufheben darüber abstimmen lassen: 1) ob er zur Prüfung sich eignet, und in diesem Fall: 2) ob er auf eine Woche oder einen Monat in einer Klasse einzuführen ist. Nach der Probezeit findet ebenso Abstimmung darüber statt, ob die Vorschläge definitiv angenommen werden."

Er drückte auf einen Knopf; der stramme Portier erschien und setzte mich so militärisch an die Luft, daß mir aller Mut verging, nach guter deutscher Sitte ihm ein Trinkgeld in die Hand zu drücken und ich vor lauter Unschlüssigkeit und Aufregung ...... in meinem Armsessel erwachte, darin ich Siesta gehalten.

Gottlob, die Zukunftsschule war nur ein schwerer Traum! Ich fühlte mich aber recht angegriffen, und erst nach mehreren Minuten fand ich meine gewohnte Gemütsruhe wieder. Allmählich schwand das lästige Bild und die Obliegenheiten meines Berufes fielen mir wieder ein. Es war hohe Zeit; doch kam ich noch recht in meine Nachmittagsschule, und nach einem historisch-patriotischen Vortrag, von dem ich in aller Bescheidenheit sagen darf, daß die Schüler sichtlich davon angeregt waren, gab ich ihnen als Aufsatzthema: „Die Gedanken und Empfindungen des Arminius vor, während und nach der Teutoburger Schlacht sollen nach den neuesten Resultaten der modernen Psychologie 1) aus den historischen Quellen über seinen Charakter, 2) aus den auf ihn einwirkenden Faktoren, und 3) aus den Anschauungen der damaligen Zeit abgeleitet und nach klarer, systematischer und übersichtlicher Disposition dargestellt werden," wozu ich ausführliche Anleitung erteilte.



Und hast doch Flügel...

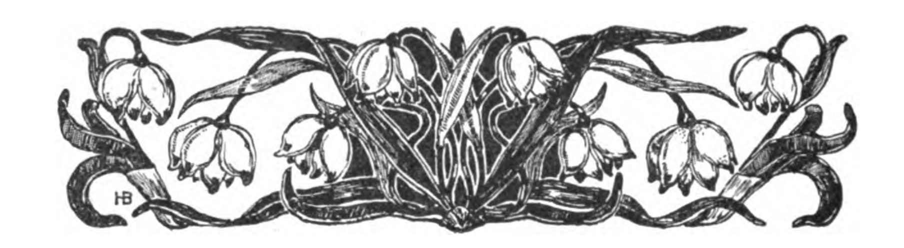
Von

Paul Grotowsky.

Durchschwärmt die Nacht.... Und da ich heimwärts schritt, —
Ein Purpurstreif im Osten, glomm der Tag —
Zog meinen Pfad ein Unsichtbarer mit,
Des Wort mir lastend auf der Seele lag.

„Verlier' dich nicht!" so scholl es mir im Ohr,
„Du gingst im Staub, so blind sind deine Schuh,
Und hast doch Flügel über Schutt und Moor
Und Erdendunst den keuschen Sternen zu!"





Ein Duell.

Von

N. Teleschow.

Es war früher Morgen. Wladimir Borissowitsch Kladunow, ein schlanker, etwa zweiundzwanzigjähriger junger Mann von fast knabenhaftem Aeußern, mit hübschem Gesichte und blondem Lockenkopfe, stand im Offiziersrock und hohen Stiefeln, ohne Mütze und Mantel an dem mit frischem Schnee bedeckten Waldsaum und schaute auf sein Vis-à-vis, einen bärtigen Offizier mit rotem Gesichte, der eben aus einer Entfernung von dreißig Schritt langsam zielend den Lauf seiner Pistole auf Wladimir Borissowitsch richtete.

Die Arme über der Brust verschränkt, in einer Hand die Pistole haltend, erwartete Kladunow den Schuß fast gleichgiltig; ein schönes, achtloses Lächeln, das ihm den Ausdruck der Kühnheit verlieh, überflog sein allerdings etwas blasses Gesicht. Seine gefährliche Lage und der schonungslose Ernst seines Gegners, die gespannte Aufmerksamkeit der schweigend abseits stehenden Sekundanten und die Möglichkeit eines nahen Todes gaben dieser Minute etwas Schreckliches, Geheimnisvolles und fast Feierliches. Es galt der Ehre. Alle fühlten die Wichtigkeit und Feierlichkeit dieser Minute um so stärker, je weniger sie sich bewußt waren, was sie thaten . . .

Ein Schuß krachte; alle erbebten. Kladunow machte eine zappelnde Bewegung mit den Händen, brach in die Kniee und fiel um. Die Arme von sich gestreckt, lag er mit durchschossenem Kopfe im Schnee. Sein Gesicht, sein Haar, ja sogar der Schnee, auf dem er ruhte, waren blutgetränkt. Die herbeieilenden Sekundanten hoben ihn auf, der Arzt konstatierte den Tod, und die Frage der Ehre war entschieden. Es blieb nur noch übrig, die Neuigkeit im Regiment zu melden und möglichst geschickt Kladunows Mutter zu benachrichtigen, die mutterseelenallein auf der Welt zurückblieb, nachdem man ihr ihr einziges Kind getötet hatte. Daran hatte vorher niemand gedacht, aber jetzt fiel es allen ein. Alle kannten und liebten sie und empfanden die Notwendigkeit, sie so schonend wie möglich auf die schlimme Nachricht vorzubereiten. Zu diesem Amte wurde Golubjénko ausersehen, der sogleich vorausfahren und alles ordnen sollte.

Pelageja Petrowna war gerade aufgestanden und bereitete den Morgenthee, als Golubjénko düster und verlegen zu ihr ins Zimmer trat.

„Gerade zum Thee, Iwan Iwanowitsch!“ rief die alte Dame freundlich, indem sie dem Gaste entgegenging. „Sie kommen wohl zu Wolodja?“

Golubjénko stockte.

„Nein, so . . . im Vorübergehen.“

„Und Wolodja schläft noch, Sie müssen ihn schon entschuldigen. Gestern ist er wieder die ganze Nacht im Zimmer hin- und hergegangen, ich habe ihn deshalb auch nicht wecken lassen, es ist ja gerade Feiertag. Aber Sie haben ihm vielleicht etwas zu sagen?“

„Nein, ich bin so . . .“

„Sonst lasse ich ihn wecken.“

„Nein, bemühen Sie sich nicht.“

Pelageja Petrowna beruhigte sich aber doch nicht und verließ mit einigen entschuldigenden Worten das Zimmer, und Golubjénko ging händeringend mit erregten Schritten auf und ab, ohne zu wissen, womit er beginnen sollte. Der entscheidende Moment war da, er aber hatte ganz und gar den Kopf verloren und verwünschte das Schicksal, das ihn in diese Angelegenheit verwickelt hatte.

„Danach glaube einer noch euch jungem Volk!“ sagte Pelageja Petrowna gutmütig, als sie wieder zu ihrem Gaste zurückkehrte. „Ich gebe mir hier alle Mühe, daß ja die Tassen nicht klirren, rede Ihnen noch zu, ihn nicht zu wecken, und dabei ist von meinem Jungen längst keine Spur mehr! Na, setzen Sie sich, Iwan Iwanowitsch, und trinken Sie ein Gläschen Thee. Sie haben uns ja wirklich schon ganz vergessen gehabt.“

Sie lächelte und setzte mit verhaltener Freude leise hinzu:

„Und wie viel Neues es in dieser Zeit bei uns gegeben hat! Wolodja hat doch wahrscheinlich nicht an sich halten können und Ihnen schon alles erzählt. Er trägt ja das Herz auf der Zunge! . . . Gestern dachte ich so in meinem Sinn: mein Wolodja ist wieder 'mal die ganze Nacht hin- und hergegangen, da waren seine Gedanken natürlich bei der Lenotschka*). So ist es nämlich immer bei ihm: wenn er die ganze Nacht herumgeht, weiß ich gewiß, daß er am anderen Morgen zu ihr fährt. Ach, Iwan Iwanowitsch! um eines nur bitte ich ja den lieben Gott, daß er mir auf meine alten Tage diese eine Freude bescheren möchte. Ich alte Frau brauche ja nichts; ich habe nur eine Sehnsucht, nur eine Freude, und wenn erst Lenotschka und Wolodja verheiratet sind, dann giebt es wohl überhaupt nichts mehr, worum ich den lieben Gott bitten wollte. Dann wäre ich schon so froh, so glücklich! Außer Wolodja brauche ich nichts; teurer als sein Glück ist mir nichts auf der Welt.“

Die Alte war ganz rührselig geworden und wischte sich die Thränen aus den Augen.

---

*) Diminutiv für Helene, unserm deutschen „Lenchen“ entsprechend.

„Sie werden sich erinnern —" fuhr sie fort, „die Sache machte sich immer nicht recht . . . bald hatten sie etwas unter sich vor . . . bald gab es pekuniäre Gründe — euch jungen Offizieren ist es ja nicht erlaubt, ohne Kaution zu heiraten — na, und jetzt ist das alles geschlichtet; fünftausend habe ich Wolodja aufgetrieben, der Hochzeit steht also nichts mehr im Wege. Und die Lenotschka hat mir einen Brief geschrieben, so einen lieben Brief . . . das Herz freut sich in der Brust . . ."

Indem sie so plauderte, zog Pelageja Petrowna einen Brief aus der Tasche und steckte ihn, nachdem sie ihn Golubjénko gezeigt hatte, wieder ein.

„Solch ein liebes, solch ein gutes Mädchen!"

Und Golubjénko saß bei alledem wie auf glühenden Kohlen. Er wollte sie unterbrechen, wollte ihr sagen, daß alles vorbei, daß Wolodja getötet sei, daß alle ihre Hoffnungen sofort zertrümmert sein würden, aber er hörte ihr zu und schwieg, und während er in ihr gutes Gesicht sah, fühlte er, wie sich ihm die Kehle zuschnürte.

„Ja, aber was ist das heute eigentlich mit Ihnen?" fragte endlich die Alte. „Wie sehen Sie nur aus!"

Golubjénko wollte erwidern: „Ja, und wie werden erst Sie aussehen, wenn ich mich Ihnen eröffne," aber statt etwas zu sagen, kehrte er sich ab und begann den Schnurrbart zu drehen.

Pelageja Petrowna bemerkte das nicht und fuhr, ganz von ihren eigenen Gedanken in Anspruch genommen, fort:

„Auch für Sie habe ich einen Gruß: Lenotschka schrieb, ich solle Sie grüßen und Ihnen sagen, Sie möchten doch bald einmal mit Wolodja zum Besuch hinkommen . . . Aber ich sehe schon, ich halte es nicht aus, ich muß Ihnen den Brief zeigen. Sehen Sie, was für ein lieber Brief!"

Und Pelageja Petrowna holte wieder den Brief aus der Tasche, zog vorsichtig den mit kleiner Schrift bedeckten Bogen heraus und entfaltete ihn. Golubjénko, dessen Gesicht sich mehr und mehr verdüsterte, wollte das vor ihm ausgebreitete Blatt fortschieben, aber Pelageja Petrowna hatte schon zu lesen begonnen:

„Teure Pelageja Petrowna! Wann wird endlich der Tag erscheinen, an dem ich Sie nicht mehr so anzureden brauche, sondern Sie liebe, teure Mama zu nennen das Recht haben werde! Ich warte so darauf, hoffe so sehr, daß das alles bald, recht bald sein wird, daß ich Sie schon jetzt nicht anders nennen mag, als Mama . . ."

Pelageja Petrowna blickte innehaltend auf und sah Golubjénko mit thränengefüllten Augen an.

„Sehen Sie, Iwan Iwanowitsch," fügte sie hinzu, aber als sie sah, daß Golubjénko sich in die Lippen biß und daß seine Augen feucht waren, stand sie auf, legte ihre zitternde Hand auf seinen Scheitel und küßte ihn sacht auf seine Stirn. „Ich danke Ihnen, Iwan Iwanowitsch," flüsterte sie, ganz in

Rührung zergehend, „ich habe mir immer gedacht, daß Sie und Wolodja nicht nur wie Freunde, sondern wie Brüder miteinander stehen . . . Verzeihen Sie mir . . . ich bin aber so glücklich, Gott sei Dank!"

Die Thränen rollten ihr gar aus den Augen, und Golubjénko wurde derart verwirrt und verstört, daß er ihre knochige, kalte Hand ergriff und sie mit Küssen bedeckte. Thränen erstickten seine Stimme und er konnte nichts sagen, er fühlte aber in diesem Erguß eines Mutterherzens einen so schrecklichen Vorwurf für sich, daß er es vorgezogen hätte, selbst mit durchschossenem Kopfe auf dem Felde zu liegen, als dieses Lob seiner Freundschaft und Bruderliebe mit anhören zu müssen. Wird doch Pelageja Petrowna nach einer halben Stunde die ganze Wahrheit erfahren, und wie wird sie ihn dann wohl nennen? Hatte er, dieser Freund, nicht schweigend dabeigestanden, als auf Wolodja mit der Waffe gezielt wurde? Hatte er, dieser Bruder, nicht selbst die Schritte abgemessen und die Pistole geladen? Alles das hatte er gethan, bewußt gethan, und jetzt sitzt dieser Freund und Bruder da und schweigt und hat nicht einmal den Mut, seine Pflicht zu erfüllen.

Er war ganz verschüchtert und verwirrt, er verachtete sich in diesem Augenblicke, konnte sich aber kein einziges Wort abringen. Seine Seele war wie zerschellt, so unerträglich weh und schwül war ihm zu Mute. Und die Zeit ging immer weiter . . . Er begriff das, und je mehr er es begriff, desto weniger Kraft fühlte er, Pelageja Petrowna die letzten glücklichen Minuten zu rauben. Was konnte er ihr sagen? Wie sie vorbereiten? Golubjénko verlor vollständig den Kopf.

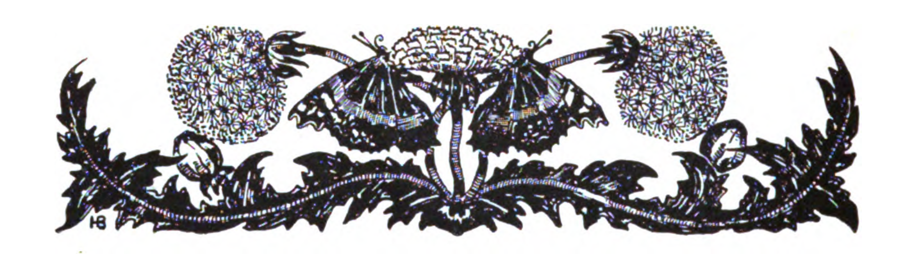
Tausendmal schon hatte er Zeit gefunden, im Geiste alle Streitigkeiten, alles Heldentum und alle Ehre zu verwünschen, schließlich stand er auf, ohne selbst noch recht zu wissen, ob er gestehen, ob er davonlaufen wollte. Schweigend ergriff er Pelageja Petrownas Hand, drückte sie rasch an die Lippen, und indem er sein Gesicht, das plötzlich von Thränen überströmt wurde, wandte, stürzte er, so schnell er vermochte, ins Vorzimmer, riß den Mantel vom Haken und rannte förmlich aus dem Hause, ohne ein Wort hervorgebracht zu haben.

Pelageja Petrowna sah ihm kopfschüttelnd nach und dachte:

„Sicherlich auch verliebt, der arme Junge. Nun, auf den Kummer dieser jungen Leutchen pflegt immer bald das Glück zu kommen."

Und sofort versank sie wieder in Träumereien über ihr nahes Glück, das ihr unzerstörbar und vollkommen dünkte.





Lieblingsblumen.

Eine psychologische Charakterstudie.

Von

Georg Meyer-Wurzen.

„Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln." Große Geister sind immer Analytiker mit einer Art Centralblick gewesen, während der gewöhnliche Durchschnittsmann über seine Umgebung nur mittelst der Synthese und auf Grund verschiedenartiger Beachtung sich ein Urteil bildet. Der Merkmale, die für den Charakter einer Person als maßgebend gelten, sind, wenn auch nicht Legion, so doch eine ziemliche Menge, weshalb man eigentlich stets zu einem sicheren Resultat gelangen müßte. Bezeichnend für ein Individuum ist nach feststehender Anschauung nicht nur sein Stil, sondern auch die Handschrift. In der That, die markigen Schriftzüge eines Ernst Moritz Arndt z. B. lassen ohne weiteres auf die wahrhaft männliche Seite seines Wesens schließen, die ihn dereinst zum treuen Ekkehard des deutschen Volkes machte. Wie am beobachtenden Schweigen, so soll man auch an dem Lachen (wie und worüber) die innere Natur erkennen können. Beides ist vielsagend und giebt nach dieser oder jener Richtung — in bonam aut malam partem — oft bedeutsame Anhaltspunkte. „Sage mir, wen du bewunderst, und ich will dir sagen, wer du bist; wenigstens in Bezug auf Talent, Gesinnung und Charakter," sagt Sainte-Beuve. Das Maß eines Mannes bleibt immer die Frau, die er sich wählt, das ist die Behauptung von anderen geschulten Menschenkennern. Es ist dies ein schwieriges und heikles Kapitel, indessen ein gut Stück Wahrheit dürfte ebensowohl in diesem, wie im vorhergehenden Gedanken enthalten sein. Ich will nicht alle verschiedenen Kennzeichen auf ihre Richtigkeit hin prüfen, wenn so der eine den Gang eines Menschen, der andere seine Hausheiligen unter den Künstlern und Dichtern, ein Dritter sein Benehmen gegen Vorgesetzte und wiederum sein Gebahren angesichts der Untergebenen in Erwägung zieht. Nur eine Deutung von sogen. Lieblingsblumen, soweit solche mir allmählich bekannt geworden sind, will ich versuchen,

denn sofern ein geheimes eigenartiges Sensorium zu einer bestimmten Blume sich hingezogen fühlt, sind wir ohne Zweifel auch zur Erörterung von den bestehenden Vergleichungsmomenten zwischen der Blume und der jeweiligen Person berechtigt.

Die Vorliebe des alten Kaisers Wilhelm zur Kornblume mag in einer gewissen Pietät gegen seine Mutter Luise mit ihren Ursprung haben, keine Blume entspricht mehr seinem Bild, wie es in der Geschichte feststeht, als gerade sie. Einfachheit, Zartheit, Anspruchslosigkeit, Vertrauen, Treue wird als ihre Signatur angegeben. Man braucht nur die herrliche Charakteristik des unvergeßlichen Herrn in Hildebrands Gedanken eines Sonntagsphilosophen, in Frommels anheimelnden Erzählungen aus Gastein zu lesen, und man wird Wort für Wort unterschreiben müssen. Ich las unlängst in einem französischen Blatt: „L'image légendaire de Guillaume épâlisa devant une appréciation clairvoyante, qui fait ressortir l'insuffisance de ce soldat brave et incompréhensible". Dem welschen Nachbar ist eine andere Vorstellung von einem Imperator eigen, aber wir Deutschen, die wir trotz gegenteiliger Behauptung doch klarer und tiefer sehen, können uns ebensowenig mit ihren Anschauungen einverstanden erklären. Im schönsten Sinne, ohne Phrase, bleibt für uns Wilhelm I. mit seinem blauen deutschen Auge darum immer der Große, weil er der treue Vater des Vaterlands war.

Kaum ist in unserem Volke jemand populärer gewesen als der deutsche Kronprinz κατ'ἐξοχήν, jene Siegfriedsgestalt von Kraft und Schöne, in welcher die nüchterne Thatkraft des Nordens sich die Hand reichte mit der seelenvollen Poesie der sagenumwobenen Berge Thüringens, als wären die Genien Friedrichs des Großen und Karl Augusts herniedergestiegen. Unter den Blumen hatte es ihm, der als „unser Fritz" im Bewußtsein der Nation fortlebt, das duftige Veilchen angethan, das von tiefem Empfinden und Milde, von wahrer Beschaulichkeit und Demut spricht. Diesen Eigenschaften verdankt der früh vollendete Dulder die große Sympathie. Ob er im häuslichen Kreise als Gatte wie ein schlichter, bürgerlicher Hausvater waltete, ob er als Gutsherr von Bornstedt gewissenhaft seine Patronatspflichten erfüllte, ob er als Soldat dem gewöhnlichsten Krieger gegenüber seine Herzensgüte offenbarte, seine Person ist treffend gezeichnet, wenn die Toblacher ein Jahr nach seinem Tode noch sagten: „.... Der is alleweil 'n gar lieber ‚gmainer (d. h. leutseliger) Mann' gewesen, dem ma von Herzen hat guat san müssen".

Die berauschende Jasminblüte ist die Blume der Leidenschaft, des Stolzes und der träumerischen Versenkung, die in stiller Mondnacht beim Amselschlag die glücklichsten und seligsten Stunden verlebt. Der arme, beklagenswerte König von Bayern, Ludwig II., hatte sie sich erkoren, und sie entsprach auch seinem Naturell, das ebensoviel hohes Selbstbewußtsein wie schwärmerische Glut enthielt und fast notwendig zu dem tragischen Ausgang führen mußte. Wer seine prunkvollen Märchenschlösser, die einen ganzen Kommentar über sein Denken und

Fühlen uns bieten, mit wirklichem Verständnis durchwandert, zu dem wird der reichbegabte Romantiker auf dem Thron, der huldreiche Gönner Richard Wagners und seiner leidenschaftlichen Musik eine gar vernehmliche Sprache reden, und er wird es dann begreifen, warum Ludwig den Jasmin als Lieblingsblume hatte.

„Am Anfang war die That“, so läßt Meister Goethe seinen Helden den berühmten Anfang des Johannesevangeliums variieren. Jener Heros, der dies Wort nach seiner Weise zur Wahrheit gemacht und durch seine That bewirkt hat, daß jetzt nicht sowohl Alexander und Cäsar unsere Jugend begeistern, sondern vor allem der große Kaiser und seine Paladine, ist unser Bismarck. Welche Blume liebte doch der eiserne Kanzler? Die Heideblume, die Erika, welche Festigkeit, Zähigkeit, Natürlichkeit und Liebe zur Einsamkeit als Hauptmerkmale aufweist, war ihm lieber als jede andere. Der ganze Mann mit seinem wunderbaren Augenmaß für das Gewicht der Realitäten des Lebens, mit seiner Energie, die wie spielend die Wege der Geschichte meisterte, ja die ein Volk trieb und bewegte, als wäre es der eigene Leib, ist am besten durch die Erika versinnbildlicht. Und wenn der Starke, diese reckenhafte Hünengestalt, der alles Gemachte und Gekünstelte von Grund aus zuwider war, je der Erholung bedurfte, dann hieß es auch von ihm, dem großen Naturfreund: „Aus Haß und Hader, Tageslärm und Mühn, komm mit mir, wo die stillen Blumen blühn!“

Keine andere Blume als die Rose, die Königin der Blumen, mit ihrer Innigkeit und hoheitsvollen Pracht, ihrer Lebensfreude und Wärme hat sich Luther erkoren, wie schon aus dem Wappen des Reformators ersichtlich ist. Nicht ein kalter, scholastischer Wortklauber war er, sondern ein Mann, der die Welt um sich her mit dem Prisma des Glaubens und der Hoffnung ansah, und da schimmerte ihm die Welt in tausend bunten Farben.

Bekannt ist Goethes Neigung zum Studium der Natur, insbesondere der Pflanzenwelt. Da ist es nun von Interesse, daß er sich schon für die Orchideen erwärmte, die Modeblumen der Gegenwart, die er „monstrose Lilien“ nannte. Indessen unter den vielen Kindern Floras ist ihm die Reseda wohl die liebste Blume gewesen. „Sagt, was füllet das Zimmer mit Wohlgerüchen? Reseda — farblos, ohne Gestalt, stilles, bescheidenes Kraut“, so lauten die Worte des Dichters selbst, die ich mir in Dornburg, seinem Tibur, entstanden denke. Ruhiger Sinn, Gesundheit an Leib und Seele, Vertiefung, Herzensgüte, das liest man ohne Schwierigkeit aus der Blume heraus. Wer Goethe nicht genauer kennt, wird alles zugeben, um vielleicht bei der letzten Eigenschaft sein Veto einzulegen. Wohl konnte die alte Exzellenz unnahbar sein, aber abgesehen von seinem vertrauteren Kreis, in seinem Verhalten dem jungen Felix Mendelssohn Bartholdy, dem Maler Friedrich Preller gegenüber hat sich die Herzensgüte gar schön gezeigt.

In dem Leben Charlottens v. Schiller, von Karl Fulda, finde ich über den Dichter folgende Stelle: „Schiller liebt sehr Blumen um sich. Lilien hatte

er vor allen gern." Edelsinn, Reinheit, Keuschheit, Adel des Herzens, das und noch manches andere lesen wir aus der Lilie. Bezeichnend für den Heros von Weimar, der von einer Fülle ewiger, unvergänglicher Ideen beseelt nichts Gemeines berührte, ohne es zu veredeln, sind zwei Aeußerungen anläßlich seines frühzeitigen Todes, und diese können uns als eine wahre Charakteristik dienen. Die Königin Luise sandte der Witwe Schillers folgende Zeilen: „Mit tiefer Wehmut schreibe ich Ihnen diesen Brief. Wie viel haben wir, wie viel haben Sie verloren! Wie verwaiset kommt mir der bessere Teil der Menschheit vor. Ein guter Genius ist von ihr gewichen." Der Bildhauer Dannecker läßt uns in sein Inneres sehen, wenn es in seinem Briefe heißt: „Schillers Tod hat mich sehr niedergedrückt. Im ersten Moment, wo Kapellmeister Granz die furchtbare Nachricht hieher nach Stuttgart brachte, konnte ich kein Wort vorbringen, es erstickte in mir. Ach Gott, das ist hart! Ich glaubte, die Brust müßte mir zerspringen. Der göttliche Mann steht immer vor meinen Augen." —

Wer war Heinrich Heine? Man hat über ihn viel hin und her geurteilt, bald von diesem, bald von jenem Standpunkt. Wenn ich auch nicht so weit gehe, daß ich sage: „Ein Mittelding zwischen Don Juan und Mephistopheles, war ihm jede dichterische That eine Theaterrolle, die er mit Leichtsinn und Selbstironie spielte," so muß man ihn doch als eine Proteusnatur bezeichnen, als einen ἀνήρδίψυχος (einen Mann mit zwei Seelen), wie es im Jakobibrief von einer zwiespältigen Person einmal heißt, denn alles andere war Heine, nur nicht ein fester Charakter, eine geschlossene Persönlichkeit von moralischem Halt, von sittlicher Ueberzeugung. Die Lindenblüte und die Lotosblume waren seine Lieblingsblumen. Die Lindenblüte mit ihrem wonnigen Aroma, die Gefühlsamkeit und süßes Behagen verrät, ist um deswillen für Heine ein kennzeichnendes Merkmal, weil ihm ein gewisses weiches Empfinden doch nicht abzusprechen ist. Die Lotosblume als Blume des fernen Orients könnte nur typisch sein, sofern der Mann der Matratzengruft an Sinnlichkeit wohl wenige seinesgleichen hat.

Ein feiner, geistvoller, sympathischer Poetenkopf ist es, den der jüngst verstorbene Meister Falguière in dem vor kurzem in Nîmes enthüllten Denkmal Alphonse Daudets entworfen hat. Nicht minder schön als das Monument in seiner Vaterstadt wird die Ausführung seiner Statue in Paris sich gestalten, die sich jetzt noch bei Saint-Marceaux in Arbeit befindet. Daudet wird in ihr als jener Charmeur, jener Zauberer aufgefaßt, der mit der Lieblingsblume, der Nelke, in der linken Hand uns all die Reize seiner Poesie ahnen läßt, durch welche er jedes empfindsame Herz gewinnen muß. Der Dichter ist auch in Wirklichkeit wie eine wunderbar anziehende, zart gezeichnete Nelke gewesen, voll von Anmut und Schönheitsgefühl, von Herzinnigkeit und Weichheit, wie sie nur unter dem sanften, warmen Himmel der Provence erblühen konnte. Wer die dufterfüllten, in der französischen Litteratur einzig dastehenden Lettres de mon moulin gelesen, in denen eine Skizze immer schöner als die andere, wer

in die Geschichte von Le petit Chose, dem kleinen Dingsda sich vertieft oder die Aventures prodigieuses de Tartarin, das burleske Phantasiestück à la Münchhausen einmal in die Hände bekommen, der wird auch den ehemaligen Sekretär vom Halbbruder Napoleons lieben lernen und bei seiner Lektüre wie von würzigem Nelkenduft sich umgeben fühlen.

Der alte Franz Delitzsch, seinen Schülern in Erlangen und Leipzig ein unvergeßlicher theologischer Lehrer, den Freunden der Mission, namentlich der Evangelisation unter Israel, ein von glühender Begeisterung erfüllter Freund und Vater, der wie sonst keiner in der letzten Vergangenheit berufen war, das Neue Testament ins Hebräische zu übersetzen, kam kaum ohne eine Blume in seine Vorlesung. Das Bild, das von ihm am verbreitetsten ist, zeigt ihn uns mit der Hyazinthe. Wenn ich ein Motto über die Lebens- und Gedankenrichtung jenes feinbesaiteten, mystisch tiefen und selbstlosen Mannes setzen sollte, so würde ich entweder das Wort der Schrift wählen Luk. 17, 21: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch", oder den arabischen Spruch in christlicher Deutung: „Ein Weiser weiß, wie es einem Narrn zu Mute ist". Inwiefern ist nun die Hyazinthe für ihn bedeutsam? Vielseitigkeit, Innerlichkeit, Aufgeschlossenheit und Liebenswürdigkeit kann man leicht aus der vielfarbigen Blume herausfinden, und diese Gaben machten ihn, der klein war von Gestalt, zum Großen im Reiche Gottes.

Kögel, der Oberhofprediger Wilhelms I., hat bei dem Gedanken an sein Grab die Verse gedichtet: „Pflanzt zu Häupten mir die Tanne, denn sie sagt von einem Manne, der zu Weihnacht kommen ist, der den Tod für mich geschmecket, alle Sünden zugedecket, Lob und Preis dir, Jesu Christ!"

Bei diesen schönen Worten entsinne ich mich einer Inschrift auf dem Père-Lachaise. „Mes chers amis, quand je mourrai, plantez un saule au cimetière, j'aime son feuillage éploré. La pâleur m'en est douce et chère et son ombre sera légère à la terre où je dormirai", steht auf dem mit kleiner Marmorbüste geschmückten Monument zu lesen. Der bekannte Dichter Alfred de Musset ist es, der dort ruht. Wie grundverschieden sind doch die beiden Männer gewesen! Kögel war der gläubige, echt evangelisch-deutsche Christ, der fest auf dem Grund der Apostel und Propheten stand, und de Musset, der die Trauerweide liebte, war alles, nur nicht eine lebensfreudige, eine glückliche und zufriedene Natur, vielmehr eine Person, die in gewisser Hinsicht uns an Heine, an Giacomo Leopardi errinnert.

Stolz, Vornehmheit, Schönheitssinn kommen in der Tulpe zum Ausdruck. Der Gegner der Romantiker, der in Syrakus, fern von der deutschen Heimat gestorbene und beerdigte Graf Platen, zeigt diese Eigenheiten seiner Lieblingsblume. Würdevolle Einfachheit und Klarheit, Meisterschaft in der Handhabung der Muttersprache, Reinheit der Form zeichnen seine Muse in hohem Grade aus. Etwas Abgeklärtes, Ebenmäßiges liegt über der Person und auch ihren Dichtungen, denen es an verständnisvollen Bewunderern auch jetzt noch nicht fehlen

kann. Wie sehr er seiner Leistungen sich bewußt war und über sein Können durchaus nicht im Unklaren gewesen, das hat er in dem bekannten Sonett „Grabschrift“ unzweideutig ausgesprochen. Uns, den gewöhnlichen Sterblichen, kommen solche Worte, wie Platen sie gebraucht, leicht wie Ueberhebung vor, indessen die Dichter, wir sehen es auch an dem alten Horaz, wollen nicht mit dem gewöhnlichen Maßstab gemessen sein.

Ein Gefühl innigen Mitgefühls und des Bedauerns erwacht in der Brust jedes Gebildeten, wenn er den Namen des unglücklichen, beklagenswerten Nikolaus Lenau hört. Erbliche Belastung, falsche Erziehung haben ihn den Dichter werden lassen, der sagen konnte: „Die ganze Welt ist zum Verzweifeln traurig“, und dessen Tod in der Heilanstalt Oberdöbling b. Wien als eine Erlösung angesehen werden mußte. Nicht blos für ihn, den Ungarn, der an seiner Pußta hing mit ihrer Einsamkeit und Melancholie, sondern für den ganzen Menschen überhaupt ist die Herbstzeitlose als Lieblingsblume charakteristisch, sofern eine heiße Sehnsucht nach der blauen Blume der Sage in ihm lebendig war und er nirgends sich sowohl zu fühlen glaubte, als wenn er mit sich allein war, was ihn in seiner weltschmerzlerischen Stimmung nur bestärken mußte. Lenau ist immer ein innerlich kranker Mensch gewesen und die völlige Geisteszerrüttung war unausbleiblich. Hätte er nicht verständnisvolle Freunde und besorgte Verwandte gehabt, die Katastrophe des hochbegabten Mannes hätte noch eher erfolgen können.

„Kaufe nicht alles, was du siehst. Besiehe alles, was du kaufst.“ Nirgends gilt dieser gute Rat mehr als auf dem Büchermarkt. Ein Schriftsteller, von dem alles gut ist, dessen Bücher man ungesehen im guten Glauben kaufen kann, ohne nur einmal enttäuscht zu sein, — ein solcher Schriftsteller ist Emil Frommel gewesen. Das innige und sinnige Vergißmeinnicht, das am klaren Wiesenbach in reicher Menge wächst, war ihm seelenverwandt, Reinheit, Einfachheit, Treuherzigkeit sind in dem holden Blümchen wie personifiziert, und was den Militäroberpfarrer, der zuletzt noch als Erzieher des vor kurzem mündig gewordenen deutschen Kronprinzen eine höchst bedeutsame Aufgabe zu lösen hatte, so auszeichnete, daß er überall, am Kaiserhof wie beim einfachen Droschkenkutscher, eine allseitig verehrte Persönlichkeit war, das war seine Schlichtheit und Gemütstiefe, seine Herzlichkeit und seine christlich verklärte Natürlichkeit. Seine Bücher sind insgesamt blaue liebe Vergißmeinnichtsterne, gewachsen am krystallhellen Jungbrunnen des göttlichen Wortes, und darum muß man zu jedem sagen, der sie noch nicht kennt: Tolle, lege, nimm und lies.





Dichterwertung.

(Gottfr. Keller, Reuter, Lingg.)

Es ist das schmerzliche Los vieler der besten unter den deutschen Dichtern, in der Zeit ihres reichsten Schaffens keine antwortende Stimme aus ihrem Volke zu vernehmen. Je echter sie sind, um so langsamer wächst ihr Ruhm. Erst wenn sie resigniert und müde und unproduktiv geworden die Schwelle des siebzigsten Lebensjahres überschreiten, sehen sie sich plötzlich von rauschendem Jubel begrüßt, auf den sie kaum noch gefaßt waren, und der ihnen die fehlende Aufmunterung in der Zeit ihres Wirkens und den ausgebliebenen Dank für die Früchte eines ernsten Künstlerstrebens um so weniger ersetzen kann, als er gar zu oft nur eine typisch-gedankenlose Ehrung darstellt, die mehr dem alten Manne als dem Dichter gilt. Der Dichter, der vor seinem Jubiläumsjahre stirbt, ist übel dran und muß auf die gelegentliche litterarhistorische Forschung warten, wer es aber erlebt, ist von Stund' an ein gemachter Mann und kann seinen Namen in allen Zeitungen lesen, die ihn, der vorher vielleicht noch niemals in ihren Spalten gestanden hat, fortan gesperrt drucken und nicht genug von „unserem" großen Dichter zu berichten wissen. Die bis dahin so schwer beweglichen Verleger erbieten sich zu prächtigen Gesamtausgaben, deren Ertrag wenigstens den Erben des Dichters zu gute kommt, und die ihm daher gewiß wertvoller sind als die auf einmal im Geschwindschritt anrückenden Orden, die vielleicht nach wenigen Monaten schon auf umflortem Kissen seinem Sarge nachgetragen werden. Bei seinem Tode und an allen folgenden Gedenktagen wird dann abermals in die Posaune gestoßen, und der Dichter, von dem bisher nur eine kleine Gemeinde wußte, wird Mode.

Dieser in der deutschen Litteratur nicht regelmäßig, aber doch erschreckend oft sich abspielende Verlauf stellt eine schwere Gefahr dar, insofern bei ihm ein unbegrenztes Wohlwollen einer ernst prüfenden Kritik sich entschlägt und somit alle Werturteile ins Schwanken bringt. Ein solches Börsenspiel mit Dichternamen ist für beide Teile schädlich, für den Dichter sowohl wie für das Publikum. Hat der Dichter den plötzlichen Ruhm nicht verdient, so entzieht er ihn einem Größeren und dem Publikum den Genuß einer reicheren Kunst. Hat er aber Anspruch auf die „Teilnahme weitester Kreise", so geschieht diese oft in so lärmendem Ueberschwang, daß ein Rückschlag fast unvermeidlich ist, und gewöhnlich pflegt dann dieser Gegenstoß stärker zu sein als der anfängliche Anstoß.

So glaubt z. B. über Felix Dahn, der vor zehn Jahren auf allen Tischen zu finden war, heut jeder Schuljunge die Achseln zucken zu dürfen. Auf die Dauer freilich kann eine solche Kritik der Unkritik sich nicht behaupten, die Zeit bringt alles wieder ins Geleise, aber vorübergehend ist die Verwirrung leider da und stiftet nichts als Schaden und Ungerechtigkeit.

Die Beispiele liegen zu Dutzenden vor. Wie Schiller seinen hundertsten Geburtstag auf Kosten Goethes feierte, so dieser seinen hundertfünfzigsten auf Kosten Schillers. Als Theodor Körner mit seinen schalen Jambennachahmungen und platten Possen den wohlwollenden Beifall des Theaterpublikums einheimste, drückte der Hunger dem großen verkannten Kleist die Selbstmordwaffe in die Hand, der nie eines seiner gewaltigen Dramen auf der Bühne gesehen hat. Nie hat das Glück einem Otto Ludwig gelächelt, das sich an einen Kotzebue wegwarf. Dichter wie Grillparzer hatten es nur ihrem hohen Alter zu danken, wenn sie ihren Ruhm noch erglänzen sahen.

Interessant genug sind auch die folgenden Sätze, die sich in einem Briefe Platens an Goethe vom November 1825 finden: „Nie werde ich vergessen, daß ich bei Ihnen zu einer Zeit Anerkennung fand und finde, in welcher Deutschland noch nichts von mir wissen will, und die vornehmen Kritici mich ignorieren oder befaseln. Es giebt ein Geschlecht, zumal in einer gewissen Hauptstadt Deutschlands, die, nebenbei gesagt, ein paar barbarische Dichter aus ihren eigenen Mitteln, sonst aber nichts, hervorgebracht hat, ein Geschlecht, das alles so lange anfeindet, bis die ganze Nation sich dafür entschieden hat. Dann freilich darf der Gefeierte sicher sein, in ihrem Weihrauch erstickt zu werden."

Ein Dichter, dessen Ruhm erst spät hinter seinen Großthaten nachhinkte, war auch Gottfried Keller, der sich nicht wenig wunderte, anläßlich seines siebzigsten Geburtstages nicht nur von der Schweiz, sondern von ganz Deutschland mit Ehren überschüttet zu werden. Seither ist sein Stern immer noch gestiegen, vielleicht schon über Gebühr. Die neuere Litteraturgeschichte stellt ihn geradezu als den größten Nachfolger Goethes und als den Mittelpunkt des neunzehnten Jahrhunderts hin, und es erscheint an der Zeit, die richtigen Maßstäbe wieder zu gewinnen, bevor dieser ausgezeichnete Dichter mit Gewalt auf die ihm verderbliche Höhe eines Goethe oder Shakspere hinaufgeschraubt wird. Das Verdienst, das allgemeine Urteil über Keller auf das richtige Maß zu setzen, gebührt dem vortrefflichen Buche Albert Kösters*), das mit jener echten und gerechten Liebe geschrieben ist, die von der so häufig anzutreffenden biographischen Affenliebe aufs wohlthuendste absticht. Das Köstersche Buch giebt sich ganz anspruchslos, es ist aus einer Reihe von Vorlesungen erwachsen und verleugnet diesen Ursprung nicht. In sieben Abschnitten wird klug und kundig des Dichters Leben und Schaffen geschildert mit der Wärme und mit der schlichten, ernsthaften Einfachheit, wie sie Keller selbst sich für die Darstellung seines Lebens gewünscht hat. Das Buch will durchaus kein abschließendes sein, es will nur „um die Schöpfungen des Dichters alte Freunde enger vereinen und neue ihm gewinnen". Köster ist einer der feinsinnigsten und formvollendetsten unserer Litterarhistoriker, der mit diesem Buche einen glücklichen Schritt vorwärts thut in den Bestrebungen,

*) Gottfried Keller. Sieben Vorlesungen von Albert Köster. Leipzig 1900. Druck und Verlag von B. G. Teubner. 141 Seiten. Preis geb. 3 Mk.

die Ergebnisse streng wissenschaftlicher Forschung in gefälliger Form einem großen Publikum zu vermitteln, eine heut in den Kreisen der deutschen Hochschullehrer herrschende Tendenz, die nicht freudig genug begrüßt werden kann. Alle Anerkennung verdient auch die Verlagshandlung, die ein so geschmackvoll ausgestattetes, gebundenes Buch, das mit einer guten Nachbildung der schönen Staufferschen Porträtradierung Gottfried Kellers geschmückt ist, für so billigen Preis hat ausgehen lassen.

Ein neues Buch über Fritz Reuter, dem er deren schon eine ganze Reihe gewidmet hat, bringt Karl Theodor Gaedertz*), der seit länger als einem Jahrzehnt sich mit einer großen Biographie des Dichters trägt. Wie für Keller, so ist gewiß auch für Reuter die schlichteste Darstellung die beste, und es berührt darum nicht angenehm, wenn Gaedertz gar so viel mit großen Worten wie Genius, Muse, Unsterblichkeit wirtschaftet. Gaedertz steht hinter Köster schon darin erheblich zurück, daß er von einer auffallenden Ueberschätzung seines Helden sich nicht zu befreien vermag, die diesem nicht zum Heile gereicht und den Widerspruch gerade der Reuter-Freunde herausfordert. Dazu kommt das Mißverhältnis zwischen dem emphatischen Ton und dem Neuen, was der rührige Herausgeber von Reuter zu berichten weiß. Liebenswürdig ist das ja alles, aber die meisten der erstmals publizierten Gedichte sind so herzlich schwach, die Gelegenheitsverse sogar zum größten Teil so trivial, daß sie Reuters Bild nur zum Nachteil verschieben können. Gewiß, für den Biographen ist das alles sehr interessant und lehrreich, aber er muß es innerlich bei sich selbst verarbeiten und nur mit den großen Ergebnissen vor das Publikum treten. Das Schwerste beim Sammeln ist bekanntlich das Wegwerfen. Wer den Menschen Reuter gekannt hat, für den mag das Buch von Gaedertz, das bereits in dritter Auflage vorliegt, eine willkommene Gabe sein, für den Dichter Reuter aber wirft es verschwindend wenig ab, und die Litteraturgeschichte könnte es billig missen. Der noch dazu kommende Umstand, daß die 167 Seiten in fortlaufender Darstellung geschrieben sind, verringert den Genuß dieser Lektüre auf das empfindlichste und beweist, daß Gaedertz seines Stoffes in künstlerischer Hinsicht nicht Herr geworden ist. Das Buch ist ein buntes Nebeneinander und Durcheinander von allerlei Akten, Briefen, Versen, Bildern, Anekdoten, Reminiszenzen, deren Fülle erdrückt, anstatt zu erfreuen. Verargt man es schon den Goethe-Forschern, wenn sie gar zu geringfügige Kleinigkeiten aus dem Leben ihres Meisters der Veröffentlichung für wert erachten, so gilt dieser Vorwurf einem Reuter gegenüber sicherlich noch viel mehr. War es wirklich nötig, uns ein halbes Dutzend simpler landstädtischer Häuser, die der Dichter vorübergehend bewohnt hat, in großen Kartonbildern vorzuführen?

Wir erweisen dem Verfasser dieses Buches einen Gefallen, wenn wir so thun, als habe er es als Manuskript gedruckt, um sich selbst darin mit seinem Material auseinanderzusetzen. Zwar die Vorrede lautet anders: „Möchte das reichgeschmückte Buch den vielen Verehrern des unsterblichen Dichters ein Wohlgefallen erwecken und es mir gelungen sein, Reuters durchaus liebenswerte, tüchtige Persönlichkeit ... anschaulich vor Augen geführt zu haben." Nein, das ist

*) Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen. Neues über des Dichters Leben und Wirken auf Grund ungedruckter Briefe und Dichtungen mitgeteilt von Karl Theodor Gaedertz. Erster Band. Dritte vermehrte Auflage. Wismar. Hinstorffsche Hofbuchhandlung Verlagsconto. 1899. Preis 3 (4) Mk.

dem Verfasser nicht gelungen, und das war auch bei der ganzen Anlage des Buchs unmöglich. Diese Aufgabe liegt der eigentlichen Biographie ob, die wir erwarten in der Hoffnung, daß der Verfasser in ihr sowohl die Ueberschätzung seines Dichters wie die Kleinigkeitskrämerei abgestreift haben wird. In diesem Falle dürfen wir Gutes erwarten, denn daß Gaedertz mit großer Liebe und mit nimmermüdem Sammeleifer sich seiner Arbeit unterzieht, unterliegt keinem Zweifel.

Daß ein langes Leben nicht immer genügt, einen Dichter populär zu machen, beweist das Beispiel Hermann Linggs, der nicht nur den siebzigsten, sondern kürzlich auch schon den achtzigsten Geburtstag begangen hat, ohne auf Grund der unvermeidlichen Festartikel tiefer im Volke Wurzel zu schlagen. Das ist zu bedauern, denn niemand wird in ihm den ernsten Poeten von einer ganz eigenartigen Kraft und Wucht verkennen; dennoch muß das mangelnde Verständnis seiner Dichtung in dieser selbst seine Ursache haben, an bewundernden Interpreten hat es auch Lingg nicht gefehlt. Rupert Kreller, der Linggs Leben und Wirken bereits im Zusammenhang dargestellt hat, erscheint soeben mit einem neuen Büchlein*) auf dem Plan, das speziell Linggs Hauptwerk, die „Völkerwanderung“, betrachtet, um aus ihr das Gesetz der epischen Einheit abzuleiten. Kreller sieht in der „Völkerwanderung“ ein großes, hochbedeutsames Werk einer gewaltigen epischen Dichterkraft, das zielweisend sei für den möglichen und notwendigen Weiterbau an der Technik des modernen Epos. Er bekämpft scharf die spekulative Aesthetik und ihre Vertreter, die ein Werk nicht gelten lassen wollen, weil ihrer dogmatischen Poetik die Norm zu seiner Beurteilung fehlt. Kreller unternimmt, wie Lessing und das achtzehnte Jahrhundert sagen würden, eine „Rettung“ Linggs, leider nicht ohne, wie das in solchen Fällen gar zu häufig geschieht, über das Ziel hinauszuschießen. Er hat recht, zu behaupten, daß das Homerische Epos vielleicht die höchste, aber nicht die einzige Form darstellt. Fast die gesamte frühere Kritik, führt er aus, habe Linggs großes Werk abgelehnt, weil ihm die Einheit fehle, die in einer Hauptperson verkörpert sein müsse. Kreller findet die Einheit in dem Erwachen der angeborenen Freiheit germanischer Völker und in ihrem gleichzeitig an allen Grenzen des römischen Weltreichs aufflammenden Kampf für diese Freiheit, der Idee nach am tiefsten aufgefaßt in dem Lebendigwerden der christlichen Weltanschauung, die ja die Freiheit des Individuums wie der Völker predige. In der Handlung der „Völkerwanderung“ seien eben nicht einzelne Menschen die Helden, sondern ganze Völker, die auch wirklich mit individuellen Zügen vom Dichter ausgestattet seien. So sieht er in dem Einbrechen der Hunnen einen Höhepunkt der Handlung, wie er „mächtiger sich in keinem der Weltepen herausgearbeitet zeigt“. Theoretisch stimmen wir Kreller gern bei, wenn er gegen eine kleinlich schulmäßige Ausdeutung des Begriffs der dichterischen Einheit sich auflehnt; wenn er nun aber den Spieß umdreht und Linggs Werk zum Vorbild stempeln will, so vergreift er sich unbedingt. Niemand kann dieses umfangreiche Epos mit gleichmäßigem Genuß, ja auch nur Anteil lesen, und es liegt in Linggs Poesie selbst, wenn das Publikum ihr mehr mit Respekt als mit Liebe begegnet. Lingg schickte die „Völkerwanderung“ seiner Zeit im Manuskript mit der Bitte um Beurteilung an Eduard Mörike. Ich habe jüngst im Wei-

*) Die Völkerwanderung von Hermann Lingg und das Gesetz der epischen Einheit. Von Rupert Kreller. München 1900. Carl Haushalter, Verlagsbuchhandlung. 92 Seiten. Preis Mk. 1.20.

marer Goethe- und Schiller-Archiv den Entwurf zu Mörikes ausführlichem Antwortschreiben gefunden, wonach er von dem Werk „abwechselungsweise angezogen und abgestoßen, auch mehr als einmal hingerissen worden“ sei. Die Wirkung im ganzen sei „unrein und peinlich, betäubend und dumpf“. Und damit wird es wohl sein Bewenden haben, denn niemand gab solche Gutachten nach sorglicherer Prüfung mit größerer Unbefangenheit ab. Und auch darin möchten wir Mörike recht geben, daß Lingg durch starkes Zusammenstreichen seines Epos oder nur fragmentarische Veröffentlichung es dem Publikum erleichtert hätte, mit der „Völkerwanderung“ Fühlung zu gewinnen.

Die drei besprochenen Bücher haben bei aller Verschiedenwertigkeit zwei Vorzüge miteinander gemein. Sie beruhen erstens auf gediegener, wissenschaftlicher Gründlichkeit, die sich nicht oberflächlich mit ihrem Stoff abfindet. Dennoch sind sie nicht trockene Produkte kalter Stubengelehrsamkeit, sondern sie zeugen (und das ist ihr größerer Vorzug) von einer ganz individuellen Anteilnahme der Autoren an den von ihnen behandelten Dichtern, in deren Schaffen sie sich mit Liebe versenkt haben, um es in warmem Ton zu schildern. Hat dabei auch den einen oder den anderen die persönliche Freude an seinem Dichter ein wenig zu weit geführt, so verzeihen wir das leichter und lieber, als wenn eine innerliche Wesensverschiedenheit zwischen Dichter und Darsteller den letzteren zur Ungerechtigkeit verleitet. Denn nichts ist unfruchtbarer als eine lediglich zersetzende und negierende Wissenschaft; auch die Wissenschaft soll produzierend das Leben bereichern, und jeder Gelehrte sollte über seinem Schreibtisch den Satz anbringen, den Erich Schmidt sich einmal zum Wahlspruch genommen hat: Du sollst nicht töten, sondern lebendig machen! Dr. **Harry Maync.**



Sir Joseph Crowe. Lebenserinnerungen eines Journalisten, Staatsmannes und Kunstforschers (1825—1860). — Ins Deutsche übertragen von Arndt von Holtzendorff. Eingeleitet von Dr. Max Jordan. Zweite Auflage. Gr. 8⁰. 382 Seiten. Berlin, Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Königl. Hofbuchhandlung.

Die also betitelte Selbstbiographie giebt uns ein treues, wenn auch unvollendetes Bild des Lebens eines vielseitig gebildeten Engländers, der mannigfache Beziehungen zu Deutschland gehabt hat. In seiner Eigenschaft als englischer Konsul in Leipzig verkehrte er freundschaftlich mit Männern wie Gustav Freytag, Salomon Hirzel, Stephani, R. Wachsmuth, Eichorius und Treitschke. Auch stand er gelegentlich im Verkehr mit dem Herzog von Coburg, mit Heinrich von Sybel, an den er gut empfohlen war, mit dem Minister von Seebach, Wolfgang Menzel, Bennigsen, Metz, Schulze-Delitzsch, Minister von Schleinitz, Roggenbach, Bunsen und vielen anderen.

Der kosmopolitische Gedanke, durch den unverstandenen Begriff des Weltbürgertums ein wenig in Mißkredit geraten, findet in Crowe einen schönen und edlen Ausdruck. In einem Londoner Kirchsprengel geboren, erzogen in Paris, die Schule des Journalismus durchmachend in London, Berichterstatter und Zeichner im Krimkrieg und während des Aufstandes in Indien, Timeskorrespondent

im italienisch-österreichischen Kriege, Konsul in Leipzig, ist dieser seltene Mensch, ohne doch seinen Charakter als Engländer zu verlieren, im besten Sinne des Wortes Weltbürger geworden, ein echter Typus des „guten Europäers", wie er Nietzsche vorgeschwebt ist.

Der englische Journalismus darf stolz darauf sein, einen Mann wie Crowe erzogen zu haben. Und doch ist es nicht der ganze Mann, der aus ihm hervorgegangen ist. Den schneidigen Berichterstatter, den Politiker und Diplomaten kann er für sich in Anspruch nehmen, die hohe kosmopolitisch-humane Bildung Crowes ist das Erzeugnis strenger ästhetischer Selbsterziehung, die in seinem mit Cavalcaselle gemeinsam verfaßten Werk über die niederländische Malerei ein bleibendes Zeichen hinterlassen hat. Dahingestellt bleiben mag es, wo sich Crowe als größer erwiesen hat, skizzierend im Granatenregen vor Sewastopol, oder als Kunstschriftsteller mit Cavalcaselle hungernd in Silver Street London. In beiden Eigenschaften hat er seinem Beruf und seinem Vaterlande Ehre gemacht und gleichzeitig unbewußt zur Verbrüderung der Nationen im friedlichen Wettbewerb des Geistes beigetragen. **St.**

Der Sklavenjäger von Sansibar. Poetische Erzählung aus Afrika von G. M. Schuler. Zweite Auflage. Preis broschiert Mk. 1.50. Kl. 8°. 92 Seiten. Würzburg, Verlag von Andreas Göbel. 1900.

Das kleine und anspruchslose Epos ist von dem Geiste beseelt, der in „Onkel Toms Hütte" seinen klassisch-historischen Ausdruck gefunden hat: Befreiung und Christianisierung des Negertums. Dieser löblichen idealen Tendenz zuliebe wird man die Schwächen des Büchleins übersehen, oder sie doch nicht allzustreng beurteilen. Die Sprache ist nicht frei von Naivetäten, und die achtsilbigen Trochäen (abwechselnd mit siebensilbigen Versen) erinnern in ihrer unfreiwilligen Komik bisweilen an — Busch. Bei Versen wie

„Tipp in der Erinnerung
Sieht sich in dem Sprossen jung"

muß man doch unwillkürlich an „Max und Moritz" denken:

„Max und Moritz ihrerseits
Fanden daran keinen Reiz."

Oder:

„Jedes legt noch schnell ein Ei,
Und dann kommt der Tod herbei."

Der Rhythmus wirkt bei der Tragik des Stoffes um so störender. Negerraub, Mord, Brand und Totschlag, all das Furchtbare wird hübsch sorgfältig in diese hüpfenden Trochäen gebracht. Die Wahl des Rhythmus ist zweifellos der schlimmste, weil unverbesserliche Fehlgriff der Dichtung.

Eine angenehme Abwechslung bilden die eingestreuten Negerlieder, die, wenn auch vielleicht nicht aus der Volksseele geschöpft, ihr doch recht artig nachempfunden sind, so das „Hochzeitslied" und die „Negersklavenlieder", in denen ein gerechter Zorn gegen die Sklaverei lodert. Auch finden sich einige recht hübsche lyrische Partien, namentlich Bilder aus der ostafrikanischen Landschaft.

Das Büchlein, wenn es auch hohen künstlerischen Anforderungen nicht genügt, ist doch geeignet, der guten Sache der Negeremanzipation Freunde zu gewinnen. In den Kreisen der deutschen Mission in Afrika wird es gewiß freudige Aufnahme finden. Der Verfasser ist ein bekannter katholischer Theolog.

—r.





Generalfeldmarschall Helmuth Graf von Moltke.

Nur neun Jahre nach dem Tode des großen Mannes feiert das Deutsche Volk seinen hundertsten Geburtstag. Man durfte kurz vor seinem Tode noch hoffen, daß er ihn selbst mitfeiern werde. Ungeschwächt an geistiger Kraft hat er noch an seinem letzten Lebenstage der Pflicht, die ihn zur Sitzung des Herrenhauses rief, genug gethan, drei Stunden lang, wie er pflegte, aufmerksam den Verhandlungen folgend; dann ist er zu Fuß zum Generalstabsgebäude zurückgegangen, allein die Treppen hinauf, die zu der Dienstwohnung führen, die ihm die Huld des Kaisers gelassen hatte, auch nachdem er sein Amt als Chef des Generalstabes in die Hände seines Lieblingsschülers, des Grafen Waldersee, niedergelegt hatte. Der Schluß des Tages ging ihm hin in ruhiger Beschäftigung im Kreise der Seinen. Das letzte war, daß er sich von einem Freunde des Hauses seine Lieblingsweisen vorspielen ließ. Da überkommt ihn ein Unwohlsein; leise, um nicht den Spielenden zu stören, verläßt er das Zimmer und wenige Augenblicke danach verliert er das Bewußtsein; noch einmal öffnet er die Augen und richtet sie auf das Bild der lange vor ihm geschiedenen Gattin, und dann, ohne einen Seufzer, fallen ihm die Augen zu für immer.

Das war das friedliche Ende eines Lebens, das 91 Jahre gewährt hatte, getragen vom Genius des Fleißes und der Pflicht, allezeit der Gesamtheit dienend, in harmonischer Entwickelung aller Anlagen, die ihm Geburt und Erziehung mitgegeben. Er brachte sie dem Vaterlande dar und durfte sie an den großen Wendepunkten, die über Deutschlands Geschicke entschieden, an leitender Stelle zur Geltung bringen.

Der greise Feldmarschall war keine schöpferische, sprudelnde oder genialische Natur. Er hat niemals zu den Stürmern und Drängern gehört, er war auch nicht, was man ehrgeizig nennt, aber er war tüchtig im höchsten Sinne des Wortes, wahrhaftig, edel in Gesinnung und That. Schlicht in seinem Wesen, kein Schönredner, aber auch kein Schweiger, wo die Pflicht gebot zu reden, und unüberwindlich in der Schärfe und Klarheit seines Urteils. Ohne jeden Anflug von Menschenfurcht, seiner Würde sich wohl bewußt und deshalb mehr

als jeder andere geeignet, der Erzieher jener Elite des deutschen Offizierkorps zu werden, die sich in den verschwiegenen Räumen des großen Generalstabs um ihn sammelte. Ein Feldherr, der nur gesiegt hat, ein Diener des Königs, der stets nur die Sache gewollt hat, dem deutschen Volke ein Patriarch, zu dem es aufschaute in gleichem Vertrauen und in gleicher Verehrung, so wird er fortleben im Gedächtnis unserer Nation, so lange sie sich das Verständnis für schlichte Größe und edle Menschlichkeit zu wahren versteht.

Die unvergleichlichen drei: Kaiser Wilhelm, Bismarck, Moltke stehen da, einander ergänzend, als die Riesenhäupter einer gewaltigen Zeit. Jahrhunderte werden kommen und gehen, ihre Namen werden bleiben. Der Unterschied zwischen ihnen liegt darin, daß man wohl streben kann zu werden, wie Kaiser Wilhelm und wie Moltke waren, während die besondere Größe Bismarcks sich dem Wunsch wie dem Nachstreben versagt. In der Natur der beiden anderen aber ist nichts, was sich uns entzieht, und eben darin liegt ihre Bedeutung für das lebende Geschlecht und für die kommenden Generationen des deutschen Volkes.

Die eben jetzt erschienene Volksausgabe der „Schriften des Generalfeldmarschalls Grafen Helmuth von Moltke" (3 Bände, Berlin 1900. E. S. Mittler & Sohn) führt uns das Wesentliche aus dem Leben des einzigen Mannes in fein erwogener Auswahl vor. Eine biographische Einleitung, die es verstanden hat, den rechten Ton zu treffen, Briefe, die uns vor allem den Menschen in Moltke zeigen, endlich das populärste seiner Werke, die Geschichte des Krieges von 1870/71 — das ist der Inhalt jener drei Bände, die in der That eine „Volksausgabe" bieten, und wir dürfen wohl mit dem Wunsche schließen, daß der edle Kern dieses Soldatenlebens als ein fruchtbares Vermächtnis unserem Volke zu einem lebendigen fortwirkenden Besitz werde.

Prof. Dr. **Theodor Schiemann.**



Ziele und Wege der modernen Biologie.

Die moderne Biologie, als die Wissenschaft, welche sich die Erforschung der Lebenserscheinungen, wie sie uns im lebenden Organismus entgegentreten, zum Ziele genommen hat, ist seit etwa einem Jahrzehnt in so durchgreifender Umbildung begriffen, daß es lohnt, auch dem Fernstehenden ein Bild dieses Forschungsgebietes zu entwerfen. Sind doch die Probleme, die die Biologie zu lösen unternimmt, für unsere Weltanschauung von einschneidender Bedeutung, so daß es jedes Gebildeten Pflicht ist, mit ihren Ergebnissen und ihren Theorien in Fühlung zu bleiben. Wenn alle Naturwissenschaft der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts von der Lehre Darwins, seiner Entwicklungs- wie besonders seiner Selektionslehre beherrscht wurde, so gilt das besonders für die Wissen-

schaft vom Leben, der Biologie. Mit der Widerlegung der Selektionslehre, dem eigentlichen Darwinismus, der die Zweckmäßigkeit in der belebten Natur und das Zustandekommen zweckmäßiger Einrichtungen im Organismus rein mechanisch erklären wollte, ist auch für die Biologie eine neue Zeit angebrochen. Unbehindert von dem Dogma der mechanischen Welterklärung und Weltauffassung wird sie jetzt zu neuen unerwarteten Resultaten gelangen.

Um die Probleme und die Wege, die die Forschung zur Aufhellung der Lebenserscheinungen eingeschlagen hat, zu verstehen, müssen wir zunächst einen kurzen Rückblick auf die Zeit thun, in der man mit der Annahme einer besonderen „Lebenskraft" die Lebenserscheinungen im Organismus geglaubt hatte erklären zu können. Noch im ersten Viertel des 19. Jahrhunderts sprach man von der Lebenskraft, wie man von chemischen Kräften sprach, und selbst ein Johannes Müller kam ohne diese Lebenskraft nicht aus; sie war für ihn die einheitliche Ursache und die oberste Ordnerin aller Lebenserscheinungen. Mit der Anerkennung dieser Lebenskraft behauptete er das Vorhandensein von Erscheinungen, die in den mechanischen, physikalischen und chemischen Kräften nicht ihren zureichenden Erklärungsgrund finden können. Als aber die mechanistische Naturanschauung mehr und mehr zur Herrschaft kam und von keinem wesentlichen Unterschied des Organischen, des Lebenden, und des Unorganischen wissen wollte, vielmehr meinte in den auf unorganischem Gebiete beobachteten Erscheinungen zureichende Erklärungsgründe des Lebens der Organismen zu haben, wurde die Lebenskraft als unnötig über Bord geworfen. Insofern freilich, als man gemeint hatte, mit dem Worte „Lebenskraft" etwas erklärt zu haben, war man in demselben Irrtum befangen, wie der Chemiker, der meint, mit dem Worte „chemische Verwandtschaft" etwas gesagt zu haben. Denn das Leben durch eine Kraft erklären zu wollen, von der man nichts weiter weiß, als daß sie Leben hervorbringt, heißt das Leben nicht erklären!

Vornehmlich der Philosoph Lotze und der Physiologe Du Bois Reymond sind als die ersten Hauptgegner der Lebenskraft zu nennen. Der letztere war ein Verfechter des Dogmas von der mechanischen Erklärbarkeit der Lebenserscheinungen; für ihn waren in den lebenden Wesen keine anderen Kräfte und Stoffe wirksam, als einzig und allein die der unbelebten Natur. Das ist das Dogma des Mechanismus, der mechanistischen Weltanschauung, des Materialismus, oder wie man jetzt sagt, des Monismus. Gegen diesen Mechanismus, der alles Leben chemisch-physikalisch erklären wollte, regte sich in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr Widerspruch, der dem greisen Du Bois im Jahre 1894 zu einer geharnischten Rede (Sitzungsberichte der Akademie der Wissenschaften, Berlin) Veranlassung gab. Diese Strömungen gegen das herrschende mechanistische Dogma in der Biologie fanden vor allem Unterstützung in Rindfleisch, dem Würzburger Forscher (in einer Rede, die sich betitelt: Aerztliche Philosophie, Würzburg 1888), und in Bunge, dem genialen Baseler Physiologen (Vitalismus und Mechanismus, Leipzig 1886, sowie in dessen Lehrbuch der physiologischen Chemie, 4. Aufl.). Ihnen schlossen sich eine Zahl von Forschern an, von denen nur Oskar Hertwig, der Berliner Anatom, der Kieler Botaniker Reinke, der Zoologe Driesch genannt sein mögen. Gemeinsam ist allen, daß sie die Geltung der in der unorganischen Natur herrschenden Kräfte auch für den Organismus anerkennen. Wenn aber der Mechanist glaubte, die Lebenserscheinungen selbst mechanisch, das

heißt chemisch oder physikalisch erklären zu können, so verneint dies der vitalistische Biologe, indem er darauf hinweist, daß die Lebenserscheinungen Prozesse sui generis sind und daß man selbst von einer Lebenskraft sprechen kann, wenn man unter ihr „die Summe der Energieen versteht, die das Leben ausmachen", deren Zusammenspiel bisher nicht erklärt ist und jeder mechanisch-kausalen Erklärung spottet. Wie sich im einzelnen die Resultate der biologischen Forschung verhalten und ob der mechanischen oder vitalistischen Biologie die Zukunft gehören wird, das läßt sich mit einiger Gewißheit voraussagen, wenn wir die einzelnen Wege, auf denen die verschiedenen Gebiete der Biologie betreten werden, betrachten. Wir können mit Oskar Hertwig, einem der Meister biologischer Forschung, drei Richtungen unterscheiden, die chemisch-biologische, die physikalisch-biologische und die anatomisch-biologische.

Das Arbeitsgebiet der chemisch-biologischen Richtung sind die Stoffe, welche in den Zellen und Geweben der Tiere und Pflanzen sich finden. Seitdem es Wöhler gelungen war, einen Stoff des Körpers, den Harnstoff, der im Lebensprozeß des Organismus entsteht, künstlich außerhalb des Körpers darzustellen, glaubte man alle Lebenserscheinungen mit Beiseitelassung vitaler Kräfte erklären zu können, übersah aber, daß mit der künstlichen Erzeugung organischer Verbindungen das Rätsel der Entstehung in der lebenden Zelle nicht gelöst war, da die künstliche Hervorbringung durch Anwendung von Kräften und Agentien geschah, die im Lebensprozeß gar keine Rolle spielen. Wir wissen überdies jetzt durch die Untersuchungen und Versuche von Bunge und Schmiedeberg, daß nur die lebenden Zellen der Niere die Synthese zu stande bringen, nicht aber ein chemischer Bestandteil derselben. Wie wenig man bisher mit einer mechanischen Erklärung erreicht hat, zeigt die Lehre von den Fermenten, die von größter Bedeutung ist, da alle Probleme des tierischen und pflanzlichen Lebens mit ihr zusammenhängen. Nicht einmal eine allgemein giltige Definition des Fermentes haben wir, und während die einen alle Fermentprozesse für Lebensvorgänge ansehen, wie Green (The soluble ferments and fermentation, Cambridge 1899), wollen andere sie nur als eigenartige Modifikationen von Vorgängen betrachten, die auch in der unorganischen Natur vorkommen (vergl. Oppenheimer, Die Fermente und ihre Wirkung, Leipzig 1900), eine gezwungene zu Gunsten des mechanistischen Dogmas gemachte unbeweisbare Annahme! Wie steht es aber mit der chemischen Erklärung der Stoffaufnahme und Stoffausscheidung, der Physiologie des Stoffwechsels, der Atmung, der Blutbereitung? Hören wir hierüber das abschließende Urteil eines der berufensten Vertreter. Ebensowenig wie in der Physiologie des Stoffwechsels ist es bisher in den übrigen Gebieten der chemischen Biologie gelungen, irgend welche Lebenserscheinung auf chemische Gesetze zurückzuführen. Die Erscheinungen der Nahrungsaufnahme hatte man geglaubt auf die Gesetze der Diffusion und Endosmose zurückführen zu können. Jetzt weiß man aber, daß die Darmwand sich nicht verhält wie eine tote Membran, durch die Flüssigkeit dringt, sondern daß die Epithelzellen der Darmwand selbstthätig die Nahrung auswählen. Und dieselben rätselhaften Fähigkeiten wie die Zellen der Darmwand besitzen alle Zellen unseres Körpers. Die einfachste Zelle — sie zeigt noch alle wesentlichen Funktionen des Lebens: Ernährung, Wachstum, Fortpflanzung, Bewegung; hier liegen noch alle Rätsel ungelöst vor uns. — Zu denselben Ergebnissen ist auch Behring, der Schöpfer der Blutserumtherapie,

bei seinen Forschungen gekommen, wie in seinen gesammelten Abhandlungen nachgelesen werden kann.

Die zweite, die physikalisch-biologische Richtung, hat den Beweis geliefert, daß dieselben Gesetze der anorganischen Welt auch für die organische Welt Geltung haben. Allein daß sie im stande seien, die Erscheinungen der Atmung, des Blutkreislaufes, die Funktionen der Muskeln, Nerven und Sinne zu erklären, darf heutigen Tages niemand behaupten. Gewiß kann man die Erscheinung der Blutzirkulation auf die Gesetze der Hydrostatik und Hydrodynamik zurückführen, allein man darf dabei nicht übersehen, daß das Blut bei der Bewegung absolut passiv ist. „Die aktiven Funktionen des Herzens und der Gefäßmuskeln hat noch niemand physikalisch zu erklären vermocht. Die Vorgänge des respiratorischen Gasaustausches sucht man auf die Gesetze der Aërodynamik, der Absorption und Diffusion zurückzuführen. Aber auch hier handelt es sich gar nicht um eine Lebenserscheinung. Ist der Blasebalg einmal in Bewegung, so streichen die Gase aus und ein nach den unwandelbaren Gesetzen der Dynamik. Aber wie ist der Blasebalg entstanden? Wie erhält er sich? Und wie setzt er sich in Bewegung?" Fragen, auf die niemand zur Zeit eine befriedigende mechanische Erklärung zu geben im stande ist. — Und selbst in dem exaktesten Gebiete der Biologie, in der Physiologie der Sinne, läßt die physikalische Erklärung uns im Stiche. Ist auch das Auge ein physikalischer Apparat, eine Camera obscura, und kommt das Netzhautbild im Augenhintergrunde zu stande nach denselben unwandelbaren Gesetzen der Refraktion, so ist das keine Lebenserscheinung, da auch am toten Auge das Netzhautbild zu stande kommt. „Was sich physikalisch erklären läßt, das sind Vorgänge, bei denen die betreffenden Organe absolut passiv in Mitschwingungen versetzt werden durch die von außen in sie eindringenden Bewegungsvorgänge." Sobald wir aber vor Lebenserscheinungen stehen, wie es die Accomodationsvorgänge am Auge sind, bleibt die mechanistische Erklärung aus. Was will dem gegenüber der immer und immer von neuem wiederholte Einwurf der Anhänger der mechanischen Lebenserklärung bedeuten, daß mit der weiteren Entwicklung unserer Kenntnisse auch die mechanische Erklärung fortschreiten werde und man dermaleinst den Lebensprozeß auf einen komplizierten Bewegungsvorgang werde zurückführen können. Mir scheint es, daß die Geschichte der Physiologie genau das Gegenteil lehrt, sagt Bunge. Umgekehrt! Je eingehender, vielseitiger, gründlicher wir die Lebenserscheinungen zu erforschen streben, desto mehr kommen wir zur Einsicht, daß Vorgänge, die wir bereits geglaubt haben, physikalisch und chemisch zu erklären, weit verwickelterer Natur sind und vorläufig jeder mechanischen Erklärung spotten.

Wie weit nun vermag die dritte Richtung der Biologie, die anatomische, uns das Rätsel des Lebensvorganges zu erhellen? In gleich ungeahnter Weise wie die obigen Naturwissenschaften hat sich die anatomische Forschung in diesem Jahrhundert entwickelt und zwei neue Aeste getrieben. Die Gewebelehre, Histologie, und die Entwicklungsgeschichte wuchsen Hand in Hand mit der Vervollkommnung der optischen Instrumente, insbesondere des Mikroskopes, und der Verfeinerung der Untersuchungsmethoden, wie sie durch die Chemie in Gestalt von Farbstoffen geboten wurden, mit deren Hilfe es gelang, bisher kaum geahnte Strukturverhältnisse im Bau des Körpers nachzuweisen. Mit diesen Hilfsmitteln ausgerüstet, erkannte man, daß jeder Organismus, Tier wie Pflanze, sich in letzter Reihe aus kleinen Bausteinen, den mikro-

skopischen Zellen, aufbaue, die die lebendige Substanz, das Protoplasma enthalten. Bis zur Zelle, die wiederum einen komplizierten Bau zeigt, kann der histologische Biolog vordringen, aber die Kenntnis ihres Baues löst ihm noch lange nicht das größte aller Rätsel, wie Leben in dieser kleinsten Zelle zu stande kommt, wie sie sich ernährt, fortpflanzt, bewegt, und wie sie empfindet! Glaubte man zur Zeit der Entdeckung der Zelle in ihr einen Kristall sehen zu dürfen, der ähnlich wie ein Alaunkristall aus der Mutterlauge sich bilde, so sind diese grob mechanischen Ansichten jetzt verlassen. Man weiß jetzt, daß in der Zelle das große Geheimnis des Lebens liegt. Eine Erklärung ist wohl oft versucht, oft unternommen auch in unseren Tagen, aber mit wenig Erfolg. Die Anwendungen stärkster Vergrößerungen — und die Optiker, wie Abbé, versichern uns, daß wir an der Grenze der Vervollkommnung der Mikroskope angekommen sind — haben uns in der Zelle eine Reihe von Organen kennen gelehrt, so daß wir statt vor einer Erklärung vor neuen Rätseln stehen. Wohl hat man versucht, das Rätsel der Vererbung seiner Lösung näher zu bringen, doch was hat uns die Histologie bis jetzt geboten? Wir haben in den Prozeß der Befruchtung der Eizelle durch O. Hertwig, van Beneden u. a. einen Einblick bekommen, der uns die Thatsache der Vererbung begreiflich macht. Wir wissen jetzt, daß ein besonderes Gebilde der Zelle, der Kern, der Träger der zu vererbenden Eigenschaften ist, und daß von der Ei- und Samenzelle gleiche Mengen der Kernsubstanz (Chromatin) auf die Tochterzellen verteilt werden, was durch Boveri später experimentell an Eiern der Seeigel bestätigt wurde. Allein bis zu einer Erkenntnis der Vererbung und der dabei thätigen Kräfte ist noch ein weiter Weg zurückzulegen.

Es ist eine bekannte Thatsache, daß mit einer Samenzelle, von welcher fünfhundert Millionen kaum den Raum einer Kubiklinie ausfüllen, alle körperlichen und geistigen Eigentümlichkeiten vom Vater auf den Sohn sich vererben, ja, mit Auslassung des Sohnes wiederum durch eine kleine Zelle auf den Großsohn. Wenn das wirklich ein rein mechanischer Prozeß ist — wie unendlich wunderbar muß der Aufbau der Atome, wie unendlich verwickelt das Spiel der Kräfte, wie unendlich kompliziert müssen die mannigfachen Bewegungen in dieser kleinen Zelle sein, welche allen späteren Bewegungen und der Entwicklung durch Generationen hindurch ihre Richtung vorschreiben! Und wie wird vollends dieser kleine Bau zum Träger der Seelenerscheinungen!? Hier lassen Physik, Chemie und Anatomie uns völlig im Stich (Bunge). Auch O. Hertwig, der noch vor einem Jahrzehnt einer einseitig physikalisch-chemischen Erklärung des Zellenlebens zuzustimmen schien, warnt jetzt vor dem Extrem, das zu einer unwahren Vorstellung vom Lebensprozeß führt, wenn sie in ihm nichts anderes als ein chemisch-physikalisches und mechanisches Problem sehen will und wahre Naturwissenschaft nur soweit zu finden glaubt, als es gelingt, Erscheinungen auf Bewegungen sich abstoßender und anziehender Atome als ihren Erklärungsgrund zurückzuführen und dem mathematischen Kalkül zu unterwerfen. (O. Hertwig, Die Lehre vom Organismus und ihre Beziehung zur Sozialwissenschaft. Jena 1899.) Auch der Physiologe Hering macht uns das wertvolle Geständnis, daß es nicht angehe, die Biologie nur als angewandte Physik und Chemie gelten zu lassen. Ueberhaupt, fährt er fort, liegt das Lebendige heute noch ebenso als ein ungelöstes Rätsel vor uns wie damals, als die sogenannte mechanische Auffassung der Lebenserscheinungen die vitalistische niederwarf. Und wenn seiner Zeit die Physiologie

glänzende Erfolge hatte, so war dies nicht durch die bloße Negierung der Lebenskraft, sondern vielmehr durch die damit verbundene Einführung der strengen naturwissenschaftlichen Methode und des ganzen durch sie bereits gewonnenen Rüstzeuges in die Biologie bedingt. Was damals einer physikalischen Erklärung ohne weiteres zugänglich war, hat man auch in der Blütezeit des Vitalismus physikalisch erklärt; was man aber vitalistisch erklärte, das spottet noch heute einer Erklärung (Hering, Zur Theorie der Nerventhätigkeit. Leipzig 1898).

Diesen Forschern steht eine Reihe anderer gegenüber, denen nicht die „gereiftere philosophische Betrachtungsweise" nachgerühmt werden kann. Sie meinen noch immer an der Zulänglichkeit der mechanistischen Erklärung festhalten zu dürfen, ja einzelne sind sogar der Meinung, es recht weit gebracht zu haben. Der Zoologe Bütschli in Heidelberg glaubte allein aus der Struktur, welche die lebende Zelle zeigt, das Geheimnis des Lebens lösen zu können. Durch die Untersuchung niederster Lebewesen, wie Infusorien u. a., glaubte er sich überzeugt zu haben, daß die Zellsubstanz, unter dem Mikroskop betrachtet, einen wabenförmigen Bau besitze. Er versuchte nun, auf künstlichem Wege Zellen herzustellen, das heißt Tropfen eines Gemenges von Stoffen, die solche Strukturen zeigen. Gemische von „Schmierseife" und Benzin wurden fabriziert, vor allem aber wurde altes Olivenöl mit pulverisiertem Kochsalz oder Zucker zu einem dicken Brei zusammengerieben. Von diesem Brei wurden kleinste Tröpfchen unter dem Mikroskop untersucht, und siehe, sie zeigten einen wabenartigen Bau! Dieser wabige Bau der künstlichen Oelseifenschäume mit ihren Strömungserscheinungen und ihren fasrigen Strukturen wird nun nicht etwa als dem Bau lebender Zellen ähnlich beschrieben, nein, Bütschli hält den Wabenbau und die Bewegungen seiner Oelschaumtropfen für zweifellos identisch mit den Erscheinungen in der lebenden Zelle und ist „von der Uebereinstimmung der wirksamen Kräfte in beiden Fällen vollkommen überzeugt". Das ist eine derartig rohe mechanische Anschauung vom Leben, wie man sie von einem Naturforscher am Ende des 19. Jahrhunderts nicht hätte erwarten sollen! Dazu hat die Sache aber noch ihre komische Seite, denn es giebt kaum einen Forscher, der in der lebenden Zelle einen wabenartigen Bau gefunden hätte, und leugnet jedenfalls die Mehrzahl ihn vollständig!

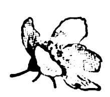
Unter dem Namen „Entwicklungsmechanik" glaubt der Anatom Roux eine neue Wissenschaft geschaffen zu haben, deren Aufgabe es sei, die Ursachen der organischen Gestaltungen zu ermitteln, also ein Ziel, das mit demselben Recht die vorher besprochenen Richtungen für sich in Anspruch nehmen können. Er nennt diese Entwicklungsmechanik geradezu die „Wissenschaft von den wirklichen Bildungsursachen, von den gestaltenden Kräften und deren Kombinationen, denen das Organismenreich im ganzen und in jedem Individuum seine Entstehung verdankt". Bei näherem Zusehen gewahren wir, daß Roux das Experiment als „die einzige kausale Forschungsmethode" in den Vordergrund stellt und es gegen die einfache Beobachtung ausspielt.

Mit welchem Rechte thut das aber Roux? Ist wirklich nur das Experiment die alleinige kausale Forschungsmethode? Im zweiten Hefte seiner Zeit- und Streitfragen der Biologie hat O. Hertwig diese Rouxschen Behauptungen einer eingehenden Kritik unterzogen. Während in der Chemie und in der Physik das Experiment das Mittel ist, welches uns dadurch, daß es die Stoffe zu Veränderungen zwingt, neue Wege der Beobachtung erschließt, so bietet sich im

Organismenreich ohne weiteres eine unerschöpfliche Fülle von Veränderungen dar, so daß es gar nicht nötig ist, zum Experiment zu greifen. Daher kann die Biologie in erster Linie eine unmittelbar beobachtende Wissenschaft sein. Und der Versuch, sie zu einer ausschließlich experimentierenden umzugestalten, oder auf die Beobachtung geringschätzend herabzublicken, muß von vornherein abgewiesen werden. Aber auch der Name „Entwicklungsmechanik“ ist irreführend, da das Leben mehr ist, als ein mechanischer Prozeß. Mit seiner Polemik gehört O. Hertwig aber nicht zu den Gegnern des Experimentes, er will es nur als der Beobachtung untergeordnet gelten lassen. Hat er doch schon vor Roux Experimente ausgeführt, die von der Erwägung ausgingen, daß man beispielsweise in der Erkenntnis der Befruchtungs- und Teilungsvorgänge der Eizelle weiter gelangen würde, wenn man ihren Verlauf durch Einwirkungen äußerer Faktoren verändere. So prüfte er die Einwirkung hoher und niedriger Temperatur, untersuchte den Einfluß der Schwerkraft u. s. w. Ein großer Teil der Resultate der experimentellen Richtung, wie sie die Bastardierung, die Wiedererzeugung abgetrennter Körperteile, die Erzeugung von Mißbildungen betreffen, sind von großer Bedeutung geworden. Ueberblicken wir die Resultate dieser Richtung, wie sie Driesch in seiner „Analytischen Theorie der organischen Entwicklung“ zusammengefaßt hat, so haben wir wiederum das Eingeständnis vor uns, daß der Entwicklungsprozeß, den die Eizelle bis zum ausgebildeten Tier durchmacht, einer mechanischen Deutung unzugänglich ist. Wir erfahren, „wie“ sich der Organismus aus der Eizelle entwickelt, aber nicht das „Warum“. Daß die einzelnen Erscheinungen, die die Eizelle zeigt, wie Teilung, Wachstum, Secretion, durch dieselben physikalischen Gesetze beeinflußt werden, denen jeder lebende Körper, sofern er auch ein physikalischer Körper ist, unterliegt, ist selbstverständlich. Insofern kann man sagen, daß die Elementarleistungen oder Elementarvorgänge der Zellen sich auf elementare chemische und physikalische Vorgänge zurückführen lassen. Auf die Frage nach dem „Warum“ ist aber eine kausale Antwort unmöglich. Wenn wir indes sehen, wie im Entwicklungsprozeß eine Anzahl von einander unabhängiger Kausalreihen jedesmal in derselben typischen Weise und mit demselben typischen Effekt zusammentreffen, so weist das notwendig hin auf eine Harmonie, die nur teleologisch zu erklären ist. Damit ist aber der Zweckbegriff eingeführt, der einzig und allein nach Driesch eine wirklich befriedigende einheitliche Einsicht der Lebenserscheinungen geben kann.

Es bleibt, nach den Worten Bunges, auf den meisten Gebieten der Biologie vorläufig gar nichts anderes übrig, als mit aller Resignation in der bisherigen mechanistischen Richtung weiter zu arbeiten. Die Methode ist durchaus fruchtbringend: wir müssen es versuchen, wie weit wir mit alleiniger Hilfe der Physik und Chemie gelangen. Der auf diesem Wege unerforschbare Kern wird um so schärfer, um so deutlicher hervortreten. — So treibt uns der Mechanismus der Gegenwart dem Vitalismus der Zukunft mit Sicherheit entgegen.

Prof. Dr. **Otto Hamann.**



Secession oder Akademie?

„Kunst ist, was die großen Künstler geschaffen haben.“ In den Schriften des alten Augustinus hat Herr Professor Max Liebermann dieses Wort entdeckt, er hat es in die Katalogeinleitung der zweiten Secessionsausstellung hineingebracht, hat es wiederholt in seiner Rede zur Eröffnung dieser Ausstellung, und die Herren Zeitungsschreiber, die gar zu gern ein wenig gelehrt thun, und sich den Anschein, als kennten sie sich in den Schriften des heiligen Augustinus aus, um keinen Preis entgehen lassen möchten, diese lieben Leutchen wiederholen nun das Wort in allen Betonungen. „Kunst ist, was die großen Künstler geschaffen haben“ — nun wissen sie's, nun haben sie ihre Formel, ihre Don-Quixote-Waffe, mit der sie aufs neue hinausziehen können in den Kampf mit Windmühlen und unsichtbaren Feinden.

Hätte das Publikum der Zeitungsleser nicht immer noch eine solche Aehnlichkeit mit dem guten, dicken Sancho, so würden die Don Quixotes unserer Presse wahrscheinlich in einige Verlegenheit über die schlichte Frage geraten, was denn nun eigentlich die großen Künstler geschaffen haben, und was die Silbenhelden von diesen Schöpfungen alles kennen.

Ja, was wissen sie im Grunde von der Kunstgeschichte im allgemeinen, und von der Geschichte der Malerei im besonderen, die durchschnittlichen Tageskritiker? Ihr Abgott ist der Breslauer Professor Richard Muther. Aus der „Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert“ haben sie — im besten Falle — erfahren, was die großen Künstler geschaffen haben, und nach den Stichworten, die der vorübergehende Tagesgeschmack ihnen soufflіert, belehren sie nun die Welt darüber, was Kunst ist. Der Tagesgeschmack von heute ist eine Essenz des Geschmackes jenes Breslauer Professors. Mit unvergleichlicher Verachtung sprechen sie von einem Raffael, von jedem Künstler, der noch Achtung hegt vor dichterischen Gedanken und Ideen, denen alles malerische Können unterthan zu machen sei, und mit einer fast stammelnden Verehrung weisen sie auf die wahrhaft modernen und wahrhaft großen Leute hin, die, dem Rekord im „reinmalerischen Können“ zuliebe, jede Idee, jede dichterischen Gedanken mit Freude opfern. Der Meister aber, der in Berlin gegenwärtig das Hervorragendste in diesen schönen Dingen leistet, das ist eben jener Max Liebermann, der glückliche Finder des „geistreichen“ Augustinuswortes.

Als im Frühjahr 1899 die erste Secessionsausstellung eröffnet wurde, hielt Liebermann eine Ansprache, in der er sich dagegen verwahrte, als solle in der Secession für irgend welche „Richtung“ Stimmung gemacht werden. Nicht ob alt oder jung, ob Realist oder Symbolist, sondern ob Könner oder Nichtkönner solle die Frage sein. „Für uns giebt es keine alleinseligmachende Richtung in der Kunst, sondern als Kunstwerk erscheint uns jedes Werk — welcher Richtung es angehören möge —, in dem sich eine aufrichtige Empfindung verkörpert.“ Das waren goldene Worte, und daß es nicht nur bei den Worten blieb, daß die erste Ausstellung, soweit es in ihren Kräften stand, ihr Ideal zu erreichen suchte, das hat ihr ihren Erfolg verschafft, die allgemeine Anerkennung, von der ja auch wir uns damals nicht ausschlossen. Und heute?

Persönlich bestimmte Meister sind schlechte Lehrer. Sie sind zu entschieden, zu herrisch veranlagt, die Individualität ihrer Schüler zur Entwicklung zu bringen oder auch nur zu erkennen. Die Kunst aber, fremde Persönlichkeiten zu erkennen und zu fördern, ist die vornehmste Aufgabe nicht nur eines Lehrers, sondern auch eines Ausstellungsleiters. Je persönlicher, abgeschlossener ein solcher Leiter ist, um so weniger wird er sich eignen für seine Aufgabe. Das war es im Grunde, was man Anton von Werner vorzuwerfen hatte als dem spiritus rector der „großen Ausstellung", daß er zu unduldsam sei gegen Andersgeartete, deshalb fielen die anderen von ihm ab und thaten sich zusammen in einer Secession.

Die Frage ist nun: that man gut, als den ersten Leiter dieser Secession einen Mann zu wählen, der als künstlerische Persönlichkeit ebenso abgeschlossen und eigen in seiner Weise ist, wie der vielverspottete und gegenwärtig entschieden unterschätzte Anton von Werner? That man ferner daran gut, die geschäftliche Leitung des Unternehmens Kaufleuten zu übertragen, deren Haus den Vertrieb der Werke des neuen Leiters seit Jahren schon übernommen hat?

Das sind so einige grundsätzliche Fragen, die uns beim Durchwandern der Secessionsausstellung auf die Lippen kommen. Die Antwort darauf giebt uns ein Vergleich dieser kleinen Ausstellung mit der verlästerten großen am Lehrter Bahnhof. Da ist es denn sehr lehrreich, zu beobachten, wie in der „Großen" der Geist der Akademie in demselben Maße bescheidener wird, als in der „Kleinen" der Geist der Nur-Maler herrischer. Es ist eine angenehme Vorstellung, sich die Ausstellung am Lehrter Bahnhof durch zehn dividiert zu denken, aber es wäre grauenvoll, die Ausstellung in der Kantstraße mit zehn zu multiplizieren. Der Geist Koners ist dort spürbar, wie hier der Liebermanns. Koner war keine überragende Persönlichkeit, in seinen Porträts wird er weniger sprechend als deklamierend ähnlich, aber Koner hatte in seiner weltmännisch duldsamen Art weit mehr als Liebermann die Fähigkeiten eines tüchtigen, künstlerischen Organisators. Mochte ihm die akademische Kunst am nächsten stehen: als Vorsitzender der Ausstellung hatte er doch nicht das geringste dagegen, wenn andere mit spitzen Pinseln harfenspielende Damen zusammentupften, oder wenn sie watende Ochsen malten, um sich ihrer „breiten Pinselführung" zu rühmen. Sollte diese duldsame Art endlich Tradition werden in der alten Künstlerschaft, so wird es nicht lange dauern, bis das, was die Secessionisten erstrebten, bei den Akademikern Ereignis wird.

Sache des Kunstberichterstatters ist es vor allem, auf die neu auftauchenden Persönlichkeiten hinzuweisen. Die Arbeit ist diesmal nur zu bald erledigt. An neuen Namen fehlt es gewiß nicht, aber was die neuen Namen vertreten, sind künstlerische Gemeinplätze, die längst schon keine Begeisterung und keinen Widerspruch mehr erregen. Von den wohl hundert für ein größeres Publikum neuen Namen, die der Katalog der großen Ausstellung verzeichnet, scheint mir nur einer wert, ihn zu behalten: der des Holländers Gari Melchers.

Eine starke Persönlichkeit, hat man gesagt, behandelt in immer neuen Variationen das gleiche Thema. Das Thema des Gari Melchers ist der kleine Mann aus dem holländischen Volke. Bis in die unscheinbarsten Gesten hinein hat er ihn beobachtet, wie nur innige Liebe beobachten kann, und sucht ihn nun in seinen Eigenheiten zu deuten. Es ist überraschend, mit welchen kleinen Mitteln er hier oft wirken kann. Wie er den Blick des Holländers schildert, bedarf es

keiner unabsehbaren Dünenlandschaften und weiter Meereshorizonte, um zu sagen, was diesen Blick gerade so und nicht anders schuf: in der engen Werkstatt eines Kesselflickers, in einer niedern Lotsenstube zeigt er uns seine Leute, und in dieser kleinen, kümmerlichen Umgebung offenbart sich uns doch Holland in seiner ganzen Größe. Das ist mehr, als die Israels und Liebermann uns bieten können, und kann dieser merkwürdige Holländer auch das halten, was er in seinem „Christus und die Pilger von Emmaus“ verspricht, so wird er einmal da einsetzen können, wo Uhde nachgerade anfängt aufzuhören.

Darf man Gemälde wie die von Ancher („Heimkehrende Fischer“), Jernberg („Sommernachmittag“), Graf („Wintersonntag“) und Emerik Stenberg symptomatisch nehmen, so macht sich unter den Lichtmalern allmählich eine Wendung zum Besseren geltend. In Paris haben die ersten Lichtmaler seiner Zeit ihre Ausbildung erhalten. In einer Großstadt zuerst lernten sie die Sonne sehen, und es war wohl erklärlich, daß sie die zitternde Treibhausatmosphäre, die ihnen dort vor Augen stand, auch auf dem freien Lande sahen. In Deutschland hat man ihnen das nachgemacht und schilderte wogende Kornfelder, als sei der Boden um diese Felder her auf Meilen im Umkreis mit Asphalt gepflastert. Auch das war erklärlich, aber es war nicht erfreulich, und ein gutes Heilmittel gegen die Pariser Mode wäre es, wenn man nun einmal bei den Skandinaviern in die Schule gehen wollte. Die dünne Luft des skandinavischen Winters hat das zu wenig, was der Pariser Frühling zu viel hat. Möglich, daß das Nacheinander der These und Antithese endlich eine Synthese ergiebt und die deutschen Maler sich auf die deutsche Landschaft besinnen.

Von den bekannteren Malern ist Neues nicht zu berichten. Ueberraschendes gab eigentlich nur ein einziger: Ludwig Dettmann, der zu den „Alten“ wieder heimgekehrte, reuige Secessionist. In seinen vier Wandbildern für das neue Rathaus in Altona hat er sich einmal in der „großen“ Kunst versucht, und man muß zugeben, er hat sich wacker gehalten. Der Gesamtton ist auf jedem einzelnen der Bilder mit großer Energie durchgeführt. In der scenerischen Charakteristik geht er freilich über ein gewisses Pathos nicht hinaus, aber man darf nicht vergessen, daß die Werke einen ersten Anfang darstellen, und daß die Ueberlieferung, an die Dettmann anknüpft, auch nicht über die Psychologie der Dramen in fünffüßigen Jamben hinausgelangt ist.

Wenden wir uns vom Labyrinth der großen Ausstellung zu den wenigen kleinen Räumen der Secession. Das „Milieu“ macht hier als solches einen entschieden günstigen Eindruck, die Gemälde zeigen durchweg eine vortreffliche Technik, und jedes hat in seiner Art malerische Feinheiten. Nur will einem unbefangenen Urteil die so über Gebühr gepriesene Lehre von der schaffenden Gewalt des Milieus (auch dieses Dogma ist bekanntlich Pariser Arbeit) recht fraglich erscheinen. Gerade daß die Ausstellung der Secession einen so einheitlichen Eindruck machen kann, spricht gegen sie. Die Fetischanbeter der Technik mögen ihre helle Freude daran haben, wie streng in diesen Bildern eine gewisse Farbenzuchtwahl durchgeführt ist: uns andern kann darüber nicht entgehen, was dieser unerbittlichen Zuchtwahl alles zum Opfer fallen mußte. Wo ein Landschaftsmaler verpflichtet ist, an einem winzigen Stückchen Natur einen so eingehenden Farbenrapport zu erstatten, da muß freilich die Begeisterung für dieses Stückchen Natur verglimmen. Ein Porträtist hat kein Organ mehr für die Offenbarungen einer

Seele, wenn er, wie Slevogt in seiner „Freilichtstudie“, auf jedem Centimeter seiner Tafel eine andere Lichtnuance andeuten soll.

Immerhin sind die Landschaften und Porträts noch das Erträglichste für den Betrachter, der das alte Vorurteil nicht los wird und von einem Maler auch verlangt, daß er ein Künstler sei. Welche Ungeheuerlichkeiten aber treten da zu Tage, wo diese Monomanen der Technik sich einmal an größere Aufgaben heranwagen! Hätte man nicht die tröstliche Gewißheit, daß solche ästhetische und dichterische Roheiten wie die des Louis Corinth nur ein kurzes Leben fristen können, fürwahr, man könnte sich vor dem Urteil des kommenden Geschlechtes bangen, dürfte es uns nachsagen, daß wir uns so die Erzählungen der „Salome“, der „Susanna“ und gar der „Kreuzigung“ darstellen ließen. Die Bilder des Hans von Marées, die man aus dem Schleißheimer Museum hervorholte und auf die man sich nicht wenig zu gute zu thun scheint, sind von diesem Urteil nicht ausgeschlossen. Auch sie haben glänzende technische Eigenschaften (die freilich schon dem 17. Jahrhundert ohne Ausnahme geläufig waren), und auch für sie sind Legenden und Sagen nur eine Art Schaufenster, in denen sich der technische Flitterkram verlockend arrangieren läßt.

Daß die Kleinen sich heute so gerne einschwören auf die Lehr- und Glaubenssätze der Nichts-als-Techniker, mag hingehen. Bedenklich aber ist es, daß auch Leute von persönlichem Schwergewicht schon anfangen, der neuen Mode nachzugehen. Von Fritz von Uhde war andeutend die Rede. Er soll in der Münchener Secession eine ähnliche Rolle spielen, wie Liebermann in der Berliner. Man möchte es glauben, betrachtet man sein Gemälde „Christus besucht eine Bauernfamilie“, dessen Motiv dem Künstler genau so lieb und genau so gleichgiltig war, wie eine „Kinderstubenscene“. Und das ist derselbe Fritz von Uhde, dessen Werke einmal wie erschütternde Predigten dem Volke ins Gewissen reden konnten!

Als die ersten Techniker ihre Bravourstücke zum besten gaben, bevorzugten sie thunlichst „prosaische“ Stoffe, und das Publikum entsetzte sich nicht wenig über die vielen Schweine-Idyllen, in die sich diese junge Kunst so gern hineinrüsselte. Möchte das Publikum ein Einsehen haben und gebieterisch die Rückkehr zur Schweine-Idylle verlangen. Vielleicht daß damit der Manie, die wie eine ansteckende Krankheit um sich greift, endlich Einhalt geboten wird.

Willy Pastor.



Dramatische Vorpostengefechte.

(Berliner Theater.)

Der Theaterwinter beginnt im August. Wenn man in den Straßen von Berlin in unangenehmer Weise an einen Backofen erinnert wird, wenn die Blätter der armen Großstadtbäume schlaff, welk und staubig herabhängen, wenn der Asphalt unter der Glut der Sonne weich wird und einen peinlichen Geruch ausströmt, wenn die Luft mit Ausdünstungen geradezu geschwängert ist: dann

setzt die Wintersaison ein. Die Theater kümmern sich den Kuckuck um die Natur, leider nicht nur in Bezug auf den Anfang der Saison.

* * *

Am ersten war in diesem Jahr wohl das „Lessingtheater“ auf dem Plan. Unter den Stücken, die es bisher gebracht hat, verdient Ibsens „Bund der Jugend“ eine nähere Beschau. Der Dichter geißelt in dieser Komödie das politische Strebertum. Der Advokat Stensgard will ins Parlament und Staatsrat werden, zu welchem Zweck er sich zunächst jeder politischen Gesinnung entäußert. Es ist schwer zu sagen, welche Ueberzeugung die meisten Chancen bietet, und so beschließt er, gar keine oder, wenn man will, alle Ueberzeugungen auf einmal zu haben. Er hat in dieser Beziehung viele Vettern, der Herr Stensgard, auch in Deutschland. Wenn man nur versteht, die erhabene Objektivität, hinter der sich die Prinzipienlosigkeit gewöhnlich verbirgt, nach Gebühr zu schätzen, wird man Herrn Stensgard auf allen Gassen finden. Der strebsame Mann braucht aber auch Grundbesitz, weil die Verfassung das zu einer Vorbedingung der Wahl macht. Die Prinzipienlosigkeit allein genügt also nicht, er muß nebenher auch noch eine gute Partie machen. Beide Momente zusammen ergeben die Fabel, die uns die politischen Geschäfte und die Heiratsspekulationen des Mannes schildert. Der Dichter entläßt uns mit einem Lachen — der gewandte Streber wird schließlich in allen Fällen dupiert und sozusagen hinausgeworfen. Von den „drei Bräuten“, die er wie Onkel Bräsig gleichzeitig in Angriff nahm, erhält er nicht eine.

Ibsen hat in dieser Arbeit seine eigene Sprache noch nicht gefunden. Das ist ein Trost für die Ringenden, die hier den thatsächlichen Beweis dafür erhalten, daß auch in der Poesie die Meister nicht vom Himmel fallen. Selbstverständlich finden sich in der Komödie trotzdem die Spuren des Ibsen, der später zu Weltruhm gelangt ist. So vor allem im Motiv, in dem Vorwurf, den er sich wählte. Durch alle Ibsenschen Dichtungen — wir denken jetzt an die allgemein gekannten und berühmten — geht ein, ich möchte sagen, bissiger Wahrheitsfanatismus. Er hat eine grimmige Freude daran, der Lüge die Maske vom Gesicht zu reißen und dann der Welt zu sagen: da, seht ihr, eine blanke Lüge — trotz der erhabenen Maske. Er hat ein scharfes Auge für die wurmstichigen Stellen der Menschenseele; er hört sofort die falschen Töne, die in pathetischen Schwüren und Versicherungen mitschwingen; er liebt es, schonungslos zu zeigen, wie der Mensch nicht nur andere, sondern auch sich selbst belügt. Dieser schroffe, mitunter finstere Kampf gegen alles Unechte, diese beißende Verachtung der Heuchelei, diese Freude, den Menschen in seiner nackten Armut zu zeigen — das alles spürt man oder ahnt man wenigstens auch im „Bund der Jugend“. Er wollte den politischen Helden, die das Land mit ihrem Spektakel erfüllen, die Maske vom Gesicht reißen, um sie dann grimmig zu verlachen. Nur daß Ibsen damals nicht den tiefen Blick besaß, der ihn später auszeichnet.

Der „Bund der Jugend“ steht noch ganz unter dem Einfluß der französischen Gesellschaftskomödie. Nicht nur in der Technik, die Ibsen auch später beibehalten hat, sondern in der ganzen Anschauungsweise. Von germanischer Charakterkunst kann in dem Stück gar keine Rede sein. Es ist noch alles Theaterarbeit, freilich sehr feine, aber eben doch Theaterarbeit. Der gereifte Ibsen hätte den Stensgard tiefer und ernster aufgefaßt. Er hätte sich nicht damit begnügt,

einen im Grunde harmlosen Bonvivant zu schaffen, er hätte die furchtbare Gefahr des Strebertums, die wir Deutsche täglich mit Schaudern sehen, geschildert. Er hätte einen Hallunken auf die Beine gestellt, der mehr Hallunke und weniger gehänselter Dummkopf gewesen wäre. Das Problem ist nichts ohne den Ernst des Problems. Es ist recht wohlfeil, harmlose Erscheinungen satirisch zu glossieren, aber es ist im Grunde auch recht überflüssig. Den Streber in seiner ganzen Gemeingefährlichkeit zu erkennen und dann einen Standpunkt zu finden, von dem sich noch immer lachen, wenn auch gellend lachen läßt, — das ist ein Vorwurf für die große dramatische Kunst. Unsere Litteratur besitzt ein episches Buch, in dem das Strebertum gegeißelt ist, ohne daß die nationale Gefahr, die es in sich birgt, unterschlagen wäre. Wir meinen Kellers „Martin Salander“, und es muß uns gestattet sein, bei der Kritik des Norwegers das deutsche Buch zu empfehlen.

Natürlich war trotz alledem die Aufführung des „Lessingtheaters“ dankenswert. Ganz abgesehen von dem litterarischen Interesse, das sie bot, war der Abend durchaus anregend und unterhaltend. Ibsen ist ja auch in diesem Werk immer noch — Ibsen.

* * *

Die „Freie Volksbühne“ führte — übrigens ebenfalls im Lessingtheater — Tolstojs „Macht der Finsternis“ auf. Das geniale Censurverbot, das die Dichtung betroffen hat, ist bereits in diesen Blättern gebührend gewürdigt worden. Die „Freie Volksbühne“ ist eine geschlossene Vereinsbühne, und somit der Macht des Censors entrückt. Die Aufführung hinterließ einen tiefen Eindruck, obwohl das spezifisch Dramatische der Dichtung eigentlich fehlt. Es handelt sich in ihr bekanntlich um den jungen Bauern Nikita, der sich zunächst unrettbar in die Netze des Verderbens verstrickt, dann aber schließlich doch diese Netze kraftvoll zerreißt, um seine Seele durch offene Buße zu entlasten. Die Gestalten der Dichtung sind insofern alle gut, als wir es immer mit lebendigen, kraftvoll gestalteten Menschen zu thun haben. Zwei Gestalten dabei sind besonders tief erfaßt und von besonders diabolischem Reiz. Wir meinen die junge sinnliche Bäuerin Anisja, die ihren kränklichen Mann durch Gift beseitigt, und die alte Matrona, die als Kupplerin und Anstifterin die Seele all der schaurigen Verbrechen ist. Besonders in der Matrona hat Tolstoj eine Gestalt von unheimlicher Kraft und Wahrheit geschaffen. Sie ist die geborne Verbrecherin, die mit dämonischer Skrupellosigkeit aus Werk geht. Wir schaudern hier vor der Entartung der weiblichen Natur, die in der Entartung noch unendlich viel schrecklicher ist als die des Mannes. Es kommt hier ein satanisches Moment hinzu, das man sich beim männlichen Verbrecher gar nicht denken kann. Zur bösen That kommt ein Raffinement der Gesinnung, das spezifisch weiblich ist. In Matrona wirkt das Verbrechen um so schrecklicher, als sie eine alte Frau ist. Das Alter steht dem Grabe und der Ewigkeit am nächsten — um so furchtbarer wirkt es, wenn es das Verbrechen nicht scheut. Das Alter denken wir uns abgeklärt, ergeben, der Welt entrückt — um so nichtswürdiger erscheint es, wenn es von verbrecherischen Instinkten geleitet wird. Diese halb erloschene Greisin, die dunkel und unheimlich die Pfade der Finsternis wandelt, flößt ein Entsetzen ein, das von keiner jungen Verbrecherin ausgehen könnte. Schade, daß gerade die Darstellerin dieser gewaltigen Rolle bei der Aufführung so ganz und gar

versagte. Hätte hier — neben der Rosa Bertens als Anisja — eine ebenbürtige Künstlerin gestanden — der Eindruck der Dichtung hätte sich noch tiefer und bedeutender gestaltet. Wir sagten oben, daß das spezifisch dramatische Moment im Grunde fehlt. Die dramatische Aufgabe war, die Macht der Finsternis in der Seele des Helden, also in der Seele Nikitas zu zeigen. Vom seelischen Werdegang Nikitas erfahren wir aber nur wenig. Tolstoj zeigt die Macht der Finsternis, indem er ihn mit verbrecherischen Naturen umgiebt, und giebt uns so mehr das Milieu des Helden, als den Helden selbst. Das aber ist im Grunde undramatisch, wenn wir auch gern bekennen wollen, daß derartige „undramatische" Dramen vom höchsten Wert sind.

* * *

In der letzten Zeit klingt hier und da das Wort „Hochlandskunst" durch die Presse, und es ist nicht ausgeschlossen, daß wir uns auch in den Theatern mit diesen Hochlandskünstlern zu befassen haben werden. Am besten ist es also, daß wir sie gleich unter die Lupe nehmen — ich bitte sehr um Verzeihung, aber vorläufig sind die neuen Prinzipien noch keine historische Macht geworden. Man braucht wirklich die Lupe, wenn man sie erkennen will. — Hochlandskunst soll — wenn ich die Sache recht verstanden habe — große Kunst heißen, groß angelegte Gestalten, große Perspektive und große Wirkung. So weit, so gut. Nach solcher Kunst sich zu sehnen, nach solcher Kunst zu streben, ist jedermanns Recht, vielleicht sogar jedermanns Pflicht. Ins Stadium des Bedenklichen kommen wir nur, wenn man für eine derartige Kunst Propaganda macht, wenn „Hochlandskunst" ein Programmpunkt wird, wenn man harmlose Spaziergänger im poetischen Garten mit prophetischer Donnerstimme angrollt: „Schaffen Sie Hochlandskunst, mein Lieber! Die brauchen wir und nichts anderes." Gewiß, wir brauchen sie, aber sie unterscheidet sich darin von Baumwolle, daß wir sie selbst mit dem größten Fleiß und dem besten Willen nicht produzieren können. Sie wird uns geschenkt, und zwar an dem Tage, an dem uns ein großer Dichter geboren wird. — Den Naturalismus kann man zu einem Programm machen, wie man ihn zu einem Programm gemacht hat. Jeder Künstler, auch der bescheidenste, kann seine Beobachtungsgabe ausbilden, kann die Wirklichkeit möglichst exakt wiedergeben, kann bewußt auf Milderung und Schminke verzichten. Das kann — wie jedes ästhetische Prinzip — zu Einseitigkeiten und abgeschmackten Dingen führen. Unter allen Umständen kann es aber auch Nutzen bringen, wie es thatsächlich Nutzen gebracht hat. So kann man auch die „Heimatskunst" zu einem Programm machen; denn jeder Dichter kann eine bestimmte Landschaft und einen bestimmten Menschenschlag zu seinem besonderen Studium machen. Nur „Hochlandskunst", nur Größe kann man nicht zu einer Schulforderung machen, oder man kann es doch nur, wenn man eine Satire auf litterarische Programme schreiben will. Zur Verbreitung des Naturalismus und der Heimatskunst kann man durch Broschüren und Artikel beitragen, zur Verbreitung der Größe leider nicht. Ein großer Dichter schreibt „Hochlandskunst" mit derselben Selbstverständlichkeit, mit der er atmet. Bei einem mittleren oder kleinen hilft auch das eifrigste Zureden nicht. In dieser Beziehung ist die Natur aristokratisch! Die Größe ist nicht um Arbeit feil.

Kann so eine Propaganda für „Hochlandskunst" nicht das mindeste nützen, so kann sie leider unendlich viel schaden. Kann man auch die Größe nicht

lernen, so um so leichter die großen Worte. Eine Propaganda für „Hochlandskunst“ würde zwar keine Helden zeugen können, dafür könnte sie uns aber Phrasenhelden bescheren, die auf der Bühne der Litteratur zum Gotterbarmen „Genie“ tragieren würden. Hüten wir uns also, daß die Sehnsucht nach „Hochlandskunst“ nicht in eine Propaganda für große Dichtung umschlage. Wir müssen einfach warten, bis ein großer Dichter kommt. Ist er da, wird er sich schon bemerkbar machen. Selbst wenn er keine Freunde finden sollte, werden seine Feinde dafür sorgen — sei es auch nur, indem sie ihm am Kreuz einen weithin sichtbaren Platz verschaffen.

* * *

Im übrigen ist über die Erscheinungen des Winters nicht viel zu sagen — wenigstens noch nicht. — Das „Lessingtheater“ hat neben dem „Bund der Jugend“ ein altes Stück von Fulda („Die Sklavin“) gebracht. Der Dichter zeigt sich hier weit sympathischer, zumal in den beiden ersten Akten, als in den entsetzlichen Märchendichtungen der letzten Jahre. Angekündigt hat Herr Neumann-Hofer eine Dichtung Sudermanns. Im „Deutschen Theater“ ist der „Rosenmontag“ von Hartleben angezeigt; gegeben im „Berliner Theater“ ist Kleist's „Prinz von Homburg“; im „Schillertheater“ soll der ganze Faust an vier Abenden gespielt werden, und an der neuen „Secessionsbühne“ werden wir Ibsens „Komödie der Liebe“ sehen. Außerdem eine Reihe von Stücken, die wenigstens litterarisches, wenn auch kein dramatisches Interesse beanspruchen dürfen. Alles in allem läßt sich der Winter frisch und lebhaft an. Sogar das königliche Schauspielhaus will etwas bringen, nämlich Hebbels „Agnes Bernauer“.

* * *

Zwei Umstände sind es vor allem, die zu der Hoffnung wenigstens auf einen fleißigen Winter berechtigen. Im Berliner Theater ist mit Lindau ein neuer und besserer Geist eingezogen. Was Lindau auch immer gefehlt haben mag — er bemüht sich redlich, es wieder gut zu machen. In der Leitung seiner Bühne verrät er sowohl Wissen wie Willen, was natürlich segensreich auf die Theater zurückwirkt, die litterarisch mit ihm konkurrieren müssen. Dazu kommt noch, daß die Secessionsbühne entstanden ist, die geradezu darauf angewiesen ist, ihre litterarische Existenzberechtigung zu beweisen. Ihre sommerlichen Gastspiele in Budapest und Wien haben sie gut eingeführt, so daß sie der allgemeinen Beachtung der Presse sicher sein darf. Zu den alten Kämpfern sind also neue hinzugekommen — hoffen wir nun, daß die Censur, die von dem gegenwärtigen Minister des Innern noch vermehrt worden ist, ihnen gutes Wetter bescheren. Die Künstler können leider nicht — wie jene Tapferen des Altertums — im Schatten fechten.

Erich Schlaikjer.

Stimmen des In- und Auslandes.

August der Starke als Romanschreiber.

Das Dresdener Hauptstaatsarchiv bewahrt elf Manuskript-Blätter auf, die teils eine fortlaufende Erzählung, teils bloße Stichworte oder kurze Notizen aufweisen. Es ist die auf orientalischen Boden verpflanzte Jugendgeschichte Augusts des Starken, von ihm, der damals noch Prinz Friedrich August war, selbst aufgezeichnet. In der „Historischen Vierteljahrsschrift" teilt Paul Haake-Berlin einiges daraus mit.

Da wird zunächst von einem „langweilligen und bluttigen Krig" erzählt, der eben geendigt. Das ist der dreißigjährige Krieg, nach dessen Abschluß durch den westfälischen Frieden „getachte ein ihder großer Herre sein außgestandenen gemitz beschwerden durg ergezlichkeiten zu lindern". Unter anderen auch „Ferrannundus, König in Lidien", den der Krieg am meisten betroffen. Um seinen „sehr in abnehmen gerahttenen" Adel wieder „empohr zu briengen", gab er seinen vier Prinzen auf, Ritterspiele anzuordnen, wodurch sie „in kurzen den adel in die ferlohrne geschicklichkeit sehzten". Im Alter von 46 Jahren starb er und hinterließ sein Reich dem ältesten Sohne Egistus, während jedem der drei andern eine Provinz abgetreten wurde. Egistus regierte in Ruhe, und sein Hof war der schönste, den ein König zu der Zeit hatte, „es bliheten unter ihm alle ergezlichkeiten". Den „freiden" aber machte „Rohdus, könig in Creta" ein Ende, der „Irrenien mit unfermutteten krig anfihl und dieweilen ehr mit Irrenien in bientnies stund, muste er denselben velker zu hielfe schicken". Mit ihm zog aus Lust am Kriegsruhm „sein printz Vartanes", der „mit der Jocasta, soh erbprinzesien von Cortina" wahr, vermählt war und zwei Söhne, Codrus und Pallantes, hatte. Nach bewiesenem Heldenmut erfolgte der Friedensschluß, der Prinz begab sich „derohalben nach hausse, alwoh er mit großem frolocken empfangen wurde, und die freide und ergezlichkeiten wahren mehr als ihmals in schwange. Es geschaen unzehllige schau- und rietterspielle, und ein ieder war beflossen, seiner herschaft zu gefallen". . .

Mit König Ferrannundus ist Kurfürst Johann Georg I. gemeint, der in seinem Testament 1652 Sachsen in die Kur- und die drei Seitenlinien Weißenfels, Merseburg und Zeitz teilte. Sein ältester Sohn Egistus ist Johann Georg II., dessen Sohn Vartanes Johann Georg III., und der Verfasser ist ein Sohn von diesem, der 1670 geborene Prinz Friedrich August, der spätere König August II. von Polen. Irrenien ist das Deutsche Reich, mit König Rhodus von Kreta ist Ludwig XIV. gemeint, gegen den Johann Georg III. 1674 als Kurprinz mit dem sächsischen Korps ins Feld zog. Dessen Gemahlin Jocasta ist Anna Sophie, eine dänische Prinzessin von Geburt, und ihre Söhne Codrus und Pallantes sind Johann Georg IV. und Friedrich August I.

Leider hört die Jugendgeschichte des prinzlichen Schreibers schon mit einer Eifersuchtsscene des etwa zehnjährigen Knaben auf. Es folgen nur noch Notizen,

darunter eine kurze Bemerkung über die Liebesabenteuer mit Marie Elisabeth von Brockdorff, einer Hofdame der Pfälzer Kurfürstin, über die Reise nach Frankreich, Spanien, Portugal und Italien, über die Kämpfe am Rhein 1689; die Rückkehr aus dem Feldzuge von 1690 ist das letzte, was der Prinz aufzeichnet.

Es war keine originale Idee von ihm, Ereignisse der Gegenwart in ferne Länder und Epochen zu verlegen: solche Maskierung hatten schon Kaiser Maximilian in seinen Epen, Rollenhagen im Froschmäusekrieg, die Franzosen und Italiener in ihren Schäfer-, Helden- und Liebesromanen vorgenommen. Wahrscheinlich hat den Prinzen die „Staats-, Liebes- und Heldengeschichte" „Arminius und Thusnelda" von Lohenstein zur Nachahmung gereizt, in die die Geschichte des Hauses Habsburg und der letzten Religionskriege hineinverwebt war. Das Interessanteste an den Aufzeichnungen ist die Schilderung des scharfen Gegensatzes, der zwischen Johann Georg und Friedrich August noch zur Zeit der Niederschrift dieser Skizzen bestand. „Diesse beiden brieder hatten nur stehten krieg miet einander ... Codrus (Johann Georg) wahr von natur und glietmassen schwag, von gemiette zornig und mellanquollich; sehr grosses belieben, wiessenschaften zu lernen, in welchen er sehr reuchirte." Sich selbst charakterisiert Friedrich August als einen „frischen Herrn", „der wenig achttete und in seiner jugen schon zeigte, das er von leibe, gliederen und constitution stark wehren wierde, von gemiette giettig, freigebig, nichts anders, als was eine ehrliebente sehl notwendig tuhn sohlte, liebte, geschickt alle exercitia zu lernen; hiengegen wohlte er sich zum studiren nicht appliciren, sagend, er wierd nichts als einmahl den degen zu seinen fortkohmen bedürffen, derohalben ihm in der zarten jugent schon das soltahtenwesen eingepflanzet wahr." Mit dem kriegerischen Sinn des Vaters hatte er dessen Lust an der Jagd und an galanten Abenteuern geerbt, während in dem älteren der wissenschaftliche Trieb der Mutter wieder auflebte.

Als Herrscher zu Anfang des 18. Jahrhunderts hat Friedrich August den Plan, seine Memoiren zu schreiben, wieder aufgenommen, zur Belehrung für seinen Sohn, wie er sagt, und „in Erwägung, daß weder seine Erziehung noch die seiner Vorfahren zu den besten gehört habe". Dieser Teil des Manuskripts ist in französischer Sprache, aber nach der Phonetik des sächsischen Dialekts niedergeschrieben. Der Verfasser zeigt sich hier als ein gereifter Mann, der vorurteilslos die Dinge beurteilt, es ist ein fundamentaler Wechsel in seinen Anschauungen eingetreten seit jener jugendlichen naiv romanhaften Schilderung des sächsischen Hofes. „Wolframsdorff", meint Haake, „hat in seinem Pamphlet ‚Portrait de la cour de Pologne' die Mißstände kaum schärfer gegeißelt als August der Starke selbst." Dem älteren Bruder läßt er jetzt alle Gerechtigkeit widerfahren. Er hat sich andere Ziele der Regententhätigkeit gesteckt als die Vervollkommnung des Adels: Zurückdämmung der habsburgischen Uebermacht, Unterwerfung der Stände, Förderung der Industrie und des Handels, und in der zweiten Hälfte seines Lebens Umwandlung seines Landes in eine Pflanzstätte der Kunst, sowie Emanzipation der Gesellschaft und des Individuums von der Vormundschaft der Hoftheologie. Alle diese Aufgaben aber packte er nur im ersten Anstoß energievoll an, er erlahmte, sobald andere dazwischen traten. So hat er auch seinen Gedanken an ein großes, Polen, Sachsen, Thüringen, Böhmen, Schlesien und Mähren umfassendes Reich, für das er im letzten Grunde

seine Bauten schuf und den Dresdener Königspalast plante, nicht verwirklichen können, und so blieb in der Erinnerung der Nachwelt weit weniger der zielbewußte Politiker, der gefährlichste Gegner der Habsburger, als der prachtliebende Mäcen und fürstliche Don Juan, dem man nicht weniger als 352 Kinder zugeschrieben hat.



Die goldenen Lilien.

Blütenreich kann man wirklich die chinesische Sprache nennen, wenn sie unter dem schönen Namen der „goldenen Lilien", „Mien lien", die „kleinen Füße" der Chinesin versteht, diese scheußlich verkrüppelten Fußstumpfe, die ihre Besitzerin der vornehmen Klasse zuweisen, in Wahrheit aber, wie die „Natur" (in Nr. 34 vom 19. August) nach dem Dänischen von Ivan Berner ausführt, vielleicht mehr als alles andere dazu beitragen, die chinesischen Frauen in leiblicher und geistiger Ohnmacht zu erhalten. „Wie der Zopf seinem Ursprunge nach ein demütigendes Sklavenzeichen ist, das dem Chinesen aufgedrängt worden, sind die kleinen Füße, näher betrachtet, das Zeichen der Sklavin, auf das die Chinesin, merkwürdig genug, ebenso stolz ist, wie der Mann auf seinen Zopf." Diese Erklärung des Ursprungs der barbarischen Sitte scheint viel einwandfreier als die Legende, welche die Chinesen selbst sich dafür zurecht gemacht haben. Die Unterdrückung der Frau ist eben ein Hauptpfeiler der chinesischen Gesellschaftsordnung, und was konnte den Freiheitsdrang der Frau wirksamer niederhalten, sie von Kindheit an noch hilfsbedürftiger und abhängiger machen, als sie es schon durch die bestehenden Gesetze und Gebräuche der Gesellschaft ist, als diese barbarische Sitte. Die Beschwerlichkeit des Gehens, die sie zur Folge hat, gestattet der vornehmen Chinesin nur selten, die Schwelle ihrer Wohnung zu verlassen, „zwingt sie vollständig unter das soziale Gesetz, das sie von der Berührung mit der Außenwelt fernhält, während der Mangel an Bewegung, das abgesonderte Leben und das abstumpfende Gefühl, immer von andern abhängig zu sein, ihre Entwicklung sowohl in leiblicher wie in geistiger Hinsicht beeinträchtigt. Denn ohne Hilfe ist es ihnen ganz unmöglich, ein längeres Stück Wegs zu Fuß zurückzulegen, und wenn sie nicht im Tragsessel transportiert werden, haben sie eine Dienerin mit als Stütze, oft eine auf jeder Seite, oder sie reiten auf deren Rücken wie Kinder beim Spielen."

Die Ueberlieferung der Chinesen freilich stellt den Ursprung der Sitte als einen reinen Zufall hin. Die eine lautet, daß eine Kaiserin mit Klumpfüßen geboren war, und in dem Bestreben, der sehr populären Herrscherin zu gleichen, sei das Verstümmeln der Füße allgemein geworden. Die andere noch unwahrscheinlichere Ueberlieferung führt die Erfindung der „goldenen Lilien" auf einen in Nanking residierenden Unterkönig Li Yi zurück.

Er hatte unter seinen vielen Frauen eine junge Schönheit, Yao Niang, die eine treffliche Tänzerin war. Als sie ihn eines Abends wieder durch ihren Tanz erfreute, beobachtete er, wie in dem Tanzsaal, in dessen Mitte eine vergoldete,

geschnitzte Lotosblume stand, der Mond durch deren Blätter schien, und ihm kam die Idee, wie schön es sein müßte, wenn Yao Niangs Füße, während sie sich im Tanze wiegte, der Mondsichel glichen, wie ihre flatternden, vielfarbigen Gewänder an die Abendwolken erinnerten. Er befahl deshalb, ihre Füße in Seide zu binden, damit sie dieselbe Krümmung bekämen wie die Mondsichel; und dieser Anblick gefiel ihm so außerordentlich, daß er allen Frauen bei Hofe befahl, dasselbe zu thun.

Jedenfalls hat sich die Mode erst um die Zeit des 7. Jahrhunderts nach unserm Kalender einzubürgern begonnen, und damals spottete noch ein satirischer Dichter über „die lächerliche Unsitte, in der keine Spur von etwas Schönem wäre; kleine Nasen werden zwar für kleidsamer gehalten als große, aber was würde man wohl von einem Menschen denken, der ein Stück seiner Nase abschnitte, um ihr eine passendere Größe zu geben!" Der kluge Kaiser K'ang Hsi im 17. Jahrhundert versuchte die Unsitte abzuschaffen, mußte aber nach vierjähriger Anstrengung der starken Volksmeinung nachgeben und sein Verbot zurückziehen. Es blieb nur für den Hof bestehen: die tatarischen Frauen, aus denen ausnahmlos die Kaiserin und ihre zahlreichen Mitgemahlinnen gewählt werden, haben niemals die „goldenen Lilien" und innerhalb der Grenzen der Kaiserstadt darf sich keine kleinfüßige Frau sehen lassen. Die Kaiserin teilt also mit der ärmsten Arbeiterfrau — denn die Frauen der niederen Gesellschaftsklassen können es sich nicht leisten, „auf kleinem Fuße" zu leben — das Schicksal, von dem Preise ausgeschlossen zu sein, den die chinesischen Dichter dem watschelnden, hin- und herschlengelnden Gange als einer der verlockendsten Schönheiten am Weibe zusprechen, wenn sie ihn mit dem „lieblichen Wiegen der Lotosblume" vergleichen und den poetischen Namen der „goldenen Lilien" erfanden. Die Kulifrau aber, die ihren Fuß nicht so weit verstümmeln kann, daß in dem lächerlich kleinen Schuh nur noch die Spitze der großen Zehe ruht, während der unförmliche Klumpen, zu dem der übrige Teil des Fußes reduziert ist, in dem hohen Seidenschaft versteckt wird, sucht diesen „Schandfleck" wenigstens einigermaßen dadurch zu verdecken, daß sie eine eigenartige Art Schuhe mit bootförmigen Sohlen trägt, die ihrem Gange eine entfernte Aehnlichkeit mit dem Wiegen der „goldenen Lilien" geben.



Ein moderner Grieche über Deutschland.

In einem Hefte der „Τέχνη" versucht der bekannte griechische Schriftsteller Jannis Kambysis, der eine Zeit lang sich in Deutschland aufgehalten, ein Bild über die deutsche geistige Kultur und über das Verhältnis des deutschen Volkes zur Dichtung und Kunst zu geben.

„Was den Charakter der Kunst und des Geistes Deutschlands bestimmt und bedingt, ist vor allem das Mannigfaltige der seltsamen Natur dieses Landes. Phantastisch und ungeheuer im Alpengebirge des Südens, das sich von der Heimat Böcklins bis an die Nähe Wiens erstreckt, wo einst Beethoven

schuf, märchenhaft und romantisch in den Wäldern Thüringens; dann die Seen und die Flüsse und die endlosen Moore mit den herbstlichen Nebeln, denen gespenstische Gebilde zu entsteigen scheinen; die großartigen Meere des Nordens. O! diese Natur redet Seltsames, wie keine andere! Ihre Stimme zu vernehmen ist nicht allen gegeben, sie zu erfassen, den allerwenigsten; wer sie aber einmal vernahm, vergißt sie nie. Und wie die Natur selbst, sind dort auch die Charaktere der Menschen. Die Norddeutschlands ernst, unerbittlich und strenge in ihrem Wollen, konsequent in ihrem Denken, mit einer gewissen Neigung zum Düsteren. Die katholischen Süddeutschen andererseits, trotz ihrer Neigung zum Leichtsinn und zur Lebenslust — ihre Lebenslust wirkt oft ermüdend beinah — phantastisch in ihrem innersten Wesen, mit einem unbezwinglichen Bedürfnis nach dem Transcendenten, möchte ich sagen, das sich bei den Gebildeten als eine Leidenschaft für Kunst, für Malerei und Musik offenbart — die großen Konzerte und Theater in diesen Landen gleichen nicht denjenigen anderswo, hier wird der Kunstgenuß zu einem Gottesdienst, feierlich und weihevoll ist die Stimmung, welche die Zuhörer beherrscht — im Volke aber offenbart sich dieses transcendentale Bedürfnis als eine fanatische Religiosität. Mitten in den belebtesten Plätzen der Städte sieht man alltäglich Frauen und Mädchen vor den Mariensäulen knieen und inbrünstig beten; in den Kirchen und vor den ‚Gekreuzigten‘, die überall an den Landstraßen, besonders im bayrischen Gebirge und in Tirol sich erheben, bieten sich uns Bilder der Andacht, wie wir sie in keinem anderen katholischen Lande gesehen haben. Was aber allen Deutschen gemeinschaftliches Merkmal ist, das ist die Gewalt der Empfindungen, die Jugend und die Lebensenergie.

Die Deutschen sind ein Volk, das die Zeiten seiner ersten Mannheit durchlebt. Und doch scheint das Alte aus den Zeiten des Mittelalters und der Reformation noch nicht erlöschen zu wollen, immer noch klingt es herüber; und mir ist's oft, als ob Luther unter uns lebt und zugleich mit ihm der Geist noch herrscht, der die gotischen Dome schuf. Wenn ich durch Gassen süddeutscher Städte wandle, glaube ich noch Hans Sachs in seiner Werkstatt arbeiten zu hören. Sogar Freyja, die jungfräuliche Göttin der Liebe, wird noch verehrt; was thut es, daß man ihr jetzt einen andern Namen giebt und sie Madonna Maria heißt? Sie ist doch noch die Göttin, vor der alle Verliebten knieen und beten, wie Gretchen einst:

‚Was mein armes Herz hier banget,
Was es zittert, was verlanget,
Weißt du nur, nur du allein!‘

Ja, all dieses Alt-Deutsche klingt noch ins moderne Leben — wenigstens des Südens — herüber. Und Goethe scheint mir der Repräsentant der Germanen zu sein, in dessen Werken sich das Wesen dieses Volkes wiederspiegelt.“

Hier spricht Kambysis über Goethe, und in seiner Verehrung für den großen Germanen geht er so weit, daß er glaubt, er habe derart alles, was in der nordischen Seele lebt, zum Worte gebracht, daß eine fernere originale dichterische Produktion in Deutschland nicht mehr möglich ist. Gewiß, es gab auch noch Dichter nach Goethe: „Schiller, Kleist, Lenau, Heine . . .“, aber sie seien keine selbständigen „Lichtquellen“ mehr, sie seien Geister, die wie „Planeten“ ihr Licht von der „Sonne Goethe“ erst empfangen.

„Und nun," — fährt der griechische Schriftsteller fort — „nachdem diese Epigonen alles ausgesprochen, was Goethe ungesagt ließ, bleibt dem modernen deutschen Dichter kein Feld mehr offen. Der Horizont ist der dichterischen Gebilde übervoll, die geistige Luft ist damit gesättigt, um ein Wort der Chemie zu gebrauchen. Aber das gesamte deutsche Volk ist zum Dichter geworden; jeder lebt — bewußt oder unbewußt — in den geistigen Welten, welche Goethe und die anderen geschaffen haben.

„Die deutsche Dichtung und die deutsche Musik sind in ihrem Werden abgeschlossene gewaltige Erscheinungen der Kulturgeschichte der Menschheit, und wir können sagen, daß sie neben der Architektur und Epik des alten Hellas, neben der Plastik und Malerei der Renaissance ebenbürtigen Platz einnehmen. Ja, mir scheint es sogar, als ob die Deutschen jenen beinah überlegen wären; denn so sehr ich auch die Alten bewundere, so sehr mir auch Michelangelo wert ist, so muß ich doch bekennen, daß mir keiner dieser Großen in dem Maße gigantisch als geistige Persönlichkeit erscheint, wie ein Goethe und wie ein Beethoven es sind."

Auch in der Musik glaubt Kambysis, daß der „Horizont schon der Gebilde übervoll" ist — und als beweisende Erscheinung der eintretenden Decadence gilt ihm Richard Strauß.

„Ich habe Konzerte besucht," schreibt er, „in welchen die neuesten Werke dieses Komponisten gegeben wurden. O! es war einfach tragisch. Musiker von Beruf sprechen Richard Strauß enormes Talent, ja sogar Genie zu. Wenn er zu den Zeiten Schuberts, Schumanns gelebt hätte, würde er vielleicht einer der Großen geworden sein. Heute kann er es nicht mehr. Was durch die Musik auszusagen war, ist gesagt worden. Altes wiederholen — wie es die meisten in Musik und Litteratur thun — will er nicht; er will nicht ein Epigone sein; und zum Neuen giebt es keinen andern Weg mehr als den in das Perverse, Barocke, das Gesuchte."

Ein Gegenbild zu Strauß scheint Kambysis der Lyriker Stephan George zu sein.

„Daß das deutsche Volk diese Allermodernsten nicht gelten lassen will, ist ein Zeichen seiner mannhaften Gesundheit. Das Volk steht heute im Vordergrund, nicht das ‚künstlerische Genie' mehr — und mit Recht. Erst dann, wenn das deutsche Volk nicht mehr Freude hat an den Werken seiner Alten, in denen sein Innerstes zur Form gebracht worden ist, sondern an dem Perversen, das seine Modernsten ihm bieten, erst dann wird es mit seiner männlichen Kraft vorbei sein."

J. K. v. Hoesslin.

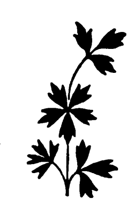


Französische Friedensstimmen.

Seit Anfang 1899 erscheint in Paris und München eine Zeitschrift, die den Doppeltitel führt: „Revue franco-allemande, Deutsch-französische Rundschau". Ihr Herausgeber M. Henry, ein Pariser, leitet den vierten Band derselben mit einem Aufsatz ein, in dem es heißt: „Vor anderthalb Jahren, als das erste Heft

dieser Rundschau erschien, erwachten in Frankreich gewisse Sympathien. Wurden sie etwa durch die Idee, die uns bewegte, hervorgerufen? Ich glaube nicht. Die Unkenntnis des Auslandes, in der wir zu leben lieben, die durch Erziehung und Umgebung eingepflanzten Vorurteile hatten es bislang verhindert, daß man eine Annäherung an Deutschland für möglich und wünschenswert hielt. Es war vielmehr das anscheinend Paradoxe, ja der Titel gradezu unseres Unternehmens, was Aufsehen erregte. Es lag eine gewisse herausfordernde Keckheit darin, als Vorkämpfer einer neuen Sache aufzutreten, gegen den Strom der öffentlichen Meinung anzuschwimmen, dieser unverantwortlichen Anonymität, die sich aus einzelnen Verantwortlichen zusammensetzt. Die Hauptcharakterzüge der beiden Völker waren manchem bis dahin unvereinbar erschienen, und obgleich die modernen Verkehrsmittel die gegenseitige Durchdringung erleichtern und die Nutzlosigkeit politischer Absperrung deutlich aufzeigen, indem sie in beiden Völkern das Niveau der Kultur ausgleichen, dieselben Wünsche und somit dieselben Bedürfnisse schaffen, wollte man doch in unserem Unternehmen nur eine edle Utopie sehen.“ Es heißt dann weiterhin: „Wenn der Ehrgeiz einer Nation darauf gerichtet ist, eine hervorragende Rolle zu spielen, so besitzt Frankreich genügend moralische und materielle Hilfsquellen, um das zu können. Das große Unrecht unserer Politiker bestand darin, auf ein in uns vorhandenes Racheverlangen zu spekulieren und ihm noch die Furcht beizumischen, Deutschland würde unsere Schwäche benützen, um gegebenen Falls uns anzugreifen; ja sie wollten uns einreden, daß die conditio sine qua non unserer Wiedererhebung und Neuentwicklung ein glücklicher Krieg wäre und all unsere Kräfte, all unsere Opfer auf dies Ziel gerichtet sein müßten.“ Henry spricht von dem französisch-russischen Bündnis, das eingegangen wurde „in der geheimen Hoffnung eines kommenden Rachekrieges an der Seite eines mächtigen Bundesgenossen. Aber Schlag auf Schlag sollten die Ereignisse unsere verblendeten Illusionen zerstören. Die Beschämung in Faschoda ließ unsere slavischen Freunde kalt, während die Vorgänge auf den Philippinen und in Transvaal unserer Politik neue Wege wiesen. Die schweren Ereignisse, die in China eingetreten sind, haben unsere letzten Rachegelüste vernichtet. Die Befürchtung einer doppelten Gefahr stellt uns an Deutschlands Seite.“ Man muß nun die Bedeutung solch einer einzelnen Aeußerung nicht überschätzen, dennoch ist sie erfreulich und verdient um so mehr Beachtung, weil sie nicht unerwartet kommt. Es ist sehr auffallend, wie von Jahr zu Jahr das Interesse, ja das Verständnis für Deutschland jenseits des Rheines zunimmt. Durchblättert man nur die letzten Hefte einiger bekannterer großer französischer Zeitschriften, so ist man erstaunt, wie viele Arbeiten deutschen Dingen gewidmet sind. Da bringt die Revue de Paris, aus der vor nicht langer Zeit hier ein Artikel über deutsche Arbeit und Wissenschaft gewürdigt wurde, einen Aufsatz über moderne deutsche Malerei, dessen Verfasser La Mazelière sich mit liebevoller Hingabe in die deutsche Seele zu vertiefen sucht, die in unsern Kunstwerken zum Ausdruck kommt. In der Revue de l’enseignement des langues vivantes, die auch in Paris herauskommt, wird seit längerer Zeit ganz besonders der deutschen Litteratur Aufmerksamkeit gewidmet. Seit Februar erscheint in ihr eine ganz ausführliche Studie über Hauptmann, von dem bekanntlich „Die Weber“, „Hanneles Himmelfahrt“, „Einsame Menschen“ und die „Versunkene Glocke“ in Paris aufgeführt worden sind, während von seinen Novellen „Bahnwärter Thiele“ an erster Stelle des zweiten Aprilheftes

der Revue de Paris d. J. erschien. Hauptmann ist gleichfalls der Gegenstand einer Arbeit von Ernest Seillière in der Revue des deux Mondes desselben Datums. Freilich ist hier ein etwas anderer Ton angeschlagen, indem Seillière auf den schnurrigen Einfall kommt: Hauptmann habe seine Kunst von Arno Holz gelernt. Dieser aber sei wie alle modernen deutschen Litteraten ganz von der französischen Litteratur abhängig. Darum schließt der Artikel über „La littérature allemande contemporaine“ mit der Behauptung: „So bewahrt Frankreich seine litterarische Ueberlegenheit in der Welt.“ Aber auch diese Arbeit beweist, wie eingehend man sich drüben mit uns beschäftigt, wie man uns zu verstehen sucht und wie man uns liest und zu lesen im stande ist. Das bezeichnet einen erfreulichen Fortschritt gegen die vorangehende Generation, deren einflußreichster Theaterkritiker, der im vorigen Jahre verstorbene Sarcey, kein Wort Deutsch verstand. Wenn freilich im Juniheft derselben Revue Emile Olivier, der bekannte Minister des zweiten Kaiserreiches, seine Erinnerungen an König Wilhelm I. von Preußen zum besten giebt, so kann man sich nicht wundern, daß in ihnen nicht gerade eine weitschauende und großdenkende politische Auffassung zur Sprache kommt. Besser liest sich ein Aufsatz von Charles Benoist (ebenda April und Mai) über La morale de Bismarck. Man muß in Rechnung setzen, daß gegenüber keiner zweiten historischen Persönlichkeit einem Franzosen Unparteilichkeit naturgemäß so erschwert wird, wie gegenüber dem Eisernen Kanzler. Aber bleibt der Ton auch sehr kühl, so tritt überall der Wunsch nach einer gerechten Würdigung und vor allem nach einem wirklichen Verständnis hervor, der mit Freude zu begrüßen ist. Kurz, wenn eine Annäherung auf politischem Gebiete zwischen den beiden Völkern stattfindet, so ist sie, wie aus allem diesem hervorgeht, vorbereitet durch die Männer der Wissenschaft, und wir schließen mit den Worten, die schon 1886 in einem Bulletin de la Faculté des lettres de Poitiers zu lesen waren: „Während man sich über den Rhein herüber und hinüber mit Pamphleten bekämpft, setzen französische und deutsche Gelehrte, unbekümmert um diesen Lärm, ruhig ihre unparteiischen Studien über die Litteraturen der beiden Völker fort“ und erinnern an Brunetières Bemerkung: „Unsere Rolle ist gewesen, zu verschmelzen und gleichsam einzuebnen unter der Idee der allgemeinen Menschlichkeit alles, was es darin an widerstrebenden oder feindlichen Elementen giebt.“ **E. M.**





Prügelstrafe und „Humanitätsduselei“.

Was der „Türmermeister“ in seinem Augustheft unter dem Stichwort „Bestien“ sagt, hat mich lebhaft beschäftigt und gefreut. Er möge mir gestatten, auch einige Worte zu der Angelegenheit zu sagen.

Kaiser- und Königsmorde hat es zu allen Zeiten gegeben. Wie Cäsar, so fielen auch in der christlichen Zeit in allen Nationen Herrscher unter den Stichen von Meuchelmördern. Schlimmer ist es in der Beziehung keineswegs geworden: darin ist uns im Gegenteil die gute alte Zeit glücklicherweise über. Der Unterschied ist nur, daß früher die politischen Mörder sich ausschließlich aus den höheren Ständen rekrutierten, wenn sie auch zuweilen aus dem Hintergrunde „arbeiteten“ und berufsmäßige Banditen als Werkzeuge benutzten. Die Wahrheit wirkt immer nützlich, und darum ist es gut, wenn an die Thatsache erinnert wird, daß die Königsmörder nicht erst in unserer Zeit entstanden sind, etwa im Lager der Anarchisten und Sozialdemokraten geboren wurden.

Leider verhindert diese Wahrheit nicht, daß bei jedem neuen Königsmord oder -Versuch alle Schuld auf die moderne Arbeiterbewegung geschoben wird. Ein geradezu gefährlich Spiel, weil es die Wahrheit gegen sich hat und — sich dabei naturgemäß jedesmal der Spieß gegen den Angreifer wenden muß!

Es müsse aber doch etwas gegen die „anarchistische Gefahr“ geschehen, heißt es bei jedem Anlaß in „politischen Kreisen“ und einem großen Teil der Presse. Viele Menschen halten die Regierung eben für allmächtig und denken bei jeder Gelegenheit, sie müsse etwas geschehen lassen, etwas „machen“. Und immer werden dann allerlei grausame Strafen, besonders die Prügel- und Prangerstrafe in Vorschlag gebracht. Es giebt viele, entsetzlich viele gebildete Leute, die auf die Prügelstrafe förmlich versessen sind. Diese werde abschreckend wirken, alles Unheil käme von der „Humanitätsduselei“, — so oder ähnlich lautet die Weisheit solcher klugen Leute. Und so wird nicht nur in der Erregung gesprochen, das wird auch in aller Seelenruhe geschrieben und gedruckt.

Alle geschichtliche Erfahrung beweist aber, daß die Prügel- und Prangerstrafe nicht abschreckend gewirkt, jedenfalls auf der einen Seite mehr geschadet, als auf der anderen genützt hat. Dagegen kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Menschheit unter dem Zeichen der „Humanitätsduselei“ gebessert worden ist. Als das Spießrutenlaufen zu den unentbehrlichen Strafmitteln ge-

hörte, war die Disziplin in der Armee nicht annähernd so gut wie heute, und als Prügel- und Prangerstrafen an der Tagesordnung waren, die grausamsten Folterqualen zur Erforschung der Wahrheit benutzt wurden und die überführten Sünder verbrannt oder gerädert, sogar in Oel gesiedet oder gebraten wurden, — damals, als man von „Humanitätsduselei" noch nichts wußte, war die Zahl der Verbrecher im Verhältnis zu der Zahl der Bevölkerung viel, viel größer als heute. Was die Vergangenheit lehrt, das lehrt übrigens auch die Gegenwart.

Aber es muß doch was gegen die „anarchistische Gefahr" gethan werden! — Gewiß! Es giebt aber nur ein unfehlbares Mittel dagegen, nämlich: wir müssen wirklich in der „Humanitätsduselei" noch große, sehr große — Fortschritte machen. Oder sollten wir es in der Humanität wirklich zu weit bringen können? Die Anhänger der Prügelstrafe mögen sich ernstlich besinnen, bevor sie darauf antworten, auch nicht hinter der bequemen Redensart sich verstecken, daß zwischen Humanität und „Humanitätsduselei" ein großer Unterschied sei.

Was mit einem überführten Verbrecher geschieht, das ist an und für sich wenig von Bedeutung. Aber die Art der Strafe wird doch vom Geist der Zeit bestimmt! Und darum liegt in der Neigung zu barbarischen Strafen die Gefahr, daß die Menschheit in die Barbarei zurückfallen könnte. Man sollte nicht mit dem Feuer spielen. Gährt's doch an allen Ecken und Enden und starrt doch die Welt in Waffen! Ein Weltkrieg ist mindestens nicht ausgeschlossen. Gott behüte uns davor! Aber ein großer Krieg und dazu freies Spiel für die Anhänger der Prügelstrafe, — man mag den Gedanken nicht ausdenken. —

Die „anarchistische Gefahr" existiert glücklicherweise mehr in der Phantasie als in der Wirklichkeit. Wohl reden und schreiben dann und wann dumme Jungen und alberne Männer von der „Propaganda der That"; aber — die Hunde, die bellen, beißen nicht. Für geistig gesunde Politiker giebt's kein größeres Verbrechen und keine größere Dummheit als die „Propaganda der That". Wer sich hierzu bekennt, den sperre man in ein Irrenhaus oder überwache ihn auf andere Weise. Deswegen aber ganze Volksgruppen (z. B. die Anhänger der Arbeiterbewegung) unter Ausnahmegesetze stellen oder den Geist des modernen Strafrechts ändern, das — nun, das wäre die beste Methode, bellende Hunde in beißende zu verwandeln.

Das beste Mittel gegen die „anarchistische Gefahr" ist die breiteste Oeffentlichkeit. Eine Gefahr, die man sieht, ist jedenfalls weniger gefährlich als eine verborgene. Im übrigen, — ja wir müssen wirklich vielseitiger und fleißiger daran arbeiten, daß wir in der Humanität weiter kommen. Wird dabei hämisch von Idealisten und Humanitätsduselei gesprochen, — das muß man vertragen können. Es giebt nun 'mal eine Gruppe von Logikern, die fortwährend über die materialistische Weltanschauung jammert und zugleich mit der Prügelstrafe und ähnlichen grobmaterialistischen Mitteln die Welt verbessern will. — „Es muß auch solche Käuze geben".

Aber nochmals: Sollten wir wirklich in der Humanität zu weit kommen können?

Vielleicht ist der „Türmermeister" so liebenswürdig, die Frage in seiner „Offenen Halle" diskutieren zu lassen. **Aug. Flemming.**



Menschenschau.

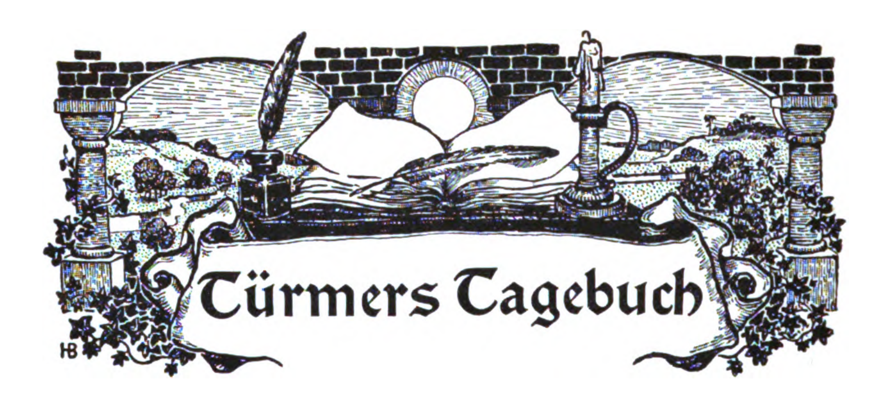
Lieber Türmer! Der von dir gepflegte altruistische, durch keinerlei Rücksichten nach irgend welcher Seite hin beeinflußte Geist echt christlicher Gesinnung, der mich immer angezogen hat, giebt mir den Mut, dir in nachstehenden Zeilen über eine Roheit das Herz auszuschütten, die mich aufs peinlichste berührte, um so tiefer, als in weitesten Kreisen ein Verständnis hiefür nicht vorhanden zu sein scheint und erst geweckt werden muß.

Um die Osterzeit führte mich mein Weg nach Dresden, wo ich mir unter anderem das Vergnügen nicht entgehen ließ, das ich beim Besuch zoologischer Gärten empfinde. Zufällig befand sich damals gerade die von Hagenbeck arrangierte Schaustellung der Malabaresen dort: eine starke Truppe von Männern, Weibern und Kindern, und jede dieser Gruppen präsentierte sich in der ihr eigenen Weise. Da mußte sich denn das Gefühl empören bei dem Anblick der trotz der damals herrschenden, von häufigen Regenschauern begleiteten kalten Witterung bis auf den Turban und pralle, kurze Badehosen völlig nackten Männer. Mit innigem Erbarmen mußte es erfüllen, diese sanften, schönen und schlanken bronzefarbigen Kinder der indischen Sonne ihre Künste immer und immer wieder unter einem feindseligen Himmel, frostgeschüttelt, einer gaffenden, gedankenlosen Menge vorführen zu sehen, während daneben die wilden Bestien in ihren geheizten Winterquartieren wohl versorgt waren. Aber freilich, diese repräsentierten ein Kapital, das man nicht preisgeben durfte, während jene nur arme Halbwilde, ein Proletariat indischer Hafenorte darstellten, mit denen man einen Vertrag abgeschlossen hatte, nach welchem sie verpflichtet waren, für ein jedenfalls lächerlich geringes Entgelt sich nackt allen Unbilden eines rauhen Klimas auszusetzen. Mögen sie zu Grunde gehen, mögen sie sich die Schwindsucht holen, mögen sie leiden bis zum Unerträglichen. Es bedeutet ja keinen Kapitalverlust. Wer sollte sich ihrer annehmen? Sind es ja doch nur Halbwilde und nicht einmal Christen! — Man muß diese armen Bursche gesehen haben, wie sie, notdürftig in einen aufgerafften Fetzen gehüllt, nach der Vorstellung zähneklappernd nach dem ihnen zugewiesenen Schuppen eilten, das einzige, ihnen geläufig gewordene deutsche Wort: kalt! ausstoßend, während wir Nordländer im Sommerüberzieher froren.

Indes, wer sollte sich hier einzumischen haben, wo doch infolge rechtsgiltiger Kontrakte alles in schönster Ordnung ist? Höre ich doch schon die Entrüstung des Bildungsphilisters darüber, daß man dem Volke ein so „eminentes Bildungsmittel“ entziehen möchte und, setzen wir hinzu, Herrn Hagenbeck seine schöne Einnahme. Trotz alledem haben wir den Mut, diese und ähnliche Unternehmungen als nichts weiter zu bezeichnen, denn eine Befriedigung gewöhnlicher Schaulust, die sich in unsern Großstädten anstatt der Messen und Jahrmärkte andere Plätze aufgesucht hat und dem Spekulationsunternehmen ein populärwissenschaftliches Mäntelchen umhängt. Eine sittliche Aufgabe und eine Pflicht der Behörden aber ist es, alle derartigen Veranstaltungen unter strenge Kontrolle zu stellen und sich durch keinerlei Rücksicht auf berühmte Unternehmerfirmen leiten zu lassen. Zunächst hätte das Reich darüber zu wachen, daß nicht die Unerfahrenheit auf kindlicher Entwicklungsstufe zurückgebliebener fremder Völkerschaften dem

Unternehmertum zur Beute fällt, dann aber machen wir jede Ortspolizeibehörde verantwortlich für in ihrem Bezirk vorkommende schnöde Mißhandlungen armer schutzloser Menschen. Man wende nicht dagegen ein, daß eine andre Regierung, im vorliegenden Falle die englische, die Verpflichtung habe, für das Los der Angehörigen ihrer Kolonien Sorge zu tragen. Fremdes Verschulden schließt das eigene nicht aus. Geben wir vielmehr auch in diesem Punkte der Nächstenliebe andern Nationen ein leuchtendes Beispiel. Von diesem Gesichtspunkte ausgehend, in dem Bestreben, das Bewußtsein der sittlichen Notwendigkeit eines besseren Schutzes der hilflosesten unter unsern Brüdern in weiteren Kreisen zu wecken, mögen diese Zeilen gerechtfertigt erscheinen. Prof. R. G.





Ohne Kommentar.

Nachstehend habe ich einige lose Blätter aneinandergereiht, wie sie mir die Laune des Tages auf den Tisch geweht hat. Es sind Stimmungsbilder, Selbstcharakteristiken unserer Zeit, die von seiten des Türmers eines Kommentars nicht bedürfen. Wollen ihn aber die Leser liefern, so wird er gern beachtet werden. Mögen also die folgenden Blätter hiermit zur Diskussion gestellt sein.

* * *

Ich beginne mit einer — Gesinnungsprobe, mit der ich vielleicht schließen sollte, weil sie nur im Zusammenhange mit manchen der übrigen in der rechten Beleuchtung erscheint.

Die „Deutsche Gastwirtschaft, Generalanzeiger für das gesamte Hotel- und Gastwirtschaftsgewerbe“ brachte unter dem 25. August d. J. einen Leitartikel „Unter die Frommen gehen“, dem ich folgende Stelle entnehme:

„Als die heftigsten Gegner der Wirte dürfen die sog. Frommen gelten, die zwar häufig den Wein trinken und Wasser predigen, aber deshalb nicht weniger gefährlich sind. Ein Berliner Blatt, die ‚D. Gastwirte-Zeitung‘, ist infolgedessen auf die originelle, aber nicht ohne weiteres von der Hand zu weisende Idee gekommen, den Gastwirten zu empfehlen ‚fromm‘ zu werden. Das heißt, direkt zur Frömmigkeit wird nicht geraten, sondern nur zum ‚Frommthun‘, zur Teilnahme am kirchlichen Leben und vor allem an den kirchlichen Wahlen, um Leute in die Synoden zu bekommen, die nicht unablässig gegen den Wirtestand agitieren und donnern, sondern sich erinnern, daß der Wein zu allen Zeiten des Menschen Herz erfreut hat und für alle Leute gewachsen ist, nicht nur für die Frommen, die ihn in aller Behaglichkeit zu Hause kneipen.

„Gewiß ist es nicht der einwandfreieste Weg, wenn man auf die kirchlichen Wahlen Einfluß zu gewinnen sucht, um materielle Zwecke zu erreichen, aber in der Not frißt der Herr Teufel sogar Fliegen. Wenn auf den Synodalversammlungen immer und immer wieder neue Vor-

schläge gemacht werden, den Wirtestand zu knebeln, weil man sich der seltsamen Ansicht zuneigt, die allgemeine Verfrommung lasse sich durch gesetzgeberische Maßregeln erzwingen, dann bleibt den Wirten schlechterdings nichts übrig, als durch ihr kirchliches Wahlrecht zu bewirken, daß auf den Synoden auch einmal objektiv urteilende Leute zu Worte kommen, die nicht in jedem Wirtschaftsbetrieb einen Sünden- und Lasterpfuhl erblicken. Vielleicht genügt die einfache Drohung schon, die frommen Verfolger des Wirtestandes ernstlich darauf aufmerksam zu machen, was erfolgen kann, wenn der straffgespannte Bogen noch schärfer angespannt wird. Unserem persönlichen Empfinden und gewiß auch demjenigen vieler Wirte würde es entsprechen, wenn diese nicht genötigt würden, den diskutierten Vorschlag in die That umzusetzen. Reißen aber alle Stränge, dann zwingt der Selbsterhaltungstrieb die Wirte, demnächst bei kirchlichen Wahlen geschlossen auf den Kampfplatz zu treten. Wer die Kraftentfaltung des Wirtestandes bei Wahlen aller Art kennt, wird die angekündigte Bewegung nicht unterschätzen. Die Gegner seien gewarnt!"

* * *

An den Herausgeber der „Christlichen Welt" schreibt ein evanglischer Pfarrer:

„. . . Wissen Sie, ganz aufrichtig, in Ihrer Christlichen Welt finde ich in dieser großen herrlichen Zeit des China-Krieges zu wenig den großen Schwung der Freude und Begeisterung ob dieses Krieges. Es ist doch eine Lust jetzt zu leben! Und anstatt nur deutsch-nationale Begeisterung zu bringen, öden und langweilen Sie uns mit Artikeln, die von etwas anderm handeln als von Deutschlands Macht und Größe! Ihr Blatt bringt viel zu viel spezifisch ‚Christliches' und viel zu wenig Deutsch-Kaiserliches. Ich möchte, daß einmal auf ein Jahr lang alle anderen Interessen, besonders alle Missions-Interessen zum Schweigen kämen! Jetzt habe ich absolut kein Interesse an einer Mission in China. Was soll die jetzt? Die mag zum Blocksberg gehen! Was geht uns Deutsche jetzt chinesische Mission an, und nun gar Mission von Engländern und Amerikanern betrieben? Mich geht jetzt nur die Niederstreckung der Chinesen an, durch europäische Truppen!

„Und nun gar Artikel über eine künftige unierte Freikirche in — Schottland! Alles andere Christentum auf der Welt, was nicht deutsches Landes- und Staatschristentum ist, ist mir gänzlich gleichgiltig nicht nur, es widert mich auch oft an."

„Manchmal denke ich, wir könnten unserm Vaterlande und unserm kaiserlichen Herrn jetzt besser dienen, wenn auch wir Pastoren jetzt nach China gingen, um gegen China zu kämpfen, als wir ihm und unserm Vaterlande durch Predigt des Evangeliums dienen..."

* * *

Herr Pfarrer Naumann schreibt in der „Hilfe“:

„Die Sache liegt doch einfach so, daß unsre asiatischen Truppen gar nicht in der Lage sind, größere Gefangenenbestände aufzunehmen. Was sollen wir machen, wenn es 50 000 Chinesen einfällt, sich uns zu ergeben? Dann bewachen und ernähren wir diese gelben Brüder und sind dadurch kampfunfähig! Ein Expeditionskorps im Barbarenlande kann sich die Last einer Gefangenenversorgung, wie wir sie 1870/71 in vorzüglicher Weise übernommen haben, nicht auf die Schultern legen lassen....

„Die Stellung des Christen zum Krieg ist an sich eine unendlich schwere, weil Jesus mitten im Frieden des römischen Weltreichs (!) gelehrt und gelebt hat. Niemand kann wagen, die Frage zu beantworten: Wie würde der Sohn Gottes in einem politisch leistungsfähigen Volk, das um seine politische Zukunft zu kämpfen hat, sich verhalten haben? Würde er in dieser Lage eine unterschiedslose Lehre von internationaler Brüderlichkeit verkündigt haben? Wir wissen es nicht. Unser Heiland lebte in einer Weltepoche, in der durch den römischen Militarismus der Friede da war (!). An ihm können, wollen und dürfen wir nichts wegstreichen. Gott gab ihn uns so wie er ist. Nur sollen wir uns des Unterschieds der Zeit und der Lage bewußt bleiben.“

* * *

Ein anderer evangelischer Pfarrer äußerte in einer Festrede:

„Das neue Jahrhundert, das Jahrhundert der Weltpolitik, stellt gleich im ersten Jahr unser deutsches Volk auf eine harte Probe, hart umsomehr, weil eben doch die rechte Begeisterung für Weltpolitik und für einen Krieg im Dienst derselben fehlt. Ich fürchte (!!!), wir sind zu gemütvoll, wir erachten die Menschenopfer für zu wertvoll, uns fehlt die kalte Berechnung und nackte Selbstsucht dazu.“

* * *

Berliner Blätter brachten folgende Mitteilungen:

„Der Kaiser als Rossebändiger. Daß der Kaiser ein guter Reiter ist und auch als Lenker der Halbblütler seines Marstalls auf dem Pürschwagen oder Break seinen Mann steht, ist bekannt. Daß er aber auch mit Gäulen weniger vornehmer Natur umzugehen weiß, zeigt eine niedliche Straßenscene, die sich in Potsdam zugetragen hat. Der Monarch befand sich in Begleitung seiner Gemahlin auf einem Spaziergange und sah plötzlich unweit des Café Sanssouci seinen Weg durch ein Pferd gesperrt, das auf dem Bürgersteige quer Aufstellung genommen hatte. Der Kaiser machte sofort seinen Arm von dem seiner Gemahlin frei, schritt kurz entschlossen an das Tier heran und führte das Pferd an der Leine auf den Straßendamm zurück.

Alsdann verbeugte sich der hohe Herr galant und ritterlich vor seiner Gemahlin und gab ihr lächelnd und mit einer entsprechenden Handbewegung zu verstehen, daß der Spaziergang weiter fortgesetzt werden könne, da ja nunmehr die Passage wieder frei sei." — —

„Jubiläumsspaziergang des Kaisers. Der Kaiser unternimmt bekanntlich, wenn Regierungsgeschäfte ihn nicht behindern, während seines Winteraufenthaltes in Berlin des Morgens eine Ausfahrt oder einen Spaziergang durch den Tiergarten, häufig in Begleitung der Kaiserin. Diese Spaziergänge gaben Anlaß zu einem eigenartigen Jubiläum. Wie bereits des öfteren mitgeteilt, macht der Monarch vor Antritt seiner Fußwanderung einen Abstecher zu Wagen nach dem Generalstabsgebäude, um sich dort Vorträge halten zu lassen oder daselbst Meldungen entgegenzunehmen. Nach Beendigung dieser dienstlichen Angelegenheiten verläßt der Kaiser am Arme seiner Gemahlin oder in Begleitung des diensthuenden Flügeladjutanten das Gebäude durch das Portal an der Herwarthstraße und beginnt den Morgenspaziergang zunächst am Wasser entlang, dann an den Zelten vorüber nach dem Schlosse Bellevue zu oder über den Spreeweg in das Innere des Tiergartens, an irgend einer Stelle dann den bereits vorher dorthin dirigierten Wagen besteigend. Der Portier an dem genannten Portal, Herr Utech, hat nun während seiner Dienstthätigkeit genau darüber Buch geführt, wie oft der Kaiser das Portal zum Beginn des Spazierganges passierte. Kürzlich war dies zum 500. Male geschehen. Der Kaiser, dem von diesem eigenartigen Sport des Portiers in privater Weise Meldung gemacht worden war, winkte nun an jenem Morgen den alten Militär zu sich heran und überreichte ihm unter freundlichem Lächeln mit den Worten: ‚Zur Anerkennung für das 500. Portalöffnen!' ein funkelndes Fünfmarkstück." — —

„Kronprinz Wilhelm in der Berliner Kunstausstellung. Einen gänzlich unerwarteten Besuch erhielt gestern Nachmittag die Große Berliner Kunstausstellung am Lehrter Bahnhofe, nämlich den Besuch des Kronprinzen Wilhelm. Der junge Thronfolger war kurzer Hand in Begleitung eines höheren Militärs von Potsdam aus mit einem fahrplanmäßigen Mittagszuge nach Berlin gefahren und legte den Weg vom Bahnhofe bis zur Ausstellung zu Fuß zurück. Nach kurzer Begrüßung durch die inzwischen von dem Besuche benachrichtigte Ausstellungsleitung trat der Kronprinz den Rundgang durch die Säle an, wobei er wiederholt seiner Befriedigung unter Bezeigung des größten Interesses Ausdruck gab. Inzwischen war eine Königliche Hofequipage vor dem Hauptportale der Ausstellung vorgefahren und brachte später den Kronprinzen zum Bahnhofe zurück. Die Ausstellungsbesucher waren über das leutselige Wesen des Kronprinzen sehr erfreut, der es sogar (!) nicht unterließ, im Stehen ein Glas Bier zu trinken, was nach der loyalen (jovialen?) Art des Kronprinzen allerdings nicht mehr überraschen kann."

* * *

„Am ungeniertesten“, schreibt die ‚Berliner Zeitung‘ in einem Artikel über byzantinische Aufdringlichkeiten im Tiergarten, „benehmen sich die weiblichen Neugierigen, die nur, um einen Blick des Kaisers zu erhaschen, manchmal drei- bis viermal vorbeilaufen und grüßen. Man kann öfter beobachten, daß eine Anzahl Damen lange vor dem Erscheinen des Kaisers auf den von dem Monarchen benutzten Wegen Aufstellung nehmen und sich im Knixemachen üben. Die begleitenden Polizeibeamten in Civil haben die größte Mühe, die Aufdringlichen in die gebührenden Grenzen zurückzuweisen.“

* * *

„Dem hohen Förderer der technischen Wissenschaften, dem mutvollen Führer deutscher Wehr und deutscher Waffen zur See — dem mächtigen Künder deutscher Kultur in fernen Landen — dem unermüdlichen Mehrer deutscher Macht und deutschen Ansehens — dem erhabenen Vorbild deutscher Kraft und Pflichttreue hat die technische Hochschule in Charlottenburg den ‚Dr. Ing.‘ verliehen. — Gemeint ist Prinz Heinrich.“

* * *

In Mülhausen i. E. hat ein Schutzmann ein „Verzeichnis der Beamten, die an Kaisers Geburtstag nicht geflaggt haben“, angelegt. Das Schriftstück zählt 13 teils noch im Dienst befindliche, teils pensionierte Beamte auf, darunter den Bürgermeister, einen Schuldirektor, Landgerichtsdirektor, Professor u. s. w.

* * *

Ernst Wichert erzählt aus seinen Erfahrungen mit dem Königl. Schauspielhause:

„Ich reichte das Schauspiel (‚Aus eigenem Recht‘) unter dem Titel ‚Der große Kurfürst in Preußen‘ der Generalintendanz ein. Ich wußte, daß das Königliche Schauspielhaus die generelle Erlaubnis erhalten hatte, Hohenzollernfürsten bis einschließlich Friedrich den Großen ohne nachzusuchende Genehmigung auf die Bühne zu bringen. Bald darauf sprach ich den Intendanzrat Professor Taubert. Er sagte mir, daß Bedenken entstanden seien, ob der Kaiser eine Annahme dieses Stückes billigen werde, da der Kurfürst sich doch wohl in seinem Gewissen belastet fühle und deshalb nachgebe. Jedenfalls würde erst Vortrag gehalten und ein umständliches Exposé eingereicht, dann aber abgewartet werden müssen, ob der Kaiser etwa eine Vorlesung befehle. Ich machte darauf aufmerksam, daß der Patriotismus doch viel stärker und wirksamer angeregt werde, wenn die Hohenzollern als die großen Regenten, die sie gewesen, ohne offenkundige Geschichtsfälschung und byzantinische Adoration dargestellt würden. Er meinte aber, man sei durch einen andern Dichter sehr verwöhnt worden. Ich hielt die Sache da verloren und erhielt denn auch wirklich, ohne daß beim Kaiser angefragt war,

ablehnenden Bescheid. Man wolle, hieß es dann, die Hohenzollern auf der Hofbühne nur in heldenhafter Unfehlbarkeit sehen."

Ein andermal wurde Wichert seitens der Hofbühne geraten, „um Himmels willen kein Trauerspiel zu bringen; es fehle dafür beim Publikum durchaus an Teilnahme. Allenfalls ein modernes Schauspiel, am liebsten wieder ein Lustspiel, das aber nicht politisch sein, kirchliches Gebiet nicht berühren und sich von jeder Satire gegen die höhere Gesellschaft freihalten müsse."

* * *

Statt des Kommentars zur obigen Blütenlese eine Frage: Ist es von den wahren Anhängern des Christentums und der Monarchie richtig gehandelt, derartige Erscheinungen mit „vornehmem" Stillschweigen zu übergehen? Oder tritt nicht an sie nachgerade die Pflicht heran, eine „reinliche Scheidung" vorzunehmen, diese aber auch vor aller Welt klar und deutlich auszusprechen?



H. G. v. B., B. Herzlichen Dank für Ihren so lieben Brief! Entschuldigen Sie nur, bitte, daß er erst heute berücksichtigt wird. Er ist versehentlich so lange liegen geblieben. Solche Sympathiekundgebungen thun doppelt wohl, wo man doch manchmal — sogar von lieben Gesinnungsgenossen — in seinen besten Absichten mißverstanden wird. Aber die Parole bleibt nach wie vor: „Gerade aus" und: „durch"! Herzlichen Gruß!

A. B., M. bei M. in O. Die Idee ist nicht übel. Nur will es uns scheinen, daß die Satire nicht so recht zum Ausdruck kommt. Eigentlich nur in dem Untertitel „Aus der Froschperspektive". Ohne die darin gegebene Direktive könnte ein naiver Leser ebensogut herauslesen, daß Sie allen Ernstes den „Kapitalismus" als den größten Wohlthäter der menschlichen Gesellschaft darthun wollen, der „von der größten Wichtigkeit für den Fortschritt der ganzen Menschheit ist, für das fortschreitende Wohlergehen der Allgemeinheit", und daß die Deduktion: das Anhäufen des Reichtums in der Hand Einzelner wäre dazu berufen, „den allmählichen Ausgleich zu bewirken und die einzelnen Glieder der großen Menschenfamilie einander näher zu bringen", gar keine demonstratio ad absurdum sein soll.

Dr. A. H., W. a. H. Der „Türmerpförtner" ist entschieden das weichere Gemüt. Schon wieder wollte er ein einladendes „Spazieren Sie nur herein!" hinunterblasen, da kam der „Obertürmer" mit kritisch gerunzelter Stirne, schaute sich die Sache gründlichst an, nahm ein einziges Blatt heraus, „Am Gartenzaun" betitelt, und bedachte: „Talent — Vielleicht". Aber da der Einlaßbegehrende ja kein Aengstling ist, entschied der Türmer sich schließlich doch auch diesmal noch für „Thorschluß" in der Meinung: der Mann kommt schon wieder, wenn er was ganz Gutes hat, und dann ist's noch immer Zeit, ihm die Pforten zu öffnen. Sei er für heute also nur zu neuem Besuche freundlichst eingeladen.

M. S., R. i. B. Ihrem Schützling A. R. ist ein gewisses lyrisches Talent nicht abzusprechen. Die eingesandten Proben verraten allerdings noch keine bestimmte Individualität. Vielleicht zeigt sich die in einer neuen Auswahl. Für Ihre treue Gesinnung herzlichen Dank!

Vorfrühling. Seit einigen Monaten lagert ein Brief an Sie, den wir nicht absenden konnten, weil Sie Ihrem Manuskript („Studie") keine Adresse beigefügt hatten. Der Brief lautete: „Es ist manches Hübsche, mancher feine psychologische Zug in Ihrer ‚Studie'; doch das Ganze zerflattert zu sehr in die Breite. Zum Abdruck im T. können wir uns deshalb nicht entschließen". Ungefähr in demselben Sinne müßten wir auf Ihre neue Einsendung antworten: Die frische Stimmung, die zuweilen hervorbricht, zergeht in einer familienblatthaften Sentimentalität, die dem Türmer die Arbeit unannehmbar macht. — Das ist nun freilich ein „garstiges Urteil", aber es macht doch wenigstens Ihrem „bangen Herzklopfen" ein Ende.

R. S., R. Sie verlangen, daß wir Ihnen „das Manuskript nicht mit dem üblichen lakonischen Bedauern zurückschicken, sondern die Unzulänglichkeiten, welche Ihrem Artikel den Weg in unser Blatt sperren, unumwunden angeben, damit Sie sie abstellen können". Ja, wie sollen wir es nur möglich machen, jedem Einsender, dessen Arbeit uns aus irgend einem Grunde für den T. nicht verwendbar erscheint, — und das sind täglich ein und mehrere Dutzend! — eine kleine private Abhandlung darüber zu schreiben, wie er die Arbeit abändern müßte, damit sie für uns in Betracht käme! Und wenn es uns möglich wäre, was wäre wohl damit geholfen? An Ihrem Artikel z. B. haben wir die Trockenheit auszusetzen, mit der Sie Ihr Thema abhandeln. Auch ein naturwissenschaftliches Thema läßt sich so vortragen, daß es nicht wie eine dürre mathematische Beweisführung erscheint. Je trockener und abstrakter ein Thema ist, um so mehr wird es die Pflicht eines guten Schriftstellers sein, es so interessant vorzutragen, daß man über dem flotten, aus lebendiger Anschauung geborenen Stil die Sprödigkeit des Problems vergißt. Werden Sie nun im stande sein, nach diesen Andeutungen die „Unzulänglichkeiten, die Ihrem Artikel den Weg in unser Blatt sperren", abzustellen? Freundlichen Gruß!



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Villenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1,** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den **„Briefen"** erfolgt und **Rücksendung nicht verbürgt** werden kann. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man **abonniert** auf den „Türmer" bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten** (Reichs-post-Zeitungsliste Nr. 7557), auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Villenkolonie Grunewald bei Berlin, Taubertstr. 1. — Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



A. v. Welie pinx. Photogravure Bruckmann

MUSIK

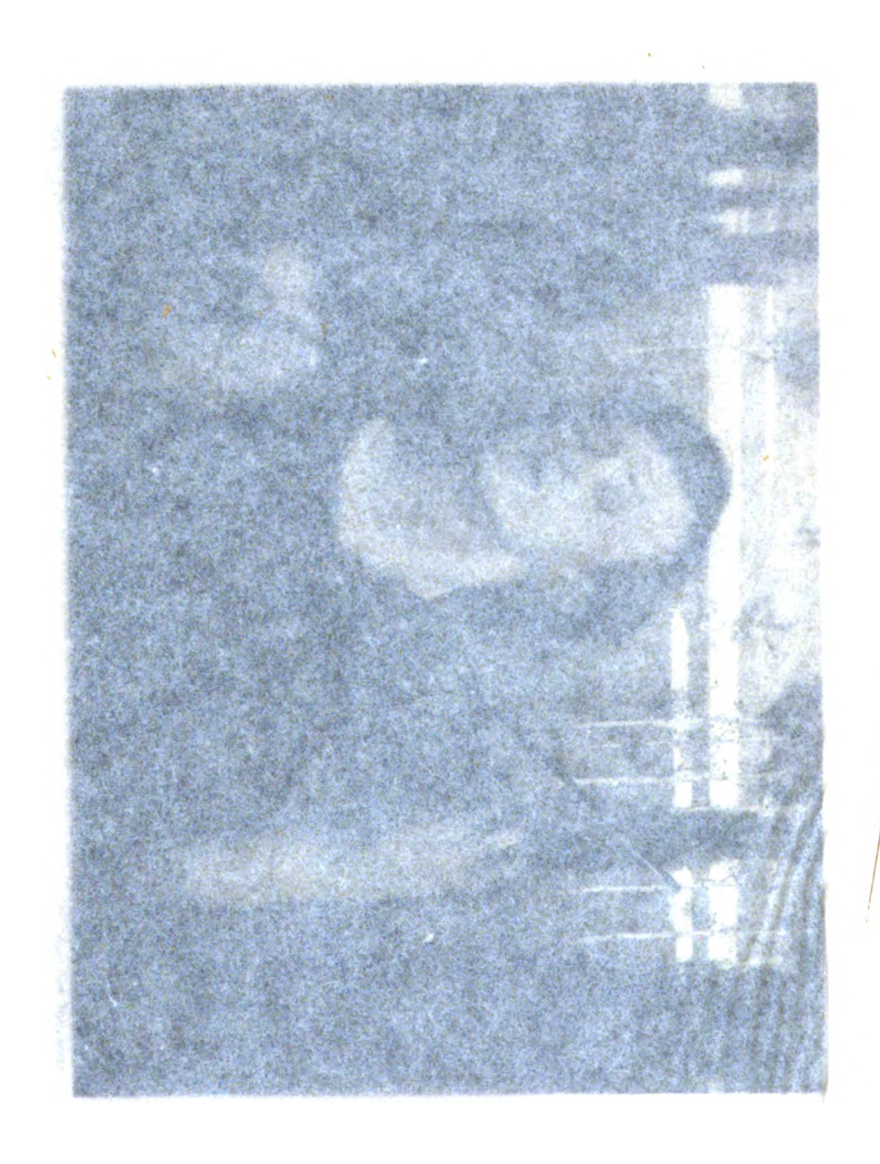


Der Künstler als Erzieher.

Eine Besprechung von Hans von Wolzogen.

Das einst vielbesprochene [illegible] hat eine entschiedene Neigung [illegible] Volke als [illegible]cher zu empfehlen. Wie [illegible] anderen [illegible] Bemerktes in [illegible] hatte auch sein [illegible] Titel einen [illegible] Unzeitgemäßer [illegible]: „Schopenhauer als Erzieher". [illegible] als Erzieher" [illegible] geschrieben worden, ein [illegible] von Hermann [illegible] alla-Mode, [illegible] Erscheinungen auf [illegible] Gebiete [illegible] wenig be[illegible] worden ist. [illegible] hat ein Mann, der ein [illegible] „[illegible]" zu spielen [illegible] ist, das gleiche gethan: nämlich der [illegible] der [illegible] und [illegible] an der technischen Hochschule in [illegible], Dr. [illegible] der Wernicke.*) Sein Büchlein faßt auch zu[illegible] Dinge und Gedanken, die man besonders gern aus solchen modern[illegible] Kreisen her und für die entsprechenden weiteren Kreise der

*) [illegible] als Erzieher, ein Wort für das deutsche Haus und [illegible] Langensalza, Herm. Beyer & Söhne. Mk. 1.—.





Der Künstler als Erzieher.

Eine Besprechung von Hans von Wolzogen.

Das einst vielbesprochene Buch „Rembrandt als Erzieher" hat eine entschiedene Neigung geweckt, einzelne Persönlichkeiten unserem Volke als Erzieher zu empfehlen. Wie jenes Buch aber mancherlei schon von anderen Seiten her Bemerktes in einen Knäuel zusammengefaßt, so hatte auch sein wirksamer Titel einen Vorgänger gehabt in Nietzsches dritter Unzeitgemäßer Betrachtung: „Schopenhauer als Erzieher". Auch ein „Wagner als Erzieher" ist bereits geschrieben worden, ein kleines deutschsinniges Schriftchen von Hermann Ritter, dem Viola alta-Ritter, das in der Ueberfülle der Erscheinungen auf diesem Gebiete wohl wenig beachtet worden ist. Nun hat ein Mann, der ein anderes „Instrument" zu spielen gewohnt ist, das gleiche gethan: nämlich der Direktor der Oberrealschule und Professor an der technischen Hochschule in Braunschweig, Dr. Alexander Wernicke.*) Sein Büchlein faßt auch zusammen, aber Dinge und Gedanken, die man besonders gern aus solchen modern-wissenschaftlichen Kreisen her und für die entsprechenden weiteren Kreise der

*) Richard Wagner als Erzieher, ein Wort für das deutsche Haus und für die deutsche Schule. Langensalza, Herm. Beyer & Söhne. Mk. 1.—.

lehrenden und lernenden Volksgenossen faßlich dargestellt und dargeboten sieht. Jeder rechte Lehrer soll selber zum guten Teile „Erzieher" sein; wenn seine Lehre nicht zugleich erzieht, füllt sie nur, aber sie erfüllt nicht ihren Zweck. Einen Beweis, daß der Lehrer seines Erzieherberufes bewußt ist, liefert er gewiß damit, wenn er die großen Vorbilder unseres Volks, die noch mehr als nur Lehrer sind, die Denker und Dichter, die Weisen und Künstler, gerade als Erzieher versteht und seinen Schülern erklärt.

Die erwachte Neigung, solche Erzieher — Vorbilder als Vorbildner — aufzustellen, deutet jedenfalls darauf, daß es empfunden wird, unser Volk bedürfe noch, erzogen zu werden; und eigentlich ist das wiederum ein Zeugnis für seine Jugendlichkeit. Wohl hat es schon viel erduldet, viel gelernt, viel gearbeitet, ist schließlich viel emporgekommen: alles dies sind erziehliche Momente, selbst das letzte, denn es bedeutet eine Prüfung, die nicht jeder besteht. So kommt es denn vor allem darauf an, daß diese erziehlichen Momente seiner Geschichte nun auch im rechten Geiste vom Volke verwertet werden, als Mittel zu höherem Zweck, Momente der Seelenbildung. Ein Volk darf nicht in seiner Geschichte stecken bleiben; es soll sich, gleich jedem Helden, darüber erheben zu typischer Bedeutung. Wir glauben, daß das deutsche Volk, welches man von je als idealistisch angelegt betrachtet hat, einen besondern Beruf dazu hat, solch einen nationalen Typus vorzustellen: den nur ihm eigenen Typus edler Menschheit in starker Kraft und reiner Besonnenheit. Wir würden dies nicht glauben können ohne die Vorbilder unserer „Helden" auf allen Gebieten, die gleichsam das ideale Volk schon bilden, zu welchem das geschichtlich werdende erst soll erzogen werden. Wird es auch nur so weit erzogen, daß es jene Großen, die bisher meist im Kampfe mit dem Geiste der Gesamtheit den wahren Volksgeist vertreten mußten, einmal kampf- und zweifellos lieben und verstehen lernt, so ist viel erreicht, vielleicht alles, was überhaupt erreicht werden kann. Möglich, daß die Großen selber dann nicht mehr so groß erscheinen wie bisher im Kampfe und durch den Kampf, der ja auch ein Erziehungsmittel ist, eben zur Größe. Dafür wird das Volk dann besser, weiser und glücklicher sein, und sicherlich wird es viel anders gewappnet sein gegen die immer drohenden Angriffe fremden Geistes und fremder Macht, nicht nur an den Grenzen, sondern auch in seiner Mitte und seiner Seele. Wie es bisher in seiner Gesamtheit immer am größten war, wo es mit den Waffen realer Macht als Vaterlandsverteidiger auftrat, kämpfend wider einen äußern Feind, so wird es dann auch ein geistiges Volksheer bilden gegen die größeren, die geistigen Feinde, und es wird fähig sein, eine deutsche Kultur zu schaffen. Nicht nur eine gelehrte oder eine materielle, wie wir sie heute etwa haben oder haben können, sondern jene Kultur, von der all unsere großen Geister, die sich unseren modernen „Aufschwung" an Wissen, Können und Haben freilich nicht träumen ließen, einzig geträumt, wofür sie gelebt, gearbeitet und gelitten haben. Das ist eben eine Kultur, welche den Typus der edlen Menschheit in starker Kraft und reiner Besonnenheit aus

deutschem Blut und Geist vom einzelnen Helden übertragen zeigt auf den Volkscharakter.

Alle Kulturen, so wenig wie die Heldenthaten, schaffen sich nicht nur aus Erkenntnissen; man nennt sie „charakteristisch", weil man in ihnen einen „Charakter" erkennt, und Charakter vor allem gehört dazu, sie ins Leben zu rufen. Das Ideal besteht nicht nur in einer Idee; es ist — so faßt es der deutsche Geist auf — wie seine Kunst: Ausdruck. Was sich aber ausdrückt, ausdrücken muß und will, ob nun im Leben oder in der Kunst, das ist der Charakter, eine Kraft und Richtung des Willens, ein moralisches Wesen, das Wesen des Menschen, des Deutschen. Wer erziehen will oder soll, nicht nur Schüler belehren, sondern Menschen bilden, Deutsche bilden, Vorbilder für das nationale Ideal: dem muß selber der Quell all solcher Bildung im Herzen fließen, und er muß die Quellen in den Herzen der Schüler, des Volkes, lebendig sprudeln machen können. Der Schlüssel zu diesen Brunnenstuben des Geistes ruht im Charakter.

Denselben Gedanken spricht Wernicke zum Beginn seiner Schrift aus, wenn er als Ziel der Erziehung die Bildung der Persönlichkeit nennt. Die Frage, auf welche ihm die Betrachtung „Wagner als Erzieher" eine bedeutsame Antwort verschaffen soll, lautet: „Vermag dies die Kunst?" Um Persönlichkeiten zu erziehen, muß man selbst eine Persönlichkeit sein. Diese Forderung läßt sich auf die erzieherischen Fähigkeiten der Kunst insofern anwenden, als in ihr gleichfalls und ganz besonders der Ausdruck einer Persönlichkeit erkannt wird. „Die Kunst" ist immer nur eine Kunst Dürers, Bachs, Goethes, Wagners — und vornehmlich hat die deutsche Kunst, diese „Kunst als Ausdruck", immer das Persönliche sich bewahrt, und dadurch gerade ihr eigentümliches, unertötbares Leben, ihre lebensreiche Wahrhaftigkeit, ihren Charakter. — Goethe sagte: „Es ist die große Persönlichkeit des Autors, welche in die Kultur des Volkes übergeht", und ein andermal: „Ein Künstler von edler Gesinnung kann die Seele seiner Werke zur Seele des Volkes werden lassen". Schiller drückt sich abstrakter aus: „Die wahre Kunst hat es nicht auf ein vorübergehendes Spiel abgesehen, sie erweckt eine Kraft, — — das Materielle durch Ideen zu beherrschen". Also Kultur! Sollen Ideen nicht nur willkürliche Gedanken bedeuten, so muß man in ihnen den Ausdruck einer Weltanschauung sehen; und unser Verfasser hebt es vor allem bedeutend hervor, daß erst der Besitz einer Weltanschauung den Begriff der Persönlichkeit erfülle. Denn es kann sich hier doch nur um geistige Persönlichkeiten im höchsten Sinne handeln. Mit ihrer vollen geistigen Kraft, eben ihrer Weltanschauung, die nicht nur ein Weltbild ist, sondern eine Seelenenergie, wirken diese großen Persönlichkeiten, im schöpferischen Verlangen nach ihrem Ausdrucke, auf die künstlerischen Stoffe und „erziehen" zunächst diese zu jener „Bildung", die man ein Kunstwerk nennt. Die Kunstwerke bilden alsdann die Vermittelung, und zwar zugleich die lebensvollste und geistig reinste Vermittelung, zwischen der Persönlichkeit des Künstlers und der des Publikums, der Volksseele.

Jetzt ist also das Kunstwerk im wahren Wortsinne das Vorbild, welches erzieherisch wirkt, gegenwärtiger, ungestörter, verständlicher, und daher wirksamer wohl selbst als die Vorbilder der — sei es schon dahingeschwundenen, sei es noch fremdartig unter uns lebendigen — Persönlichkeiten der Künstler selbst. Findet man doch auch, daß das Verständnis des Publikums zunächst für die Werke aufgeht, damit aber noch nicht für die ganze Persönlichkeit ihres Schöpfers gewonnen ist. Selbst bei politischen Werken ist es so: erst ward das Deutsche Reich als stolze Realität begriffen. doch viel später, wenn überhaupt, erst der bis dahin unbegriffene ganze Bismarck! Wenn in der Kunst etwas erziehlich wirken kann, so ist es in erster Reihe der in den Werken sich ausdrückende ideale Charakter: Wahrhaftigkeit, Größe, Kraft, Adel, Zartheit, das über den Staub des Tages und die Kleinlichkeiten der engen Lebensstufen gewaltig Erhabene, Emporziehende. Natürlich ist dies nichts anderes als eben auch der Ausdruck der künstlerischen Persönlichkeit, die sich selber in ihren Werken vom Erdenstaube reinigt. Man hat sie darin, wenn man sie auch noch nicht sieht und erkennt. Ihr selbst, persönlich, gegenüber befindet sich das Publikum, die Volksseele, in viel weniger günstiger Stellung. Hier hindert nicht nur, wie beim Kunstwerk, irgend ein ästhetisches Vor- oder Nachurteil, nicht nur die etwa ungenügende Wiedergabe, nicht nur ein undeutlich Vernehmen oder undeutlich Aussprechen das freie und reine Erfassen des Objektes. Das Persönliche selbst steht der Persönlichkeit im Wege, indem sie nicht nur in der begeisternden Thätigkeit als Kunstschöpfer, sondern auch als Mensch unter Menschen, und zwar als Großer unter Kleinen, von diesen nach dem falschen Maße ihrer selber aufgefaßt wird, mit deren zäher Masse derselbe Meister oft so feindlich zu ringen hat, der ihren Seelen doch zugleich die edelsten Genüsse und Schätze darbietet — ja, zu ringen hat, um dies zu können! — So kommt die erziehliche Wirkung der künstlerischen Persönlichkeit, außerhalb ihres eigensten Lehrkreises, meist an zweiter Stelle erst in Betracht, obwohl gerade sie für die Allgemeinheit wirksamer werden könnte, da sie doch vorbildliche Kräfte, moralische Energien in ihrer eigenen Lebensführung uns unmittelbar nahe bringt, welche jedermann an jeder Stelle im täglichen Leben not thäten: Kräfte, die das Ueberwindende selbst in sich tragen, nicht erst eine „künstliche“ Erhebung über das Gebiet des zu Ueberwindenden voraussetzen, wie es die Wirkung idealer Kunstwerke sein soll. —

Immerhin ist auch im Kunstwerke dasjenige Vorbild am wirksamsten, welches als lebendig gestaltete Persönlichkeit auf uns wirkt, nur den kleinlichen Vorurteilen und Beurteilungsstufen des täglichen Lebens entrückt. Darum kann Wernicke mit Recht sagen: „Um eine Weltanschauung, welche das Handeln bestimmt, lebendig werden zu lassen, stellt man am besten handelnde Personen vor Augen und läßt sie ihr Inneres deuten.“ Dies geschieht im Drama. Nicht nur als eine Sphäre oder ein Stil des Idealen überhaupt, sondern als personifiziert im Handeln und Leiden großer Menschen

wirkt die Idealität der Kunst erzieherisch im Drama. — In welchem Drama? Genügt es, daß ein großer Dichter ein schönes Werk in dramatischer Form geschrieben hat, das man etwa bei Reclam um 20 Pfg. lesen kann? Daß man dies kann, ist ja ein Segen; aber nun hat man es nur erst gelesen. Es ist Litteratur geblieben. Die hier gemeinte volle Wirkung lebendiger Vorbilder, von Persönlichkeit zu Persönlichkeit, ist nur in derjenigen Form möglich, welche zugleich — wie das in der Welt nun einmal ein ganz normaler Widerspruch zu sein scheint — die stärkste Beschränkung der reinen Wirkung mit sich zu bringen pflegt: in der Form der theatralischen Aufführung. Um dem Kunstwerke und dem Künstler entsprechend zu wirken, indem sie einen Vorgang der dichterischen Phantasie versetzt in eine künstlerische Wirklichkeit, dazu muß die Aufführung nicht nur gut sein, sondern auch von vornherein seitens des Publikums gar nicht anders aufgefaßt, erwartet und gewollt werden können, als im Sinne eines idealen Erlebnisses. Wir wissen, was unsere großen Dichter, die sich's so leicht hätten auf dem freien Reich ihrer reinen Phantasie wohl sein lassen mögen, gerade dafür gethan haben, das reale Theater, welches von seiner Marktexistenz her lediglich als eine Stätte des Vergnügens, der Unterhaltung und der Zerstreuung aufgefaßt worden war, durch ihre Werke und deren edeln Geist zu verwandeln in den „geheiligten Bezirk der Scene“, wo „das Materielle durch Ideen beherrscht“ wird. Wir wissen aber auch, daß es ihnen nicht gelungen ist. Das Theater blieb im Volksbewußtsein eine Vergnügungsanstalt und ward von Staats wegen gar noch ein Erwerbszweig. Darauf sitzen nun unsere goldenen Vögel und singen ihre heiligen Lieder!

Damit das Drama durch das Theater, also vollwertig, erziehlich wirken könne, mußte es vor allem, wenigstens in Einem Vorbilde, sich gezeigt haben als das, was es bisher nicht war, was es aber entsprechend dem Geiste der Kunstwerke und der Persönlichkeit der Künstler einzig sein sollte, wenn es nicht überhaupt nur, wie die Werke, ein Bild der Phantasie dieser Künstler zu bleiben bestimmt war: Idealbühne, d. h. nicht „Musterbühne“, sondern: exklusive Stätte für lebendige Ideale. Ist dies nur einmal geglückt, so ist das Theater nicht mehr nur Vergnügungsanstalt und Erwerbszweig; denn jetzt darf es heißen: das wahre Theater steht dort. Und dies Wort können wir Deutsche mit Stolz nun aussprechen, und auch die Nichtdeutschen sprechen es mit Bewunderung aus: das Eine „dort“ heißt „Bayreuth“. Hier ist mit dem Drama Ernst gemacht worden, weil mit der Kunst Ernst gemacht ward, wozu auch — vor allem im Drama — das Publikum gehört. Und zugleich mit dem Drama hat die Musik, sie, die erst recht in der Gefahr war, aus großen übersinnlichen Kunstthaten einzelner Genien ein sinnliches Vergnügen für alle Welt zu werden, ihre eigene freie und reine Lebenssphäre dort gewonnen, als die Seele jenes Dramas, welches die Weltanschauung der großen Persönlichkeiten in lebendigen Vorbildern uns nicht nur vor Augen führt, sondern wiederum in die Seele singt. Die Musik ist es nun, welche durch ihr verklärendes Wirken den Mangel

ersetzt, der im Verhältnis zur klösterlichen Reinheit der bloßen Phantasievorstellung jeder, auch der besten realen Theatervorstellung, weil sie „wirklich" sein muß, um Leben zu geben, anhaftet und immer anhaften wird. Solch verklärendes Drama ist aus der „Oper" geworden! Aus der Oper, die vor allem andern so recht eigentlich als Sinnenplaisier betrachtet ward und werden durfte, die es mitbewirkt hatte, daß das Theater, bekleidet mit dem Schein des Idealen, von den Höhen des „heiligen Bezirks", im Geiste unserer Klassiker, glanzvoll schmählich herabsinken mußte, obwohl diese Klassiker selbst ihr durch das Theater getäuschtes „Vertrauen auf die Oper" gesetzt hatten, woraus sich — nach Schillers Wort — wie aus den Chören der altgriechischen Dionysien dereinst noch „das Trauerspiel in edlerer Gestalt" würde entwickeln können. Der Meister, der an die Stelle dieser Oper jenes „musikalische Drama", die ideale Tragödie, in der That gesetzt und ihm auch die ideale Scene gebaut hat, ist Schillers geistiger Nachfolger: Richard Wagner. Erst seit ihm darf man, mit Wernicke, die kühne Behauptung aussprechen: „Unter allen Kunstwerken vermag das Musikdrama in künstlerischer Aufführung die Aufgabe der erzieherischen Wirkung der Persönlichkeitsbildung am besten zu lösen."

Mit dem „seit ihm" ist bereits gesagt, daß es sich hier um einen Höhepunkt handelt, von dem aus man einen klaren Aus- und Ueberblick gewinnen kann, zugleich aber auch um eine zusammenhängende Bewegung bis zu diesem Punkte hin. Es muß immer schon etwas geschehen sein, wo man solch einen zeitlichen Bewegungsbegriff anwenden darf. Eine Erscheinung wie Wagner würde ja der erzieherischen Fähigkeit bar sein, wenn sie ganz vereinzelt als Fremdling in der Geschichte dastände. Auch die Schule des Lebens und des Volkslebens steigt von Klasse zu Klasse. Die Klassenlehrer, die sich folgen, um die Erziehung des Menschen durch die Kunst auszuüben, sind unsere Klassiker. Oder besser noch: alle diejenigen verdienen den Namen „Klassiker", welche sich an dieser Erziehung beteiligt haben. Nachdem einmal der böse Bann gebrochen war, welchen, nur im Vertrauen auf völlige Unkenntnis der einfachsten Thatsachen, jene große Lüge von der „Klassiker-Verachtung" Wagners auf das Verständnis für seine Meisterschaft einst legen konnte, findet nun auch allmählich die Kenntnis von dem innigen geistigen Zusammenhange, der Uebereinstimmung der Ansichten, Tendenzen, Ideale Wagners und seiner hohen Vorgänger immer weitere, wenn auch noch lange nicht genügende Verbreitung. Gerade diese sollte Aufgabe der deutschen Schule sein, da sie uns den lebendigen Grundzug unserer künstlerischen Litteratur seit 1½ Jahrhunderten in unvergleichlich erleuchtender Weise zum Bewußtsein bringt. „Die geschichtliche Notwendigkeit des deutschen Musikdramas" (Kap. 3) wieder einmal in kurzen Worten aus einigen bedeutenden Aussprüchen der Gluck, Herder, Lessing, Mozart, Schiller, Goethe, Weber, E. T. A. Hoffmann, Jean Paul ins rechte Licht gerückt zu haben, dafür verdient Wernicke als für ein Stückchen echter Schulthätigkeit besonderen Dank. Der aufmerksame Leser dieser wenigen Aussprüche wird sich wohl veranlaßt

fühlen, dem Lichte, das hier seine Strahlen wirft, weiter nachzuspüren, wofür man ihm dann ein schon bald ein halbes Jahrhundert altes Buch des Weimarer Lisztfreundes, Regierungsrats Franz Müller, über „Richard Wagner und das Musikdrama“ empfehlen dürfte, und aus neuester Zeit die Vorträge von Dr. Arthur Prüfer über die Bayreuther Bühnenfestspiele, Einleitung: „Aesthetische Hinweise der Klassiker“ (Leipzig, E. W. Fritzsch), sowie Dr. Karl Grunskys sehr belehrende Aufsätze über Lessing und Herder in den „Bayreuther Blättern“ von 1899 (Stück VI—IX), nebst ergänzenden Einzelheiten zumal in der ersten Hälfte des Buches von Alfred Bock: „Deutsche Dichter in ihren Beziehungen zur Musik“. Dann aber ist's rechte Zeit, zu den Klassikern selbst zurückzukehren, um sich des neuen Lebens zu erfreuen, wozu sie durch das gewonnene Licht aus schon drohendem philologisierten Reliquien-Dasein als die unsterblichen „Erzieher“ uns wieder erweckt wurden. Es sind gar herrliche Genüsse, wenn man sich in der Gedankensphäre der großen Alten und Lieben, auch als Kind von gestern und heute, so recht wohl, so ganz heimisch und „unter sich“ fühlen darf, und wiederum, derart belehrt, bereichert und gestärkt, in dem Bereiche der großen Kunst der eigenen Zeit, so völlig im Kreise jener Meister, nicht gleichsam nur „hinausgestoßen“ in ein einsames „Paradies“, das vom Himmel fiel, sondern mit diesem im warmen Mittelpunkte der Heimat und ihrer edelsten Geister, die es allesamt geschaffen haben und dem Leben geweiht.

Daß man eine Erscheinung wie Wagner, auch nur als historisches Moment, selbst in unseren Tagen der so stark entwickelten geschichtlichen Auffassung, doch nicht besser verstand und tiefer erfaßte, sondern über den Streit der Kunstansichten hinweg ihn vielmehr im allgemeinen nur erst als ein bis zum Hinreißenden aufregendes Element des musikalisch-theatralischen Genusses auf sich wirken ließ, dies mag immerhin verwunderlich erscheinen, wenn man nicht bedenkt, in welch ganz anderen Richtungen als gerade in künstlerischen, diese selbe moderne Zeit, in welche Wagners Kunst hineintrat, dasjenige suchte und fand, was sie wirklich ernst zu nehmen geneigt und genötigt war. In solcher überaus interessen- und arbeitsreichen Zeit der fast ausschließlich ernst genommenen Fragen des realen und materiellen Lebens, mit deren Lösung die gewaltigen Leistungen der modernen Politik, Technik und Industrie vornehmlich beschäftigt waren, konnte die Kunst zunächst nichts anders denn als eine Erholung von den Tagesmühen gewünscht und genossen werden, und nun gar die der breitesten Oeffentlichkeit zugewandte Kunst des Theaters, so daß also auch ein mit tiefstem Künstlerernste geschaffenes Drama, gleichwie es zunächst nur mit den Mitteln der alten Oper dargestellt werden konnte, ebenso und um so mehr vom großen Publikum doch eigentlich nur wieder als „Theater“ mit stärkeren Wirkungen hingenommen ward. Und doch war gerade dies von besonderer Bedeutung, worauf Wernicke mit Recht hinweist, daß eben in diejenige Periode der deutschen Geschichte, welche zur Realisierung der deutschen Einheit, aber auch zur Materialisierung der

deutschen Geistesinteressen führte, wie eine unentbehrliche deutsche Notwendigkeit die Entwicklung und Wirksamkeit eines großen idealistischen Künstlers fallen mußte. Der Idealismus Goethes und Schillers hatte ganz zurücktreten müssen; er ward in engen Kreisen als stille litterarische Vorliebe gepflegt, oder seine Früchte wurden etwa gar als Objekte einer fachwissenschaftlichen Disciplin ausgepreßt. Dem Leben des Volkes schien er gar nicht mehr anzugehören, wenn auch sicherlich ohne seinen Einfluß der vielfach irrende Enthusiasmus der modernen Politiker, zumal in der Zeit der revolutionären Erregungen, nicht zu denken wäre. Deutsche Poesie — hatte man uns inzwischen glauben machen — sei Heinesche Lyrik, und moderne Musik machte Meyerbeer dazu — beide in jenem Paris, woher auch die politischen Irren und Wirren damals zu uns herüberkamen. Daß aber jener große echtdeutsche Idealismus als reine künstlerische Energie bei alledem am Leben erhalten und zu neuen Wirkungen auf die Volksseele befähigt ward, das ist Wagner zu verdanken, der — obwohl selbst eine Zeitlang menschlich verwickelt in jenen revolutionären Strebungen, und obwohl durchaus angewiesen auf das Mittel theatralischer Darstellung seiner Werke — dennoch mit unerhörter moralischer Kraft die ideale Kunst frei zu erhalten vermochte von der Vermischung mit unkünstlerischen und nur zeitlichen Elementen, indem er sie aus der reinen Quelle deutscher Volksseele selber wiedergewonnen, und um die Gewinnung und Sicherung eines eigenen Strombettes für diese edle Flut, unter oft wagehalsigster Darangabe alles eigenen Interesses bis zur persönlichen Daseinsunmöglichkeit, gegen einen Wall von Widerständen sein ganzes Leben einsetzte.*)

So erkämpfte Wagner sich und uns, was Schiller ihm als Aufgabe hinterlassen: „zu reinigen die oft entweihte Scene"; und was ihm dabei künstlerisch entscheidend half, waren jene beiden idealsten Bestandteile seines Kunstwerkes, die den Klassikern noch gefehlt hatten, in denen die Romantik gerechtfertigt ward: die Musik und der Mythos. Mit der Musik stand er von vornherein auf idealem Boden und sprach von Seele zu Seele; der Mythos aber bildete gleichsam die Zauberhecke um dieses geweihte Gebiet, welches die Ansprüche und Einflüsse des unkünstlerischen Lebens der Zeit davon abzuwehren hatte. Selbst die Musik seiner Werke mochte im allgemeinen mehr noch „genossen" werden, als wie in ihrer Bedeutung einer idealen Lebenssphäre begriffen, die auch das mythische Drama erst ermöglichte. Dagegen hat allerdings die erstaunliche Wirkung des Mythos auf moderne Geister etwas zum Ausdruck

---

*) Heute schreibt in Paris zur ersten Aufführung von „Tristan und Isolde" Edouard Schuré über den deutschen Meister: „La plus haute vertu de l'artiste est la fidélité à son idéal. Celle-là Richard Wagner l'a possédée jusqu'à l'abnégation, jusqu'à l'héroïsme, et cela dans une carrière semée d'obstacles qui eussent paru insurmontables à tout autre. Il eût poussé cette fidélité jusqu'au martyre, si son étonnante destinée ne lui eût réservé, pour finir, un triomphe, digne de sa persévérance et plus grand que toutes ses épreuves."



gebracht, was als wirklich erziehliches Moment dieser Kunst zu betrachten ist. Das Publikum hat sich hierdurch, mehr oder minder unbewußt noch, heraus-reißen lassen aus den Tagesinteressen, die mehrenteils doch Interessen des egoistischen Willens sind, und ist unwillkürlich gezwungen worden zur Anerkennung einer ganz andern Welt, worin die Quellen der großen menschlichen Energien so rein und gerade strömen, daß in ihnen die idealsten Bilder des Heldentums, der Liebe und der Treue, als Vorbilder sich ungebrochen spiegeln konnten.

Dieser Mythos aber, wie jene Musik, war ganz deutsch. Auch wo der Ursprung aus germanischen Mischvölkern nachweisbar wäre, würde man ihn in solcher Gestaltung zum mythischen Gedicht nirgends finden können als im Mythengebiete des deutschen Geistes. Wernicke erinnert daran, wie die deutsche Dichtung, indem sie die Gestalten weiblicher Heiligen — nicht in einem religiös-konfessionellen Sinne — als höchste Vorbilder reiner Seelengröße zu schaffen bestrebt blieb, solche bisher in ihren edelsten Beispielen — Goethes Iphigenie, Schillers Jungfrau — nur erst als Fremdländerinnen, als Griechin und als Französin, zu verkörpern wußte, wogegen Wagner uns zuerst und durch-weg die Germanin dargestellt habe. Freilich gehen auch hier die lieben Gestalten der Klärchen, Gretchen und Käthchen vorher, aber auf jenen Höhen des „Ewigweiblichen", wohin „Una poenitentium" aufschwebte, sind ethisch heimisch und werden dramatisch lebendig doch erst die germanischen Idealbilder: Senta, Elisabeth, Brünnhilde. Kaum hat der sterbende Schiller, „der Edelste, der alles durchgeprobt", geahnt, bis zu welcher Größe, sowohl des Stiles wie der Seele, durch die Kunst seines berufensten Erben, durch Musik und Mythos, vereint zum Drama, jener sein letzter Wunsch einstmals sich erfüllen sollte: „Gebt mir Märchen und Rittergeschichten, darin liegt doch der Stoff zu allem Großen und Edlen!" Auch Schiller war damit, wie Goethe mit seinem Faust, zurückgekehrt an die Quellen deutscher Poesie. Das stilfertige Kunstwerk als Drama daraus zu gewinnen, blieb aber demjenigen vorbehalten, der so ganz besonders durch sein eigenes persönliches Leben, als ein für das Ideal in ethischer Großartigkeit heroisch kämpfender Meister, seinen Beruf zu jener Kunst, die kein Spiel mehr ist, aufs ernstlichste bewährt hat. Der Anblick, wie der Mensch für ein Ideal lebt und leidet, ist immer, was auch dadurch erzielt sein mag, von eminent erziehlichem Werte; und wie im Künstlerischen, so im Moralischen, bilden hier die Klassiker und Wagner eine große untrennbare Gemeinsamkeit. „Der Kritik aber", sagt Wernicke, „fehlte die Einsicht, daß Wagner mit Goethe und Schiller und Beethoven zugleich entweder anerkannt oder verworfen werden muß." Es wird der Folgezeit beschieden bleiben, die trennenden Scheinschranken zwischen dem, was echt und groß ist, völlig nieder-zuwerfen und um alle dies, als um das wahrhaft Deutsche und für uns Deutsche Vorbildliche die schirmende Hecke zu ziehen, welche alsdann, so wollen wir hoffen, nicht nur mehr einen Zauber um ein Kunstgebiet bedeuten wird, sondern eine Kultur um ein Volksleben.

Daß jedoch eine solche Kultur nur denkbar auf dem Grunde einer lebendigen Sittlichkeit, welche ihrerseits aus religiösen Wurzeln in der menschlichen Seele allein erwachsen kann, das hat gerade Richard Wagner selbst sehr bestimmt ausgesprochen. Auch die Kunst würde erzieherisch nicht in diesem Grade wirken können, wenn nicht das religiöse Element dabei in wesentliche Mitthätigkeit träte. Dadurch wird, in unlöslicher Wechselbeziehung, auch die Kunst mitthätig für die Religion; oder, wie Wernicke sich ausdrückt: indem die Kunst, in Wagners Sinne, zur Erhaltung des inneren Kernes der religiösen Symbole führe, wolle sie nicht etwa die Religion „ersetzen", aber sie wirke für sie. Hier gelangen wir an den wichtigsten Punkt in der erzieherischen Wirksamkeit der Kunst: das ist die für Wagner so charakteristische Wendung aus dem Pessimismus — und fügen wir hinzu: auch Liberalismus — des Zeitgeistes, wiederum zum Positiven, Aufbauenden, Regeneratorischen, welches er der Verbindung des Deutschen mit dem christlichen Geiste zuschrieb. Ich glaube darüber das Nötige schon in meinem hier veröffentlichten Aufsatze über „Richard Wagner und das Christentum" (1899, Heft 10) bemerkt zu haben, worauf ich die Leser dieser Zeilen heute wieder zurückverweisen möchte. Wer Wagner in dieser Beziehung recht verstanden hat, als Neubeseeler des Idealismus durch seine Zurückführung auf die vom Innern her wirkenden (jenseitigen) Kräfte einer Regeneration der (diesseitigen) Dinge, der wird auch einsehen, daß damit das Christentum eine seinem eigenen Geiste entsprossene Hilfsmacht gewonnen hat, sowohl zur Abwehr einer auflösenden, freigeistig sich dünkenden Glaubenslosigkeit, welche unchristlich, als auch zur Besiegung eines allem Diesseits hoffnungslos sich abwendenden Pessimismus, der undeutsch ist. Und zugleich damit ist auch der aus dem „Pessimismus" selbst hervorgegangene „Freigeist", Nietzsche, mit seiner Herrenmoral, der sowohl die Herren wie die Moral fehlen, nicht mehr als letzte Blüte unserer letzten Philosophie anzusehen; denn weit über die schön verklingende Dichtung seines despotischen Anarchismus hinaus reicht das gesunde geistige Gebiet, dem die Zukunft gehören möge, das Gebiet jener unsterblichen regeneratorischen Seelenkräfte, welche als energische Wirklichkeiten in christlicher Religion und deutscher Kunst lebendig geblieben oder zu neuem Leben erweckt worden sind. Als die positive Hauptleistung Wagners als Erziehers ist es daher zu bezeichnen, daß er uns von den Interessen sowohl wie von der Verzweifelung eines Lebens in der Außenwelt mit der vollen Stärke sinnlich wirksamer Lebenskräfte im Kunstwerk zurückgewiesen, — hineingezogen hat in das Innere, die große Urkraftquelle des Seelischen, wo wir ja auch das „Himmelreich" und wahre „Jenseits" finden sollen, wenigstens als eine menschenmögliche Ahnung dessen, was überhaupt, seinem Wesen nach, außersinnlich und übermenschlich sein und bleiben muß. Dieses Erziehlich-Eigentümliche nun an den einzelnen Werken nachzuweisen, dazu giebt auch Wernicke im letzten Teile seiner Schrift einige gut anleitende Winke. „Aus dem Leben heraus sind der Wege zwei dir eröffnet: zum Ideale führt einer, der andre

zum Tod"; dies Schillerwort ist ihm ein Leitmotiv, und so sieht er Wagner ein einziges Mal den Todesweg gehen mit „Tristan und Isolde", diesem ganz exceptionellen Werke der nur zwei Seelen, deren persönlichstes Sehnen nach der Entsinnlichung in ewige Nacht uns andere am Tage Wirkende und wirken Müssende nichts lehren kann und will, als nur ein tiefstes Mitleiden mit der Größe dieses Leidens; dahingegen „Parsifal" für alle, die ihm folgen wollen, den Weg zum Ideale findet, und ist es — nach Schiller — ein Weg „zum Leben hinaus", so weiß Wagner, im christlichen Sinne, daß es vielmehr auch wiederum ein Weg ins Leben hinein sei. Führt er doch gerade in den Kern des Lebens, die Seele, um aus ihr die Beseelung des Lebens selber zu gewinnen: durch ihre Befreiung von dem, was dieses Leben zum Unidealen, ja Anti-Idealen machte, d. h. durch die innere Umwandlung des Willens zum egoistischen Leben in den Willen zu jenem ethischen, thätigen, dem Leben der christlichen Liebe.

Daß es heilsam sein müßte, solche „ins Leben hinein und heraus" führenden Tendenzen schon der lernenden Jugend unserer höheren Schulen einzuprägen, leuchtet ein. Inwieweit dabei eine Bekanntschaft mit den Kunstwerken selbst gestattet wäre, hängt nicht nur von der Befähigung der Schüler ab, sondern auch von der des Lehrers. Wernicke meint zum Schlusse: „Ein Lehrer, dem das Kunstwerk lebendig geworden, kann dessen künftiges Verständnis vermitteln". Gerade da jedoch, wo die Werke als solche doch noch nicht in ihre volle Wirksamkeit treten können, bei der Jugend — die man doch noch nicht allesamt etwa für Staatsunkosten auf Ferien nach Bayreuth schicken dürfte! — da wäre andererseits jenes unmittelbar wirkende Vorbild des Charakters, der Persönlichkeit des Künstlers wohl anwendbar, als dessen Hauptmomente Wernicke recht schön bezeichnet: Pietät und Energie. Solch ein leidensreiches Künstlerleben will eben menschlich verstanden sein als ein erhabenes Selbstopfer einzig für die Erhaltung und Neubeseelung eines zum Edelsten gehörenden geistigen Gutes deutschen Volks — seines in der Kunst verkörperten Idealismus. Hierfür gereifter jugendlicher Sinn wird es aber doch nur dann also verstehen können, wenn er schon bedeutend angeleitet ist, das Lebenswerk großer Meister, wie der klassischen Vorgänger, überhaupt in gleicher Weise aufzufassen, nicht nur als künstlerische Sublimitäten, die er erst später schätzen lernen kann, sondern als moralische Energien ersten Ranges, die er bisher gewöhnlich nur erst in den siegreichen Heldennaturen aus der politischen Weltgeschichte bewundern lernte. Dann wird auch die schlichte Schlußformel Wernickes bei der Erziehung der lernenden Jugend erst zu voller Geltung kommen können: „Die Pflichten der Schule Wagner gegenüber sind erfüllt, wenn der Schüler beim Eintritt ins Leben begriffen hat, welche Stellung Wagner in der Reihe unserer deutschen Meister einnimmt (und wenn es ihm zum Herzenswunsche geworden ist, einem Festspiele in Bayreuth beizuwohnen). Ist dies erreicht, so ist trotz aller Grenzen der Wirksamkeit des Kunstwerks dafür gesorgt, daß die Grund-

lehre Goethes und Schillers, welche ja auch die Wagners ist, nicht vergessen wird: Es ist der Geist, der sich den Körper baut. —"

* * *

Zu dem Kapitel „Wagner und Christentum", oder weiterhin: Kunst und Religion, liefert noch beachtenswerte Originalbeiträge das in 2. Auflage erschienene Buch von Albert Roß Parsons (übersetzt aus dem Englischen von Dr. Reinhold Freiherrn von Lichtenberg, im Verlage von P. Zillmann, Zehlendorf): „Parsifal — der Weg zu Christus durch die Kunst". Dieser Titel dürfte Befangene und Bedenkliche abschrecken; es könnte ihnen scheinen — obwohl es weder ausgesprochen noch gemeint ist —, als hieße es: der Weg zu Christus geht durch die Kunst, und zwar gerade durch „Parsifal"! Wer sich ein wenig mehr mit der Frage der „Affinitäten zwischen Kunst und Religion" (nach Wagners Ausdruck) beschäftigt hat, der weiß auch, daß es — wenn es überhaupt beachtenswert sein soll — nur heißen könne: zu Christus führen viele Erdenwege, auch der durch die Kunst für die dafür Empfänglichen, und ein Beispiel dafür darf man im „Parsifal" ersehen. Führen uns Wege durch die Tiefe und das Dunkel, durch Schwächen und Fährlichkeiten, durch Sünden und Leiden zum Heil, warum sollte gerade die Straße uns verboten sein, welche durch eine der edelsten Gottesgaben unserer Seele, die künstlerische Anschauung und Gestaltung dieser Welttragik führt. Allerdings läßt sich nicht leicht darüber reden; es muß erlebt sein. Daher ist es dem vorliegenden Buche besonders nachzurühmen, daß es nicht viel Worte macht über sein Thema, sondern seine Leser mitten in den Kreis solcher „Erlebnisse" versetzt, indem es zum größten Teil aus Citaten besteht, die des Künstlers eigene Ansichten, Anschauungen, Gedanken über jene „Affinitäten" in seinen eigenen Worten wiedergeben, in Worten also, die zur Sache selbst gehören, wie die Persönlichkeit zum Glauben und zur Kunst. Es kann nicht genug empfohlen werden, den Künstler auf diese Weise immer wieder selbst zum Worte kommen zu lassen. Da man sich gewöhnlich scheut, zu den Quellen zu steigen, in seine Schriften sich zu vertiefen, die ein geistiges Mitleben erfordern, gleich einem Kunstwerke, und da man auch von den prächtigen Sammelwerken „Wagner-Lexikon" und „Wagner-Encyklopädie" nur wenig erfahren hat, so ist es wirklich ungemein nutzbringend, wenigstens hier und da einmal in engerer Zusammenstellung um einen bestimmten Hauptgedanken herum die eigenen Ansichten des Meisters kennen zu lernen. Unterbliebe dies, so wäre es leicht noch lange möglich, daß selbst im deutschen Vaterlande eine ganze Anzahl Menschen, die sich sonst gebildet nennen dürfen, nicht weniger unqualifizierbar über Wagners religiöse Stellung sich äußern könnte, als jener amerikanische Redakteur, der das vorliegende Buch, als sein Inhalt zunächst in der Form einer Sonntagspredigt in der Allerseelenkirche zu New-York durch den Rektor der Pfarre, Rev. R. Heber Newton, vorgetragen werden sollte (wie es auch geschehen), mit der unerhörten Aeußerung begrüßte: „Insofern als Wagner das Christentum und jede andere

Art von Religion verwarf, als er äußerste Vernichtung und das Unbewußtsein als die ideale Bestimmung des Menschen betrachtete, und er den Vorsatz, die Philosophie des Pessimismus durch seine Musik zu lehren, zugestand, dürfte wohl Dr. R.'s Gast auf der Kanzel sich einer schwierigen Aufgabe unterzogen haben." — Der Verfasser selbst dagegen faßt zum Schlusse seiner so günstig citatenreichen Darstellung das Ergebnis in die Worte zusammen: „Wir hörten, wie beredt Wagner die Göttlichkeit Christi als Erlöser und Zuflucht der Seele bekannte; wir hörten seine Verteidigung religiöser Dogmen gegen die Angriffe des alltäglichen, gewöhnlichen Menschenverstandes; wir sahen, wie er alle Wege aufdeckte, auf denen die Selbstsucht auf Kosten einer Menge von Mitgeschöpfen, die sie beständig in einen tiefen Abgrund von Entbehrungen und Erniedrigungen hinabstürzt, sich selbst erhebt; und schließlich hörten wir, daß er den Glauben an eine andere Welt der Erlösung erklärt."

Den größten Teil der Schrift bilden hiernach die Anmerkungen zum Haupttext (146 von 212 Seiten), welche aber gleichfalls eine Menge interessanter Citate, auch aus andern Schriften, besonders englischen und amerikanischen, und manchen naturwissenschaftlichen, hinzubringen, so daß man eine große, über verschiedene Gebiete geistigen Lebens sich erstreckende Gemeinschaft religiöser oder die Stellung zur Religion berührender Gedanken bedeutender Geister erhält. Daß dabei eine gewisse theosophische Richtung des Autors stellenweise sich geltend macht, ist weniger von Belang, nachdem man durch die Gedanken des deutschen Künstlers ein Korrektiv empfangen hat gegen phantastische Ablenkungen vom eigentlichen Objekte der Betrachtung. Als Phantasie immerhin unterhaltend ist z. B. jene kabbalistische Parallele zwischen dem Falle Lucifers und dem kosmischen Sternenfall beim Verschwinden des an der Planetoidenstelle gemutmaßten Weltkörpers. Wo nichts ist, da hat die Phantasie ihr Recht gewonnen! Aber für die ernste Frage des Menschen von dieser Erde nach dem Wege zu Christus durch die Kunst an der Hand des Parsifal-Dichters hat dieser Umweg über eine Welt, die nicht mehr ist, weder eine aufklärende noch eine beirrende Bedeutung. Wir haben hienieden noch genug zu thun, um allein erst die durchs Leben leitenden Heilsgedanken der großen Erdengeister uns anzueignen, die uns schließlich doch für das „Himmelreich in uns", nicht irgend wann und wo weit vor und über uns, erziehen wollen.

* * *

In ganz anderer Weise, nicht bis an die Sterne weit, sondern für das tägliche oder doch sonntägliche Leben heutiger evangelischer Kirchlichkeit betrachtet die Beziehungen von Kunst und Religion die Schrift von Dr. Franz Bachmann: „Grundlagen und Grundfragen zur evangelischen Kirchenmusik" (C. Bertelsmann, Gütersloh). Je mehr in echt evangelischem Geiste die Religion als Ausdruck einer innerlichen Beziehung des Individuums zu Gott, die Kirche als Gemeinschaft solcher im Leben mit Gott oder Streben zu

Gott einiger Individuen begriffen wird, um so mehr wird auch der bestehenden Kirche es nahegelegt werden dürfen, daß sie — ich sage nicht: die Pflicht — aber das volle Recht habe, dem Ausdrucke der religiösen Empfindungen, der ganzen Innerlichkeit des evangelischen Geistes, in den edlen Formen der hierfür uns gegebenen Kunst bei ihren Gottesdiensten freien Raum zu gönnen. Nicht Heidentum, welches den Gott in der Sinnenwelt sieht, sondern eben evangelisches Christentum ist es, was der Empfindung vom Göttlichen und Heiligen aus einem zum Kunstausdruck gesteigerten Herzensbedürfnisse heraus Wort und Stimme giebt. Daß eine solche liturgisch-reformatorische Richtung in unserer Zeit eine innere Verwandtschaft hat mit der Auffassung der großen Kunst der selben Zeit, dieser „Kunst als Ausdruck“ mit ihren religiösen „Affinitäten“, das wird kein Kenner der beiden Seiten leugnen können. Es ist daher nicht wunderbar, wenn auch diese Schrift, gerade weil sie eine gute Schrift ist, vielfach geradezu „Wagnerisch“ anmutet, trotzdem daß sie in der Auffassung des Verhältnisses von Gesetz und Evangelium begreiflicherweise auf theologischem Boden bleibt. Auch spricht sie sich über Wagner selbst in einem verhältnismäßig würdigen Tone aus, liefert aber nichtsdestoweniger ein Beispiel dafür, was man leider öfters erlebt: daß man ein Buch, seinem Geiste und seinen Leitgedanken nach, als gut „Wagnerisch“ bezeichnen könnte, sobald jedoch der Verfasser auf Wagner selbst zu sprechen kommt, ihn befangen finden muß in aller Unkenntnis und allem Unverständnis des Durchschnittsdeutschen im Jahrhundert von Wagners Leben. So weiß der Verfasser offenbar nichts von Wagners Regenerationsidee; er glaubt ihn noch ganz im Schopenhauer stecken geblieben (also vierzig Jahre zurück) und preist es als ein Glück, daß seine musikalische Kraft größer sei als seine „geistig-sittliche“, hält es also für möglich, daß „der philosophische Traum“ des Künstlers seine Musik unbeeinflußt gelassen, so daß man sie genießen und sich durch sie erheben lassen könne, auch ohne „das mit vielen Flicken besetzte Kleid seiner philosophischen Weltbetrachtung“ mit in den Kauf nehmen zu müssen. Das ist ebenso falsch wie die amerikanische Vorstellung, daß das Kunstwerk eine „Philosophie“ „lehre“! Und unwagnerisch, ja unkünstlerisch überhaupt, ist eine solche Scheidung zwischen Weltanschauung und Kunst, Persönlichkeit und Ausdruck durchaus!

Solche Irrtümer dürfen den Leser nicht beirren; er muß suchen, an anderen Stellen sich besser zu unterrichten. Das Buch, soweit es sein Thema behandelt, ist jedem, der sich dafür speziell interessiert, gern zu empfehlen, und weiter soll hier nichts geschehen: der Betreffende muß es selber lesen. Da wir aber an dieser Stelle vom Künstler als Erzieher zu reden hatten, war es unmöglich, an dem erneuten Beispiele still vorüberzugehen, woran man ersieht, wie behindert heute noch eine erziehliche Wirksamkeit dieser Art ist durch die einfache Unkenntnis der „geistigen und sittlichen“ Persönlichkeit des Erziehers. Wenn man jetzt in einem Buche oder Aufsatze diese geistigen Erzieher des deutschen Volkes aufgezählt sieht, kann man sicher sein, daß die Namen bis Goethe

und Bismarck reichen — vor Wagner stockt die Reihe, und er bleibt nebenaus. Dabei hat man uns zur Goethefeier vielfältig belehrt, entweder daß Goethe ein „überwundener“ Erzieher (18. Jahrhundert!) sei, oder daß erst das 20. Jahrhundert das „Jahrhundert Goethes“ sein werde. Nehmen wir, hoffnungsvoller, einmal das letztere an, so scheint sich darin ein Gesetz anzuzeigen: vom Jahrhundert nach dem Leben eines geistig Großen wird er genannt, von einem zweiten Jahrhundert alsdann erst wirklich gekannt. So dürften wir erwarten, daß im 20. — dem Goetheschen Jahrhundert — auch Wagner, nach Goethe, genannt, im 21. aber endlich gekannt und zum geistigen Eigen seines Volkes geworden sein werde. Dann würden wir also uns erst wirklich, und nicht nur als Hospitanten in der Klasse befinden, wo der Künstler unser Erzieher wäre. Glück auf! Wir sind das Volk der Zukunft!



Herbststimmung.

Von

Adolf Otte.

Ich seh' im herbstlich stillen Wald
Durch Dickicht fern ein scheues Reh,
Und keines Menschen Fußtritt hallt,
Ein Blatt sinkt leis' aus stummer Höh' ...

Ich denke nicht, ich fühle nicht,
Ich träume, daß ich lebe, nur;
Ich bin ein stilles Herbstgedicht,
Geharft vom Finger der Natur.





Der goldene Vogel.

Die Geschichte eines Traumlebens.

Von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Die beiden Kinder erfüllten in der That die Voraussicht des Pastors, eins spornte das andre zum Wetteifer an, so daß sie sich wechselseitig im Lernen förderten. Bei Lenhart überwog die Einbildungskraft, und gegen ihr zu starkes Aufwuchern erwies sich ihm eine frühzeitige Verständigkeit der kleinen Margret manchmal von Nutzen. Sie war keineswegs unkindlich altklug, doch trug sie die Art an sich, die nicht selten Sprößlinge erst in reiferen Jahren geschlossener Ehen kennzeichnet, und hatte jedenfalls manches vom Wesen ihres Vaters überkommen. In ihrem hübschen Gesichtchen wechselte der Ausdruck spiellustigen Frohsinns mit einer ernsten oder beschaulichen Miene ab; über ihr Alter hinaus war sie umsichtig, bedachtsam und verläßlich, und daraus erklärte sich's, daß die Eltern keine Besorgnis gehegt, sie schon als kleines Ding allein zum Erdbeerensuchen in den allerdings dicht benachbarten und völlig ungefährlichen Wald gehen zu lassen. Als sie Lenhart zum erstenmal wieder in diesen hineinführte, war er erstaunt, wie nah er damals in der Lichtung bei dem Kirchturm gewesen sei, dessen Uhrschlag in der Sonnenluft verzitternd über die Baumwipfel herübergeklungen und das Mädchen zum Heimgehen gemahnt hatte. Nun begab er sich in der guten Jahreszeit vom Unterricht nur selten mehr auf der Straße, sondern meistens durch den Wald nach Hause zurück. Die beiden hatten eines Tags zusammen den Weg dorthin gesucht; allein hätte er sich dessen vielleicht nicht unterfangen, aber mit seiner Begleiterin zur Seite fühlte er sich ganz sorglos und sicher und fand

auch ohne Irrung die grade Richtung nach dem Schloß auf. So kam die Kleine zum erstenmal mit in das Kastellanhaus, das sie mit einem neuen Namen wieder verließ. Denn Mathieu Sautelet begrüßte sie bei ihrem Eintreten: „Ah, la petite Margot!“ und der Klang gefiel Lenhart, obwohl er sonst die französische Sprache nicht sonderlich gern hatte, besser als das deutsche Margret, ihn bedünkte, es passe gut zu ihr. Drum nannte er sie gleich drauf auch so, und sie lachte dazu, wie wenn sie ein Geschenk bekommen habe, und war ganz damit einverstanden, daß er sie fortan immer so heiße. Hanne-Soffe bewirtete sie mit einem erfrischenden Glas Milch und dann wollte der Knabe seine Gefährtin auf der ihr unbekannten Landstraße nach Fronsheim zurückbringen. Doch als er etwa hundert Schritte mit ihr gegangen, sagte sie bedachtsam, er müsse umkehren, um nicht zu spät zum Mittagessen zu kommen. Und sie ging ruhig allein weiter, denn sie wußte, die Straße führe nach dem Dorf, und wenn ihr etwas klar in der Vorstellung stand, fürchtete sie sich nicht davor.

Das war nun schon vor Jahren gewesen, die, wenn auch ungleich in der Witterung, doch gleichartig vorübergewechselt. Beim Heulen und Krachen des Herbststurms in den kahlen Bäumen war er durch den Wald zu seinen Schulstunden gelaufen, hatte oft auf der Straße tiefe Fußstapfen in den Schnee getreten; miteinander hatten die beiden im langen Winter die Wiederkunft des Frühlings herbeigewünscht und ihn freudig zusammen begrüßt, wenn er endlich gekommen. Dann trafen sie sich auch am Nachmittag, streiften weiter umher und fanden neue Welten auf; ihre Füße getrauten sich weglos an den Berglehnen in die Höh', alles noch Unbekannte lockte sie. Beim Rasthalten im Laubschatten erzählte Lenhart öfter eines der vielen Märchen, die er im Kopf trug, und Margret hörte aufmerksam bis zum Schluß zu. Doch dann sagte sie gewöhnlich: „Das ist hübsch, aber wirklich ist es nicht und hat nicht so geschehn können, sondern nur, wie man etwas träumt.“ Darüber gerieten sie zuweilen in Widerspruch, denn er hielt dafür, Träume seien das Allerschönste, und wenn etwas recht schön sei, komme es ihm eigentlich immer wie ein wundervoller Traum vor. Doch sie blieb bei ihrer Meinung: „Was man träumt, ist nicht wahr, denn man träumt es bloß, und beim Aufwachen ist es weg und nichts gewesen.“ Dazu machte sie meistens eine eigenartige, kurz schüttelnde Bewegung mit dem Kopf; die hatte sie auch von ihrem Vater überkommen, der häufig, wenn er etwas gesprochen, genau das gleiche that, als ob sein Name Schüddekopf ihm diese Gewohnheit mitgegeben habe.

Seit langem aber wußte der Knabe schon, woher Margot ihm damals, als er sie zuerst auf der Waldblöße getroffen, sagen gekonnt, wie die purpurroten Blumen hießen, denn er selbst konnte jetzt auch die Mehrzahl der häufigeren Pflanzen, Vögel und Insekten bei ihren Namen benennen. Dazu war er unvermerkt durch den Pastor gekommen, der alles kannte und im Sommer täglich irgendeine Blume von draußen in die Stube mitbrachte. Von der fing er zwischen dem Unterricht zu sprechen an, ließ die Kinder ihre Blätter und Blüten betrachten und sich die Unterschiede derselben von anderen nach Gestaltung und Farben merken; manchmal begleitete er sie auch ein Stück in Feld und Wald hinaus, dabei lernten sie die Tiere kennen, die ihnen unterwegs zu Gesicht und Gehör kamen. Doch blieb er im Freien und im Zimmer nicht bei dem Einzelnen, sondern knüpfte mancherlei daran von anderen Ländern, in denen andere Pflanzen, Tiere und Menschen lebten. Von der Erde sprach er, die nur einen ganz kleinen, unbedeutenden Teil des unermeßlich großen Weltalls ausmache, nur als ein Stern darin, wie sie des Nachts zu unzählbaren Tausenden am Himmel ständen, und alles Leben auf ihr stamme davon her, daß sie ein Schutzkind der Sonne sei, die sie erwärme. Wenn er von solchen Dingen redete, schüttelte er beinah nach jedem Satz einmal kaum merkbar kurz mit dem Kopf; was er sagte, war kein Lehrunterricht, nur ein Nebenher-Erzählen, doch stets so, daß die Fassungskraft der beiden Zuhörer ausreichte, es aufzunehmen, und an jedem Tag hatten sie etwas Neues, um es untereinander zu besprechen und sich gegenseitig weiter zu deuten. Das Jüngersein Margrets um ungefähr zwei Jahre machte immer mehr keinen Unterschied zwischen ihnen; ihr Vater hatte recht, als Mädchen war sie dem Knaben um so viel an Reife voraus, las, schrieb und rechnete ebensogut wie er; an Klarheit des Verstandes zeigte sie sich ihm eher überlegen. Für ihren Vater barg sie eine nie zu lauter Aeußerung kommende, doch tiefinnerliche Liebe in sich, mehr als für ihre geistig nicht gerade hervorstechende Mutter, während sich's bei dem Gemütsverhältnis Lenharts zu seinen Pflegeeltern umgekehrt verhielt. Er wußte jetzt, daß Hanne-Soffe nicht seine wirkliche Mutter sei, aber hing an ihr mit dem Drange eines liebebedürftigen Kinderherzens; Mathieu Sautelet stand seinem Gefühl ferner, flößte ihm nur durch seine stets gleiche Freundlichkeit und Bereitschaft, ihm kleine Wünsche zu erfüllen, eine dankbare Anhänglichkeit ein. Nicht mit deutlichem Begreifen, doch mit einem Kinderinstinkt empfand er einen geistigen Abstand zwischem dem Kastellan und dem

Pastor Schüddekopf, dem auch er sehr zugethan war, indes zugleich eine Scheu vor ihm, dem alles Verstehenden und Kennenden hegte. Davon sprach er einmal zu Haus, er glaube, es gäbe gar nichts auf der Welt, was der Herr Pastor nicht wisse, und Mathieu Sautelet stimmte zu: „O gewiß, mon fils, monsieur Hoche-la-tête ist sehr klug; er weiß, faire une révérence profitable ist das notwendigste im Leben, und was an der Stelle, wo's drauf ankommt, de bonne odeur et de goût agréable ist. Jeder Mensch auf der Welt, der keine Prinzessin zur Mutter gehabt hat, muß lernen, richtig sein compliment zu machen, unsereins mit dem Rücken, und ein Pastor thut's mit dem Mund auf seiner Kanzel. Dazu gehört für ihn rigidité; mir ist's lieber, daß ich's in meiner profession mit dem Rücken abthun kann, als mit der Zunge. Denn wenn das auch profitabler sein mag, hätte ich nicht die Gabe dazu, und es wäre auch nicht à mon goût."

Der Kastellan gab damit eine Selbsterkenntnis kund, die seine geistige Befähigung der des Pastors Schüddekopf nachordnete, während er sich über diesen nach einer gewissen Richtung doch auch wieder in seinem Bewußtsein emporzuheben schien. Davon aber verstand Lenhart nur die Worte, ohne noch einen Sinn mit ihnen verbinden zu können, als daß sein Pflegevater ihm beipflichtete, der Herr Pastor sei der an Wissen reichste Mann auf der Erde. An ihm selbst bewährte sich dies auch im Fortgange der Zeit weiter und weiter; gewissermaßen in spielender Weise gelangte er zu einer Menge von Kenntnissen, die allmählich über den Bildungsstand in seinem Heimathause hinausgingen. Er begann die Sprachen der alten Völker zu lernen, Erd- und Himmelskunde ward ihm geläufig, mancherlei aus der Geschichte vergangener und neuerer Zeiten. Jetzt teilte der Pastor sichtlich mit eigenem, erregtem Interesse dem Hörer aus dem Reichtum seines Wissens mit, und es zeigte sich, was ein Lehrer vermochte, der seine Beflissenheit nur einem einzigen Schüler zuwendete. Keine gelehrte Schule hätte mit methodischem Unterricht den Geist des Knaben so fördern können, daß er, unvermerkt die tägliche Nahrung aufnehmend, durch sie gleich den Kornähren auf dem Feld weiter reifte. Theophil Schüddekopf hatte seinen Unterhalt lange Jahre hindurch als Informator erwerben müssen, doch unfraglich seine Aufgaben anders und in höherem Sinn erfüllt, als ein herkömmlicher Hofmeister, Saaten von ungewöhnlicher Keimkraft ausgestreut. Ein schöner Mann im bräuchlichem Wortsinn konnte er nicht gewesen sein, aber seine Züge trugen ein nur ihm angehöriges,

den Blick fesselndes Sondergepräge, und seine Jugend mußte in sich ein innerliches Feuer geborgen haben. Ab und zu brach dies noch wie mit einem aufirrenden Funken aus seinen Augen, wenn ein Gedanke ihn zu besonderer Lebendigkeit des Sprechens fortriß; sonst indes lag's erloschen, oder unter der Aschenschicht des über sein blasses Gesicht hingebreiteten tiefernsten Ausdrucks verdeckt. Hoher Begabung und unermüdlicher Ausdauer hatte es jedenfalls bedurft, ihn zu der Höhe seiner alles überschauenden Weltkenntnis emporzubringen, wie sicher kein zweites Dorfpfarrhaus sie derartig in sich schloß. Seine Hauptneigung jedoch richtete sich auf alles das, was die Natur betraf, und in das Erfassen ihres innersten Lebens führte er die Kinder mit beharrlichem Nachdruck ein, denn Margret nahm, außer an den lateinischen und griechischen Lehrstunden, stets an allem teil. Es handelte sich nun nur wenig mehr um die Namen der Tiere und Pflanzen, sondern hauptsächlich um ihre innere Beschaffenheit, die Bedingungen des Lebens überhaupt, die Naturgesetze, denen es gleichmäßig, und der Mensch ganz ebenso, unterworfen war. Etwas schwere Nahrung für das Alter der beiden enthielt's zuweilen, und auf Gängen ins Freie ließ der Lehrer ihnen gleichsam eine Erholung und Erfrischung zu teil werden, vermehrte dann nach der früheren Art ihre Namenskenntnis der Dinge in Feld und Wald. Dabei erfuhr Lenhart einmal etwas, wonach er ehemals lebhaftes Verlangen gehegt, doch das lange vergessen in ihm lag. Ein Klang aber weckte es in seinem Gedächtnis auf und zugleich Worte, die ihm mit zurückkamen, so daß er fragte, wie der Vogel heiße, der eben: „Wie, wie, wie hab' ich dich lieb!" gerufen habe. Der Pastor war in Gedanken vertieft gegangen, fuhr aus ihnen in die Höh' und horchte auf den sich wiederholenden Gesang. Dann sagte er: „Der Vogel heißt so wie du, ein Goldammer ist's. Wie kommst du darauf, daß er die Worte ruft?" Dabei haftete der Blick des Sprechers auf dem Gesicht Lenharts, und einen Moment ging etwas Stutzendes durch seine Augen. Der Befragte antwortete: „Ich weiß es nicht mehr, mir ist's nur, als hätt' ich's früher einmal so gehört." — „Das hast du dir nur eingebildet," erwiderte der Pastor. „Vögel sprechen nicht mit Menschenworten." Und kurz nach seinem Brauch den Kopf dazu schüttelnd, ging er weiter.

So wuchsen die Kinder heran, das Wissen des Knaben nahm nach allen Richtungen zu und legte sich über den angeborenen träumerischen Hang seiner Natur. Doch diesen wirklich zu erdrücken, besaß es nicht die Macht, war nur eine äußere Hülle, unter der sich sein

eigentlichstes Wesen mehr ins Verborgene zurückzog; oder in besser zutreffendem Gleichnis lagen in seinem Kopf die Befähigung zum richtigen Erkennen und der traumhaft-einbildnerische Sinn, wie durch eine Wand geschieden, ohne Zusammenhang und Wechselwirkung nebeneinander. Mit dem Gedanken faßte er die Wirklichkeit der Dinge auf, sein Gefühl aber wob etwas um sie herum, das ihnen andere, von seinen Augen geschaffene Form und Farbe gab. Verstand und Phantasie führten ein getrenntes Leben in ihm; was der erstere forderte und lehrte, wußte er, doch an die Gebilde der letzteren glaubte er. Nicht mit einem Glauben in religiösem Sinne; von dem kannten eigentümlicherweise die in einem Pfarrhaus erzogenen Kinder fast nichts. Der Pastor mußte sie noch nicht hinlänglich gereift dafür erachten, ließ beide auch noch nicht am Kirchenbesuch und seinen Predigten teilnehmen, sondern schickte sie am Sonntagmorgen mit der Aufgabe, nach dieser oder jener selteneren Pflanze für ihn zu suchen, ins Freie hinaus. Allein dennoch stimmte in seinem Grundwesen der Glaube Lenharts mit dem des von der christlichen Lehre geforderten überein, erfüllte ihn mit einer Ueberzeugung von der Thatsächlichkeit dessen, was er nicht wußte, was der Verstand nicht begriff oder manchmal auch diesem geradezu widersprach.

Das ihm am nächsten von allem Stehende war Margret Schüddekopf, für die er deshalb auch einen Namen, mit dem nur er allein sie benannte, haben gemußt. Aeußerlich und innerlich unterschieden sie sich außerordentlich voneinander; sein in der ersten Kindheit beinah flachsähnliches Haar hatte immer mehr nachgedunkelt und stand jetzt ganz im Einklang mit der braunen Farbe der Augen; im Schnitt seiner Züge lag stärker und zugleich feiner Ausgeprägtes, als in denen des Mädchens, sein schnelles Wachstum verhieß ihm eine beträchtlich über das Gewöhnliche hinausgehende Größe. Margret war bei einem schönen Blau der Augen hellblond geblieben und ihr Gesicht dem der Mutter nachgeartet, nur jugendlich weicher und von lebendigerem Ausdruck; sie hatte ein doppeltes Erbteil empfangen, von jener das Körperhafte, das auch nur mittleren Wuchs voraussehen ließ, dagegen zeigte sie sich der geistigen Natur nach unverkennbar als die Tochter ihres Vaters. Eine ruhige Betrachtungsweise und Aufnahme dessen, was die Tage mit sich brachten, überwog bei ihr, sie erfreute sich an allem Schönen, doch mit klarer Empfindung, das Ungewisse, Verschleierte war ihr völlig fremd. Beim Antreffen irgend einer Schwierigkeit überlegte sie besonnen, bis ihr der beste Rat gekommen, und das gewählte Mittel

führte sie mit sicherer Entschlossenheit aus. Das erweckte nicht selten den Eindruck einer in ihr vorherrschenden nüchternen Verständigkeit, allein diese war doch nur anscheinend oder äußerlich. Dann und wann konnte sie auch etwas aus sich hervorgeraten lassen, das im Gegensatz zu dem phlegmatischen Wesen der Mutter auf eine starke, fast leidenschaftliche Erregbarkeit ihres Innern hindeutete.

Trotz solcher Verschiedenartigkeit hielt beide ein niemals gelockertes, festes Band aneinander, sie gerieten wohl in Widerspruch, aber wirklicher Zwist entstand nie zwischen ihnen. Außer allem Verkehr mit den übrigen Dorfkindern, waren sie fast unzertrennlich beisammen, empfanden als ein tägliches Leidwesen, daß sie nicht in demselben Hause wohnten und abends auseinandergehen mußten. Doch getrösteten sie sich der Zukunft, in der sie, wie ihre Eltern, als Mann und Frau immer beisammen bleiben würden; daß es so sein werde, war beiden selbstverständlich, hin und wieder, indes nicht häufig, sprachen sie davon. Lenhart begriff, sein Weiterkommen im Lernen sei dazu nötig, um nach der Bezeichnung Mathieu Sautelets einen „monsieur Gagnepain“ aus ihm zu machen, und er gab sich dem Fortschritt seiner geistigen Ausbildung mit regem Eifer hin. Auch dem Pastor Schübbekopf ließ sich ab und zu einmal anmerken, daß er seinen Schüler wohl als zukünftigen Eidam ins Auge fasse. Im Anfang mochte allerdings nur der Geldertrag ihn zur Uebernahme des ihm nicht angemessenen Unterrichts bewogen haben, doch nach und nach hatte dieser ihn selbst angezogen und er erkennbar daneben eine Zuneigung für den begabten und schönen Knaben gewonnen. Voraussichtlich bot sich seiner Tochter auf dem Dorf nicht leicht die Gelegenheit zu einer ihr geistig ebenbürtigen Heirat, und bei dem vorschreitenden Alter des Mädchens fand bedachtsame Erwägung Anlaß, sich mit solchen Gedanken zu beschäftigen.

Nicht allein im Sommer, auch den langen Winter hindurch hielten die beiden so trotz jeder Witterung stetig gleiche Gemeinschaft, nur alljährlich ein paar Wochen lang erlitt sie eine Veränderung. Das wußte Margret von jeher im voraus, es geschah, wenn der Hof im Schloß Aufenthalt nahm. Dann kam Lenhart nur zu den Lehrstunden nach Fronsheim, saß anders als sonst, zerstreuten Sinns beim Unterricht, nach dessen Beendigung er sogleich eilig wieder heimlief und am Nachmittag nicht zu dem Mädchen zurückkehrte. Vielmehr stand er, bis die Dämmerung einbrach, hinter dem Fliederbusch, unverwandt durch eine Blätterlücke nach dem weißen Schloß und den vor diesem hin und hergehenden oder spielenden hochvornehmen Kindern hinüberblickend. Da-

bei war der Ausdruck seines Gesichtes verwandelt, was er dachte, gab sich nicht drin kund, doch ein traumhafter Glanz der Augen ließ fühlen, die verständige Besinnung in seinem Kopf werde von gaukelndem Schweifen der Einbildung überdrängt. Vor allem haftete sein Blick auf einem Mädchen, das ungefähr gleichaltrig mit Margret sein mochte; eine Prinzessin war's, und er wußte, sie heiße Ermengart. Mit jeder Sommerwiederkehr hatte ihre Größe um einiges zugenommen, außerdem trug sie jedesmal ein andres kostbares Gewand als vordem, doch erkannte er sie stets sogleich an ihrem dunkelbraunen Haargelock, zwischen dem die Stirn so weiß wie aus Alabaster gemeißelt glänzte. Auch aus ihren Augen leuchtete etwas, woran er sie von allen übrigen unterschied, ohne über ihre Farbe Gewißheit zu erlangen, dafür blieb er immer zu weit entfernt. Dagegen erhielten sich ihm deutlich die Farben der früher von ihr getragenen Kleider im Gedächtnis, er sah sie noch im lichtblauen, gleich den Flügeln der kleinen Bläulingsfalter, und im grünschillernden, wie die Blätter der Wasserrose, im silberperlenden und im sonnenhaft goldgelben, und jedes stand ihr gleich reizvoll. Wenn sie beim Spiel lief, erschien's ihm, als müsse sie von unsichtbaren Flügeln über den Boden weggehoben werden, ihre bloßen Arme und die schmalen Hände dran schimmerten wie zur Erde herabgekommene Glanzstreifen einer schneehellen Sommerwolke. Keine der anderen konnte einen Vergleich mit ihr aushalten, sie war die leibhaft gewordene schönste der Prinzessinnen in den Märchen, die Hanne-Soffe an Winterabenden erzählt hatte. Doch Jahr um Jahr verging, ohne daß er ihr jemals nur um das geringste näher kam; aus dem Kastellanhause überschritt allein Mathieu Sautelet in seinem Galaanzug die den beiden andern Bewohnern desselben gezogene Grenze, um dann und wann einer Amtsobliegenheit nachzukommen und mit seiner leichtbehenden, französischen Manier vor den ihm begegnenden hochgeborenen Damen und Herren seine respektvoll-graziöse Reverenz zu machen. Lenhart dagegen mußte sich in seiner Verborgenheit halten, bis die Dämmerung herabfiel und die bunte Pracht vor dem Schloß auslöschte. Eine herzklopfende Sehnsucht zog ihn zu ihr hinüber, doch selbst wenn er's gedurft, hätte ihm der Mut gefehlt, seinem Verlangen nachzugeben. Nur bei Nacht im Traum wagte er's einigemal, denn sein Pflegevater betraute ihn mit einem Auftrag, den er bei jemandem im Schloß ausrichten sollte, und hinter dem Fliedervorhang hervor ins Freie tretend, begab er sich auf den Weg. Allein so kurz dieser war, gelangte er jedesmal nicht bis ans Ziel; auf das, was ihn am Weitergehen verhindert hatte, konnte

er sich beim Aufwachen nicht besinnen. Und dann schwand eines Tags plötzlich, wie in jedem Jahr gleicherweise, alles selbst wie ein Traumbild fort; der große Platz lag ohne Farben, Laut und Leben, und leer, verlassen funkelte das weiße Schloß in der Sonne, wie es aus frühester Kinderzeit ihm in der Erinnerung stand. Da kehrte er wieder zu seinem stetigen Tagverbringen mit Margret Schüddekopf zurück, die ihn empfing, als habe sie nicht bemerkt, daß es eine Zeitlang anders gewesen sei. Wenigstens sprach sie nicht davon, sie wußte, daß alljährlich während jener Wochen eine Veränderung ihres Beisammenseins vorgehen werde, und nahm diese als etwas Unvermeidliches, wie eine Reihe andauernder Regentage auf. Es kam dann eben mit einem unverständlichen Trieb über ihn, dem eines Nachtwandlers ähnlich, und ihr verständiger Sinn suchte nicht, ihn von seinem Thun abzuhalten, denn sie trug die Gewißheit in sich, es gehe bald vorüber, er finde den täglichen Weg zu ihr wieder, und dann sei alles, wie es vorher gewesen. Auch er redete nicht von dem Grund seines absonderlichen Ausbleibens; aus seinem Behaben drang's wie eine Erlösung und glückliche Empfindung hervor, daß die Zeit der Trennung von ihr zu Ende gegangen. Doch abends beim Eindämmern des Bewußtseins und im Traum rechnete er nach, wie lange es noch hin sei, bis das Leben auf dem leeren Platz vor dem weißen Schloß zurückkehre und er wieder blickend und lauschend hinter dem Fliedergezweig stehe.

* * *

Nun war Lenhart Goldammer nach seiner Größe eigentlich kein Knabe mehr oder wenigstens bis an die Grenze dieser Altersstufe herangerückt. In Bezug auf sein geistiges Weiterschreiten hatte der Pastor ihn ebenfalls bis an die Grenze gebracht, über die er im Pfarrhaus nicht viel mehr hinausgelangen konnte, und es war beschlossen, er solle zum Herbst noch ein Jahr lang die gelehrte Schule in der Hauptstadt besuchen, um sich dort zum Beziehen der Universität fähig zu machen. Theophil Schüddekopfs eindringliches Anraten hatte den Kastellan bewogen, die erforderlichen Unterhaltungskosten auf sich zu nehmen; seine Mittel verstatteten es, und er betrachtete Lenhart nicht als ein Pflegekind, sondern wie einen eigenen Sohn, zumal, da dasjenige, was er im Gang der Jahre an der Ausbildung desselben beigetragen, ihn höchlich befriedigte. Der junge Mensch zeichnete sich auch in körperlicher Hinsicht durch ein gewandt einnehmendes Verhalten aus, in seiner äußeren Erscheinung bot alles einen feinen Anstrich, als ob er höherem Stande angehöre, und Mathieu Sautelets täglich fortgesetzte Be-

mühungen hatten ihn zum Wichtigsten, völliger Beherrschung der französischen Sprache, vervollkommnet. So hatte der Kastellan an seinem Zögling nicht weniger Lohn und Erfreuung eingeerntet, als der Pastor, trug das Gefühl in sich, ihn für einen oberen Lebensberuf bereitet und deshalb auch die Verpflichtung zu haben, ihm solchen weiter zu ermöglichen. Eine leichtflüssige, französische Natur wohnte ihm inne, er war ein zugleich achtsam auf seinen Vorteil bedachter und gutherziger Mann, in dem sich Stolz auf seine wohlgelungene Erziehung mit dem Erhoffen eines guten Zinseintrags von der Zukunft seines Pfleglings vermischten.

Den beiden täglichen jungen Genossen war die für den Herbst festgesetzte Trennung eigentlich nicht vorstellbar; Lenhart konnte sich kein Leben ohne Margot denken, und auch ihr erging's im Grunde nicht anders. Nur sah sie die Unerläßlichkeit deutlicher ein, da sonst nicht das, was nötig sei, aus ihm werden könne, und sie rechnete aus, wie viel Jahre vergehen müßten, bis er auf eigenen Füßen zu stehen vermöge, so daß die schlimme Zeit hinter ihnen liege. Doch vermieden beide am liebsten, davon zu sprechen, es fiel ja auch noch nicht nötig, sich die Tage schönen Beisammenseins zu viel mit dem Gedanken zu verkümmern, denn noch stand erst der Hochsommer mit seinen Freuden bevor. Nur als sie einmal doch wider ihren Willen darauf geraten waren, sagte Margret: „Nächstens werd' ich mich ja ein paar Wochen lang im voraus dran gewöhnen, ohne dich zu sein, weil die hohen Herrschaften ins Schloß kommen. Da merke ich dann, wie's künftig sein wird; das ist mir eine gute Vorbereitung, freilich gut nur, weil sie noch nicht lange dauert und du dich auch freust, wenn unsre Trennung bald wieder aufhört.“ Sie lachte dazu; es war zum erstenmal, daß sie von seinem Wegbleiben während des Aufenthalts des Hofes sprach, doch ohne eine Frage dran zu knüpfen, warum er in der Zeit nicht wie sonst immer zu ihr komme. Davon schwieg er auch, ihm kam nur halb unbewußt vom Mund: „Ja, ich wollte, es wäre erst vorüber und ich wieder bei dir, Margot,“ und nach ihrem Brauch, Hand in Hand durch den Wald streifend, redeten sie von anderem weiter.

Um einige Tage später aber zog das buntglimmernde Leben im Schloß wieder ein, an einem Sonnabend, und schon am nächsten Sonntagmorgen begab der Hof sich zum Gottesdienst in die kleine Fronsheimer Kirche. Er nahm hier selbstverständlich auf besonders hergerichteten und geschmückten Sitzen Platz, doch der Landesherr und alle zeigten, daß sie sich im Gotteshause nicht höher als die Geringsten erachteten, es nicht unter ihrer Lebensstellung empfanden, mit den Nied-

rigsten die gleiche Luft während der religiösen Gemütserhebung einzuatmen, denn niemand war von der Teilnahme ausgeschlossen, die ganze Dorfeinwohnerschaft an den Seiten und im Hintergrunde versammelt. Darunter befand sich zum erstenmal auch Lenhart Goldammer; ihn hatte unwiderstehlich der Trieb überwältigt, die Möglichkeit zu benutzen, daß er einmal die fürstlichen Angehörigen mehr in der Nähe gewahren könne, und so wohnte er auch zum erstenmal einer Predigt seines Lehrers bei. Pastor Schüddekopf bestieg die Kanzel, verneigte sich tief gegen den höchsten Herrn und sprach mit lautvernehmlicher Stimme, doch seiner Angewöhnung gemäß nach jedem Satz mit einem kaum bemerkbaren, kurzen Ruck den Kopf schüttelnd. Er redete von der Vollkommenheit der göttlichen Weltordnung, die zu ihrer Stellvertretung auf Erden die zugleich Edelsten und Erleuchtetsten, Weisesten und Gütigsten auserwählt habe, um sie der Menschheit zu ihrer Wohlfahrt als Fürsten und Gebieter vorzusetzen. Das werde in allen Ländern allen Völkern zu teil, aber keinem liege so sehr die heilige Pflicht ob, als dem dieses Landes, täglich ein Dankgebet zum Thron des Schöpfers dafür emporzurichten, daß dieser ihm den erhabensten, gerechtesten und gnadenreichsten unter allen Herrschern verliehen, von dessen Angesicht Licht und Wärme ausgehe, gleich wie von der Sonne, dessen Ohr dem Kummer und der Sorge aller Bedrückten geöffnet sei, und dessen Hand über jeglichem seiner Unterthanen walte. So blühe dieses Land, Ueberfülle an köstlicher Frucht zeitigend, wie kein anderes, und jeder Herzschlag in ihm erfülle sich mit dem Flehen, die Allmacht Gottes möge für und für den erlauchtesten Herrn vor Leibeskrankheit, Bekümmernis des Gemütes und jeglicher Gefahr behüten, damit er in seiner vollen Lebenskraft bis zu dem höchsten auf Erden bestimmten Alter als der unersetzbare Wohlthäter der ihm Anvertrauten erhalten bleibe. Denn er wandle dahin als ein Ebenbild des Heilandes, der Born der Erquickung entquille unter seinem Fuß, und der Glaube an ihn, als den Erkorenen der Vorsehung, lasse als nichtig empfinden alle Beschwernis des irdischen Daseins und erschließe die Pforte zu den ewigen Freuden der seligen Gefilde. Wehe aber über die Verstockten und Verruchten, die ihren Sinn verschlössen wider das Heil, das Gott ihnen durch seinen Gesalbten und über alle Erhobenen ausgespendet! Verworfen seien sie vor dem obersten Richter hienieden, wie vor der Barmherzigkeit des himmlischen Thrones. Ihren Sündenfrevel treffe der Zorn der Gerechtigkeit mit verdienter Strafe hier unten und die Verdammnis in Ewigkeit dort oben.

Das bildete den hauptsächlichsten Inhalt der Kanzelrede des Pastors Schüddekopf, sein Schlußgebet empfahl nochmal dringlich den Fürsten, wie dessen gesamtes Haus in den Schutz des Allmächtigen, bei dem er auch eine Fürbitte einlegte, die Waffen der zahlreichen Söhne des Landes zu segnen, die der Landesherr dem von Gott gesetzten König von England zum Beistand geschickt, auf daß sie mit für ihn den schändlichen, gotteslästerlichen Aufruhr in seinen amerikanischen Kolonie-Landen niederwerfen sollten. Die Mienen des erlauchten Herrn, sowie ingleichem diejenige seiner ihm als Freundin am nächsten stehenden stetigen Begleiterin nach dem Schloß L'Innocence drückten während der Predigtdauer vollste Befriedigung aus; sie hörten dem Verkündiger und Ausleger des Evangeliums mit Aufmerksamkeit zu, was dagegen Lenhart Goldammer nicht in gleicher Weise gelang. Er faßte wohl dann und wann einiges auf, und zwar etwas mit Befremden, denn es rührte ihn an, als ob das, was er vernahm, vielfach in einem nicht begreiflichen Widerspruch zu dem von ihm aus dem Munde des Pastors Erlernten stehe. Doch darüber zu denken, ward ihm nicht möglich, denn seine Augen hielten sich unverrückt nach einem Platz gerichtet, auf dem die Prinzessin Ermengart saß. Zum erstenmal im Leben sah er sie so nah, sie mußte jetzt ungefähr vierzehn Jahre alt sein und erschien beinah vollkommen erwachsen. Diesmal trug sie ein Kleid aus einem goldbraunen, von silbernem Glanz durchzogenen Brokat, so daß sie sich darin wie der große Perlmutterfalter ausnahm, den Pastor Schüddekopf Aglaja benannte. Auch ihre Augensterne überflimmerte ein Glanz, doch wie einer von Goldstaub; wundervoll umrahmte die dunkle Lockenfülle ihr zauberhaftes Gesicht. Sie mußte sich zu dem Anschein zwingen, daß sie auf die Predigt achte; ihr Sinn war merkbar nicht dabei zugegen, ihr Blick schweifte öfter nach den Sonnenstrahlen in die Höh', die durch ein Fenster in den Kirchenraum hereinfielen. Trotz ihrem hohen Wuchs hatte der Ausdruck der Züge sich noch vollkommen kindlich erhalten, hin und wieder erregte ihr feiner Mund ein Gefühl, er müsse einen Reiz zu fröhlichem Auflachen unterdrücken. Lenhart ging's einmal an den Augen vorbei, als tauche ihm aus ihrem Anblick so von nahem eine Erinnerung an etwas auf, das er vor langer Zeit einmal gesehen, doch er wußte nicht an was, und konnte auch nicht darüber nachdenken, denn um ihn begannen die Dorfbewohner sich fortzudrängen, um hurtig den Ausweg für die höchsten Herrschaften frei zu machen. Dabei nahm er gewahr, daß gleich ihm auch Margret sich zum erstenmal mit in der Kirche befunden habe, er sah indes ihr Ge-

sicht nur einen Augenblick lang und machte, als es ihm zwischen den andern verschwand, keinen Versuch, sie draußen aufzufinden, sondern blieb etwas abseits auf einem schmaleren Kirchhofweg stehen, von wo er nach dem Portal hinüber zu schauen vermochte. Aus diesem leuchtete bald die buntfarbige Fülle der reichen Hofkleider hervor und bewegte sich den breiten Mittelgang entlang; der Landesherr hatte Pastor Schüddekopf zu sich berufen lassen, richtete, langsam hinschreitend, anerkennend leutselige und gnädige Worte an den barhäuptig zu seiner Linken Gehenden; rundum sanken die Dörfler, Männer und Frauen, ehrerbietig auf die Knie nieder. Doch suchte der Blick Lenharts vergeblich nach etwas unter der vornehmen Gesellschaft; dann schrak er plötzlich zusammen, denn hinter ihm erklang eine helle Stimme: „Magst du nicht gern knieen?“ und wie sein Kopf herumflog, war dicht vor seinen Augen im Sonnengefunkel ein Gewoge von goldenem Braun und silbernem Perlmutterglanz, denn die Prinzessin Ermengart stand da. Sie mußte, ungeduldig, länger zu warten, durch eine Seitenthür herausgeschlüpft und auf den schmalen Wegen gegangen sein; nun sagte sie hinterdrein: „Ich mag Menschen auch lieber aufrecht stehen sehn, und bei dir thät's mir leid, wenn du dich auf die Erde gelegt hättest.“ Dazu lächelte sie, sah ihn freundlich mit den goldig flimmernden Augensternen an, winkte mit dem Kopf und ging an ihm vorbei. Ihre schlanke Gestalt bewegte sich kurz noch, wie leicht schwebend, zwischen den Grabsteinen und -Kreuzen dahin, um sich dann unter die anderen fürstlichen Gewänder zu mischen; rasch danach rollten und blitzten die Hofequipagen mit betreßten, federhutwallenden Lakaien auf den Trittbrettern vom Kirchhofsausgang davon, und leere Stille lag um Lenhart her, denn Margret Schüddekopf suchte auch ihn nicht auf.

Wie er an diesem Tag nach Haus gekommen und mit seinen Eltern am Tisch gesessen, hatte er nicht im Gedächtnis, ihm kam erst am schon ziemlich späten Nachmittag zum Bewußtwerden, daß er nicht hinter dem Fliederbusch gestanden, sondern fortgegangen und wohl manche Stunden lang weglos in tiefem Wald umhergelaufen sei. Einmal eine weite Strecke durch fast manneshohen Adlerfarn; daran erinnerte er sich, denn überall von dem dichten, grünen Gewirr umstrickt, war's ihm kaum möglich gefallen, wieder herauszukommen, und er war so erschöpft davon geworden, daß er sich zum Ausruhen hinlegen gemußt. Aber dann besann er sich zum Glück, er dürfe nicht länger Zeit verlieren, da Mathieu Sautelet, dem eine dringliche Fortnötigung oblag, ihm am Mittag einen Auftrag erteilt hatte, den er im Schloß

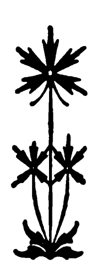
ausrichten sollte. Das war zum erstenmal geschehen, und wie er sich nun eilig auf den Rückweg begab, kam ihm Zweifel und Bangnis, ob er in seinem Anzug auch Einlaß in dem Fürstenhause erhalten werde. Als er bei diesem eintraf, lag der Platz völlig leer, es wurde heute nicht darauf mit Federbällen gespielt, und klopfenden Herzens ging er auf die beiden vor dem Portal wachhaltenden Hellebardiere in mittelalterlicher Tracht zu. Doch die verwehrten ihm den Eintritt nicht, ließen ihn gleichgiltig zwischen sich durch; ebenso befragte ihn unten in der großen Vorhalle keiner von den silberstrotzenden Dienern und Läufern, wer er sei und wohin er wolle. Das Innere des Schlosses war ihm seit frühester Kinderzeit, in der er seinen Pflegevater oftmals hineinbegleitet hatte, genau bekannt; er stieg die breite, weiße Marmortreppe hinan und geriet unversehens in einen großen, schon rötlich von der Abendsonne durchschienenen Saal. Darüber erschrak er, denn drin waren die fürstlichen Kinder und erwachsene Damen versammelt, die heute hier ein Spiel betrieben und zwar Blindekuh, gerade so, wie die Dorfkinder an schönen Sommerabenden unter der Linde von Fronsheim, mit lautem Lachen und Zurufen; nur trug der, welcher blindlings haschen mußte, ein prächtig schillerndes Seidentuch über die Augen geknüpft. Auch in dem Saal aber erging's dem Hineingeratenen wie bisher, niemand wunderte sich über seine Anwesenheit, alle schienen vielmehr sein Hiersein als selbstverständlich anzusehen, als ob er zu ihnen gehöre. Das gab ihm Mut, sich zwischen sie zu mischen, und an seinen Auftrag nicht gedenkend, drehte er sich mit im Kreis um den, dessen Augen verbunden waren. Dabei hielt er sich immer an der Seite der Prinzessin Ermengart; nach ihrer Hand wagte er zwar nicht zu fassen, aber ihr Perlmutterfalter-Kleid streifte ihn, und einmal flog bei der hurtigen Rundbewegung ihr Haargelock an seine Schläfe. Das war über alles, was ihm je ihm Leben geschehen, köstlich, doch schlug sein Herz so heftig-schnell, daß er sich nicht weiter im Kreis mitdrehen konnte, sondern auf einen seidenüberzogenen Armsessel niedersetzen mußte. Nun verschwand die rote Sonne und es fing rasch an zu dämmern, das Spiel ging indes noch in gleicher Weise fort, und nach einiger Zeit kam einmal die Aglaja — den Namen hatte er ihr im stillen gegeben — ganz dicht an seinem Sitz vorüber. Da ging's ihm über die Kraft, sich zu bezwingen; als ob er die Blindekuh sei, die fangen solle, streckte er die Hand nach ihr aus und zog sie mit einem Ruck an sich heran, so daß sie haltlos wurde und auf seinen Knieen zu sitzen kam. Unwillkürlich legte er dazu den Arm um ihre Schulter, und

zugleich rief die Prinzessin Ermengart lachend den übrigen zu: „Kommt und helft mir, ich bin in den Sessel gefallen, der hält mich fest und läßt mich nicht los.“ Bei den Worten fiel's ihm auf einmal wie Schuppen von den Augen; er war durch den Adlerfarn gelaufen, von dem Samen in seine Schuhe geraten, und der hatte ihn, wie seine Pflegemutter ihm früher oft Beispiele der Art erzählt, unsichtbar gemacht. Die Erkenntnis übermannte ihn aber doch mit einem heftigen Schreck, so daß er zugleich auch vergaß, es sehe niemand etwas von ihm, hastig seinen Arm von der Schulter wegzog und, wie Ermengart befreit aufgesprungen war, eilig aus dem Saal und Schloß davonstürzte. Ein Wallen und Wogen in ihm ließ ihn jedoch nicht nach Haus, sondern dorthin zurückkehren, von wo er gekommen; er lief wieder in den jetzt dunklen Wald, um ganz allein zu sein, warf sich wie am Nachmittag auf weichen Moosboden hin und fiel, von Müdigkeit bewältigt, in Schlaf. Aus dem fuhr er indes bald wieder in die Höh', sah, nicht begreifend, wo er sei, durch die Nacht um sich, bis ihm die Besinnung kam, daß er vom Schloß nicht die Richtung nach Haus, sondern wieder in den Wald eingeschlagen habe. Nun fand er sich in der nicht wirklich finsteren Hochsommernacht und nach den Sternen unschwer zurecht, und ihm gelang's, unbemerkt in sein Zimmer und Bett zu kommen, denn er hatte die Bestellung, die er im Schloß machen gesollt, versäumt und wollte dem entgehen, am Abend noch danach befragt zu werden. Fast sogleich schlief er wieder ein, und beim Aufwachen am Morgen stand deutlich vor ihm, er habe alles, was gestern so wundervoll geschehen, noch einmal im Traum ebenso durchlebt. Nur hatte der es schon an sein Zusammentreffen mit der Prinzessin Ermengart auf dem Kirchhof angeknüpft und sie ihm dort geraten, Farnsamen in seine Schuhe zu streuen, um ungesehen und ungehindert zu ihr gelangen zu können. Das war nach Art der Träume, die meistens, wenn sie etwas in Wirklichkeit Gewesenes wiederholten, irgend einen Widersinn hineinmischten. Denn was sie dort zu ihm gesagt, wußte er Wort für Wort, der Farnsamen war ihm ganz ohne sein Wollen und Wissen in die Schuhe gefallen, und sie hätte dann ja auch nicht gerufen, daß der Armsessel sie nicht los lasse, sondern gewußt, er sei's, der sie mit unsichtbarem Arm halte.

Am nächsten Tag aber ging Lenhart auch nicht zum Morgenunterricht ins Pfarrhaus, er fühlte, daß er nichts davon begreifen würde, und wollte das Zusammensein mit Margret vermeiden, damit sie ihm nicht in den Augen läse, er denke an ganz anderes, und ihn

frage, was es sei. Ebenso blieb er in den weiterfolgenden Tagen dort aus, hielt sich statt dessen unthätig im Wald auf oder beschäftigte sich wenigstens einzig damit, Stellen, wo hoher Adlerfarn wuchs, ausfindig zu machen; den Nachmittag dagegen verbrachte er stets hinter dem Fliederbusch und schaute unausgesetzt nach dem Schloßplatz hinüber. Mehr als eine Woche verging so; an jedem Morgen stand er mit dem Vorsatz auf, etwas auszuführen, doch that's nicht, eine Zaghaftigkeit überkam ihn immer und hielt ihn davon ab. Dann indes begab er sich auch an einem Nachmittag an den Waldplatz, wo er die größten Farnstauden entdeckt, pflückte eine Anzahl gefiederter Wedel, die auf der Unterseite am meisten braune Samenansätze zeigten, und legte sie in seine Schuhe. Ganz weich ging er darauf, als ob er auch unhörbar geworden sei; aber als er ans Schloßportal kam, kreuzten die Wachtposten ihre Hellebarden vor ihm zusammen und fragten, was er wolle, in seinem Anzug dürfe niemand hinein. Unzweifelhaft sahen sie ihn, und er war heute auch für alle sonstigen Augen nicht unsichtbar geworden. Der Farnsamen mußte noch nicht reif genug gewesen sein und nicht die richtige Kraft besitzen; erschrocken ein paar Worte stotternd, ging Lenhart eilig davon. Und um ein paar Tage später trugen die Hofequipagen wieder einmal den Landesherrn mit dem ganzen Glanz und Glimmer seiner Umgebung zur Residenzstadt zurück, und das weiße Schloß lag wieder lautlos und leblos in der Sonnenblendung da.

(Fortsetzung folgt.)





A. F. C. Vilmar

geb. 21. November 1800.

Von

Professor Dr. **Max Koch.**

Die Thätigkeit Vilmars als Politiker und Vorkämpfer einer bestimmten konfessionellen Richtung erscheint von dem heute noch fortwirkenden Schaffen des Litterarhistorikers Vilmar so gesondert, daß in der „Allgemeinen deutschen Biographie" der Artikel Vilmar, entgegen dem sonstigen Gebrauche des trefflichen Werkes, zwei verschiedenen Bearbeitern zur Ausführung überwiesen wurde. Freilich kommen auch in Vilmars litterargeschichtlichen Urteilen seine scharf ausgeprägten politischen und religiösen Ansichten nicht bloß zum Durchbruch, sondern bestimmen oft geradezu seine Wertschätzung dichterischer Erzeugnisse. Wie könnte dies auch anders sein, da sein politisches Hassen und sein Kampf gegen den Rationalismus in der Theologie ebenso wie seine bewundernde Liebe für die altdeutsche Dichtung in seiner Persönlichkeit wurzelten! Aber während sein Kämpfen für den fürstlichen Absolutismus an der Seite Hassenpflugs, der Hessen Fluch, dem Lebenden den Haß seiner Landsleute, dem als Besiegten Geschiedenen die Verurteilung der Geschichte zuzog, hat sich das Ansehen des Litterarhistorikers Vilmar nun schon über ein halbes Jahrhundert behauptet. Und wenn wir am 21. November ehrend des Pfarrersohnes August Friedrich Christian Vilmar gedenken, der vor hundert Jahren an diesem Tage in dem niederhessischen Dorfe Solz geboren ward, so verdankt er dies seinen „Vorlesungen über die Geschichte der deutschen National-Literatur". So nämlich lautete der ursprüngliche Titel seiner „Geschichte der deutschen National-Literatur", als das Buch im Herbste 1844 (der Titel trägt die Jahreszahl 1845) zuerst erschien.

Goethe hat einmal gesagt: „Ein Buch, das große Wirkung gehabt, kann eigentlich gar nicht mehr beurteilt werden." Das Wort trifft auch bei Vilmars Litteraturgeschichte zu, deren 12. Auflage er selbst noch ein Jahr vor seinem Tode (30. Juli 1868) besorgen konnte. Den Druck der folgenden überwachte zuerst sein Schüler Piderit, dann Karl Goedeke, bis 1889 bei der 23. Auflage

Adolf Stern an seiner Stelle in den „Anmerkungen“ die nötigen Hinweise auf neue Hilfsmittel und Ergebnisse der Forschung nachtrug. Die Darstellung selbst blieb Vilmars testamentarischer Bestimmung gemäß unverändert durch alle Auflagen, deren 25. die ursprüngliche Verlagsbuchhandlung, N. G. Elwert zu Marburg i. H., 1900 veröffentlichen konnte. Und in der That trägt das Werk einen so persönlichen Charakter, bildet derart ein in sich geschlossenes Ganzes, daß nachträgliche Aenderungen und Zusätze im Texte auch heute noch unzulässig erscheinen müssen. Freilich ist unsere Kenntnis mancher Litteraturepochen in diesem halben Jahrhundert wesentlich erweitert und berichtigt worden. Erscheinungen, denen Vilmar sich noch so nahe fühlte, daß er ihnen ganz persönliche Abneigung entgegenbrachte, vermögen wir nun aus größerer Ferne sachlicher zu beurteilen. Vilmar ließ sich z. B. durch den Schein einer ganz äußerlichen Aehnlichkeit zwischen der Sturm- und Drangzeit und dem Spektakel des jungen Deutschlands täuschen, um seinen Abscheu gegen die ihm zeitgenössische Bewegung zu einer herben Verurteilung der Genieperiode des 18. Jahrhunderts zu verdichten. Angesichts des Bildes der Geniezeit, wie die neuere Forschung aus den Quellen es auferbaut hat, würde auch Vilmar den Gegensatz beider Bewegungen erkennen, von denen die eine überall auf Wiederauffindung und Wiederbelebung deutscher Art und Kunst ausging, die spätere mit ihrer Anpreisung alles Fremden, ihrem Mißbrauch der Poesie als eines politischen Aufreizungsmittels zersetzend wirkte. Die unbedingte Billigung von Lachmanns Theorie der Nibelungenlieder, wegen deren Vilmar noch jüngst in der Allgemeinen deutschen Biographie gelobt wurde, hatte er bereits selbst in den Anmerkungen zurückgenommen, indem er sich zu den Ansichten des Göttinger Germanisten Wilhelm Müller bekannte. Allein selbst bei solcher Berichtigung seiner eigenen Meinung mochte er an dem Wortlaut der Darstellung nichts ändern. Hier war alles so fest gefugt, so kunstvoll geschichtet, daß der einheitlich künstlerische Charakter des Werkes dem Autor selbst unantastbar erschien. In diesem künstlerischen Aufbau jedes einzelnen Teiles seines Buches haben wir einen der Gründe für den dauernden Erfolg des Werkes zu suchen. Schiller hat einmal in seinem Streite mit Fichte geäußert, der didaktische Inhalt könne bei dem raschen Fortschreiten des Wissens keiner Schrift dauernde Verbreitung sichern. Nur wenn die Schrift zugleich ein ästhetisches Produkt sei, ein ganzes Individuum darstelle, sei ihr Dauer zu versprechen. Man mag nun Vilmars politisch-religiöse Ziele und mehr noch die keineswegs lauteren Mittel, die er durch den Zweck geheiligt glaubte, aufs schärfste verdammen, so muß man den unermüdlich leidenschaftlichen Kämpfer doch als „ein ganzes Individuum“ anerkennen. Es lebte in ihm etwas von der zwingenden Gewalt und dem Fanatismus eines Sektenstifters, wie er ja thatsächlich einen Teil der hessischen Pfarrer, besonders in Oberhessen, von der reformierten theologischen Fakultät der Landesuniversität und von der Landeskirche zu starrem Altluthertum hinüberzuführen wußte. Die kleine, aber um so hartnäckigere hessische Rechtspartei, die nach 1866 in den „Mel-

junger Blättern" ihr Organ gründete, bestand aus Vilmars Schülern. Etwas von dieser zwingenden persönlichen Gewalt, die, selber jeden Zweifel an der eigenen Unfehlbarkeit ausschließend, auch von andern unbedingten Glauben an den Führer fordert, ist auch in Vilmars Litteraturgeschichte übergegangen.

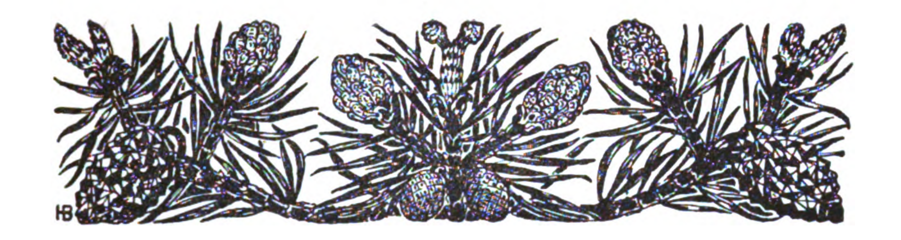
Von der Unbefangenheit wissenschaftlicher Geschichtsforschung, die voraussetzungslos an die Ermittlung der Thatsachen herantritt, ist Vilmar weit entfernt gewesen, ja er hat sie absichtlich vermieden. Er fühlt sich auch als Litterarhistoriker, ja da erst recht, als der Vertreter eines großen Prinzips, in dem er den Maßstab für die einzelnen Erscheinungen findet. „Auf das bestimmteste", erklärt er, „müssen wir geltend machen, daß, da der christliche Standpunkt der höchste ist, welcher für die Menschheit möglich, auch einzig und allein von diesem Standpunkte aus eine vollständige Würdigung, weil ein vollständiges Verständnis aller Poesie möglich ist; mit der akutesten Entschiedenheit muß der Satz verworfen werden, es trage die Kunst ihren Zweck, folglich auch die einzig giltige Basis ihrer Beurteilung, in sich selbst." Allein dieser Satz, welcher nach Vilmars Meinung „einer sehr untergeordneten Betrachtungsweise angehört und, konsequent verfolgt, zu pantheistischer Plattheit, zuletzt zur Albernheit führt," ist bekanntlich ein Fundamentalsatz der Goethe-Schillerschen Kunstlehre. Es ist für Vilmar demnach gar nicht möglich, etwa einem Werke wie Schillers „Briefen über ästhetische Erziehung" gerecht zu werden. Aber auch bei Betrachtung der älteren Zeit, der seine Vorliebe gehört, geht es ohne die größten Gewaltsamkeiten nicht ab. Vilmar spricht von dem christlichen Charakter der Litteratur des Mittelalters. Aber in Wahrheit ist es doch bei dem weitaus größten Teile der den Artuskreis schildernden höfischen Epik, wie bei den Voraussetzungen für den Minnesang mit dem christlichen Charakter übel bestellt. Da für Vilmar die These gilt, daß jede große Dichtung christliches Gepräge tragen muß, erfährt auch die deutsche Heldensage solche Umdeutung. Nun braucht man nur z. B. in der Helianddichtung die Schilderung von Jesus' Gefangennahme zu lesen, um den ungeheuren Gegensatz zwischen christlicher Lehre und germanischer Auffassung mit Händen zu greifen. Das hindert aber Vilmar, der sich doch gerade um die Erklärung der altsächsischen Messiade große Verdienste erworben hat, keineswegs an der Behauptung, das Christentum habe nichts enthalten, was den Deutschen fremd und widerwärtig gewesen wäre. Wenn trotz solcher offenbarer Gewaltthätigkeiten Vilmars Litteraturgeschichte noch heute jedem Leser imponieren muß, so ist es, weil er sich nicht dem einzelnen Dichter und Werke mit subjektiver Willkür schulmeisterlich überlegen fühlt, wie etwa Julian Schmidts bescheidene Gewohnheit war, sondern als felsenfest überzeugter Vertreter eines großen Prinzips, einer festgegründeten Weltanschauung die Masse der Erscheinungen ordnete und abschätzte.

So kommt es, daß man Vilmar zustimmen kann, wenn er trotz dieser ausgesprochenen Parteistellung die Sachlichkeit seiner Beurteilung betont. Wir lernen diese Sachlichkeit als einen der Gründe seines Erfolges noch höher schätzen,

wenn wir sein Buch mit den damals verbreitetsten Litteraturgeschichten vergleichen. Wohl lag Gervinus' „Geschichte der deutschen Dichtung", die damals noch den Titel „Geschichte der poetischen Nationallitteratur der Deutschen" führte, seit 1842 bereits in zweiter Auflage vor. Aber das ernste Studium dieser bahnbrechenden kritischen Litteraturgeschichte war der großen Lesermasse nicht zuzumuten. Für sie war die romantische Litteratur-Vernebelung von Franz Horn, die philosophische Konstruktion der Litteratur von Rosenkranz oder das trostlose hohle Räsonnement des jungdeutschen Laube, das auch eine Litteraturgeschichte sein wollte, die gewöhnliche Nahrung. Mit welchem Unwillen hat sich doch Wilhelm Grimm von Rosenkranz' Hegelscher Vergewaltigung der Litteraturgeschichte abgewendet. Mochte Vilmar immerhin vom Standpunkte seiner streng konfessionellen Ueberzeugung aus die Dichter und ihre Werke beurteilen; diesen Vorgängern gegenüber hatte er ein Recht, zu rühmen, daß er „die Gegenstände selbst in ihrer Wahrheit und Einfachheit" den Gemütern nahe bringe. Die Kunst der Wiedererzählung, wie sie in der oft gepriesenen Inhaltsangabe des mittelhochdeutschen Nibelungenliedes ihr Meisterstück geliefert hat, kennzeichnet Vilmars Litteraturgeschichte, wie die geschichtlich sondernde, in das Werden der Dichtungen als Kulturerzeugnissen bestimmter Epochen eindringende Kritik für Gervinus' großartige Leistung charakteristisch ist. Vilmar bemerkt in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Vorlesungen ausdrücklich, daß ihr Gesichtspunkt nicht Kritik gewesen. Er wolle einen jugendlichen Standpunkt einnehmen: „wenn es jedoch die Gabe der Jugend ist, an den Dingen der Welt ihre unbefangene, volle und ganze Freude zu haben, so gestehe ich gern, diese Jugendlichkeit der Poesie unserer Vorväter wie unsern Zeitgenossen gegenüber auch tief in der zweiten Hälfte des Lebens noch zu besitzen, und sie allen meinen Lesern auf gleiche und längere Dauer zu wünschen." Diese warme, jugendliche Teilnahme Vilmars wahrt auch in der That seinem Buche Jugendfrische und Jugendkraft. Sie hat ganz wesentlich beigetragen zu dem dauernden Erfolge, der seiner Litteraturgeschichte weit über die deutschen Grenzen hinaus treu geblieben ist. Er steht mitten in den Dingen, die er schildert. Unmittelbar empfindet er Zuneigung und Mißbehagen, Gefühle, die er seinen Lesern mitzuteilen versteht. Den persönlichen Zusammenhang zwischen Sprechen und Hören, der sich bei Vorlesungen einstellen soll, haben diese Vilmarischen Vorlesungen auch in ihrer Buchform bewahrt. Ein stark persönliches Element spricht aus ihnen, wie es Vilmars eigenes Verhältnis zur Litteratur belebte. Wir dürfen dabei uns vielleicht auch erinnern, wie Vilmars Zurückgezogenheit in Marburg dieser lebendigen Teilnahme für die litterarische Vergangenheit förderlich sein mußte. Von den Fenstern des Gymnasiums aus, als dessen gefürchteter und warm verehrter Direktor er waltete, blickte er empor zu dem Schlosse, in welchem Luther und Zwingli unter dem Schutze des Landgrafen Philipp verhandelt hatten, der Sachse und Schweizer, der Ausbauer der deutschen Schriftsprache und der Vertreter des alemannischen Sprachzweiges. Als eifriger Mitarbeiter, d. h. Sammler, am Grimmschen Wörterbuch förderte

Vilmar das Hochdeutsche, wie er seine Liebe für das Mundartliche durch sein hessisches Namenbüchlein und sein hessisches Idiotikon wirksam bethätigte. Ein Hauptplatz Marburgs trägt noch heute den Namen „Ketzerbach", denn an ihm soll Konrad von Marburg die Ketzer verbrannt haben, mit deren Geschichte der Germanist die Geschichte der vorlutherischen Bibelübersetzung verbindet. Wenige Schritte abwärts diesem Bache gegen die Lahn zu folgend stand Vilmar vor der Elisabethkirche, dem herrlichen Denkmal deutscher Frühgotik. Der Name der heiligen Elisabeth selbst aber trägt wie ein Zaubermantel hinweg aus Hessen zum Lande der Thüringer, auf die sagenumsponnene Wartburg. Wolfram von Eschenbach und Walter von der Vogelweide als Vertreter der höfischen Kunst des Mittelalters tauchen vor dem Betrachter auf, der Gedanke an den Sängerkrieg auf der Wartburg leitet zum bürgerlichen Meistergesang hinüber, wie das Lied vom büßenden Tannhäuser an das Volkslied, für das Vilmar in einem eigenen Büchlein begeistert eintrat. Und auf der Wartburg hat Luther das gewaltige Uebersetzungswerk in Angriff genommen, dessen Text er dann auf dem Schlosse zu Marburg gegen Zwinglis Deutung verteidigte. Die Germanistik selbst aber, der Vilmar mit seinen lexikalischen Arbeiten, der Untersuchung über die Altertümer im „Heliand", der musterhaften kritischen Untersuchung über das verworrene Handschriftenverhältnis der Weltchronik des Rudolf von Ems Dienste leistete, war doch in Marburg selbst erst wissenschaftlich gegründet worden, als Jakob Grimm dort in Savignys Bücherei sich zum erstenmal in die Minnesänger vertiefte. Und Jakob Grimm war es wieder, der Vilmars Litteraturgeschichte bei ihrem ersten Erscheinen mit dem verheißungsvollen Rufe begrüßte: „Es ist kein ausgeschriebenes, also auch kein überflüssiges Buch." Grimms Vorhersagung, das Buch werde auf einen weiten Leserkreis fruchtbar einwirken, ist über alles Erwarten reichlich in Erfüllung gegangen. Seiner Litteraturgeschichte hat Vilmar es zu danken, daß wir an seinem hundertsten Geburtstag der Irrtümer und Verschuldung des politisch-konfessionellen Streiters nicht mehr gedenken, sondern dankbar den Schöpfer eines lebensvollen Buches feiern, dem innerhalb der deutschen Litteraturgeschichtschreibung für lange hinaus noch sein Ehrenplatz gesichert ist.





Herbst.

Von

Karl Schwerin.

Jagen schnellsegelnde, dunkle Wolkenfetzen am Himmel und streichen, von Osten kommend, reisige Geschwader schreiender Wildgänse ins Land, dann wird's Herbst.

Packt der Sänger seine Leier in den Koffer und denkt seufzend der Zeit, da er im Frühling von „Rosen“ und „Kosen“ und „Blühen“ und „Glühen“ sang, löst auf der Leihbank den Winterüberzieher ein und macht sich schweren Herzens daran, Weihnachtsmärchen zusammen zu schreiben nach alt bewährtem Muster; sind sie für Kinder unter vierzehn Jahren bestimmt, dann erzählt er von artigen und unartigen Knaben und Mägdlein, und den guten bringt Knecht Ruprecht eine Puppe und einen Säbel und Kuchen und Nüsse, und den schlimmen die Rute, die ja leider nur noch im Märchen vorkommt; sind seine Leser älter, dann fabelt er auch von lieben und bösen Knaben und Mägdlein, und die erstern finden sich unterm Tannenbaum, werden Braut und Bräutigam — wenn sie nicht gestorben sind, leben sie noch heute — die schlechten aber gehen ins Kloster oder fahren übers Wasser und sterben reuig im Siechenhaus. — Und sehen Männlein und Fräulein die Wildgans und die dunklen Wolkenfetzen über sich, dann gehen sie zu ihren Bekleidungskünstlern, oder zu Wertheim oder einem andern Israeliten und männiglich kauft, soweit Kredit und Geldbörse reichen, und kommen neu angezogen wieder heraus und sprechen ein weniges vom Theater und den Herbstmoden; wer gerade sentimental gestimmt ist oder einen Katzenjammer hat, flüstert auch wohl von dem großen Sterben in der Natur — die Wendung ist zwar nicht mehr ganz neu, verfehlt aber selten ihre Wirkung. —

Ihr Armen, denen der brausende Ost Herz und Haut schaudern macht, die ihr aus seinem Tollen nur ein Mahnen heraushört, an den Schneider zu denken, denen er nur ein Künder ist von kommenden Theater- und Ballfreuden; ihr Thörichten, die ihr vom großen Sterben flüstert, wenn welke Blätter rascheln! —: den ihr für den klapprigen Sensenmann haltet, der hinter sich öde, erstarrende

Fluren läßt, der ist ein rüstiger Geselle mit sehnigen, braunen Gliedern. — Er jagt auf schnellem Roß um die Wette mit den schwarzen Wolkenfetzen und der schreienden Wildgans, schwingt den Jagdspeer in der Faust und jauchzt in wilder Lust, und mit ihm braust der Sturm und rüttelt und peitscht die Häuser und Wälder und fegt über die schäumende See. Aus all dem Toben und Tosen tönt's heraus wie wildes Hussarufen und Hundegekläff und Rosseswiehern und Peitschenknall.

Mir wird das Herz weit und das Auge hell, wenn der Herbst durchs Land jagt!

Einst freite der Frühling um die Welt, wie ein schöner Knabe um die Liebste freit. Mit Vogelsang und Sonnenschein stahl er ihr das Herz und schmückte den Leib mit frischem Grün und bunten Blumen. Jetzt ist der Herbst ihr Freier; der wirbt um sie just wie ein starker Mann um ein Weib.

Noch denkt jene des schönen, sonnigen Buhlen und hält den bunten Tand fest, den der Lenz ihr gab, aber der Herbst versteht sich nicht aufs Bitten und Schmeicheln. Er singt ein gar stürmisches Liebeslied, entreißt der Welt den welkenden Schmuck, wirft die starken Arme um ihren Leib und wird zugleich ihr Bräutigam und ihr Herr.

Bald pfeift der Wind über grünende Roggen- und Weizensaaten — die zeugte der Herbst mit seinem wilden Minnen. — Und nicht nur das Brot schenkt er uns, er schenkt uns auch die Kraft!

Schaut den Männern ins Auge, die da draußen hausen auf der braunen Heide, im rauschenden Wald und an der schäumenden See. Die Lust am Leben, die Freude an der Arbeit und am männlichen Thun und Treiben, den festen Willen und die ungebrochene Manneskraft, die aus ihren klaren Augen blitzt, die schuf der Herbst mit seinem Sturm und seinem Reif. Die straffen, starken Glieder, die feste Hand, den ungebeugten Nacken und den trotzigen Mannessinn, die schuf der Herbst; er stählte ihnen die Muskeln und Sehnen und hielt ihre Herzen jung, wenn Jahre und Stürme des Lebens ihnen auch schon Haar und Bart weiß gefärbt.

Aber nicht nur zu toben und zu grollen versteht der Herbst — er kann auch lachen.

Sein Lachen bestrickt nicht die Herzen wie des Frühlings Jauchzen — es bezwingt sie, wie uns eines starken Mannes lebensfrohes Lachen bezwingt.

Und heute lacht der Herbst!

Ueber die Felder und Wiesen und Wälder flutet der Sonnenschein wie schimmerndes Gold. Silberne Fäden schweben durch die Luft, hängen sich an Bäume und Zäune und kränzen meines Rosses Mähnen und umspinnen mir Bart und Haar.

Ich las einmal, daß endlich ein großer Naturforscher entdeckt habe, daß kleine Spinnen diese Fäden weben und sie sogar in höchst verschmitzter Weise zu vergnügten Reisen benutzen.

O, ihr klugen Gelehrten!

Ich will euch in den Wald führen, wo durch buntes, herbstliches Laub heimliche Sonnenstrahlen hindurch huschen und über die glatten Stämme uralter Buchen schönfarbige Lichter werfen. Wenn ihr da fein säuberlich stille steht und dem Klopfen des Spechtes lauscht und dem Drosselschlag; wenn Waldesstille und Waldesduft in euren weisen Häuptern alle Gelehrsamkeit eingelullt und eure Herzen wieder jung und thöricht und eure Augen wieder hell und scharf gemacht haben, dann werdet ihr zwischen den grauen Stämmen weiße Leiber und leuchtende Frauenhaare schimmern sehen, und ihr werdet schlanke Arme schauen, die gar emsig an einem silber-glänzenden Gewande weben, das zieht sich weiter und weiter durch die Stämme hindurch und legt sich über Stoppeln und Heide — es ist das Brauthemd, das des Waldes keusche Töchter weben für die Erde, mit der der Herbst Hochzeit halten will. — Ich reite den Weg entlang, an dem weißstämmige Birken und mit roten Früchten beladene Ebereschen bunte Reihen bilden, von Baum zu Baum flattern zwitschernd und pfeifend die Stare und die Krammetsvögel; dann trägt mich mein Roß über knisternde Stoppel.

Auf einer kleinen Anhöhe halte ich. Rechts von mir fahren zwei Säemaschinen auf einem Ackerstück hin und her, dahinter ziehen die Gespanne die Eggen und bringen den Roggen in die dampfende Erde. Links dehnt sich eine lange Wiesenfläche, von einem erlenbewachsenen Bach durchschnitten; es begrenzt sie ein hoher, buntgesprenkelter Buchenwald.

Auf der Wiese geht's lebendig her; die Leute sind beim Heuaufladen.

„Holt' jug wiß!" (haltet euch fest!) rufen die Jungen mit ihren kecken Kinderstimmen durch die klare Herbstluft, wenn sie von einem Heuhaufen zum andern fahren.

Auf den Wagen stehen junge Dirnen mit bunten Kopftüchern, denen die Knechte mit langen Forken das Heu heraufreichen, hinterher krabbelt und zappelt das bewegliche Volk der Nachforker, und als fester Punkt in der Erscheinungen Flucht steht mitten in dem Getriebe die straffe, breite Gestalt des Vogtes.

Hin und wieder schallt lautes Lachen herüber, auch wohl einmal ein Kreischen, wenn einer der Knechte den Dirnen einen gar zu derben Witz zugerufen.

Von dem Wiesengrunde löst sich allmählich ein feiner Nebel — de Voß brugt (der Fuchs braut), sagt der Mecklenburger; über dem allen die sinkende Sonne und der kräftige Geruch frisch geworbenen Heus.

Hier Saat, dort Ernte — zwei schöne, arbeitsfrohe Bilder, die den Landwirt für viele Mühen und Enttäuschungen entschädigen.

Ich halte noch eine Weile, dann reite ich weiter — neben mir reitet der lachende Herbst.

Er reitet mit mir den Damm entlang, der die Wiese begrenzt, und hält bei mir, als aus dem Röhricht laut schreckend ein braver Bock heraussetzt. Der

ist schwarz wie der Teufel, ein rechter Bruchbock, und trägt eine gute Sechserkrone; jetzt stutzt er einen Augenblick und äugt nach mir, dann geht's in weiten Fluchten über die Wiese; noch einmal stutzt er, nun überfällt er den Bach und zieht langsam den Buchen zu.

Die Sonne versinkt hinter dem Walde; ich halte unter dem Lindenbaum, der am Anfang des Dorfes mitten im Wege steht, und erwarte die heimkehrenden Leute; den Weg herauf winden sich unter Gesang und Peitschenknall die vollen Fuder.

Die Linde ist das Wahrzeichen des Gutes. — Hat schon manchem in heißer Mittagsstunde Schatten gespendet, hat auch schon manches Mal über einem Liebespaar die schirmenden Zweige gereckt — es küßt sich so schön unter der blühenden Linde, wenn alles schläft. Hin und wieder weht der Nachtwind das Gekläff eines Hundes herüber, ein Rebhuhn lockt — sonst hört man nur das laute Klopfen des eignen Herzens.

Ein gar lustiger Orden hält hier tagaus tagein sein Kapitel ab; das sind die Barfüßer. Haben keine Tonsur, wissen nichts vom Fasten und Beten, tragen nicht Kutte noch Kreuz. Mit drei Jahren werden sie Novizen und bleiben Barfüßer, bis sie eingesegnet sind.

Bin selbst einer gewesen, wenn auch nur, sozusagen, als Ehrenmitglied. Wenn der Herr Kandidel sein Nachmittagsschläfchen hielt oder in der Hauspostille las, oder wenn er gar in die Ferien gereist war, dann entledigte ich mich bei meinem ältesten Freunde, unserm Kutscher, meiner Stiefel und Strümpfe und sprang zur Linde wie ein junges Füllen.

Da lauerten sie schon auf mich, die blauäugigen, sonnenverbrannten Flachsköpfe.

„Kumm, Korl, ick will di en Vagelnest wisen mit söß bunte Eier" (Komm, Karl, ich will dir ein Vogelnest zeigen mit sechs bunten Eiern).

„Nee, wi will'n in'n Hofgorn Stickelbeeren stitzen" (Nein, wir wollen im Hofgarten Stachelbeeren stibitzen), meinte ein anderer, der voll Arglist hoffte, mit mir zusammen ohne Furcht vor meines Vaters Reitpeitsche einen Raubzug durch unsern Garten machen zu dürfen.

„Ji Schapsköpp" — rief's dazwischen — „ick weet wat beter's, wi will'n nah' de Brak lopen und up den Sägen riden!" (Ich weiß was Besseres, wir wollen nach der Brache laufen und auf den Sauen reiten).

„Du heſt 'n anschlägschen Kopp, Fritz, wann du eenen 'ran krigst. Hinrich Langen wat nu woll achter'n Busch liegen und schlapen, nu will'n wi rasch mal up den Sägen riden" (Du hast einen anschläg'schen Kopf, Fritz, wenn du einen rankriegst. Heinrich Lange wird nun wohl hinterm Busch liegen und schlafen, nun wollen wir rasch mal auf den Sauen reiten).

In schnellster Gangart ging es zur Brache, wo Heinrich Lange, der göttliche Sauhirt, meines Vaters Borstentiere hütete, oder vielmehr hüten sollte, denn zur Zeit lag er schön hinterm Busch und schlief. Und pustend und schnar=

chend lagen die Säue in kleinen Kesseln und schliefen so fest und behaglich, wie nur satte, faule Säue schlafen können.

Wie Rothäute auf dem Kriegspfade schlichen wir argen Buben auf leisen Sohlen in dies Frieden atmende, lieblich duftende Lager hinein. Ich verteilte leise die Reittiere an meine Genossen, ein Paar lautlose Sprünge, ein kurzer Ruck und mit Gegrunz und Gequietsch und wildem Freudengeschrei nahm dieser ins Mecklenburgische übersetzte Wüstenritt seinen Anfang und sein Ende. Im gestreckten Galopp sausten unsere Reittiere mit uns vor Vergnügen heulenden Schlingeln querfeldein, bis sich nach und nach eine nach der andern ihres Reiters entledigt hatte. — Hinter uns fluchte der göttliche Sauhirt, dessen schuldlosen Schlaf wir meuchlings gemordet hatten! Dem Gehege seiner Zähne entfloh manch kräftiges Wörtlein, als er mit erhobenem Stock hinter uns her stürmte, bis wir seinem Siegeslauf ein Ziel setzten, indem wir hinter dem nächsten Graben Stellung nahmen und ihn mit einem lebhaften Feuer von Erdklößen überschütteten, worauf er schimpfend einen siegreichen Rückzug antrat.

Wir glücklichen Jungens!

Ist des Menschen Leben wie ein Tag, dann war der schönste Morgen unser! Die Sonne hat uns braun gebrannt und der Wind die Lungen geweitet und die Brust gewölbt, und die Kälte hat uns Glieder und Sehnen gehärtet und gestrafft; in uns, uns selbst fast unbewußt, ist bei Sturm und Sonnenschein etwas gekeimt und gewachsen und hat uns mit seinen zähen Wurzeln durchzogen — ein starkes Heimatsgefühl.

Wir stehen jetzt im Mittag.

Die Barfüßer von damals sind meine Tagelöhner geworden, ihre Kinder hausen unter der Linde.

Wir Mecklenburger haben harte Schädel, es geht nicht immer fein sänftiglich her zwischen Herr und Knechten, aber wenn es auch einmal Spähne setzte, die gemeinsam verlebte Jugendzeit hat uns immer wieder zusammengeführt.

Wie ich so träume unter der Linde, da kommt es die Dorfstraße herunter mit Hallo und Peitschenknall und wiehert wie die Füllen und bellt wie die Hunde und springt und stampft den Sand; und aus der Staubwolke lösen sich flachshaarige Köpfe und weiße Hemdärmel und braune stramme Waden und schwanken in großem Bogen einmal um die Linde, dann stürmen sie geradeaus auf die Stoppeln den heimkehrenden Grasmähern entgegen — das sind die Barfüßer.

„Vadder' giff' mi de Kiep' — Vadder, giff' mi den 'n Kittel!"

Kaum haben sie das Verlangte, da jagen sie mit Kiepe und Kittel den Weg zurück, den sie kamen. Jene folgen mit räumigem, festem Schritt, die Sense lässig auf der Schulter, die brennende kurze Pfeife zwischen den Zähnen.

„N'Abend, Herr — n'Abend, Lür (Leute)."

Ein knappes Hutlüften hier und dort, dann ziehen sie vor mir her, die Dorfstraße herauf.

Ich folge langsam und freue mich der breiten, stämmigen Gestalten, der geraden, straffen Beine und der blonden Haare und Bärte. Nach einem Wort unsers Kaisers liegt unsere Zukunft auf dem Wasser — mags drum sein; die sie aber zurechthämmern und schweißen sollen mit starker Faust und starkem Herzen, die wachsen hier draußen auf dem Lande!

Vor den Katen krabbeln ihnen die Kleinsten entgegen, die heben sie in die Höhe und tragen sie ins Haus. Da giebt es kein Streicheln und Küssen; hin und wieder fährt eine schwielige Hand so einem Knirps unter der Stumpfnase entlang, dies dürfte aber eher die Aeußerung eines Reinlichkeitsgefühls sein als eine Liebkosung. Und doch liegt unendlich viel Liebe darin, daß diese Männer nach schwerer Arbeit ihr Kind behutsam auf den Arm heben und ins Haus tragen. In der Thür stehen die Frauen; sie sind nicht schön, schwere Arbeit und viele Kinder machen aus schlanken, blühenden Dirnen bald Frauen mit breiten Gestalten und harten Zügen; und doch sind sie schön in diesem Augenblick, wie sie an der Schwelle dem Manne das Kind vom Arm nehmen, während hinter ihnen auf der Diele das offene Herdfeuer lodert! — Ich lasse das Dorf hinter mir und reite verträumt in den rotschimmernden Herbstabend hinein.

Da braust es über meinem Kopf, daß mein Gaul erschrocken einen Seitensprung macht. Ein Flug Tauben ist es, und mitten hinein stößt der Hühnerhabicht.

Er hat fehlgestoßen, der rasche Räuber; in wilder Flucht stürmen die Geängstigten dem Schlage auf der nahen Schmiede zu, während jener sich blitzschnell in die Höhe schraubt.

Und wieder saust er wie ein Pfeil in den Schwarm hinein, ein Paar Federn stieben, mit einer weißen Taube in den Fängen streicht der Habicht langsam einer einsamen Eiche zu.

Hat mir wohl schon manchen Junghasen und manches Rebhuhn geschlagen, der graue Gesell; wehe ihm, wenn er mir vor's Rohr kommt, und doch kann ich ihm nicht gram sein — möchte selbst gern ein Habicht sein und auf weiße Tauben stoßen.

Vor der Schmiede steht Frau Meistern, hat die Arme auf die üppigen Hüften gestemmt und schilt hinter dem Räuber her.

Laß diese Taube, liebe Frau Meistern, hinter der Schmiede streicht ein Habicht nach einer weißen Taube — den verjage. — Dort lehnt lässig am Zaun der Geselle; ein schlanker, starker Bursch mit rußigem Schurzfell und rußigem Gesicht, und am Ziehbrunnen steht eine Dirne, die hat ein weißes Mieder an und ist schlank und blond und hübsch, wie eines Schmiedes Tochter sein soll.

Jetzt springt der Bursch nach dem Mädel, doch jene huscht flink wie ein Wiesel um den Brunnen herum, während ihr Verfolger an ihr vorbei schießt. — Der läßt die Holzpantoffeln stehen und setzt auf Strümpfen der Fliehenden

nach; doch wie er sich auch hastet, jene wird vor ihm das schützende Haus erreichen. Schon ist sie geborgen, da wendet sie sich und wirft dem Schwarzen die weißen, nackten Arme um den Hals und küßt ihn.

Hüte dich, mein Täubchen, daß dir der Habicht das weiße Gefieder nicht zaust!

Und sie küßt ihn so lange, wie draußen die Totenklage ihrer Mutter um die andere weiße Taube währt, und als jene geendet, da küssen sich die beiden noch, als ob's auf Erden keine Mütter gebe.

Eben wendet sich Frau Meistern und will um die Schmiede herum, — da heißt es, die beiden warnen. — Ich drehe mich im Sattel und pfeife schrill nach meinem Hund, den ich nicht habe. Frau Meistern hemmt ihre Schritte, und die beiden auf dem Hof flattern auseinander. Schnell gefaßt, wie die Mädel in solchen Fällen sind, schlüpft das Täubchen in die Thür, während der Schmied stehen bleibt und sich verlegen die Lippen reibt.

Was wischt sich der dumme Kerl die warmen Küsse vom Mund, die ihm eben sein Liebchen schenkte, oder will er Platz machen für neue? — Fahle Dämmerung kriecht über die Erde und hüllt Schmiede und Bäume in graue Schleier; nur noch am westlichen Himmel erinnert ein schwacher, roter Schimmer an den leuchtenden Tag.

Ich habe den Gaul anspringen lassen, doch aus dem kurzen, federnden Jagdgalopp wird nach und nach ein regelloses Jagen.

Hatte der Herbst mir Frieden ins Herz gelacht, der Habicht und die Taube haben ihn mir gescheucht; sie haben eine Erinnerung geweckt, die ich gestorben glaubte, aber sie schlief nur, und mit der Erinnerung überkommt mich ein wildes Sehnen nach einer, die ich lange vergessen wähnte.

Da nutzt kein tolles Reiten, das Wünschen und Sehnen sitzt vor mir im Sattel und macht mir die Augen brennen. — Fritz hat mir mit vorwurfsvollem Blick das abgetriebene Pferd abgenommen, jetzt renne ich im Zimmer auf und ab und denke an ein Weib. — Sieben Jahre liegen zwischen damals und heute, sieben Jahre, in denen ich manches Mädchen küßte und vergaß, nur diese eine hab' ich nie vergessen. — Es war ein Tag wie heute.

Ich hatte ein gutes Pferd unter mir und im Kopf und Herzen brauste mir die Jugend. Neben mir ritt der Herbst und erzählte mir von Büchsenknall und Hundegeläut und raschem Reiten und von schönen Kindern mit hellen Augen und roten Lippen.

Ich ritt durch winklige Gassen, auf denen Gras wuchs, und als ich durchs altersgraue Thor kam, da klapperte zur rechten Hand eine Wassermühle.

Wo eine Mühle ist, da ist auch ein Müller, und wo ein Müller ist, da ist auch eine Müllertochter, sonst müßten ja alle Lieder lügen, die für frohe Wandergesellen gedichtet sind.

Stand vor der Mühle ein hübsches Kind, das schnitt Rosen vom Strauch; ich drängte den Gaul heran trotz Wasserrauschen und Räderklappern, sprang

aus den Bügeln und griff mit kecker Hand eine Rose aus dem Korb, an der noch die Tautropfen hingen.

Und das hübsche Kind lachte, nicht laut, wie andere Mädels lachen — es lachte so hell und so leise wie die Sonne, und so hell und so rein wie Sonnenstrahlen kreuzten sich unsere Blicke, als ich wieder im Sattel saß und ihr Gruß und Dank zunickte.

Wollte ihr noch sagen, daß sie lieblicher sei als die betaute Rose, aber mein Brauner litt's nicht; setzte seine Hintereisen auf die Steine, daß das Feuer herausspritzte, und preschte über die Brücke, unter der der Mühlbach hindurchbrauste, daß die Bohlen dröhnten. Ich winkte noch einmal zurück zur Mühle, wo sich ein blonder Mädchenkopf an einen Kirschbaum lehnte, dann ritt ich fürbaß.

Die Gegend, durch die mich mein Roß trug, war nicht schön, eigentlich war's gar keine Gegend. Flacher Sandboden, hin und wieder kleine, ärmliche Gehöfte, dazwischen Heide und kümmerliche Tannenkusseln.

Ich hatte mir die Rose ins Knopfloch gesteckt, dachte der hübschen Müllertochter und zog wohlgemut durch diese Wüste; vor mir her flatterte, wie vor dem auserwählten Volk auf der Fahrt ins gelobte Land, eine Rauchsäule, die stammte von einer guten Bockcigarre, die ich zwischen den Lippen hatte.

War in beschaulicher Ruhe schon eine gute Strecke geritten, als mein Weg in einen Wald einlief. In die nächste Schneise, die ich kreuzte, bog ich ein. Ich machte allerdings einen Umweg, aber die grünen, schweigenden Tannen lockten mich und in ihren Wipfeln schiens mir zu raunen von allerlei lustigen Abenteuern.

Ich trabte fast lautlos über den federnden Waldboden und äugte nach den Wildfährten, die über die Schneise liefen; wenn ich eine gute Hirschfährte sah, die breit geschränkt war, dann freute sich mein Jägerherz.

Doch was war das?

Ich sprang mit beiden Füßen zugleich aus den Bügeln, um besser sehen zu können; hier war ja ein absonderliches Rudel auf die Schneise gebogen, das hatte Schuhe getragen und war erst vor kurzem auf dem Waldweg entlang gezogen. Ich zählte vierzehn Fährten, lauter Schmaltiere und Hirsche, aber das Leittier fehlte. Und war immer ein Hirsch neben seinem Schmaltier hergezogen und hatten den Boden bunt gemacht mit ihren zierlichen Stiefelchen.

„Die Leutchen werde ich bald haben," lachte ich vor mich hin.

Als ich mich wieder aufs Pferd setzen wollte, fiel mein Blick noch auf eine Fährte, die mir vorhin entgangen war, denn sie lief ganz allein auf dem Fußweg neben der Schneise entlang.

Alle Wetter, war das ein Fuß! Lang und schmal und ein Schritt wie der andere fest ausgeprägt und doch nicht plump eingedrückt.

Das Mädel mußte schlank sein, einen wunderbaren Fuß und einen leichten, federnden Gang haben, und es mußte stolz oder garstig häßlich sein, denn es

war immer allein gegangen. — Als ich mich zufällig umblickte, sah ich, daß jetzt eine starke Fährte neben der ihren herlief, die war von meinem Sporenstiefel.

Horrido, jetzt spürte sich ein Platzhirsch beim Rudel!

Ich sprang in den Sattel und galoppierte hinter dem Völkchen her. Der Wind wehte mir hin und wieder ein Paar abgerissene, flatternde Töne entgegen, die wie Frauenlachen klangen, und als der Weg eine Biegung machte, sah ich weit unten, wo sich die Tannen zusammen zu drängen schienen, helle Gewänder, die quer über die Schneise eine bunte Kette zogen.

Und über dem allen schimmernde Herbstsonne und ein Geschwirr von hellen, jugendlichen Stimmen — das paßte so recht hinein in den träumenden Tannenwald.

Da ertönte eine gewaltige Lache und brach sich an den grauen Stämmen und hallte wieder unter den grünen Wipfeln; so konnte nur Fritz Kardorf lachen, mit dem zusammen ich mein Jahr abgedient hatte. Sein Vater war hier herum begütert und ich hatte mir vorgenommen, heute bei ihm Station zu machen.

Jetzt erkannte ich ihn auch, der wie Saul um Haupteslänge aus allem Volk hervorragte.

„In Reihen gesetzt — rechts um!"

Das war wieder Fritzens Baß; die bunte Kette gab den Weg frei, den ein Schlagbaum sperrte, und zog im Reihenmarsch an beiden Seiten entlang.

Der Waldboden war weich, so daß noch niemand mein Näherkommen bemerkt hatte; der Waldboden war weich, der rechte Reitboden, und der Schlagbaum war nicht zu hoch und ich war erst fünfundzwanzig Jahre alt.

Ich legte die Schenkel fester an den Gurt.

Ho — hop!

Der Braune flog über den Schlagbaum mitten in das Rudel hinein.

Im Sprung erkannte mich Fritz.

„Herrgott von Bentheim, wie kommst du in diesen Wald?"

Ich lachte, während ich das Pferd stoppte.

„Im Herbst ziehen die guten Hirsche über Land und suchen sich ein Rudel."

„Die Herrschaften gestatten" — Fritz stellte mich mit einer großartigen Handbewegung vor — „mein alter Kamerad Karl Schwerin, genannt Karl der Fromme. Doch nun herunter vom Gaul und hier geblieben. Du hast uns gerade noch gefehlt, morgen ist die Hochzeit meiner Schwester und heute Polterabend, du bist natürlich mein Gast für die Tage."

„Gut, wenn ihr mich haben wollt — wie wird es aber mit meinem Anzug? Habe nur Bartbinde und Zahnbürste bei mir und in Reitkleidern kann ich doch nicht mitmachen."

„Wird sich schon finden, alter Sohn; heute abend sind wir alle Zigeuner, du weißt ja, großer Tanz mit Tamburin — und Augenklappern, da wird sich

schon für dich etwas zurechtstellen lassen. Morgen früh besorge ich dir eine Kluft aus dem nächsten Städtchen."

Während Fritz sprach, hatten wir uns in Bewegung gesetzt, und ich ließ die Augen von einer zur andern gleiten, um die zu finden, deren Spur mir vorhin aufgefallen war.

Brauchte nicht lange zu suchen. Der vornehme Fuß, der federnde, leichte Gang, der gleich weit entfernt war von dem so beliebten Schweben und dem unweiblichen Radlerschritt, waren für einen Kenner zu auffallend.

Ich sehe sie noch vor mir, die schlanke, tadellose Gestalt, den feinen Rassekopf mit dem einfachen grünen Filzhut, unter dem reiches, rotblondes Haar hervorquoll. Das Gesicht war unregelmäßig, Nase und Backenknochen waren etwas zu breit geraten, und um Mund und Augen zuckte es wie spöttisches Lachen; unter den anwesenden jungen Mädchen befanden sich viele, die hübscher waren, aber keine deuchte mich so begehrenswert wie diese.

Fritz Kardorf war mein guter Freund, aber so lieb hatte ich ihn noch nie gehabt wie jetzt, als er seinen Arm unter meinen schob und mich zu jener zog.

„Base Eva, ich habe einen Gedanken," begann er mit großem Nachdruck.

„Hör' mal, renommiere nicht," kam's spöttisch zurück.

„Boshaftes Herzchen" — lachte Fritz — „eigentlich verdienst du meine vetterliche Fürsorge gar nicht. An Stelle des schönen Hugo, der für heute abend abgesagt hat, schlage ich dir diesen vom Himmel gefallenen Jüngling für den Zigeunertanz als Partner vor."

„Wenn gnädiges Fräulein mit mir vorlieb nehmen wollen," flüsterte ich voll heuchlerischer Bescheidenheit.

„Was soll ich machen, in der Not frißt der Teufel Fliegen."

„Und ein Herzchen scheint's ebenso zu machen," antwortete ich mit edler Dreistigkeit.

„Wie war der Beiname dieses Herrn, Vetter Fritz?"

„Karl der Fromme, teure Base; ihr beide scheint übrigens vorzüglich für einander zu passen, habt mehr Zigeunerblut im Leibe als wir andern alle zusammen."

Eva sah mich mit ihren großen, grauen Augen spöttisch an.

„Karl der Kühne scheint mir eigentlich besser für Sie zu passen."

„Wie Sie befehlen, meine Gnädigste; von Ihren Lippen wird mir jeder Name schön klingen."

Fritz schüttelte sich.

„Na, ich danke, so bleibt nur bei; inzwischen gestattet mir, daß ich mich salviere; wenn du für fünf Minuten einen Blitzableiter brauchst, stehe ich zu Diensten."

„Lang genug bist du allerdings dazu, lieber Vetter," lachte das Mädel hinter ihm her.

Als ich mich am Abend zum Poltern fertig machte, zog mir der alte Landsknechtvers durch den Kopf:

„Stolze Mädchen mit höhnischen Sinnen
Will ich gewinnen.“

Ja, ich wollte sie gewinnen, wollt' diese stolzen, grauen Augen, die trotz ihrer siebzehn Jahre schon viel vom Leben gesehen haben mußten, von innerem Feuer durchleuchtet sehen, wollt' diese höhnisch geschürzten Lippen küssen!

Als ich auf die Bühne trat, war außer Eva noch kein Mensch da.

Sie lehnte lässig an der Wand, das Tamburin in der herabhängenden Rechten, und musterte mich von der Hahnenfeder am Hut bis zu den Sporenstiefeln.

Ich stellte mich vor sie, sah ihr keck ins Gesicht und strich mir den Schnurrbart hoch.

„Nun, wie gefalle ich Ihnen?“

„Sie sehen aus, als ob Sie geradenwegs von der Heide vom Pferdestehlen kämen, halb Zigeuner, halb Teufel, ein ganzer Bandit.“

Ich reckte mich in den Hüften.

„Will keine Pferde stehlen, aber eine Banditenbraut möchte ich vor mich aufs Roß heben und mit ihr auf die Heide hinausjagen.“

„Nette Wünsche,“ sagten ihre Lippen, aber in den Augen begann sich etwas anderes zu regen als Spott.

Wir tanzten zusammen.

Sie war so schlank und geschmeidig wie eine Tigerkatze, sie war kalt und glühend zugleich, eine blonde Carmen. Als der letzte Takt verklungen war, war sie wieder das stolze Mädchen mit höhnischen Sinnen, nur die Tracht erinnerte noch an die männerverderbende Zigeunerin.

Mich machte sie toll; ich wußte nicht, ob ich sie liebte oder haßte, ich wußte nur, daß ich sie gewinnen wollte. Dieser feste Wille allein war es, der es mir ermöglichte, mich selbst im Zaum zu halten, als ich bei Tisch neben ihr saß.

War sie kalt, so war ich noch kälter, während sich in meinem Hirn die tollen Gedanken jagten und ich ein Glas Sekt nach dem andern heruntergoß. Endlich stand man auf; ich benutzte das allgemeine Hin und Her, um ins Freie zu kommen.

Auf der einsamen, von wildem Wein umrankten Veranda setzte ich mich auf die Brüstung und ließ mir vom Nachtwind die Schläfen umwehen und das erhitzte Blut kühlen.

Aus dem Hause drang dumpfes Stimmengewirr zu mir, vor mir gähnte die schweigende Nacht und über mir hingen schwere, schwarze Wolken am Himmel.

Wie ich so stehe und hinausstarre, weckt mich ein leichter Schritt aus meinen Gedanken. Ich hatte auf diesen Schritt gewartet, denn ich wußte, daß sie kommen würde.

Sie lehnt sich neben mir an einen Pfeiler.

„Wovon träumen Sie?“

Ihre Stimme klingt weich.

„Ich träume, ich sei ein Zigeuner und warte auf eine Zigeunerin mit stolzen, grauen Augen und schlankem Leib und wildem Herzen. Und wenn sie neben mich tritt, fasse ich ihre heiße Hand und führe sie in die Nacht hinaus, die uns mit ihrem schützenden Mantel vor den Augen der Menschen verbirgt. Und wir küssen uns und horchen auf des Windes Wehen und unsrer Herzen Klopfen und wandern weiter durch Nacht und Sturm und durch Tag und Sonne — bis uns der Herbstwind ein Lied singt von Scheiden und Meiden, wie er uns jetzt eins singt von Lieben und Begehren, bis uns der Herbstwind auseinanderweht, wie er uns jetzt zusammengeweht hat.“

Ich habe halblaut gesprochen, meine Stimme ist von der Leidenschaft durchweht, die in mir braust.

Meine Augen haben sich an die Dunkelheit gewöhnt, ich sehe die schlanke, schöne Gestalt in ihrem phantastischen Schmuck unbeweglich am Pfeiler lehnen; ich beuge mich vor und unsere Augen treffen sich mit stummer Frage.

Ich lege meinen Arm um ihren Leib.

„Eva, heut abend sind wir Zigeuner, morgen weht uns der Herbstwind auseinander, wie er uns zusammengeweht, laß’ uns diese Minute auskosten, in der unsere Herzen denselben Schlag schlagen.“

Ueber uns zieht ein Geschwader schreiender Wildgänse hinweg und wir küssen uns — wieder und wieder. —

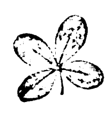
„Du Schlimmer“ — flüstert sie und legt mir die Hände auf die Schultern und sieht mich mit ihren wunderbaren Zigeuneraugen an, und dann gleiten ihre Blicke über meine bunte Tracht, ein weißes Hemd, über das eine blutrote Schärpe geschlungen ist — „du Schlimmer, wir werden uns nie vergessen, du, der weiß und rot gestreifte Teufel, und ich, die blonde Hexe.“

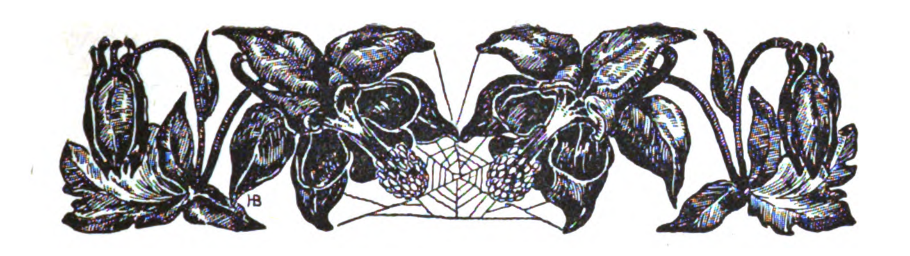
Ich bin allein auf der Veranda, von fernher trägt mir der Wind den verhallenden Schrei der Wildgans zu.

Es ist vier Uhr morgens; vor kurzem hallte das Haus noch wieder von Lachen und Gläserklirren und Fidelklang; jetzt ist alles still; hin und wieder schlägt eine Thür, hallt ein Schritt auf dem mit Fliesen gepflasterten Hausflur.

Draußen jauchzt der Herbst!

(Schluß folgt.)





Benvenuto Cellini.

Von

Lothar von Kunowski.

Ein Künstler, den ein Goethe als einen Vertreter seines Jahrhunderts, ja der ganzen Menschheit schätzte, und in dessen Autobiographie er so viele Berührungspunkte fand mit dem, was seine eigene Brust bewegte, daß er sie der Aufnahme in seine Werke würdigte, müßte uns zur Betrachtung seiner Persönlichkeit anregen, selbst wenn der äußere Anlaß des vierhundertsten Geburtstages nicht zu besonderer Würdigung reizte. In unseren Tagen ist die Vorstellung von dem, was ein Künstler sein soll, in arge Verwirrung geraten, und es ist untersuchenswert, auf welche Weise Benvenuto Cellini, der am 3. November 1500 in Florenz geborene Goldschmied, Bildhauer und Schriftsteller, die erstaunlichen Resultate seines Lebens erzielte, schon aus dem Gesichtspunkte heraus, ob nicht dem modernen Künstler ein gleicher oder ähnlicher Entwicklungsweg möglich und wünschenswert wäre, oder ob er in Anbetracht anderer Ziele der Kunst auch anders zu verfahren habe.

Benvenuto wuchs auf, umgeben von den glänzendsten Talenten der bildenden Kunst, in der geistigen Atmosphäre der Michel Angelo, Raffael, Tizian, Lionardo, Dürer, als der jüngste von diesen Großen. Daher kann man sich keine müheolsere Entfaltung eines Genies als des seinigen vorstellen. Alle Elemente einer weltbeherrschenden Kunst, eine vollkommene Anschauung des Menschen, der Tiere, der Landschaft, der Bäume, Früchte, Blumen fielen ihm in früher Jugend zu, während er von Meister zu Meister lernbegierig wanderte. Florenz, Siena, Bologna, Pisa, schließlich Rom, Neapel, Venedig waren für ihn ein einziges großes Erntefeld, dessen Früchte sein Auge ohne Anstrengung einheimste. Er suchte die Kunst nicht, er fand sie vor, und wenn er dennoch als eines der größten Genies der Renaissance angesehen werden muß, so liegt das daran, daß er seine Aufgabe richtig erkannte und angesichts der Unmöglichkeit, nach Michel Angelo ein Messias der Kunst zu sein, sich entschloß, der Apostel der italienischen Kunst zu werden und deren fertige, bereitliegende Güter mit apostolischer Energie gegen alle Widerstände über Städte und Länder, ja in der Fremde und in allen Kreisen der Menschheit zu verbreiten.

So ungestört daher die innere geistige Entwicklung dieses Künstlers von statten ging, so gewitterartig unter Blitz und Donner vollzog sich sein äußeres Leben. Sich die Technik der Goldschmiedekunst, des Stempelschneidens für Münzen und Medaillen anzueignen, es mit einem Lautizio und Caradosso aufzunehmen und alle Materialien des Kunsthandwerks, Silber, Gold, Edelstein, Holz und Erz, sich unterthan zu machen und gleichzeitig ein Können zahlreicher Spezialisten in sich zu vereinigen, zum Beispiel die Kunst des Emaillierens und des Arbeitens in Niello, das war die geringste Schwierigkeit seines Lebens, denn ihm wuchs jedes Material gleichsam von selbst hinein in die vollendeten Vorstellungen vom Menschen, die er von Michel Angelo und Raffael übernahm, von den Tieren, die für ihn Lionardo beobachtete, den Früchtekränzen, dem Laubwerk, den Kindern, welche ihm von den Bildern des Mantegna und Verocchio oder Filippino Lippi entgegengebracht wurden und durch den Vergleich mit der Antike harmonisch ausreiften. Daher wundern wir uns auch nicht, daß der moderne Gegensatz zwischen Kunsthandwerk und eigentlicher Kunst für ihn nicht vorhanden war, sondern daß er die Gebilde einer durchaus freischaffenden Phantasie, wie er sie an goldenen Bechern, Kannen, Urnen, Vasen, Salzgefäßen verwirklichte, mit Leichtigkeit auswachsen ließ zu lebensgroßen Statuen in Silber und Erz; ja, daß er sich an achtzig Fuß hohe Kolosse wagte, scheint uns natürlich. Aber daß er dies alles verrichtete in leidenschaftlicher Konkurrenz mit zahllosen anderen Künstlern, mit diesen neidischen Bandinelli, Ammanati, Bologna, von denen alle Städte wimmelten, daß er trotz aller Ueberfüllung seines Berufs mit Talenten an jedem Hofe, an dem der Päpste Clemens und Paul, des Königs Franz von Frankreich, des Herzogs Cosmo von Florenz, immer wieder neue Wege fand, sein Genie zur Geltung zu bringen, das setzt uns in Erstaunen.

Sein ganzes Leben war ein Eroberungszug, jede Zeichnung, jeder Entwurf, jedes Modell in Wachs und Thon mußte mit Lebensgefahr an den Mann gebracht werden, an Cardinäle, die ihn nicht bezahlen wollten, an Päpste, die von Kunstmäcenen zu Gunsten anderer Künstler umlagert waren, an Fürsten, die immer etwas anderes wünschten, als der Künstler für gut befand, an Gelehrte, die nichts von der Kunst verstanden, aber stolz auf die Einfälle ihrer eigenen Phantasie waren, die sich nicht verwirklichen ließen. Daraus entstanden täglich neue Streitigkeiten, die leidenschaftlicher wurden, je entschiedener Cellini die Ausführung eines begonnenen Werkes betrieb. Sein letztes Auskunftsmittel in diesen furchtbaren Zeiten blieben Dolch, Degen und Büchse. Prozesse, die einen ungerechten Verlauf nahmen, beendete er, indem er dem Gegner etliche Wunden beibrachte, Neider und Verleumder überfiel er auf der Straße und stach sie vom Pferde mitten zwischen einem Schwarm bewaffneter Freunde, er verläßt keine Stadt, ohne mit seinen Feinden handgemein zu werden, er legt keinen Weg zurück, ohne sich einer Räuberbande zu erwehren oder von faustgroßen Hagelkörnern getroffen zu werden oder dem Ertrinken in einem See,

dem Abstürzen von einem Berge nahe zu sein. In allen Gefahren aber zwischen Mord und Totschlag erscheint er uns dennoch als eine reine Natur, die sich bis zur Heiligkeit steigert, als er vom Papste widerrechtlich gefangen in die Engelsburg gebracht wird, aus der er mit gebrochenem Fuß entflieht, um von einem befreundeten Cardinal für ein Bistum an den Papst verschachert und wiederum, diesmal in ein stinkendes Kellerloch, monatelang eingekerkert zu werden, in derselben Burg, die er mit Kanonen im Dienste der Kirche gegen das Heer des Connetable von Bourbon verteidigt hatte. In diesem Kellerloch wurde sein Genie in vollstem Glanze offenbar, denn er, dem man die Freiheit zu nehmen trachtete und das Süßeste, was der Künstler kennt, das Licht der Sonne, gebar aus seiner Phantasie eine Sonne, die ihm niemand rauben konnte, er sah sie deutlich vor sich, und aus ihren goldenen Strahlen traten Gottvater, Christus und Maria erbarmungsvoll und befreiend hervor.

Weil es unmöglich war, diesem Menschen die Freiheit zu nehmen, ließ man ihn frei, er aber hatte die größte That seines Lebens vollbracht, denn mit seinem Siege über die Gewalt der Großen hatte er das Recht des Genies in dieser Welt ein für allemal sichergestellt. Der fruchtbare Kopf bewies die Unüberwindlichkeit der selbsterzeugten Idee, seine Feinde schreckten zurück vor ihm, wie vor einer unantastbaren Größe, ein Krieger, der gedungen war, ihn zu erstechen, wurde sein Verehrer, ein Gerichtsdiener, der ihm das Todesurteil überbringen sollte, legte sein Amt nieder, die Gewaltigen dieser Welt mußten sich beugen vor dem Apostel einer heiligen Kunst, der verachtete Handwerker durfte einem höfischen Edelmann ins Gesicht sagen, daß seinesgleichen ein Dutzend durch jede Thür gingen, das Genie aber für sich allein, und einem anderen, der ihn mit Post zum Dienste des Königs von Frankreich eilig befördern wollte, bedeutete er, daß die Jünger seiner Kunst nach Art der freien Prinzen und Herzöge reisten. Schon als Jüngling ließ er sich von keinem Meister ausbeuten oder festhalten, er kam und ging als Herr seiner selbst, und so kam und ging er zu König Franz, zu Herzog Cosmo, zu den Päpsten Clemens und Paul. Ja der König von Frankreich lernte ihn „mein Freund" anreden, und pries sich glücklich, in den Werken eines solchen Künstlers seinen Ruhm zu finden.

Cellini setzte der Kunst eine Herrscherkrone aufs Haupt, und so bereitwillig er Amt, Rang, Würde der herrschenden Kaste anerkannte, so geschmeidig er mit vollendeter Anmut die ererbte Hoheit der Fürsten, das Verehrungswürdige des heiligen Stuhls ebenso wie die Vorrechte eines Haushofmeisters, eines Kapitäns oder Gouverneurs in gewandter Rede anerkannte, so furchtbar riß er denjenigen vom Throne seines Dünkels, der ihm Amt und Würde nur als Schein, als Deckmantel für Ungerechtigkeit und Niedertracht zu benützen schien. Das ist die Natur des wahrhaften Künstlers, daß er die äußere Form, in der sich die Menschen zeigen, gerne bestehen läßt, ja daß er einen Fürsten fürstlich, einen Priester priesterlich, einen Adligen adlig in Erscheinung und Gebahren wünscht, zugleich aber die Uebereinstimmung des Inneren mit dem Aeußeren, des Menschen

mit seiner Hülle fordert. Darum sagte er einem Mönch, der ihm riet, sein Ehrenwort zu brechen, daß er dies als Mönch sehr wohl thun könne, aber nicht als Mensch. Zugleich stolz und demütig, ehrgeizig und bescheiden, grausam und liebreich, machte er sich fähig, mit Menschen aller Stände in Berührung zu treten. Indem er den Palast verließ, hatte er nicht verlernt, in der Werkstatt des Handwerkers, in der Hütte des Bauern sich zu bewegen, wodurch er sich so viele Freunde, Gehilfen, Kameraden erwarb, daß er in allen Stürmen des Lebens gleichsam jederzeit eine Armee von Helfern aus dem Boden stampfen konnte, so daß seine Macht gegenüber den Großen keine bloß eingebildete, sondern eine wirkliche war. Der eine gab ihm ein Roß zu fliehen, der andere ein Panzerhemd oder Geld, ein Dritter eine Zuflucht in seinem Hause, ein Vierter eine Empfehlung, ein Fünfter war bereit, sein Leben für ihn zu opfern.

Welche Menschenkenntnis mußte ein solcher Lebensweg bringen, wie erschloß sich dem Künstler jedes Gemüt! Greise, Kinder, Mütter, edle Frauen, schöne Mädchen, gottähnliche Knaben und Jünglinge umringen ihn und werden Vorbilder seiner Kunst, und aller Grimm der Feinde, ihr Neid, ihre Bosheit, ihre Wut richten nichts anderes aus, als daß sie dem Genie Gelegenheit geben, die Hölle zu beobachten, damit der Himmel seiner selbstgeschaffenen Phantasiegebilde der Hölle nicht ermangele. Die Renaissance ist nur scheinbar eine Zeit der Anarchie, in Wahrheit ist sie die Zeit, in der alle Gesetze und Ordnung, in der wir leben, begründet wurden. Indem wir Benvenuto jede neue Bekanntschaft mit Menschen benützen sehen, um seine Pläne durchzuführen, scheint sein ganzes Leben dem Spiele des Zufalls ausgesetzt zu sein. In Wahrheit aber ist ihm der Zufall unterthan, weil er in ihm nicht einen Feind, sondern eine gütige Gottheit erkennt, die ihn dahin weist, wo er Leben findet. Wir werden erstickt von Gewohnheit und sehnen uns nach Erregungen des Zufalls, um über den Bann eines bloß gesetzlich geregelten Lebens zur Freiheit fortgerissen zu werden. Benvenuto wuchs auf in einer gesetzlosen Welt, aber er wußte den Zufall zum Gesetz zu erheben, das heißt, er sah in jeder neuen Situation, in jedem neuen Menschen das Leben, gewann es sich und drückte es aus in seinem Werk, durch leidenschaftlich bewegte Gestalten, die er allesamt in einer festgefügten, abgeschlossenen, gesetzlichen Form unterzubringen wußte, so daß er die stürmischen Erlebnisse seiner Brust im Kunstwerk mitteilbar machte für die ganze Welt und gleichsam in jedem Becher, jeder Schale ein neues Dogma schuf, einen neuen Stil des Lebens, nach welchem sich barbarische Völker jahrhundertelang richten sollten.

Wie ist das zu verstehen? Wenn wir die Werke des Benvenuto genau betrachten, so finden wir in ihnen, nämlich in der Umrahmung der Gefäße, Becher, Urnen, Schmuckstücke, Panzer, im Rahmen des Ornaments, das er an jedem Gegenstand oder Gerät anbringt, eine ganze, in sich vollkommene Welt reliefartig dargestellt, eine Welt, die wir in allen Nachkömmlingen und Nachfolgern der italienischen Kunst, also in den französischen, belgischen, deutschen

Kunstwerken wiederfinden. Der Einfluß des Benvenuto Cellini auf die Entwicklung der Kunst ist ein noch lange nicht genug gewürdigter, und doch ist er der wahre Vorläufer eines Rubens und gab diesem Manne alle Mittel in die Hand zur Erzeugung einer so beispiellos leichtschaffenden, raumbeherrschenden Kunst, wie sie Rubens eigentümlich war. Benvenuto ist das Becken, in dem alle Leidenschaft Italiens zusammenströmt, um auszubrechen und auszuströmen über die nördlichen Länder, vor allem über Frankreich. Betrachtet man ein goldenes Becken von seiner Hand, so findet man sämtliche Elemente der nachfolgenden Kunst auf einem einzigen dieser Werke versammelt und geordnet. Die Zieraten, das Laubwerk, die Schnörkel und Früchtekränze, die Bänder und Friese umgeben die einzelnen Felder der Fläche, auf denen wir Menschen in allen Altersstufen dargestellt finden in jener heftigen Bewegung und Gruppierung, wie sie bei Rubens und später überall in Deutschland, selbst in Bildwerken Schlüters wiederkehren, nur daß sie noch nicht so weit sich von der schlichten Natur gutflorentinischer Gestalten entfernen. Da sind ferner Kämpfe zu Lande und zur See, gottesdienstliche Handlungen, Ackerbau, Gewerbe, Leben in allen Stufen seines Ausdrucks, Tiere jeder Gattung, Elefanten, Rinder, Löwen, Schafe, üppige Landschaft, bewegtes Meer, ein Weltall, in dem nichts fehlt, was man kannte, eine räumliche Kunst von solcher Beherrschung der Räume, daß Rubens wenig Mühe hatte, das Bildwerk in die Sprache der Malerei zu übersetzen, in der er das Erstaunlichste daraus entwickelte. Ja man glaubt einzelne Kompositionen des Cellini in Werken des Rubens nach leiser Verwandlung wiederzuerkennen, wie „Die Versöhnung der Römer und Sabiner" und „Den Raub der Töchter des Leukyppus" auf einem Schild in Madrid mit den entsprechenden Bildern des Rubens in der Münchner Pinakothek auf eine innige Berührung dieser zwei Geister im besonderen schließen lassen, abgesehen von der Neigung Beider, Waffen, Panzer, Helme, Schilde, Musikinstrumente zu häufen. Jedes Gefäß des Benvenuto war, indem es von Hand zu Hand durch die Lande wanderte, ein fliegendes Samenkorn vom Baume italienischer Kunst, das auf unbebautem Boden reichliche Frucht trug, besonders nachdem Benvenuto in Frankreich mit Leib und Leben für die Geistesgüter seines Vaterlandes gekämpft hatte, so daß man dort wohl noch lange seiner ebenso wie des Lionardo gedachte und ihn nachahmte.

Aber eine andere Frage ist es, was Benvenuto für die Kunst war und was er fürderhin für sie sein kann. Wir leben unter durchaus anderen Verhältnissen, nicht leicht fällt uns durch den Zufall etwas zu, das wir zu erhaschen, zu besitzen und zu verteidigen hätten, alle Erregungen unserer Seele schlagen nach innen statt nach außen, und wenn wir Gelegenheit haben, mit Dolch und Degen vorzugehen, so wenden sich unsere Waffen nicht gegen äußere Feinde, sondern gegen anarchistische Triebe unserer Innenwelt. Ehe wir eine Kunst verbreiten, müssen wir sie schaffen. Gehindert werden wir daran allein durch die Wirrnis der Heerscharen, die sich in unserer Brust befehden, jener

tausend Geister, die wir uns durch Versenkung in die Werke der Vorzeit angeeignet haben, die nun die Zwietracht im germanischen Menschen innerlich fortsetzen, welche sie im romanischen äußerlich begannen. Es ist nicht wahr, daß wir, wie Nietzsche will, die Gewaltthaten der romanischen Genies wiederholen müßten, um überhaupt Genies zu sein; wollen wir Uebermenschen, Renaissancemenschen werden, so müssen wir alle Gewalt gegen Triebe richten, die in unserem Innern sich dem fruchtbaren Ausbruch einer idealen Phantasiewelt entgegenstellen, und ein bedeutender, kraftstrotzender Künstler wird hier Gelegenheit finden, wenn alle Stricke der Geduld reißen, auch in unseren friedlichen Zeiten eine That „in Waffen" wie Benvenuto zu verrichten, die ihn vom schaffensfeindlichen Fieber der Unrast befreit.

Die Werke des Benvenuto haben ihren Dienst gethan, man soll sie nicht nachahmen, sondern benützen, wie man das gute Buch einer Bibliothek benützt. Denn alles kunstgewerbliche Gerät diente ihm nur zu dem Zwecke, um das, was italienische Malerei, Bildhauerei, Architektur und Zeichenkunst schufen, auf einer gefügigen Oberfläche niederzuschreiben. Der Gegenstand selbst wurde dadurch seinem Zweck gänzlich entfremdet, und es ist ausgeschlossen, daß jemand in einer Rüstung, die mit aller Ornamentik der Zeit geziert war, ohne Sorge für das Kunstwerk in den Kampf ziehen konnte, oder daß jemand Früchte in eine Schale legte, deren Leib eine Weltgeschichte in Bildern zur Schau trägt. Ein Krug Benvenutos gleicht einem zierlichen Gerüst von Rahmen, durch welche hindurch man über Thäler, Berge und Meer in weite Phantasieräume schaut, so daß es störend wirkte, wenn man eine solche Kanne mit einer Flüssigkeit füllte. Wir müssen das einfache, natürliche Verhältnis des Geräts zum Menschen wieder rein zur Anschauung bringen und ein Gußgefäß, ein Schöpfgefäß, ein Füllgefäß als das, wozu sie dem Menschen dienen, wieder erkennen lassen, also ganz neue, ursprüngliche Grundformen in das Kunstgewerbe einführen, und niemals darf ein Schmuckstück, welches bestimmt ist, den Menschen und sein Gewand zu schmücken, selbst mit Schmuck überladen sein.

Die Zahl derer, welche die deutsche Kunst aus eigener, frischer Schöpfungskraft neu aufbauen wollen, ist noch sehr gering, und bis jetzt ist noch keiner darunter, der an Wucht der Persönlichkeit dem Cellini gleichkäme. Der erste, welcher in unseren Landen das Vertrauen auf die deutsche Erfindungsgabe hob, ist der Bildhauer Obrist. Ich erwähne gerade diesen Mann, weil in ihm wie in Cellini Künstler und Mensch eins geworden sind. Seine Werke zeugen von einer jungfräulichen Frische der Intuition und ornamentalen Phantasie, in Schriften von gedrängter Kürze und lebendiger Treffsicherheit verficht er seine Meinungen und opfert für eine neue, allmählich vordringende Richtung alles, was er besitzt, eine fast einzige Erscheinung eines Künstlers, der gleichzeitig mit allen Mitteln für seine Ideale kämpft und mit derselben Energie sein eigenes praktisches Leben, seine Arbeit, seinen Verkehr, sein Haus, sein Familienleben einrichtet. Er hat erkannt, daß das, was Benvenuto unbewußt anstrebte, näm-

lich daß er sein Leben zu einem Kunstwerk gestaltete, dessen Beschreibung noch nach 400 Jahren auf uns wirkt, das bewußte Ziel unseres Lebens werden muß, und als einer der wenigen unter den Modernen setzt er diese Erkenntnis in die That um. Möge Cellini viele solche Nachahmer finden.



Novemberlied.

Von

Carl Hunnius.

Regendunst und Wolkenlast
Sinkt vom Himmel nieder,
Letzter Sonnenschein verblaßt,
Und ein kalter Nebel faßt
Fröstelnd Wang und Glieder.

Bleiern unterm Todesbann
Ruht die Welt verlassen,
Melancholisch dann und wann
Klagt von fern ein Leiermann
Durch die öden Gassen.

Freudlos mit erloschnem Blick
Birgt sich in der Höhle
Frühlingsluft und Sommerglück, —
Schauernd in sich selbst zurück
Zieht sich auch die Seele.

Nahen, Trauermond der Welt,
Schon die dunklen Boten? —
Was da liebte, es zerfällt, —
Stumm das letzte Wort behält
Nur das Fest der Toten.

So versank, was licht und groß,
In den Schoß der Erden.
Manchen Hügel deckt schon Moos, — —
Ach, Vergessen ist das Los
Und — Vergessenwerden! —





Deutsche Art und Sprache.

Ueber deutsches Wesen ist von Tacitus Germania bis zu Hans Meyers umfassendem Sammelwerk „Das deutsche Volkstum" unendlich viel geschrieben worden; aber einig darüber, was denn eigentlich deutsch sei, sind die Gelehrten bis heute nicht. Und wo das Volk selber sich über sein Thun und Lassen, sein Wesen und Wollen in Redensarten und Sprichwörtern ausläßt, scheint es sich oft zu widersprechen. Vergebens haben auch die anderen, ringsum wohnenden Nationen und Natiönchen über die verwickelte Eigenart des „Volkes im Herzen Europas" sich die Köpfe zerbrochen: deutsche Art ist bei ihnen sprichwörtlich geworden, wenn auch oft feindselig verzerrt und bis zur Unkenntlichkeit entstellt. Eine lehrreiche Sammlung von deutschen und fremdländischen Aussprüchen über deutsche Volksart hat vor kurzem Dr. Georg M. Küffner unter dem Titel „Die Deutschen im Sprichwort" (J. G. Biller, Ludwigshafen a. Rh.) herausgegeben. Diese Sprichwörter sind von völkerpsychologischem Werte; sie sind wichtig für die Beurteilung unseres geschichtlichen Verhältnisses zu den anderen Rassen und Völkern Europas, sie lehren uns national-politische Gegensätze vom Standpunkte des naiv rückhaltlosen Volksgemütes aus betrachten. Ein „popular estimate" soll diese Sammlung sein, ein Schätzungsbild unseres Volkes und unserer Stämme; aber oft sind die Redensarten weniger charakteristisch für uns, die Beurteilten, als für die, welche sie im Munde führen.

Die Deutschen als Gesamtvolk und die einzelnen Stämme sind reichlich bedacht; unsere eigene Gewissenhaftigkeit in der Selbstbeurteilung kommt in „Schimpf und Ernst" zu Wort; aber auch die zweifelhafte Liebenswürdigkeit der Franzosen und Italiener, der Haß und Neid der Russen und Polen, der Tschechen und Galizier und all der übrigen slavischen Freunde der deutschen Nation sprechen sich rückhaltlos aus. Es thut nichts: „wir verstehen deutsch" und nehmen selber keinen Anstand, „einem etwas deutsch herauszusagen." Aber es muß auch „gut deutsch" sein, d. h. volkstümlich, klar und ehrlich! Da mögen auch andere „deutsch von der Leber weg reden." Aufrichtigkeit in Wort und That erscheinen uns gleichbedeutend mit „gut deutsch," wovon ein bißchen Grobheit durchaus nicht ausgeschlossen ist; denn „wir Deutsche haben viel grobe Sprichwörter, aber gute Meinung." So ist auch Goethes zum Sprichwort gewordener Ausspruch zu verstehen: „Im Deutschen lügt man, wenn man höflich ist."

Mit Ehrlichkeit hängt Treue eng zusammen: Treue gegen Gott und gegen Menschen. Sie beansprucht der Deutsche für sich in seinen Sprichwörtern. Die fremden Völker scheinen ihm aber eher Arglist und Falschheit, Verschlagenheit und Betrügerei zuzutrauen. „Alaman“ nennt man in Bosnien einen „listigen und verschlagenen Menschen“; der Ruthene sagt: „Es ist ein Deutscher, traue nicht,“ und so ähnlich Kroaten, Polen, Magyaren, Finnen und anderer „Völkerkehricht“. Der Russe will uns sogar nicht einmal zu den Menschen rechnen: „Gott belehrt den Menschen, der Teufel aber den Deutschen.“ Aehnlich der Tscheche: „Ueberall sind Menschen, in Kommotau sind Deutsche.“ Den Schlüssel zu so haßerfüllten Aussprüchen liefert das tschechische Sprüchwort: „Der Deutsche wird den Tschechen erst günstig sein, wenn sich die Schlange auf dem Eise wärmt.“ Es war gewiß eine Zeit tiefster Erniedrigung des deutschen Volkes, als der Slave sagen durfte: „Aller Welt zum Spott, wie der Deutsche!“ In solcher Zeit mögen Sprichwörter entstanden sein, in denen sich unerschütterliches Gottvertrauen ausspricht: „Gott verläßt keinen Deutschen“ ist gemeindeutsch, westfälisch aber der humorvolle Zusatz: „wenn er nur ein bischen Latein versteht.“ Beständigkeit und Geduld im Ausharren rühmt „der deutsche Michel“ an sich selber: „Der Deutsche ist schwer in Harnisch zu bringen, aber noch schwerer wieder heraus.“ Der furor teutonicus ist den anderen Völkern oft schwer genug auf die Nerven geschlagen und in seinem Gegensatz zum „deutschen Phlegma“ schwer verständlich geblieben. Schon die Franzosen im 13. Jahrhundert meinten: „Li plus ireux sont en Alemaingue“, und die heutigen Südfranzosen sagen: „Coulèrons coumo un Alemand.“ Andere dagegen wieder halten sich über seine Schwerfälligkeit und Langsamkeit auf: „den Deutschen bringt nichts auf, wenn er nur Kartoffeln hat und Tabak rauchen kann,“ sagt der Ruthene. Furchtlosigkeit und Tapferkeit werden dem Deutschen fast widerspruchslos zuerkannt, nur ein italienisches Sprichwort deutet Feigheit an. Das ficht den Deutschen aber nicht an, denn er weiß: „Alle Feinde besiegt der Deutsche, doch den Durst besiegt er nicht.“ Und das ist gewiß wahr: für einen guten Trunk und einen schmackhaften Bissen war der Deutsche immer zu haben. Drum sagt er scherzhaft: „Gott verläßt keinen Deutschen: hungert ihn nicht, so dürstet ihn doch.“ „Deutsches Fasten“ und „deutsches Trinken“ sind berühmt geworden bei allen Völkern: die Sprichwörter darüber sind gar zahlreich und vielseitig. „Faire le saut de l'Allemand“ heißt bei den Franzosen der Sprung von der Tafel ins Bett und vom Bett an die Tafel. „Küchenrauch und Löschbrandsqualen sind des Deutschen Tod,“ meint der Esthe. Und vier Nationen (Italiener, Franzosen, Dänen, Deutsche) haben den Spruch: „Der Deutsche vertrinkt seinen Kummer, der Franzose versingt ihn, der Spanier verweint ihn, der Engländer verlacht ihn, der Italiener verschläft ihn“. Für „saufen“ sagten die Franzosen im 17. Jahrhundert: „Jouer de la flute de l'Allemand.“ Aber trotz des Staunens über die deutsche Unmäßigkeit werden doch auch deutsche Sparsamkeit und deutscher Fleiß gebührend anerkannt. Auch die Klugheit und Bildung des Deutschen werden häufig gerühmt, aber weit zahlreicher sind die Sprichwörter, die sich mit der Dummheit und Einfältigkeit, der Plumpheit und Langsamkeit des „Volkes der Dichter und Denker“ beschäftigen. Und wieder sind es die Slaven, die geschlossen als Vertreter angeblich höherer Einsicht gegen den dummen Niemec stehen. Schon der Name des Deutschen bedeutet in den slavischen Sprachen einen stummen, dummen Menschen: Niemec, Nemez = stumm ist ur-

sprünglich ein Spottname. Auch die Dänen, Italiener und Franzosen leisten sich den Luxus, mit dem Namen „Deutscher“ (Tydsker, Tedesco, Allemand) einen „Dummkopf“ zu bezeichnen; mit bon sens allemand umschreibt der liebenswürdige Neufranke den derberen Begriff „Dummheit“.

Viel zarter sind freilich die deutschen Stämme unter sich auch nicht immer verfahren. Selbstverständlich sind die lieben Schwaben am meisten mitgenommen; in neuerer Zeit scheinen ihnen die „Preußen“ den Rang abzulaufen. Der politisch mächtigste Stamm hat jeweils im deutschen Land am meisten den Spott der anderen fühlen müssen.

Mit allem beschäftigt sich der rege Geist des Volkes im Sprichwort: eine Beziehung auf den Wert der Muttersprache indes drückt sich nur in einem einzigen Spruche aus: „Wenn ich nicht das liebe bißchen Deutsch könnte, so könnte ich nichts“. Was aber in mehr als tausend Jahren, seit den Tagen der Karolinger bis wenige Monate nach Bismarcks Tod, die Dichter über unsere Muttersprache zu sagen hatten, „Liebes und Leides“, das haben zwei der eifrigsten Mitglieder des Allgemeinen deutschen Sprachvereins, Prof. Paul Pietsch und Dr. Günther A. Saalfeld, in einem stattlichen Bändchen unter dem Titel „Deutscher Sprache Ehrenkranz“ zusammengestellt. (Berlin, F. Berggold, Mk. 2.40.) In diesen dichterischen Aussprüchen über unsere Sprache spiegelt sich ein gut Stück deutschen Geisteslebens und kultureller Entwickelung.

Charakteristisch und vorbedeutungsvoll ist gleich das erste Dichterwort über unsere Sprache, das durch die Jahrhunderte zu uns heraufklingt: Otfrieds, des gelehrten Mönches von Weißenburg, „Lob der fränkischen Zunge“ (um 868).

In jener Zeit mittelalterlicher Renaissance trug unser Schrifttum undeutsches Gepräge, es stand unter der Herrschaft der lateinischen Sprache und der römischen Kirche; lateinisch-kirchlicher Gelehrtenstolz sah verächtlich auf die barbarische, volkstümliche, die deutsche (diutisk) Sprache herab, der nur die Masse treu anhing. Auch der Verfasser des „Krist“ war erfüllt von diesem Bildungsstolz; auch ihm war die Volkspoesie ein heidnischer Greuel, den er gerade mit seinem Gedichte verdrängen helfen wollte. Das konnte er aber nur, wenn er zu allgemeinem Verständnis eben jene „Barbarensprache“ gebrauchte. Ohne Erklärung jedoch hätte dies der herrschende Bildungsgeist nicht verstanden: deshalb schrieb Otfried sein höchst merkwürdiges Kapitel: „Warum der Verfasser sein Werk deutsch (theodisce) dichtete (dictaverit)“. Und da regte sich denn auch in diesem Feinde heimischer Art das Volksgewissen in der geschichtlich oft bewährten Form des Stammesstolzes: alle Völker, so führt er aus, wagen es in ihrer eigenen Sprache zu schreiben, und

„Warum denn soll das Frankenvolk
Es unterlassen ganz allein,
In fränkscher Sprach' versuchen nicht,
Zu singen unseres Gottes Lob?
Obwohl nicht so zum Sang gebraucht,
Durch Regeln ausgebildet nicht,
So mangelt ihr doch nimmermehr
Geradheit, schöne Einfachheit.
Bestrebe du dich selbst nur recht,
Damit sie dennoch laute schön,
Daß herrlich auch aus ihr sodann
Erklinge, was uns Gott gebot.“

In einer Zuschrift an den Mainzer Erzbischof Liutbert brach damals schon Otfried in eine Klage aus, die später nur zu oft noch erhoben werden mußte: daß deutsche Männer in ihrer eigenen Sprache stümpern, während sie sich vor Fehlern in anderen Sprachen ängstlich zu hüten suchen.

Dann wurden erst wieder drei Jahrhunderte später, als durch die Kreuzzüge und infolge der Berührung mit dem französischen Rittertum unsere höfischen Kreise einem neuen Feind, der Verwelschung, fast erlagen, Dichterstimmen über die deutsche Sprache laut. Um 1180 setzt der Verfasser des Pilatusgedichtes der herkömmlichen gelehrten Klage über das unbiegsame Deutsch seine charaktervolle Ueberzeugung entgegen: man müsse das Deutsche nur bearbeiten wie den Stahl, dann werde es wohl geschmeidig werden. Er will nicht nachlassen, bis ihm die Sprache alles gegeben, was sie in sich birgt.

Aus jener Zeit stammt auch die erste Aeußerung über das Fremdwörterwesen: sie findet sich in dem 1215/16 gedichteten „Welschen Gast“ des Thomasin von Zerkläre, der als Kanonikus in Aquileja auf einem Vorposten des damaligen Deutschtums im romanischen Land lebte. Es mißfällt ihm zwar nicht, „wenn jemand sein Deutsch hübsch bunt macht mit der welschen Sprache . . ., denn da lernt ein deutscher Mann, der vielleicht welsche Sprache nicht versteht, der kunstvollen Wörter sehr viele“; aber er selbst will in sein „Gedicht welsche Wörter nicht mischen,“ denn zum klaren Verständnis scheint ihm nur die Muttersprache tauglich.

Auch die romanische Abneigung gegen das Deutschtum hat in einem Liede jener Zeit, einem Sirventes des Troubadours Peire Vidal, ihren ersten Niederschlag gefunden, und an dieser romanischen Volksauffassung hat sich noch heute wenig geändert: dem Peire Vidal schien unsere Sprache „grob und gemein“, gleich „Hundegebell“; und 1870/71 klang die Sprache der deutschen Soldaten den Franzosen „rauh, heiser und kehlhaft, wie rasselnde Kiesel“ (Montarlot, Journal de l'invasion 1871).

Aus all den Jahrhunderten von Otfried bis zur Reformationszeit liegen im ganzen (einschließlich jenes romanischen und eines lateinischen Ausspruchs) nur zehn Dichterworte über unsere Sprache vor: zum Teil betonen sie das Recht der Mundarten gegenüber der höfischen oberdeutschen (Schrift-?) Sprache. Erst als mit der sprachschöpferischen That Luthers das Volksbewußtsein zu erwachen begann, da wurde auch das deutsche Sprachbewußtsein lebendig. Da trat 1520 schon Herr Ulrich von Hutten kräftig für das volkstümliche Recht der deutschen Muttersprache im Schrifttum ein:

„Latein ich vor geschrieben hab,
Das was eim yeden nit bekandt:
Yetzt schrey ich an das vatterlandt,
Teutsch nation in irer sprach
Zu bringen dißen Dingen rach.“

Der Gebrauch der deutschen Sprache zog Luther und Hutten unter anderen Vorwürfen bezeichnenderweise auch den des — Chauvinismus zu. Aber daß man doch die sprachschöpferische Bedeutung Luthers auch schon in seinem Jahrhundert zu würdigen wußte, geht aus einem Hymnus des Johann Walther aus Kahla (1564) hervor:

„Die deutsche Sprach nach rechter art
hat Er auffs neu poliret,
So klar, verstendlich, rein und zart,
Wie deutscher Sprach gebühret.
Solchs alle die Gottfürchtig sein,
mit Gottes Lob bekennen,
den Luther deutscher Sprach gemein
als ihren Vater nennen.“

Indes selbst Luthers urwüchsige Kraft war nicht im stande, dem durch den Humanismus heraufbeschworenen Lateinunwesen zu steuern: der Gelehrtenzopf wurde immer dicker, die lateinische Sprache nicht nur Hauptaufgabe, sondern auch wesentliches Mittel des höheren Unterrichts; sie wurde auch im mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Gelehrten wieder herrschend.

Und zu der Lateinsucht kam bald die Welschsucht hinzu; ein Spruch aus jenen Tagen empfiehlt, man solle mit Gott spanisch, mit den Fürsten italienisch, mit den Frauen französisch, mit den Feinden aber deutsch reden. Das schlimmste war, daß die Fremdtümelei diesmal ins Volk hinabsickerte und selbst der gemeine Mann seine Rede mit alamodischen Flicken und Lappen aufputzte. Aber es zeugt gerade für die unverwüstliche Kraft des deutschen Volkstums, daß es auch aus diesen Nöten noch davon kam; es zeugt für das Aufleuchten nationalen Geistes mitten im Schutt und Wust des Volkselends, daß gerade im 17. Jahrhundert die Dichter sich drängen, die etwas über unsere Muttersprache zu sagen haben. Die Verachtung der Muttersprache wird den Deutschen zum erstenmale von einem Dichter in Georg Rollenhagens „Froschmeuselern“ (1595) vorgerückt; weiter ausgeführt werden dessen Gedanken 1601 von dem Pfälzer Theobald Höck. In der Dichtung mußte das Latein damals schon ganz zurücktreten, als ein Balthasar Schupp noch vergeblich dessen Ansehen in der wissenschaftlichen Schriftstellerei zu erschüttern suchte und lange, bevor es dem tapferen Thomasius (1687) gelang, die Lateinherrschaft auf den Universitäten zu brechen. Der Ruhmestitel, der deutschen Sprache einen breiteren Boden ihrer Anwendung bei den Gebildeten gewonnen und der Erkenntnis siegreich Bahn gebrochen zu haben, daß Dichtungen in deutscher Sprache nicht zurückzustehen brauchten vor anderen, gebührt dem Schlesier Martin Opitz.

Aber nicht bloß um den Gebrauch der Muttersprache wurde damals erfolgreich gekämpft, auch die Reinheit in ihrer Anwendung wurde unablässig gefordert. In allen deutschen Gauen ertönten damals mitten in der Not des schrecklichen Krieges die Kampfrufe und Wehklagen „wider alle Verterber der deutschen Sprache“. Die Namen ihrer Verfasser, wie Moscherosch, Lauremberg, Logau, Schottel, Schneuber haben heute noch ihren Klang; und sind sie nicht als Dichter zu rühmen, so doch als Männer mit weitem Blick und heißer Liebe zum Deutschtum.

Die Dichter des Jahrhunderts der Aufklärung und Weltbürgerlichkeit wissen über unseren Gegenstand herzlich wenig zu sagen. Das Naturwüchsige, Volkstümliche, Geschichtliche lag diesen Rationalisten ja meistens fern. Erst gegen Ende des Jahrhunderts ertönten Klopstocks Preisgedichte auf „Unsere Sprache“ und „Die deutsche Bibel“ u. a., rief Herder „rede deutsch, o Deutscher!“ seinem Volke zu. Im Süden unseres Vaterlandes sang der großdeutsch fühlende Schwabe Dan. Schubart schon etwa 1790:

„Von allen Erdensprachen klingt
Die deutsche voll und rein:
Sie ist kein leerer, hohler Schall,
Ist kräftig, mild und voll Metall,
Kann grob und höflich sein.“

Auch ein Schwabe, ein sonst unbekannter, ist es, der um die Wende des Jahrhunderts zum erstenmal in dichterischer Form den Satz verkündigt, daß die Sprache über die Zugehörigkeit zu Deutschland entscheidet: Fr. David Gräter deutet mit seinen Versen:

„Wo ist des Teutschen Vaterland?
Weißt du das, Thor von Frager, nicht?
Wo man die Sprache Hermanns spricht,
Da ist das Teutsche Vaterland!“

den großdeutschen Gedanken an, dem E. M. Arndt im Freiheitskriege 1813 in seinem Liede von „Des Deutschen Vaterland“ wirksamen Ausdruck verlieh. Nun war die Zeit gekommen, wo der Stolz auf die deutsche Sprache und den deutschen Namen unserem Volke eins und alles wurde. Als letztes einigendes Band umschlang die Sprache die zerrissenen Bruderstämme. Bekannt ist Rückerts geharnischtes Sonett auf „Der Deutschen einziges Band“; Gemeingut unseres Volkes sind seine und Max von Schenkendorfs kräftig-innige Preislieder auf die Muttersprache. Der erste aber, der diese als letztes Einheitsband pries, war der in Ungarn geborene, in den Kämpfen gegen Napoleon bewährte Graf von Rothkirch-Panthen:

„Unser Stolz und uns're letzte Zierde,
Schlingst der Eintracht letztes heil'ges Band
Ums besiegt zerrissne Vaterland.“

Aehnlich der Hildesheimer Freiherr von Steigentesch (1808). Und noch 1838 findet Anastasius Grün den einzigen Trost für „Germaniens Geist“ darin:

„Daß eine Burg ihm ragt noch fest: der deutschen Sprache Einheit,
Ein Banner sich nicht beugen läßt: der deutschen Treue Reinheit.“

Das Bewußtsein, daß der Deutsche in seiner Sprache den köstlichsten Besitz und die sicherste Hoffnung habe, spricht sich auch in Goethes „Nativität“ aus:

„Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht“ u. s. w.

Interessant ist dabei Prof. Pietschs Nachweis, daß der Keim zu diesem Dichterworte bis ins Jahr 1685 sich zurückverfolgen läßt. In den von einem unbekannten Verfasser herrührenden „Vor- und Nachversen zu den einzelnen Kapiteln der Schrift Pralerey und Gepräng mit dem teutschen Michel von Hans Jakob Christoffel von Grimmelshausen“ heißt es unter II von der „Teutschen Helden-Sprach“:

„Wer diese wohl versteht, und ist derbey auch klug,
Der ist schon lobenswert und kann für sich genug.“

Pietsch nennt diese Verse die Urzelle jenes geflügelten Wortes, das bei Canitz (vor 1699) heißt: „Ein Teutscher ist gelehrt, wenn er sein Teutsch versteht“ und bei J. P. Uz (1755) in satirischem Sinne steht: „Ein Teutscher ist gelehrt, wenn er

solch Deutsch versteht". Bei Goethe tritt „das geflügelte Wort in seinem ursprünglichen Sinn wieder zu Tage, nachdem dieser vorher teilweise verdunkelt gewesen war: wenn ein Deutscher seine Sprache wirklich genau kennt und zu handhaben weiß, so besitzt er in dieser Kenntnis und Fähigkeit einen Schatz für Geist und Gemüt, welcher der Gelehrtheit mindestens gleich zu achten ist." Mit Recht erblickt Pietsch in diesen Goetheschen Versen einen Hinweis auf eine deutsche Bildung der Zukunft. Das Verdienst der deutschen Romantik aber wird es bleiben, auf den Weg zu dieser deutschen Bildung hingewiesen zu haben. Von ihr angeregt ertönte denn auch durch die ersten Jahrzehnte unseres Jahrhunderts aus vielen Dichterherzen das Lob der Muttersprache. Die Sprache und ihr Preis erlangten mittelbare national-politische und sittliche Bedeutung. „Verlernt die deutsche Sprache nicht!" riefen die Dichter den draußen in der Welt zerstreuten Stammesgenossen zu. Im Elsaß und der Schweiz, in Schleswig-Holstein und den Niederlanden, am Rhein und an der Donau, allüberall erscholl der Muttersprache in feurigen Gesängen und tiefsinnigen Gedichten Lob und Preis, in der Mundart und im Schriftdeutsch. „En duitsch is duitsch, 't zy hoog of neder" — „Und deutsch ist deutsch, ob hoch ob nieder," rief 1846 der Vlame Dautzenberg.

„Min Modersprak, wie klingst du schön!" beginnt Klaus Groth sein seelenvolles Lied „Min Modersprak"; „My Muetersproch! Met dine liebe Chlenge — Bist doch und blybst di herrlechst Melody!" ruft der St. Galler A. Halder. Und so fort durch alle deutschen Gaue!

Es ist gewiß kein Zufall, daß gerade in den fünfziger und anfangs der sechziger Jahre die Dichter vielfach sich auf das Lob der Heimatsprache, der Mundart, zurückzogen. Erst mit der Mitte der sechziger Jahre und besonders nach 66 und 70 nehmen die Sprachgedichte wieder einen größeren, alldeutscheren Zug und Schwung an. Neben her liefen immer auch Kampfgedichte gegen die eingenisteten alten Feinde, die aus der Zopf- und Franzosenzeit geblieben waren. Zu diesen hatten sich die schlimmen Einflüsse des fremdwörtelnden wissenschaftlichen und Kanzleistils, einer flitterigen und flatterigen Zeitungs- und Romanschriftstellerei gesellt; so hatte der „papierne" Stil die frische, aus der Quelle der Mundarten schöpfende Schreibart mehr und mehr verdrängt. So lange nur einzelne Dichter und Denker in Scherz und Ernst gegen die Fremdwörtersucht loszogen, fruchtete es nicht viel. Erst durch die Gründung des Allg. deutschen Sprachvereins (1886) kam in die seither vereinzelten Bemühungen Richtung und Plan; und wie dieser anregend, helfend, verbessernd und sprachschöpferisch nach allen Richtungen des deutschen Sprachlebens gewirkt hat und noch wirkt, so sind auch eine ganze Anzahl von Dichtern seinen Spuren gefolgt; die meisten Sprachgedichte seit 1886 stehen im Dienste der vom Allg. deutschen Sprachverein vertretenen Gedanken, was ihren dichterischen Wert allerdings meist stark beeinträchtigt.

Die Lehre, die der Deutsche auch aus der Geschichte seiner Sprache für seine Bildung ziehen kann, hat der Aesthetiker Fr. Th. Vischer in die prächtigen Worte gefaßt:

„Wandre, lerne
In der Ferne,
Viel und gerne,
Uebe die Zunge und den Sinn
In fremden Sprachen, es bringt Gewinn.

Aber bleibe in deiner Haut,
In deinen Knochen, wie sie gebaut,
Sprich, wie es wahrhaft dir zu Mut
Im eignen Fleisch, im eignen Blut,
Wie es die Jungen und die Alten
Bei dir zu Lande hielten und halten,
Sprich, wie sie sprechen in den trauten
Von Urzeit angestammten Lauten,
Sprich, wie dein Herz mit sich selber spricht,
Lasse von deiner Sprache nicht!"

Karl Berger.



Frommels Lebensbild.

„Viele Leichenreden habe ich gehalten, noch ihrer mehr müssen mir vergeben werden. Namentlich ergriff mich bei den Kinderleichen eine so unnennbar tiefe Wehmut, wie der Tod doch solch ein Räuber sei; und wie oft habe ich an den Hirtenknaben von Uhland denken müssen:

Droben bringt man sie zu Grabe,
Die sich freuten in dem Thal —
Hirtenknabe, Hirtenknabe,
Dir auch singt man dort einmal.

Ich habe mich selbst in gewissem Sinne ‚mitbegraben', und das taugt nicht, wenn es auch im tiefsten Sinne so sein soll." —

„Bin ich erlöst von den Banden meines Fleisches, will ich mich nicht fangen lassen in die Bande des Buchstabens und eines Gewissens, das mir andere auflegen wollen!" —

„Ich suche in der Form kein Heil." —

„Ein Zweifler, ja, in gewissem Sinne — aber gleichgiltig, nein, das ist das Einzige, was ich nicht bin." —

„Die Religion der einzige Stern, der den Menschen vor dem Sturze in den Abgrund bewahrt; der Weg zur Religion die Philosophie." —

Das sind so Aeußerungen, die der selige Emil Frommel, weiland Hofprediger und Doktor der Gottesgelahrtheit, in jungen oder alten Tagen gethan hat. Wenn und wo er nur sprach, da ging in jedem denkenden Kopfe und in jedem fühlenden Herzen die Sonne auf. Ich hatte das Glück, mit dem unvergeßlichen Manne noch wenige Zeit vor seinem Ableben allertiefste Menschheitsfragen in einer fast einstündigen Plauderei berühren zu dürfen. Es war zu Potsdam im Kabinetshause (der heutigen Residenz des Kronprinzen), wo dem Rekonvaleszenten, der eine schwere Operation durchgemacht hatte, die gnädige Fürsorge des Kaisers eine zeitweilige Unterkunft hatte anweisen lassen. Wer mit Emil Frommel ein einziges Mal eingehend geplaudert hatte, dem blieb ein Gewinn fürs ganze Leben — die Erfahrung, daß es immer wieder Menschen

giebt, die die Welt durch Liebe zu erobern und zu überwinden wissen. Und dieses Mannes Leben liegt nun aufgezeichnet vor uns, der Sohn hat uns den ersten Band des Werkes geschenkt. Das Gesamtwerk erscheint im Verlage von E. S. Mittler u. Sohn, Berlin, Kochstraße 68—71, und soll nachstehende neun Bände umfassen, die einzeln käuflich in möglichst kurzen Zwischenräumen erscheinen werden: Frommels Lebensbild, 2 Bde., Briefe aus der Seelsorge, Reden an vaterländischen Gedenktagen, Reden an kirchlichen Festen (Innere, Aeußere Mission, Gustav Adolfsache, Kirchengesang u. s. f.), Ausgewählte Predigten (Predigt beim Antritt und Abschied, Sylvester, Totenfest, 4. Advent, Reformation u. s. f.), Kasualreden aus dem Amt (Tauf-, Konfirmations-, Trauungs- und Leichenreden), Poetisches (Ernste und heitere Gedichte, Trinksprüche, Märchen) und Vermischtes (Aphorismen, Lebensbilder und Lebensregeln u. s. f.) — „Frommels Lebensbild". Erster Band: Auf dem Heimatboden. Von Pfarrer Dr. Otto Frommel. Preis geheftet 4 M., in Originalband 5 M.

Wir können jedem, der Sonnenschein trinken, sein Herz erfrischen, seinen Geist bereichern will, dieses Lebensbild aufs wärmste empfehlen. Mit außerordentlichem Feingefühl hat der Sohn das Bild des Vaters entworfen — ein Werk, vor dem auch der strengste Kritiker zum Lobredner wird.

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.



Henryk Sienkiewicz.

Henryk Sienkiewicz steht unter den zeitgenössischen polnischen Schriftstellern in erster Reihe. Seine Romane, welche bald die vom Glanze der Romantik umwobene ruhmreiche Vergangenheit der polnischen Nation in lebendigen Farben zur Darstellung bringen, bald ein treues Bild von dem Leben der polnischen Gesellschaft in der Gegenwart entwerfen, beherrschen die Romanlitteratur in Polen. Ja, sie sind zum Gegenstande nationaler Verehrung geworden. Ueberall, wo es nur Polen giebt, von Sibirien bis Amerika, liebt man Sienkiewicz, liest seine Werke und hält sich an ihnen wie an einem Symbol und Unterpfande des Vaterlandes. Jetzt, da sein dreißigjähriges Schriftstellerjubiläum gefeiert wird, das Sienkiewicz in seiner Schlichtheit und Bescheidenheit ablehnen wollte, bricht die Liebe und Verehrung der Nation hell hervor. Jeder bemüht sich, sein Teil beizutragen zur Feier des Meisters. Auch eine praktische Gabe ist ihm zugedacht: man hat eine Sammlung begonnen, aus deren Ergebnis dem Dichter, welcher bisher seinen Sommer auf den Gütern von Freunden in der Nähe von Paris und in Zakopane am Fuße der hoheitvollen Tatraberge zugebracht, ein Landgut gespendet werden soll.

Henryk Sienkiewicz, der am 4. Mai 1846 in Wola Okrzejska geboren wurde, trat mit seinem ersten bemerkenswerteren Werke „Umsonst" („Na

marne")*), einem prächtigen Bilde aus dem Kijewer Studentenleben, im Jahre 1870 auf den Plan. Bald folgte eine ganze Reihe kleinerer Erzählungen, wie „Kohleskizzen", „Janko, der Musikant" u. v. a., welche zum Teil auf seinen Reisen, die ihn durch Europa und Amerika führten, entstanden. Dann wandte er sich Werken großen Stiles zu. Im Jahre 1884 erschien die gewaltige Trilogie „Mit Feuer und Schwert", „Die Sündflut" und „Herr Wolodyjowski", die in farbenprächtigen, lebensvollen Scenen die polnische Vergangenheit erstehen läßt. Daß er auch die Erscheinungen der modernen Welt mit seinem reichen Geiste durchdringt und beherrscht, zeigte Sienkiewicz in seinem Roman „Ohne Dogma", der im Jahre 1888 erschien und eine tiefe und dauernde Wirkung erzielte. Nach einer abermaligen längeren Wanderung durch Europa und Afrika brachte Sienkiewicz 1893 die Geschichte der „Familie Polaniecki" und im Jahre 1895 den großen Roman aus der ersten Zeit des Christentums „Quo vadis?" In seinem neuesten Werke „Die Kreuzritter", welches vor kurzem in der Warschauer Wochenschrift „Tygodnik illustrowany" abgeschlossen wurde, wandte er sich wieder der altpolnischen Geschichte zu.

Sienkiewicz's dichterische Persönlichkeit zeigt uns einen großen und edlen Menschen, einen Dichter voll unerschöpflicher Liebe und erhabenem Idealismus, einen Freund und Führer seiner Menschenbrüder.

Nicht nur die Schönheit der Sprache, die lebensvolle Plastik der Schilderung, die in stetem Fluß gehaltene Entwickelung der äußeren Ereignisse, die psychologische Wahrheit der Charaktere sind es, welche allen Werken Sienkiewiczs ihren Reiz und Wert verleihen, sie enthalten auch alle ein hohes ethisches Moment, sie sind erfüllt von der ruhigen Größe seiner Lebensweisheit, der jedes Leben, sofern es des sittlichen Haltes in einem höheren Ziel, in einem leitenden Ideale entbehrt, als nichtig und unnütz erscheint.

Charakteristisch für die Lebensanschauung Sienkiewiczs ist die Art, in der er seine Frauengestalten zeichnet: Er stellt in seinen Heldinnen stets das Ideal des Weibes dar, bei dem die körperliche Schönheit nur die äußere Harmonie zu der reinen Schönheit der Seele bildet, und das den Mann, der in den Stürmen des Lebens nur zu leicht den rechten Weg verfehlt oder verliert, durch ihr von unwandelbarer Liebe und Güte erfülltes Wesen zum Lichte führt. Daß Sienkiewicz derartige Gestalten immer wieder in den Vordergrund stellt, das ist mehr als die dem Polen von je nachgerühmte Galanterie, daraus spricht der aufrichtige Glaube an das Gute und Schöne in der Menschenseele, an die segenbringende Mission des Weibes zunächst dem Manne und so der ganzen Menschheit gegenüber.

Der allgemeinen Verehrung, die Sienkiewicz bei seinem Volke gefunden, und dem Werte seiner Werke entspricht die freudige Anerkennung, die ihm auch im Auslande zu teil geworden. Viele seiner Erzählungen sind in alle wesentlichen Litteraturen übertragen worden, und eine ganze Anzahl von ihnen, so neben verschiedenen kleineren Skizzen und Erzählungen u. a. der große psychologische Zeitroman „Ohne Dogma", haben in Deutschland ihre Uebersetzer gefunden.

Vor kurzem nun sind abermals zwei seiner Romane, „Die Familie Polaniecki" und „Quo vadis?", in deutscher Uebertragung erschienen und haben

*) Deutsch unter dem Titel „Zersplittert" in Reklams Universal-Bibliothek.



allgemeine Beachtung gefunden.*) In der „Familie Polaniecki" zeichnet Sienkiewicz die moderne polnische Gesellschaft in lebenstreuen Typen: der thatkräftige Nachkomme eines alten Adelsgeschlechts, welcher, den Geist der Zeit erfassend und unbekümmert um Tradition und Vorurteile, zur Industrie übergegangen ist, der verschuldete Landjunker, der arbeitsame Gutsherr, der gewissenlose Streber, der unthätige Pessimist u. v. a., all diese Gestalten gruppieren sich zu einem wirkungsvollen, einheitlichen Gemälde.

Der andere Roman, „Quo vadis?", tritt vor das deutsche Publikum, nachdem er bereits in englischer Uebersetzung einen ganz ungeheuren Erfolg im Auslande errungen:. es sollen davon in England und Amerika innerhalb eines Jahres 800 000 Exemplare verbreitet worden sein. Es ist nicht zu verwundern, daß dieser Roman bis in die weitesten Kreise enthusiastische Aufnahme gefunden.

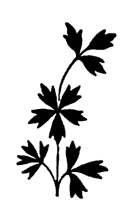
In geradezu staunenswerter Leibhaftigkeit stellt hier Sienkiewicz das Neronische Rom mit den verderbten und entnervten Vertretern der alten Welt, die ihre Todesahnung in wahnsinnigem Prunk und grausamen Genüssen zu betäuben suchen, auf der einen Seite und die duldenden und in ihrem Glauben doch unüberwindlichen Anhänger der christlichen Lehre auf der andern gleichsam als Selbstgeschautes uns vor Augen. Und aus seinem tief innigen Glauben heraus bringt er mit der Kraft der Ueberzeugung die Ueberwindung des Heidentums durch das Christentum zur Anschauung.

Die beiden Uebersetzungen, welche E. und R. Ettlinger zu danken sind, zeigen keinerlei Härten und Unebenheiten, sie lassen den Dichter wie unmittelbar zu uns sprechen. Die äußere Ausstattung der Werke ist geschmackvoll und angemessen.

Georg Adam.

---

*) Die Familie Polaniecki. Roman von H. Sienkiewicz. Autorisierte Uebersetzung von E. und R. Ettlinger, eingeleitet durch eine litterarhistorische und biographische Skizze von Karl Muth. Mit dem Bildnisse des Verfassers. Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln. 5 Mk. — „Quo vadis?" Historischer Roman aus der Zeit des Kaisers Nero. Von Heinrich Sienkiewicz. Autorisierte Uebersetzung von E. und R. Ettlinger. Mit 17 Original-Illustrationen von Alb. Rothaug, Ansichten u. s. w. Benziger & Co., Einsiedeln. 6 Mk.





Die Erhaltung der Kraft.

Das Gesetz von der Erhaltung der Kraft, das um die Mitte unseres Jahrhunderts erkannt wurde, ist für die Physik von bestimmendstem Einfluß geworden; es gilt heute allgemein für das wichtigste Grundgesetz, das seinen Geltungsbereich weit über die physikalischen Erscheinungen hinaus erstreckt; alles, was überhaupt in der Natur vor sich geht, in der belebten so gut wie in der unbelebten, ist in seinem Ablauf an dieses Gesetz gebunden. Es hat somit eine ganz universelle Bedeutung gewonnen. Leider aber hat die Verbreitung naturwissenschaftlicher Erkenntnis damit nicht gleichen Schritt gehalten, und gerade das Gesetz von der Erhaltung der Kraft ist selbst in den Kreisen der Gebildeten noch einem starken Mißverstehen ausgesetzt, obwohl jeder tiefere Einblick in die Vorgänge der Natur an seine Erkenntnis gebunden ist.

Einen großen Teil der Schuld an dem Mißverstehen dieses grundlegenden Gesetzes trägt wohl sein unglücklicher Name, der aus den Bezeichnungen einer früheren Periode stammt und das Wort Kraft für einen Begriff anwendet, der heute von den Physikern mit einem ganz anderen Worte bezeichnet wird. Die in dem genannten Gesetze ausgedrückte Wahrheit ist eben nicht plötzlich und unvermittelt erkannt worden, sondern im Laufe einer langen Entwicklung, und Spuren derselben verraten sich in dem zu Mißverständnissen geradezu herausfordernden Namen.

Der Begriff der Kraft ist von unserem Muskelgefühl hergenommen, wenn wir einen schweren Gegenstand halten oder entgegen seiner Schwere heben. Die Schwere eines Körpers bietet sich daher als das anschaulichste Kraftmaß dar; so sprechen wir von einer Kraft, z. B. von einem Druck von 6 Kilogramm 2c. Drucke geben wir allerdings häufig in Atmosphären an; aber der Druck einer Atmosphäre entspricht einem Druck von ein wenig mehr als 1 Kilogramm auf jeden Quadratcentimeter; der Ausspruch, in einem Dampfkessel herrscht ein Druck von 5 Atmosphären, bedeutet also, daß jeder Quadratcentimeter der Kesselwand einen Dampfdruck von etwas mehr als 5 Kilogramm auszuhalten hat. Nebenbei mag noch bemerkt werden, daß dieses auf der Schwere beruhende terrestrische Kraftmaß in der Physik nicht allgemein gebraucht wird. Einer der Gründe hierfür ist der Umstand, daß die Schwere eines Kilogramms keine unveränderliche Größe ist; dasselbe Kilostück ist in Berlin leichter, als in Tromsoe, dagegen

schwerer als in Kairo. Auch wird es leichter, wenn es im Luftballon zu beträchtlichen Höhen über den Erdboden erhoben wird.

Wir brauchen hier nicht auf das von den Physikern benutzte Kraftmaß einzugehen, für unsere Darlegungen genügt es vollauf, wenn wir bei der Schwere eines Kilo als Einheit der Kraft verbleiben. Soviel ist aber von vornherein klar, daß von einer Erhaltung der Kraft in dem Sinne, daß die Summe aller Kräfte stets dieselbe bleibt, gar keine Rede sein kann. Schon bei dem Transport gewaltiger Massen auf der Erde ändert sich der Betrag der Kräfte fortwährend. Um zu einer Vorstellung von dem zu kommen, was der Physiker unter dem Gesetz von der Erhaltung der Kraft versteht, müssen wir vielmehr auf einen andern Begriff eingehen, auf den der Arbeit. Man spricht von mechanischer Arbeit, wenn der Angriffspunkt einer Kraft in ihrer Richtung verschoben wird; wenn z. B. ein Körper von seiner Höhe herabsinkt, so leistet die Schwerkraft an ihm Arbeit; umgekehrt müssen wir gegen die Schwere arbeiten, wenn wir ihn in die Höhe heben wollen. Als Maß für die Arbeit dient einmal die Kraft, die wir überwinden müssen, und zweitens der Weg, durch welchen gearbeitet wird. Die Einheit des Weges ist der Meter, die der Kraft die Schwere eines Kilogramm, und somit wird eine Arbeit in Meterkilogramm gemessen; so ist eine Arbeit von 5 Meterkilogramm diejenige, durch welche 5 Kilogramm entgegen ihrer Schwere um 1 Meter gehoben werden. Auch die Schwere kann diese Arbeit leisten, wenn sie die 5 Kilogramm um einen Meter senkt. Daß dabei durch die Schwerkraft eine andere ebenso schwere Masse um gleich viel gehoben werden kann, wird ohne weiteres klar, wenn man sich die beiden schweren Massen durch eine über eine Rolle gehende Schnur verbunden denkt. Dann muß die eine Masse stets um so viel steigen, als die andere sinkt.

Aus diesem Verhältnis ergiebt sich, daß durch die Schwere einer Masse eine um so größere Arbeit geleistet werden kann, je höher sie sich über dem Erdboden befindet. Haben wir z. B. 3 Kilogramm in einer Erhebung von 2 Metern, so kann durch ihr Sinken eine Arbeit von 6 Meterkilogramm geleistet werden; befindet sie sich dagegen in einer Erhebung von 10 Metern, so wird sie beim Sinken eine Arbeit von 30 Meterkilogramm leisten können. Man sieht deutlich, daß eine gehobene Masse einen Arbeitsvorrat darstellt, den wir zur Verfügung haben und nach Belieben ausgeben können; wir können die Masse auf ihrem Platze belassen und den Arbeitsvorrat festhalten, wir können sie auch zu jeder uns passenden Zeit durch ihre eigene Schwere sinken und dabei eine entsprechende Arbeit leisten lassen. Solche disponiblen Arbeitsvorräte bezeichnet man heute allgemein mit dem Namen Energie; früher war für diese spezielle Form des Arbeitsvorrates der Name Fallkraft im Gebrauch. Man sprach also in den oben erwähnten Fällen von einer Fallkraft von 6 resp. 30 Kilogrammmeter, während man heute von einem Energiebetrag in dieser Höhe spricht, welcher in der Masse aufgespeichert ist. Der Betrag dieser Energie hängt offensichtlich von der Lage der betreffenden Masse ab, und deshalb nennt man diese besondere Form eines disponiblen Arbeitsvorrates zur Unterscheidung von andern Energieformen Energie der Lage oder potentielle Energie. Uebrigens ist solche Energie nicht lediglich in gehobenen Massen vorhanden; eine gespannte Feder z. B. stellt ebenfalls einen disponiblen Arbeitsvorrat dar, der bei der Entspannung ausgegeben, z. B. zum Treiben eines Uhrwerks benutzt wird. Auch

in einem solchen Falle ist also potentielle Energie vorhanden; der Name Fallkraft würde in einem solchen Falle nicht passen, und man benutzte daher früher das Wort **Spannkraft** für diese Energie, von der die Fallkraft eine besondere Art war.

Außer durch ihre Lage kann in einer Masse auch durch ihre Bewegung ein Arbeitsvorrat, also Energie, stecken; ja, die Energie bewegter Massen benutzen wir in ganz hervorragendem Maße zur Leistung der mannigfachsten Arbeiten. So treibt die Energie des bewegten Windes die schweren Flügel einer Windmühle, die des fließenden Wassers treibt Mühlräder und Turbinen, die zum Antrieb von Dynamomaschinen dienen. Diese **Energie der Bewegung**, mit einem Fremdwort **kinetische Energie**, wurde früher ganz allgemein **lebendige Kraft** genannt, eine Bezeichnung, die auch heute noch vielfach angewendet wird. Der Betrag dieser lebendigen Kraft oder kinetischen Energie hängt von der Größe der bewegten Masse sowie von ihrer Geschwindigkeit ab; sie wächst in demselben Maße, wie die Masse, mit der Geschwindigkeit dagegen wächst sie im quadratischen Verhältnis, so daß bei doppelter Geschwindigkeit die vierfache lebendige Kraft vorhanden ist, bei dreifacher Geschwindigkeit die neunfache lebendige Kraft u. s. f. Der genaue Betrag der lebendigen Kraft ist durch das halbe Produkt aus der Masse und der mit sich selbst multiplizierten Geschwindigkeit gegeben; wird z. B. eine zwölfpfündige Kanonenkugel, deren Masse also 6 Kilo beträgt, mit einer Geschwindigkeit von 500 Metern in der Sekunde abgefeuert, so wohnt ihr eine lebendige Kraft von $1/2 \times 6 \times 500 \times 500 = 750\,000$ Meterkilogramm inne. Beim Aufschlagen leistet sie also eine Arbeit, als wenn 750 000 Kilogramm, das sind 7 500 Doppelzentner aus der Höhe von einem Meter herabfielen. Hiernach kann man die ungeheure zerstörende Kraft ermessen, die den modernen Geschossen innewohnt.

Die Gesetze des freien Fallens der Körper sowie der Pendelbewegung wurden vor fast 300 Jahren erforscht, und bald darauf wurde eine nähere Beziehung zwischen der lebendigen Kraft und der Spannkraft oder, wie wir heute sagen, zwischen der Bewegungs-Energie und der Lagen-Energie eines mechanischen Systems erkannt. Diese Beziehung, welche als das Gesetz der lebendigen Kraft bezeichnet wurde, gilt jedoch nicht in allen Fällen, sondern nur unter ganz besonderen Umständen, nur, wenn die Kräfte des Systems ganz bestimmten Gesetzmäßigkeiten folgen. Um was es sich bei dieser Beziehung handelt, kann man sich wohl am einfachsten an dem Beispiel eines gewöhnlichen Pendels klar machen. Wenn es in seiner Ruhelage still hängt, so ist weder Energie der Bewegung noch solche der Lage in ihm; ist es dagegen durch die Arbeit einer von außen wirkenden Kraft, z. B. der Muskelkraft eines Menschen, aus der Gleichgewichtslage herausgehoben, so hat es in der gehobenen Lage ein bestimmtes Quantum an potentieller Energie (Fallkraft nach dem älteren Namen). Wiegt es z. B. $1/2$ Kilogramm und wird bis auf einen Meter emporgehoben, so besitzt es eine Lagen-Energie von $1/2$ Meterkilogramm. Läßt man das Pendel in dieser Lage los, so sinkt es sofort von der Höhe herab und strebt wieder der Gleichgewichtslage zu. Seine Energie der Lage verliert es hierbei, aber es bekommt dabei eine immer größere Geschwindigkeit, also eine immer größere Energie der Bewegung (lebendige Kraft). In der Gleichgewichtslage hat es die gesamte Energie der Lage verloren, aber seine lebendige Kraft ist hier am größten geworden; in-

folge dessen bleibt es in der Gleichgewichtslage nicht in Ruhe, sondern durch seine lebendige Kraft wird es über dieselbe wieder hinausgeführt und der Schwere entgegen gehoben. Je höher es steigt, desto mehr wird seine Geschwindigkeit und seine lebendige Kraft aufgezehrt, wogegen es Energie der Lage gewinnt. Schließlich ist es genau so hoch gestiegen, als es ursprünglich war; in dieser Stellung besitzt es gar keine lebendige Kraft mehr, hat jedoch die gesamte Energie der Lage zurückgewonnen. Darauf fängt es wieder an zu sinken, und das Spiel beginnt von neuem.

So sehen wir in dem Pendel ein mechanisches System, in welchem der Gesamtbetrag der Energie derselbe bleibt, und nur eine fortwährende Umwandlung von Spannkraft (Energie der Lage) in lebendige Kraft, sowie umgekehrt, eintritt. Beispiele derartiger Umwandlungen der beiden Energieformen sind in der Natur sehr häufig; so besitzt die gespannte Sehne eines Bogens ein Quantum Spannkraft, das sich beim Losschnellen in lebendige Kraft des Pfeiles umsetzt; so setzt sich beim Fallen eines Balles seine Spannkraft in lebendige Kraft um, zufolge deren er wieder in die Höhe springt.

Aber, wie schon gesagt, diese Umsetzung der beiden Energieformen in einander tritt nur unter bestimmten Bedingungen ein, auf die wir hier nicht näher eingehen können. Nur soviel sei hier bemerkt, was wohl auch den Lesern schon aufgefallen ist, daß durch die Reibung Energie ohne Ersatz verloren geht. Gerade bei dem zuerst angeführten Beispiel weiß ja jeder, daß das Pendel nicht ganz genau so hoch emporsteigt, als es ursprünglich gewesen war, vielmehr verliert es bei jedem Hin- und Hergang etwas von seiner Energie und kommt schließlich in der Gleichgewichtslage zur Ruhe. Die Reibung an der Aufhängung, sowie namentlich der Reibungswiderstand, den die Luft der Bewegung entgegensetzt, sind es, welche den Energievorrat allmählich aufzehren, zu deren Ueberwindung der aufgespeicherte Arbeitsvorrat allmählich verbraucht wird.

Außer durch Reibung geht auch durch Stoß sehr häufig Energie verloren. Wenn ein Stein aus großer Höhe herabstürzt, so verwandelt sich die Energie der Lage in lebendige Kraft, und mit großer Wucht fällt der Stein auf den Boden auf. Hier aber verliert er seine lebendige Kraft fast ganz; zuweilen springt er noch ein wenig in die Höhe, dann aber fällt er zurück und bleibt liegen, die gesamte Energie ist verschwunden. Die Bedingungen festzustellen, unter welchen Energie verloren geht, war eine wichtige Aufgabe der Physiker, und um die Mitte des 19. Jahrhunderts war diese Aufgabe zur Genüge gelöst. Für mechanische Systeme war das Gesetz der Umwandlung der beiden Energieformen, Spannkraft und lebendige Kraft, in einander im allgemeinen festgestellt, und weiter galt als ausgemacht, daß durch Reibung und Stoß mechanische Arbeit verbraucht wird, mechanische Energie verloren geht. Ein tieferer Einblick in die Gesetzmäßigkeit dieser Vorgänge wurde von einer ganz anderen Seite her gewonnen; er kam aus der Wärmelehre.

Julius Robert Mayer war der Name eines jungen Arztes aus Heilbronn, der im Jahre 1840 als Schiffsarzt in Batavia die Beobachtung machte, daß das bei Aderlässen aus der Armvene entnommene Blut eine weit hellere Röte zeigte, als es in unserm nordischen Klima der Fall ist. Das helle rote Blut, das in den Lungen reichlich Sauerstoff aufgenommen hat, strömt zum Herzen zurück, von wo es in einem System von Arterien durch den ganzen Körper

gepreßt wird; hierbei wird der Sauerstoff zur Oxydierung (langsamen Verbrennung) des überall im Körper vorhandenen Kohlenstoffes verbraucht, so daß das Blut reichliche Mengen von Kohlensäure aufnimmt. Dadurch dunkel gefärbt, strömt es in den Venen zum Herzen zurück, von wo es zu den Lungen gesandt wird, um daselbst seine Kohlensäure gegen den beim Atmen eingeführten Sauerstoff auszutauschen, und dann seinen Kreislauf von neuem zu beginnen. Daß das venöse Blut in den Tropen heller ist, als in unserm Klima, zeigt an, daß es mit weniger Kohlensäure beladen ist; der Sauerstoffverbrauch ist daher in den Tropen ein geringerer und ebenso der an ihn gebundene Verbrennungsprozeß im menschlichen Körper.

Von dieser Thatsache ausgehend kam Mayer, der sich im folgenden Jahre, 1841, in seiner Vaterstadt als Arzt niederließ, durch unablässiges Nachdenken zu den wichtigsten Schlüssen, welche umwälzend auf die gesamten Anschauungen von der Wärme einwirkten. Man hatte die Wärme bisher als einen Stoff behandelt, wenn sich auch Ansätze zu einer andern Auffassung der Wärmeerscheinungen bei früheren Physikern finden; aber es waren eben nur Ansätze, die niemals durchgearbeitet worden waren. Mayer faßte in klarer Weise die Wärme als einen disponiblen Arbeitsvorrat auf und griff mit genialem Blick gewisse Eigenschaften der Gase heraus, um zu bestimmen, wie viel Arbeit durch eine bestimmte Wärmemenge geleistet werden kann. Zur Erwärmung eines bestimmten Gasquantums ist eine größere Wärmemenge erforderlich, wenn das Gas dabei unter demselben Drucke bleibt und sich ausdehnt, als wenn es in einem Raume fest eingeschlossen ist. Mayer erklärte den Mehrbedarf an Wärme in dem einen Fall durch die Notwendigkeit, bei der Ausdehnung den äußeren Druck zu überwinden, also mechanische Arbeit zu leisten. Aus der Vergleichung dieses Mehrbedarfs an Wärme mit der geleisteten Arbeit vermochte er bereits im Jahre 1842 zu berechnen, ein wie großes Quantum von mechanischer Arbeit durch eine Wärmeeinheit — d. i. diejenige Wärmemenge, durch welche 1 Liter Wasser um 1° erwärmt wird — geleistet werden kann. Diese Größe, 424 Meterkilogramm, heißt das mechanische Aequivalent der Wärme; Mayer hatte eine etwas geringere Zahl angegeben, da ihm ungenauere Zahlen über die Ausdehnung der Gase zur Verfügung standen.

Der Mayersche Satz besagt also, daß für jede Wärmeeinheit, welche verschwindet, eine mechanische Arbeit in obigem Betrage auftritt, daß aber auch umgekehrt durch Leistung von mechanischer Arbeit in jenem Betrage, z. B. durch Reibung oder Stoß, eine Wärmeeinheit erzeugt werden kann.

In dieser Auffassung der Wärme als einer Energieform oder, wie man zu Mayers Zeit sagte, einer Kraft, liegt eigentlich schon das Gesetz von der Erhaltung der Kraft oder, wie man heute meist sagt, das Gesetz von der Erhaltung der Energie. In den oben erwähnten Beispielen tritt überall für die verlorene Energie Wärme in entsprechendem Betrage auf; die Energie hat sich also nur in eine andere Form umgewandelt.

Das Schicksal der Mayerschen Entdeckung war anfangs ein wenig ermutigendes. Seine im Jahre 1842 geschriebene Abhandlung „Bemerkungen über die Kräfte der unbelebten Natur“ wurde von der vornehmsten physikalischen Zeitschrift, den Annalen für Physik und Chemie, abgelehnt und schließlich in den Annalen der Chemie und Pharmacie abgedruckt, wo sie für die zeitgenössischen

Physiker so gut wie verloren war. Thatsächlich ist sie auch jahrelang ganz unbeachtet geblieben. Unserer Generation, die bereits in der Schule gelernt hat, daß Wärme und Arbeit äquivalent sind, wird das Verhalten des Herausgebers jener physikalischen Zeitschrift, des Professors Poggendorff, vielleicht höchst merkwürdig erscheinen; wir vermögen eben kaum, uns in den geistigen Zustand jener Zeit zurückzuversetzen und zu begreifen, wie absolut neu und unverständlich die Sache den gewöhnlichen Fachphysikern erscheinen mußte. Aber Männer von umfassendem Blick haben zu jener Zeit an den verschiedensten Stellen der Erde ähnliche Gedanken gehabt und auszubauen versucht. Vor allem ist hier der Engländer James Prescott Joule zu nennen, der die Sache von einer wesentlich anderen Seite als Mayer angriff; von der längst bekannten Thatsache ausgehend, daß durch Reibung Wärme entsteht, ersann er eine Reihe geistvoller Experimente, um die beim Fallen eines schweren Körpers verlorene Energie durch Reibung in Wärme umzusetzen und zu messen. Seine erste Veröffentlichung, in der das mechanische Aequivalent der Wärme angegeben wird, stammt aus dem Jahre 1843.

Weiter ist vor allem der deutsche Physiker Hermann Helmholtz zu nennen, der als junger Arzt in Potsdam seine bahnbrechenden Untersuchungen anstellte und im Jahre 1847 in der Physikalischen Gesellschaft zu Berlin seinen berühmten Vortrag über die Erhaltung der Kraft hielt. Zunächst fand auch er bei den Physikern lebhaften Widerstand; auch seiner Arbeit wurde die Aufnahme in die Annalen der Physik und Chemie verweigert, und er mußte sie als Broschüre drucken lassen. Helmholtz geht von der durch zahllose Mißerfolge bereits allgemein gewordenen Ansicht aus, daß die Konstruktion eines Perpetuum mobile unmöglich sei, d. h. die Konstruktion einer Maschine, welche nutzbare Arbeit leistet, ohne daß ihr Energie, also ein Arbeitsvorrat, in gleichem Betrage zugeführt wird. Er gewinnt dadurch bestimmte Bedingungen für die Natur der Kräfte, durch die alle Veränderungen herbeigeführt werden, und wendet den Satz, daß Energie weder aus nichts gewonnen noch verloren gehen könne, sondern daß sie stets nur in verschiedene Formen verwandelt werde, sowohl auf die Wärmeerscheinungen als auf die elektrischen Vorgänge an.

Die Erkenntnis der Aequivalenz von Wärme und Arbeit ist ganz unzweifelhaft derjenige Gedanke, welcher den größten Fortschritt der Naturwissenschaft im verflossenen halben Jahrhundert bedingte. Nachdem seine Bedeutung erkannt war, wurden die Männer, die ihn zuerst entgegen der herrschenden Anschauung vertreten hatten, mit Ruhm und Ehren überhäuft. Alsbald sind auch über die Urheberschaft des Gedankens heftige Streitigkeiten entstanden, bei welchen abscheuliche persönliche Verdächtigungen und ein widerlicher nationaler Chauvinismus zu Tage getreten sind. Man bedenkt eben nicht, daß alle Forscher an den gemeinsamen Ueberzeugungen ihrer Zeit teilnehmen und daher mehr oder weniger leicht denselben Gedanken zugänglich sind; diese bereiten sich allmählich vor und entwickeln sich zur Zeit der Reife in verschiedenen Köpfen fast gleichzeitig und unabhängig von einander. Sehr lehrreich ist in dieser Beziehung die Thatsache, daß schon erhebliche Zeit vor Mayer und Joule die Aequivalenz von Wärme und Arbeit von einem jungen französischen Ingenieur erkannt und das mechanische Wärmeäquivalent berechnet war. Diese Arbeit blieb aber 46 Jahre unter den nachgelassenen Papieren des früh gestorbenen Forschers liegen, so daß ihre völlige Unbekanntschaft sicher erwiesen ist.

Sadi Carnot (1796—1832), ein Onkel des ermordeten Präsidenten der französischen Republik, hatte schon frühzeitig erkannt, daß die herrschende Wärmelehre nicht haltbar sei. In seinem 1878 veröffentlichten Nachlaß findet sich die klare Ueberzeugung von der Aequivalenz von Wärme und Arbeit, sowie von der Konstanz der Energie in der Natur ausgesprochen; weiter wird auch das mechanische Aequivalent der Wärme angegeben.

Hätte Carnot länger gelebt — er starb in dem jugendlichen Alter von 36 Jahren — so würde das Gesetz von der Erhaltung der Energie unzweifelhaft für immer mit seinem Namen verbunden sein. Sein Fall sollte vor Prioritätsstreitigkeiten bei grundlegenden Gedanken warnen. Glücklicherweise ist die Entwicklung der Wissenschaft nicht auf eine Nation oder gar auf einen Kopf angewiesen. Derselbe Gedanke wird eben von verschiedenen Forschern, gemäß ihren verschiedenen persönlichen Eigenschaften, in sehr verschiedener Weise entwickelt und durchgeführt; aus dieser vielseitigen Entwicklung zieht die Wissenschaft den allergrößten Gewinn. Dr. **Bruno Borchardt.**



Macaulay und Chaucer.

Es ist ein merkwürdiger Zufall, der den Gedenktag dieser beiden zeitlich so weit getrennten und durch Natur und Entwicklung in jedem Betracht so weit voneinander entfernten Männer auf das nämliche Datum hat fallen lassen: Macaulay ist am 25. Oktober 1800 geboren und Chaucer am 25. Oktober 1400 gestorben. Der eine war ein Mann des praktischen Verstandes, Verwaltungstalent und Staatsmann, Historiker, und trotz der edlen Rhetorik seiner „Gesänge des alten Rom" so ausschließlicher Prosaiker, daß er sich selbst jedes tiefere Verständnis für die Poesie absprach. Der andere Gemütsmensch und Idealist, der keinen Halt im praktischen Leben hatte als die Gnade seiner Fürsten, der nichts war und sein wollte als bloß Dichter und, ein echter Sänger, nach keinem greifbaren Erfolge strebte als nach dem Lohn der Lieder, die ihm aus der Kehle drangen: der Freude am dichterischen Gelingen.

Haben diese Männer mehr miteinander gemein, als daß sie beide englische Geisteshelden sind und ihre letzte Ruhe zusammen halten in der britischen Ruhmeshalle, der Westminster Abtei? — Doch noch etwas: in beider Leben nach dem Tode zeigt sich das Walten einer ausgleichenden Gerechtigkeit.

Unter den Lebendigen hat es selten einen glücklicheren Menschen gegeben als Macaulay. Außer einer vorübergehenden Geldverlegenheit und seiner letzten Krankheit hat er keins von den vielen Leiden, die des Fleisches Erbteil sind, kennen gelernt. Seine leichte Auffassungsgabe, seine erstaunliche Gedächtniskraft ermöglichen es ihm, fast noch als Knabe in seinem ersten Examen die höchste akademische Ehre zu erringen, die Fellowschaft des Trinity College in Cambridge, die mit einem Jahrgeld von 6000 Mark verknüpft ist. Seine erste größere litterarische Arbeit, der Essay über Milton, verschafft ihm die Aufnahme in den

auserwählten Kreis der Mitarbeiter der damals vornehmsten Zeitschrift Englands, der Edinburgh Review, und macht den Jüngling mit einem Schlage zur litterarischen Berühmtheit und zum umworbenen Liebling der besten Gesellschaftskreise. Als junger Mann erhält er einen Parlamentssitz von einem Gönner gewissermaßen zum Geschenk, und seine Jungfernrede enthüllt ihn als einen der besten Redner der Whigpartei. Die höchsten Aemter und Würden in Indien und in England fallen ihm in den Schoß, und zu einer Lebenszeit, wo die meisten Menschen die Höhe ihrer Laufbahn erst anfangen zu besteigen, zieht er sich ehrengesättigt aus der amtlichen Thätigkeit in die lang ersehnte litterarische Muße zurück. Und jetzt kommt noch die größte, erfolgreichste That seines Lebens: die Schöpfung des Fragments der „Geschichte Englands", das ihm ein Vermögen und das höhere Adelsdiplom und unermeßliche Anerkennung auf beiden Seiten des Weltmeers einträgt. Die ganze Zeit aber lebt er dahin in voller Gesundheit und frischer Kraft, gehegt und getragen von der zärtlichen, verständnisvollen Liebe der Seinigen und in frohem Bewußtsein seines seltenen Erdengeschicks.

Was würde dieses Schoßkind des Glückes, dieser bei aller Bescheidenheit so selbstgewisse Mann, der niemals an seiner Bedeutung und seinem Verdienst gezweifelt hat, wohl gesagt haben, wenn er hätte voraussehen können, daß sein eignes wie das Urteil seiner Zeitgenossen nach noch nicht einem halben Jahrhundert Lügen gestraft werden würde; wenn er z. B. die Schätzung seiner litterarischen Persönlichkeit hätte lesen können, welche das heute unbestritten erste litterarische Blatt, „The Academy," kurz vor seinem hundertjährigen Geburtsfeste (18. August 1900) gebracht hat?

Es heißt darin: „Macaulay ist der Streber in der Litteratur, der lärmende Demagoge, welcher sich durch sein Geschrei eine Stellung erringt, die ihm sonst niemals eingeräumt werden würde. Sein Stil ist schmuckreich und geschwollen; er kennt keine Mäßigung, und sobald er es mit Streitfragen zu thun hat, ist er entsetzlich intolerant. Seine politische Thätigkeit scheint die litterarische beeinflußt zu haben; denn die Künste des öffentlichen Redners sind immer wahrnehmbar in seinen beredsamen Perioden. Das eingeklammerte ‚Lautes Bravo', ‚Erneutes Bravo' und so weiter scheint aus Versehen ausgelassen. — Ich fühle mich gedrungen, ihn als geistreichen und schriftstellerisch gewandten Mann anzuerkennen; dennoch halte ich nicht viel von ihm. Meine Vernunft sagt mir, daß er überschätzt worden ist." — Aehnliches konnten wir vor Jahren in einem Aufsatz Dubois-Reymonds in der „Deutschen Rundschau" lesen.

Was würde Macaulay gesagt haben, wenn er nach der verhimmelnden Beurteilung in der Litteraturgeschichte seines Zeitgenossen Spalding die Darstellung seiner schriftstellerischen Bedeutung in der „Encyclopaedia Britannica", deren Mitarbeiter er war, und bei seinem Biographen Morison oder bei Henry Morley in den achtziger Jahren hätte lesen können? Bei diesen handelt es sich weniger um den Stil als um den Gehalt seiner Schriften.

Als er von seiner Schwester Margaret einmal gefragt wurde, wie er trotz seiner planlosen Lektüre eine solche eindringende Kenntnis der geschilderten Verhältnisse haben könnte, antwortete er, das verdanke er der Fähigkeit seiner Phantasie, „Schlösser aus Luft zu bauen; das Vergangene baue sich in seinem Geiste schnell zu einem Roman zusammen." Auch ist sein Ausspruch mit Bezug auf die „Geschichte Englands" bekannt: „Ich werde nicht eher zufrieden sein, als bis

ich etwas geschaffen habe, das für ein paar Tage (!) den neuesten Moderoman von den Tischen der jungen Damen verdrängt." Daß er diesen seltsamen Ehrgeiz hegte und das Ziel desselben wirklich erreichte, das kennzeichnet seine Bedeutung als Historiker. Zur Zeit der Begründung der Geschichts w i s s e n s c h a f t, als von allen Seiten die ernste Forderung aufgestellt wurde, daß die Geschichte die Aufgabe der Erforschung und Feststellung des Thatsächlichen in der Vergangenheit habe, und daß eine phantasievolle, wohlverbundene, interessante Erzählung von der Vergangenheit noch lange nicht Geschichte sei, trat er diesem wissenschaftlichen Fortschritt als Reaktionär entgegen mit dem Bestreben, die geschichtliche Darstellung so amüsant wie die novellistische zu machen.

Um nun seine bis ins einzelne ausgeführten Bilder der Vergangenheit zu stande bringen zu können, las er sich eine Masse von kulturellen Details aus Hunderten von Büchern und Broschüren zusammen, ohne darnach zu fragen, ob diese vielen Details darum schon authentisch wären, weil er sie irgendwo gelesen hatte, und füllte die zahlreichen Lücken seines Baus mit den Luftziegeln seiner Phantasie ebenso geschickt aus, wie es Dahn und Ebers in ihren altdeutschen und altägyptischen Romanen nur vermocht haben. Daher denn die Unverläßlichkeit vieler seiner Behauptungen, die am offenkundigsten in seinem brillant geschriebenen Essay über W a r r e n H a s t i n g s zu Tage tritt. Schon bei seinen Lebzeiten hatte er mancherlei kritische Angriffe hinzunehmen, welche die von seinem Stil und seiner Darstellungskunst hingerissenen Zeitgenossen auf pedantische Kleinigkeitskrämerei und Neid zurückführten. Aber auffallend war es doch, daß ein so tiefer Denker und voraussetzungsloser Kritiker wie C a r l y l e trotz vielfacher Begegnungen Macaulay konsequent von sich fern hielt; daß er erklärte, weder ihn bewundern noch an ihn glauben zu können, daß er ihn „einen unverbesserlichen Alltagsmenschen" nannte. — „Lesen Sie den fünften Band von Macaulays Geschichte oder irgend einen andern Roman," antwortete er einem Kranken, der sich bei ihm nach angemessener Lektüre erkundigte. Zwei Jahre nach Macaulays Tode erschien dann John P a g e t s „Examen", welches für die Berechtigung des wissenschaftlichen Mißtrauens, das Carlyle der historischen Darstellung Macaulays entgegenbrachte, solide Beweise enthielt. Und die Folgezeit entdeckte immer mehr Flecken auf dieser litterarischen Sonne.

Ein Historiker, der den Zusammenhang und die konsistente Bewegung der verschiedenen Kulturelemente einer Geschichtsperiode erfassen will, muß ein spekulativer Kopf und fähig zur Bildung höherer Gesichtspunkte sein. Macaulay war nichts weniger als das: er haßte die Philosophie und schaltete das Haupttriebrad des Gedankens aus dem Mechanismus der Kulturentwicklung einfach aus. Er hat keinen höheren Zweck, als seine phantasievollen Zeitbilder vor uns zu entrollen. So entläßt uns die Lektüre seiner Schriften ohne nachhaltige innere Förderung; wir ziehen aus ihr keine geistigen oder sittlichen Wahrheiten, keine vertiefte historische Einsicht, sondern nur Unterhaltung. Wir sind mit ihm auf der amüsanten, vielgestaltigen Oberfläche der geschichtlichen Vorgänge umhergeschwommen; in die Tiefe hat er uns nicht zu ziehen vermocht.

Seine spekulative Unfähigkeit macht es ihm natürlich unmöglich, den Geist der Zeiten zu erfassen. Er kennt nur den Geist seiner Zeit, soweit er sein eigner Geist ist, und nimmt diesen zum Maßstab für die Messung vergangener Zeiten. Das ist lächerlich, aber es ist so. In dem Essay „B u r l e i g h und s e i n e

Zeit“ macht er Elisabeth und ihrem Kanzler ihre Verfolgung der Katholiken zum Vorwurf, obgleich er doch selbst erst die Emanzipation der Katholiken in Großbritannien erlebt hatte. Es gehört nun in der That eine geringe historische Anschauungskraft zu der Erkenntnis, daß die Menschheit zur Zeit der Reformation weder geistig noch sittlich hoch genug entwickelt war, um die Idee der Toleranz auch nur fassen zu können. Die Zeit war intolerant, und Macaulay macht den Fehler der Zeit einzelnen ihrer Vertreter zum Vorwurf.

Aber er beurteilt vergangene Zeiten nicht nur vom Standpunkte allgemeiner Anschauungen. Er ist Whiggist, und als beschränkter Parteimann fällt er über Menschen der Vergangenheit sein verhimmelndes oder verwerfendes Urteil, je nachdem ihre öffentliche Thätigkeit die Richtung nach seinen eigenen politischen Ueberzeugungen hin nahm oder nicht. Und da er in seinem Streben nach Effekt die Bescheidenheit der Natur nicht kannte, sondern im Lob und Tadel übertrieb, so kann man sich vorstellen, welchen realen Wert viele seiner historischen Porträts haben. Der Gedanke, daß es noch bessere Staatsformen geben könnte als die plutokratische Scheinmonarchie seines Vaterlandes, daß für manche Zeiten und Kulturstufen die absolute Monarchie empfehlenswert sein könnte, wäre ihm als eine Absurdität erschienen. Absolute Herrscher waren die natürlichen Gegner des Whiggismus und seine Feinde; er konnte sie nicht glimpflich behandeln. Von diesem Standpunkte ist sein Essay über Friedrich den Großen geschrieben, in welchem Friedrich Wilhelm I. ein Unteroffizier, und Friedrich der Große ein tüchtiger Feldherr und Tyrann ist. Von der Bedeutung der Hohenzollern, von der kulturellen und sozialen Höhe, auf welcher der von ihnen geschaffene Staat gegenüber fast allen andern Staaten des 18. Jahrhunderts stand, hatte Macaulay keine Ahnung. Die Hohenzollern und ihr Staat haben für diese kindische Schmähschrift eine glänzende Genugthuung erhalten in Carlyles großem Werke über Friedrich II., und der Verfasser jener Schrift hat, wie es gewöhnlich geht, niemanden als sich selbst getroffen; mit dieser leichtsinnigen und ignoranten Arbeit, in der seine Erzählungskunst sich übrigens glänzend bewährt, hat er als Historiker sich selbst das Urteil gesprochen.

Auch unter rein technischem Gesichtspunkt betrachtet, ist ein Werk wie Macaulays „Geschichte Englands“ ein Unding. Sie erstreckt sich nur über 15 Jahre von der Thronbesteigung Jakobs II. an und füllt doch 5 Bände; hätte er sie in dieser romanhaften Anlage bis zum Beginn der Regierung Viktorias fortgesetzt, so würde sie 50 Bände erfordert haben.

Den Nimbus des Historikers hat somit schon die nächste Generation Macaulay geraubt; es bleibt ihm der Ruhm, einer der hervorragendsten Erzähler und einer der bedeutendsten Stilisten aller Zeiten zu sein. Freilich — wenn der Stil der Mensch ist — und das ist er — so werden wir diesen verhältnismäßig kleinen Mann niemals zu der Stufe der wahrhaft großen Stilisten hinaufschrauben können, Stilisten, wie es unser Goethe, unser Bismarck, unser F. Vischer waren: dazu fehlt jenem die Tiefe, die Tiefe der Empfindung, die Tiefe der geistigen Durchdringung, die Tiefe der psychologischen Erkenntnis. Aber eine verstandesmäßige Schärfe und Prägung, eine abgeschliffene Feinheit des Ausdrucks, einen hinreißenden Fluß der Diktion werden wir trotz seines Strebens nach Sensation, das sich in zahlreichen unwahren Chargen und gesuchten Antithesen zeigt, ihm zusprechen müssen. Wenn Macaulay als Historiker

über Herodot kaum hinausgekommen ist, so erreichte er als Stilist nahezu Tacitus.

Ein anderes Schicksal als Macaulay hat Geoffrey Chaucer nach seinem Tode erfahren. Als Kind wohlhabender bürgerlicher Eltern mit dem ganzen Umfang der Bildung versehen, die seine Zeit zu bieten hatte, kam er als junger Mann, wahrscheinlich durch Konnexionen, die sein Vater besaß, an den Hof und verbrachte dort unter den Königen Eduard III. und Richard II. fast seine ganze Lebenszeit. Aber man darf aus dieser Thatsache nicht den Schluß ziehen, daß seine Lebensentfaltung darum eine beschränkte gewesen wäre; im Gegenteil hat er als Diener seiner Könige seine Kraft auf den verschiedensten Gebieten bethätigt: zuerst als Soldat im Kriege gegen Frankreich (1359—60), dann als Beamter, Jurist, Parlamentarier, und auf diplomatischen Sendungen nach Frankreich, Flandern und zweimal nach Italien. Man darf also sagen, daß seine praktische Lebenskenntnis ebenso ausgedehnt war, wie seine Bildung, und daß somit der Boden, auf dem sein üppiges dichterisches Talent sich entfalten sollte, aufs beste bereitet war.

Ein ebenso intimer Kenner der französischen und italienischen Litteratur, wie der römischen, suchte er zuerst seine Vorbilder in der Fremde, um dann in den letzten beiden Jahrzehnten seines Lebens jene große originale Dichtung zu schaffen, die ihm von der Nachwelt den Namen des „Vaters der englischen Poesie" eingetragen hat: die „Canterbury-Geschichten". In ihrer äußeren Anlage dem „Decameron" des Boccaccio nachgeahmt, gehen sie in ihrer dichterischen und kulturellen Bedeutung doch weit über das genannte Werk hinaus. 29 Personen, den verschiedensten Ständen und Lebensaltern angehörig, versammeln sich im Gasthofe zum Heroldsrock in Southwark (Süd-London), um eine Pilgerfahrt nach dem Grabe des heiligen Thomas à Becket in Canterbury zu machen. Auf den Vorschlag des Wirtes beschließen sie, daß jeder von ihnen zu ihrer gegenseitigen Unterhaltung auf dem Hin- und Rückwege zwei Erzählungen zum besten geben solle. Da nun diese Erzählungen nicht bloß inhaltlich, sondern auch der Form nach dem Stande der Betreffenden angepaßt sind, so erhalten wir von ihnen nicht nur eine Anschauung von den verschiedenen poetischen Richtungen, welche damals kultiviert wurden, sondern auch ein vollständiges Bild des zeitgenössischen Lebens. Wenn nun die Stoffe der einzelnen Erzählungen, wie es im Mittelalter und im Beginn der Neuzeit üblich war, vorwiegend älteren fremden Dichtern entlehnt sind, so übertrifft Chaucer doch alle seine Muster, auch Boccaccio, an dichterischer Kraft und Feinheit in der wunderbar vollendeten Abtönung der verschiedenen Dichtungen je nach dem Charakter des Vortragenden und in dem anschaulichen Realismus, mit dem er besonders die niederen Stände ihre ganz persönlich gehaltenen Geschichten erzählen läßt. Bei Boccaccio treten die Personen der Erzähler vollkommen hinter ihren Erzählungen zurück. Chaucer führt uns in der Einleitung seine 29 Pilger in scharf gezeichneten Porträts als die typischen Vertreter sämtlicher Gesellschaftsklassen vor und hält ihre Charaktere auch in den Gesprächen während der Reise, in den „Prologen", fest.

Die Großartigkeit einer solchen Anlage legte der Dichtung fast mit Notwendigkeit das Schicksal auf, Fragment zu bleiben: sie enthält in mehr als 17000 Versen nur 24 Erzählungen statt der beabsichtigten 120. Aber diese 24 Er-

zählungen genügen, um einem der größten Dichter aller Zeiten als unvergängliches Denkmal zu dienen. Und neben dem Dichter dürfen wir den Sprachschöpfer nicht vergessen. Als solcher vereinigt Chaucer die Bedeutung unseres Klopstock und unsres Wieland in sich: er hat das bisher unlitterarische mittelenglische Idiom zur Litteratursprache erhoben, indem er zeigte, daß dieser neben der Hofsprache, dem Französischen, verachtete Volksdialekt der erhabensten und kraftvollsten wie der anmutigsten und zartesten dichterischen Wirkungen fähig sei, und hat ihm den Sieg über die in den höheren Gesellschaftskreisen herrschende Fremdsprache gesichert. So hat ihm denn die Nachwelt mit Recht den Namen des „Vaters der englischen Poesie" gegeben.

Bei seinen Lebzeiten sind die handschriftlich verbreiteten zahlreichen Dichtungen Chaucers über die englischen Hofkreise kaum hinausgedrungen, und zur Zeit der höchsten Blüte englischer Poesie, unter Elisabeth, waren sie weniger bekannt als die alten und die neueren, die italienischen, französischen, spanischen Klassiker. Erst die Nachwelt hat sie zu Ehren gebracht. In England wird ihm heutzutage seine richtige Schätzung zu teil; und in Deutschland sind seine „Canterbury-Geschichten" in der vortrefflichen Uebersetzung von Hertzberg zum Gemeingut der Höhergebildeten geworden. r.



Iffland oder Shakespeare?

(Von den Berliner Bühnen.)

Wenn ich den Normalgast unseres heutigen buntscheckigen, stillosen Theaters, der etwa gestern einen Blumenthal (den schlechteren Kotzebue) oder auch Sudermann (den besseren Iffland) und vorgestern einen Shakespeare von der Bühne herunter reden gehört, wenn ich ihn gesprächsweise und behaglich frage: „Sagen Sie 'mal: welcher von diesen beiden Dramatikern ist denn nun eigentlich der größere, Iffland oder Shakespeare?" — was wird mir der muntere Durchschnittsbesucher antworten?

Er wird mir flink und entrüstet antworten: „Natürlich Shakespeare!"

Ich werde bedächtig weiter fragen: „Weshalb Shakespeare?" Er wird mir unbedächtig weiter antworten: „Aber das weiß doch jeder!"

Ich werde hartnäckig fortfahren: „Wieso weiß das jeder?" Er wird mit bereits beginnender Verlegenheit mehr trotzig, als geistreich modulieren: „Aber das ist doch ganz selbstverständlich!"

Ich beharre mit Zähigkeit: „Wieso ist das selbstverständlich? Bitte, beweisen Sie mir den Wertunterschied! Klären Sie mich auf, weisen Sie mir die Bedeutung Shakespeares nach — los!"

Der muntere Durchschnittsbesucher wird verstummen. Und ich kann mich ruhig im Kreise umschauen und den meisten von Ihnen, meine geehrten Leser, die herausfordernde Behauptung entgegenhalten: „Ich bezweifle, ob Ihnen der

abgrundtiefe und grundsätzliche Unterschied zwischen Iffland und Shakespeare aufgegangen ist! Ich bezweifle das — grade heute, da das bürgerliche Stück blüht, da der Typus Iffland herrscht! — durch Ihrer aller Schuld, die Sie Publikum und Zeitgenossen sind, die Sie jenes Fluidum miteinander formen, weben, bilden, das man ‚Zeitgeist‘ nennt!"

Von vornherein sei mein eigener Standpunkt klargestellt. Ich habe für das saloppe „Laissez faire, laissez aller" einer sogenannten liberalen Zeit auch nicht eine Spur von Verständnis; habe desgleichen kein Organ für die modische Weitherzigkeit allen beliebigen Richtungen und Richtungchen gegenüber bis hinaus in die „interessanteste" Mißartung. Diese Toleranz ist Ausfluß einer mangelhaften oder unsicheren Einsicht und eines unfesten oder unstolzen Willens. Es giebt nur *einen* Ton echter Poesie, und dieser Ton heißt: Ueberschuß an seelischer und geistiger Kraft. Und dieser Ton, metallstark oder saitenzart Widerhall weckend in gleichgestimmten Herzen, ist immer und menschheitslang derselbe und der eine, ob er sich im Volksmärchen oder im Heldenepos, im Trauerspiel oder im lyrischen Gedicht äußere. Er ist *höheres Menschentum, Melodie gewordenes* höheres Menschentum, das nun in Schwingungen zittert über die Welt und Geisterbezirke der Unendlichkeit, mit Stahlklang beseligend und aus Niederungen der Woche lockend alle Menschengeschöpfe, deren Seelen so organisiert sind, daß sie dieser drahtlosen Telegraphie ganz von selber antworten und antworten müssen. Es ist ein Seelenlachen von glockenhaftem Wohlklang, es ist jene heilige und doch irdisch-lebendige Liebe, die alle Menschheit zusammenhält und die uns Verständnis schafft für die Gottesliebe, die uns die Augen aufthut für Wunder und Harmonien der Welt, deren Organismus uns im unmelodischen Alltag nur stückweise zugänglich ist. Es ist die Kraft und Fähigkeit, sich hochzurecken aus dem wimmelnden Meer der Menschheit und über die Wasser zu schauen, mit einem ordnenden und beherrschenden und darum tröstenden Blick, der Licht schafft in uns und um uns. „Ein königlicher Zug gehört dem Dichter an," sagt darum Emerson, und „die wahren Sänger sind immer um ihre feste und fröhliche Gemütsstimmung berühmt geworden!" Ja, der Grundton aller Poesie und aller Religion ist *Freude* und *Frieden*. Selbst die Tragik drückt und bricht uns nicht, denn des Dichters klarer und großer Blick in die Wirren der Notwendigkeit stählt uns, die wir als Zuschauer über dem Chaos stehen wie der Poet selber. Solche Kraft des Einblicks in das Wesen der Welt, solcher Mut des Erkennens, Empfindens und Gestaltens, solche volle, reiche Entwicklung unbefangenen Menschentums: — das ist Grundlage aller Poesie.

Ich sage nochmals: Poesie ist *Ueberschuß an Lebenskraft*.

Diesen ketzerhaften Fundamentalsatz, den man heute nicht mehr versteht, muß ich an die Spitze stellen, wenn ich über eine Litteratur reden soll, die sich auf zerrüttete Nerven und perverse Empfindungen was besonderes zu gute thut. Diese Litteratur hat sich das Wort „décadence" (Niedergang) geschaffen und giebt offen zu, daß wir in einem Zeitalter der „Degeneration", der Entartung, leben.

Doch weiter! „Iffland oder Shakespeare" — schrieb ich als Titelfrage über diese Anregungen. Mir scheint, unsere gesamte Litteratur stehe nicht im Zeichen Shakespeares, sondern wesentlich im Zeichen der Vernüchterung. Als nach der düsteren Puritanerzeit, die den Dichter des merry old England aus der Oeffentlichkeit weggefegt hatte, das englische Theater sich langsam wieder er-

holte, war es der Londoner Juwelier Lillo, der zum erstenmal mit einem bürgerlichen Drama hervortrat und damit dem demokratischen Zuge der rationalistischen Zeit eine passende Gattung schuf. Wenn der freudig-starke Drang echter Religiosität gesunken und matt geworden ist, so setzt die Moral ein, die sich an den Schall der Gebote klammert, da sie den Instinkt der Gebote nicht mehr in sich trägt. Genau so wurde denn auch in jener rationalistischen Zeit plötzlich allenthalben moralisiert, in Philosophie und Poesie; die Freidenker, Moralphilosophen und Deisten (Bolingbroke, Tindall u. s. w.) fanden ein Publikum, der Roman und die journalistische Prosa der Addison, Richardson, Sterne, Smollet, Fielding u. s. w. ersetzte die klangwilde Leidenschaft und Laune der längst erstorbenen Elisabeth-Tage; Pope, der englische Boileau, reimte mit Gewandtheit seine ebenso langen wie leidenschafts- und gemütsarmen Carmina: kurz, der warme Sonnenschein der Poesie war fort. Der englische Litteraturgeschichtsschreiber hat durchaus recht, wenn er diese Epoche des 18. Jahrhundeets vor Robert Burns einfach überschreibt: „Die Epoche der Verstandesmenschen."

Und nun meine ich: Die jetzige Vorherrschaft des bürgerlichen Dramas ist genau wieder eine solche Epoche vernüchterter Halb-, Schein- und Ersatz-Poesie wie damals. Ja, ich behaupte: jede Epoche, in der bürgerliches Drama, Journalismus und Roman gedeihen, ist eine Epoche dichterischer Ermattung, menschlicher Unterkraft.

Um Shakespeares Ueberschuß an seelischer und plastischer Kraft zu begreifen und zu lieben, muß man das Märchen begreifen, lieben und nachleben können. Dies ist ein Punkt, den unsere Zeit viel zu wenig, ja fast gar nicht beachtet. Alle großen Dichter — auch Homer, Aeschylos, Sophokles, Dante, Lope, Calderon — gestalten und fabulieren Sagen, Märchen, Mythologien aus Nirgendheim irgendwo in den Tiefen des Volksgeistes: Ereignisse einer Phantasiewelt; und wenn sie Geschichte formen, wie Shakespeare im Coriolan oder Julius Cäsar, so tauchen sie auch die trockene Geschichte in eine so persönliche Stimmungswelt, daß ein Cäsar oder Coriolan kein Atom schwächer wirken, als Herr Falstaff oder die Elfen eines Sommernachtstraums. Es ist eine Welt für sich, eine Welt mit ihren eigenen Farben, Worten, Gesetzen, durchaus in sich geschlossen und keines vergleichenden Seitenblicks bedürfend — etwa auf soziale Frage, Gesellschaft und deren Bankrott, politische Mißstände u. s. w. Da der Dichter aber alles, schlechthin alles, was er anfaßt, mit seiner persönlichen Kraft belebt, so bleibt dennoch alles natürlich und glaubhaft. Zeit und Raum sind verschwunden; das Land der Poesie kennt nicht Zeit noch Raum, so wenig wie das Land des Märchens. Diese Menschen sind voll Blut und Leben, sie lachen und weinen, lieben und hassen, zaudern oder handeln — bunt wie die Seelenregungen und äußeren Geschehnisse des irdischen Lebens. Es ist wie eine Geisterwelt, aber sinnlich und blutvoll; es ist wie ein Traumbild unseres Lebens, aber dennoch für sich selbst bestehend — und alles ist zusammengehalten und lebendig geworden durch die gestaltende Macht der dichterischen Persönlichkeit, die stolz und frei, aber liebenden Herzens wie ein Sendling aus höherer Sphäre hinwandelt durch die berechnende und moralisierende Verstandeswelt, hinwandelt durch den klugen Rationalismus des Alltags.

Ist Lears Jamben-Rede im Gewittersturm „dem Leben abgelauscht"? Ist das Problem in Coriolan oder Hamlet oder Othello für die Elisabethanische

Zeit „echt modern“? Paßt überhaupt für den Mann freier Phantasie das Klügelwort „Problem“? Stellte sich der Dramatiker Shakespeare Probleme oder drängt es ihn vielmehr, Menschen zu gestalten nach seinem Bilde und Freuden und Schmerzen nach seinen eigenen Freuden und Schmerzen? Welche Thesen und Sentenzen oder gesellschaftliche Anklagen (ein beliebtes Thema für zeitgemäße Dramatiker!) giebt denn das Märchen oder die Sage und die Mythologie? Gar keine — wohl aber Menschen und höhere, stärkere, stolzere Menschen als wir, nämlich Götter. Götter, Helden und Menschen mit ihrem mannigfachen Leid und Lust: — das ist von Uranfang aller echten, aller unbefangenen Poesie schöner Inhalt, das wird ewig ihr immer neuer Inhalt bleiben. Wir müssen Kinder werden an tief-klarer Einfalt und unbefangener Lauterkeit, wenn wir wieder wissen wollen, was Poesie ist. Kinder an Unbefangenheit, ja — aber auch Kinder an Liebe und Frömmigkeit, Kinder im leidenschaftlichen Haß wider unreinen Spott, wider Falschheit, Grausamkeit und alle anderen Kennzeichen menschlicher — Entartung.

Nochmals: Poesie ist die Edelblüte alles Menschentums und ist der höchste Aufschwung einer hohen Persönlichkeit. Poesie ist Ueberschuß an Lebenskraft.

* * *

Als Uebergang, der gewiß ohne weiteres verständlich sein wird, sei eine Stelle aus John Ruskin hierhergeschrieben. Ruskin wendet sich einmal gegen das tendenziöse, satirische, geistreiche, „poetische“ moderne Märchen im Unterschied vom alten echten Volksmärchen der Brüder Grimm. „Die feine aus jedem Wortspiel sprühende Satire“ — fährt er dann fort — „macht einige dieser modernen Märchen ebenso anziehend für die Alten wie für die Jungen, und eben deshalb, wie mir scheint, untauglich für den Zweck, den sie erfüllen sollen. Kinder sollen lachen, aber nicht spotten, und wenn sie lachen, sollten sie nicht über die Schwächen und Fehler anderer lachen. Man sollte sie lehren — so weit man ihnen gestattet, sich mit den Charakteren ihrer Umgebung abzugeben — das Gute treuherzig zu suchen, nicht aber tückisch zu lauern, um sich über das Schlimme zu belustigen: das Unrecht sollte sie zu peinlich berühren, als daß sie sich darüber belustigen könnten, und sie sollten zu bescheiden sein, um es richten zu wollen. Mit diesen Irrtümern hängt ein weit ernsterer zusammen. Mit der Einbuße schlichten Schönheitsinnes ging in diesen modernen Märchen auch der schlichte Begriff von Liebe verloren. Jenes Wort, das in dem Herzen eines Kindes die unveränderlichste und tiefinnerste Lebenskraft bilden sollte: das Vorbild für seine heiligsten Gedanken, geheimnisvoll mit lauterem Sonnenschein den Zweck seines Himmels verklärend und aus dem Tau zu seinen Füßen leuchtend ... Diese großen Mängel im Geiste der neuen Kinderdichtung hangen zusammen mit der parallel laufenden Thorheit einer bestimmten Absicht. Eltern, die zu träge und bequem sind, um durch eine heilsame Zucht die Charaktere ihrer Kinder zu bilden, oder sich klar darüber sind, daß ihre eigenen Lebensgewöhnungen und -Grundsätze diesen kein makelloses Beispiel bieten, trachten vergeblich danach, durch den süßlichen Einfluß der im Gewande der Unterhaltung aufgedrängten Morallehre einen Ersatz für die Stärkung der moralischen Lebensführung zu finden ... Ein vergeblicher Gedanke, das Kinderherz mit wohlerwogener Weisheit ausbilden zu wollen, dieweil man die Vormundschaft über dessen unbezweifelte Unschuld aufgiebt, um durch die Qualen einer frühreifen Gewissens-

philosophie die ursprüngliche Furchtlosigkeit einer ungetrübten, freudigen Jugend zu entstellen."

Ja, das ist ein vergeblicher Gedanke! Wo in einem Hause die seelische Kraft der Eltern lebendig ist, belebt sie mit ihren Ausstrahlungen in Wort und Werk und jedem Atemzug ganz von selber die Kinder. Wo diese Kraft verbraucht oder nicht entwickelt ist, da — werden zum Ersatz Worte gemacht, unverständlich viel Gebote und Verbote, und es ist doch alles umsonst. Genau so in der Poesie und Litteratur, genau so im Geistesleben eines Volkes! Wenn die Frische und Freudigkeit des Schaffens und Gestaltens aussetzt, so wird „Gewissensphilosophie" getrieben, so tritt die „Absicht" ans Werk; die Natur wird kopiert, gesellschaftliche Mißstände werden dramatisch nachgewiesen, ideale Forderungen werden aufgestellt, Charaktere analysiert und Probleme gelöst. Dieser Art Dichter sind die drei größten der Gegenwart: Ibsen, Tolstoj und Zola. Und wir in Deutschland mit unseren Talenten zweiten und dritten Ranges sind von dem Banne dieser selbständigen Geister nicht frei. Ihre Satiren und Anklagen, geformt in der herben Technik des Naturalismus, haben nun allmählich Gegenströmungen anderer Moralisten (Ultramontanismus) geweckt; wir haben den Goethebund und die Debatten über die Lex Heinze erlebt. Wir kommen dort wie hier nur immer weiter weg von der naiven Kraft und Fabulierungsfreude lebensstarker Poesie. „Es kommt für das Glück in diesem irdischen Leben alles auf Herzens-Frische und Herzens-Witz an," sagt der vergessene Bogumil Goltz. Und „das Herz ist das einzig reelle Surrogat des Genies" und: „nur mit einem inspirierten, lebenstrunkenen und kräftigen Herzen vermag jedes Menschenkind dem Genie ebenbürtig zu sein!"

Aus Mangel an Herzenskraft, aus Mangel an Beseelungs- und Verklärungskraft, aus Mangel an höherer Lebenskraft schlechthin — entstand das bürgerliche Schauspiel. Lillo, zur Zeit der nüchternen, englischen Freidenker, die mit der Vernunft Gott suchten, statt mit dem Instinkt der hinauf ins Licht drängenden Seele, war der erste bürgerliche Dramatiker. Diderot, zur Zeit der noch nüchterneren und radikaleren französischen Freidenker und Materialisten, war der zweite; Diderot — selber ein Encyklopädist. Und von Diderot kam das bürgerliche Schauspiel samt der gleichzeitigen Aufklärung, samt Rationalismus und Moralphilosophie — o mangelhafter Religions-Ersatz! — nach Deutschland. Iffland gedieh und Kotzebue wurde der meist aufgeführte Theaterschreiber. Bemerkt man die Zusammenhänge?

* * *

Nun endlich zu Sudermann, Hartleben und — in gehörigem Abstand! — Blumenthal! Sie haben alle drei im verflossenen Monat Stücke aufführen lassen, im Lessingtheater, im Deutschen Theater, im Berliner Theater.

Wir befinden uns auf dem breiten Wege Ifflands. Wir werden mit Seelenruhe den Siegen oder Durchfällen dieser in und für die Gesellschaft schreibenden geselligen Theatraliker zusehen.

„Johannisfeuer" heißt Sudermanns neueste Schöpfung. Ein schöner, beziehungsreicher Titel! Was könnte ein Dichter von deutschen oder überhaupt nur menschlichen Seelen- und Sinneskräften aus diesem Stoffe herausholen! Wie könnte da unser volles Herz mitleuchten, mitlodern, mitflammen! Und wie schön ließe sich Johannistag in Richard Wagners volltönender Meister-

Art verbinden mit den Schatten und Gespenstern der Sommernacht, aus deren Tiefen die bedeutsamen Feuer des altgermanischen Festes Funken sprühen! Der Ausbruch lodernder Sinnenkraft könnte — wie die dionysische Wildheit durch apollinisches Maßhalten, mit Nietzsche zu reden — gebändigt und geläutert werden durch edlere Fähigkeiten der so reichen Menschenseele: — oder aber othellohaft müßte untergehen, was Gesetz und Sitte maßlos zerbricht!

Das Sudermann'sche Stück spielt in Ostpreußen, auf einem Gut, im Sommer einer fruchtbaren Landschaft. Es wohnt auf diesem Gute ein Findelkind, die Tochter eines littauischen Bettelweibes, in der das Blut ihrer Mutter pocht und glüht, in der aber neben naiver, zager, unbewußter Sinnlichkeit fast noch stärker das Bedürfnis nach seelischer Liebe entwickelt ist. Viel feine und zart ausgeführte Züge treten da nun im ersten Akt zu Tage: wie sich dies einsame „Notstandskind" in seinem dunklen Liebesdrang nach der unbekannten Mutter sehnt, wie aber dieser Drang sehr bald aus der Enttäuschung beim Anblick der verlumpten und diebischen Mutter übergeht in die längst leise anpochende Liebe zu einem anderen Notstandskind: zum Neffen des Großgrundbesitzers. Dieser Neffe aber ist verlobt, mit der unbedeutenden, braven, gut erzogenen Tochter des Gutsherrn verlobt; die Hochzeit steht vor der Thür. Und nun, nachdem uns dies alles bisher in breiter, aber vielfach feiner novellistischer Technik vorgeführt worden, sollte der Konflikt, sollte das Drama beginnen mit all seinen Leidenschafts- und Gemütskräften.

Und da versagt Sudermann. Mit dem halben, scheuen, wehen Geständnis der verbotenen Liebe schloß der zweite Akt; was nun folgt, ist menschliche und dichterische Unkraft und Ratlosigkeit. Weder haben diese zwei Gestalten die Kraft zu durchbrechender Leidenschaft, noch haben sie die Seelenstärke zu bewußtem, stolzem Entsagen; in der recht matt geschilderten Johannisnacht finden sie sich zu verbotenem Genuß — und im letzten Akt, nach zauderndem Hin und Her, geht der eine an den Altar und die andere bleibt eben weiter, was sie bisher war.

„So sind die Menschen," kann der Satiriker Sudermann sagen, dessen ironisches Schlußwort der „Ehre" („Warum haben Sie das nicht gleich gesagt?") wir nicht vergessen haben. „So sind nun 'mal die Menschen, so halb, so feig, so konventionell und verlogen. Was diese zwei erlebten und worüber diese zwei hinweggingen — das kommt tausendfach vor. Der junge Mann da wird nachher ein ganz braver Ehemann werden; und sie — nun, ihr wird das Herz nicht brechen. Dazu ist das Leben zu nüchtern, zu gewöhnlich."

So kann Sudermann seine zwei schwachen Menschen verteidigen. Aber: — es ist erstens schwerlich Sache des Poeten, die Gewöhnlichkeit und Halbheit eines minderwertigen Durchschnittspaares an und für sich zu einem Kunstwerk zu formen. Thut er es dennoch, so muß das wenigstens umrahmt sein von stolzeren und besseren Menschen, und vor allen Dingen: so müssen wir empfinden, daß der Dichter selber über die Gewöhnlichkeit seiner Kompromißnaturen erhaben ist. Hier steckt aber überhaupt Sudermanns Schwäche; hier liegt der Kernpunkt unseres Unbehagens wider Sudermann. Dieser Theatraliker dichtet sozusagen im Gesellschaftsanzug und mit weißen Handschuhen; dieser Problematiker lebt nicht frei und stolz seine eigene Welt: er horcht mit halbem Ohre und schielt mit halbem Auge in die Gesellschaft von Berlin W und deren Urteile, deren laxen Salon-Liberalismus, deren Unwert. Sudermann ist Gesellschaftsmensch; er kann nicht

mit jenem tiefen Ernst, der etwa einen 90. Psalm, eine Sommernacht auf dem Meere, einen Schlußakt eines echten Tragikers durchweht, allein sein mit sich und dem ewigen Gott — ach, diese tiefen Furchen würden seinem Angesicht und dieser tiefe Blick seinen Augen gar nicht stehen, gar nicht passen, gar nicht möglich sein.

Mangel an Lebenskraft höherer Art: das macht diese Gestalten und ihre Schöpfer halb, matt und konventionell.

Im „Rosenmontag" des klugen und witzigen Otto Erich Hartleben haben wir eine ähnliche Erscheinung. Hartleben hatte sich früher wesentlich durch satirische Gaben hervorgethan; er hat auch einige gar nicht unebene Gedichte mit feinem, künstlerischem Verständnis seiner Gemeinde geschenkt. Nun überrascht er alle Welt durch eine ernst zu nehmende Arbeit, die sich dem neuen Werke des älteren Kollegen Sudermann erfolgreich an die Seite stellt. Ein Leutnant verläßt ein geliebtes armes Mädchen, da er sie treulos glaubt, und verlobt sich mit einer reichen Kommerzienratstochter. Nun, das kommt vor, obwohl die ganze Sache in unserem Falle etwas plötzlich kam. Er hätte das anscheinend treulose Mädchen nicht so leicht, nicht so ungefragt fallen lassen sollen, wenn er wirklich so leidenschaftlich an ihr hing, wie wir das nachher glauben sollen. Nun stellt sich nach und nach heraus, daß man ihm absichtlich das Mädchen verdächtigt hat, daß man ihn künstlich seiner Verlobten zulotste u. s. w. — kurz, der düpierte Leutnant kehrt voll Wut und Gram zu seiner Flamme zurück, bricht dadurch sein Wort, das er dem Obersten gegeben, und geht mit der Geliebten in den Tod.

An und für sich glaubhaft, nicht wahr! Dergleichen Dummheiten der Leidenschaft und Siege der Leidenschaft über Zwang, Treuwort, Gesetz kommen immer und überall vor. Wenn uns der Dichter aus diesem Ereignis eine Tragödie zu schaffen weiß — so gehen wir mit ihm durch Dick und Dünn.

Aber Hartleben hat einen Fehler begangen, der tief in seinem Wesen liegt. Er hat die Leidenschaft langsam, Schritt für Schritt, in oft geistvollem und immer geschicktem Dialog, entwickelt — und so zwischen Technik und Inhalt einen Widerspruch geschaffen. Dergleichen darf nicht ein Raisonnement sein, sondern muß sprühen, beben, weinen, lachen — und in rascher, starker Handlung vorüberbrausen wie ein „Othello" oder ein „Arzt seiner Ehre". Hartleben rekapituliert viel zu langsam und läßt dann ebenso novellistisch breit den Konflikt selber sich abwickeln. Es ist ja gleichwohl viel Geistreiches im Dialog und in der geschickten Zeichnung des Milieus; und daß das Stück trotz alledem fesselt, verdankt es eben dieser gescheiten und sprachfeinen Stilisierung.

Andererseits aber: ist denn dies nun wirklich eine „Offizierstragödie", wie der Untertitel behauptet? Ist diese blasse Tragik eines wunderlichen Schwächlings wirklich charakteristisch für die Tragik „des" Offiziers? Nein. Ob man zwar auch um der sogenannten Standesehre willen dies Mädchen seinem Leutnant entfremdet hat: wir haben nicht den Eindruck, daß dies schwach und flüchtig gezeichnete Mädchen und die Liebe zu ihr eine Katastrophe herbeiführen könne. Da mußte mehr Herzenskraft und Herzensliebe erschütternd und rührend im Mittelpunkt des Ganzen stehen und der stolzen Standes-Anforderung gegenübertreten. Man kann es nicht genug sagen: zum Tragiker gehört ein Mann von leidenschaftlich starkem Empfinden und — von leidenschaftlich starkem Stolz.

Der Mangel an beidem ist die Schwäche Sudermanns; Hartleben wird ihn schwerlich überflügeln.

* * *

Es ist zu viel Raisonnement und Vernünftelei in diesen bürgerlichen Schauspielen — von „Nora“ bis hinaus zur „Heimat“. Oh, könnten wir wieder einmal lachen! Oder weinen wie die Kinder, wenn es ihrem Helden schlecht geht, so mit zusammengebissenen Zähnen weinen! Oh, dieses Vernünfteln, dieses nichtswürdige Spitzfindeln —!

Nun, das Deutschland von heute mit seinen 16 000 Schriftstellern hat auch die Lacher, die es verdient: Blumenthal und Kadelburg sind die „Humoristen“ der Gegenwart.

„Die strengen Herren“ heißt der neueste Schwank der Firma. Diesem Schwanke, den das Berliner Theater Paul Lindaus aufführt, widerfuhr das köstliche Glück, von der Berliner Censur verboten zu werden. Unheimlich! Wir waren betroffen. Blumenthal und Kadelburg aber wurden vor Freude närrisch, wie ein Witzblatt meldete. Man hatte sie ernst genommen! Es waren für die alten treuen Waffenbrüder Stunden tiefster Rührung.

Aber es gab sich wieder. Die Polizeibehörde hatte nur so gethan; mit einer Reklame mehr ging die Aufführung ohne Unfall vorüber.

Es lohnt sich ja natürlich nicht, über die alten Schwankfiguren und die neuen Späße ein kritisches Wort zu schreiben. Fad und salopp, bis in die Sprechweise der Darsteller hinein („se“ statt sie, „mr“ statt mir, „e“ statt ein, „is“ statt ist), mit dem bekannten Blinzeln und Zwinkern über das bekannte „Sich-amüsieren“ in Berlin, viel Herumhüpfen und überhaupt körperliches Anfassen; ein Sittlichkeitsklub, ein beschränkter Reichstagsabgeordneter, ein lockerer Schwiegersohn, eine schließliche Verlobung, und ein Onkel aus der Provinz — die alten Motive miserabel abgenutzt und schändlich abgegriffen!

Das ist die satirische Kraft, die aus den vielen Erörterungen über Goethebund und Lex Heinze dramatisch ans Licht sprüht! Der Aristophanes dieser verflachten Zeit ist Blumenthal-Kadelburg. Und die Richtung, mit deren Speck sie Publikum in ihre Fallen locken? Man nenne ihre Richtung übersichtlich: Trivialismus.

* * *

Nun, du schönes, freies, stolzes Menschentum, hochstirnig und augenklar, herzensgütig und willenstrotzig — wo steckst du?! Nicht in den Stuben Ifflands und noch weniger Kotzebues; auch nicht in den dramatisierten Forderungen Ibsens, nicht in Sudermanns Gesellschaftskritik und noch nicht in Hauptmanns naturalistischen Studien.

Wir warten und wünschen, daß ein frischeres Geschlecht wieder die Kraft finde, im Geiste Shakespeares zu fabulieren. **Fritz Lienhard.**



Stimmen des In- und Auslandes.

Der Untergang des Wirtshauses.

„Mögen die Zeiten gut sein, mögen sie schlecht sein: die Kneipen gehen immer", hört man so oft und mit solchem Anschein der Berechtigung sagen, daß es mehr als paradox klingt, vom „Untergang des Wirtshauses" zu sprechen. Das thut Dr. Wilhelm Bode in einem Artikel der „Zukunft" (Nr. 46, vom 18. August), und wie er das thut, d. h. wie er den Begriff des „Wirtshauses" definiert, verliert die Behauptung alles Paradoxe. Das „Wirtshaus", also das „Haus des Wirtes" sollte — und vor Zeiten war es das einmal — „ein den Gästen gewidmetes, zu ihrem Wohle bestimmtes Haus" sein, das dem „Wirt" auch wirklich gehörte. Jetzt ists ein „Spekulantenhaus", „und der Mann, der da den Wirt spielt, ist nur ein Schauspieler, ein Ritter vom Pappenhelm, dem ein Braten von Papiermaché vorgesetzt wird; ein wirklicher Wirt ist gar nicht da, der Direktor und der Regisseur des Theaters lassen uns nur etwas vormachen. Der Bauspekulant oder der Brauspekulant oder sonst ein Spekulant machen ein Haus zu einem ‚Wirtshaus', wie man eine Bühne zum Rittersaal macht; sie setzen da einen Kerl hinein, der sich ‚Wirt' nennen muß, und dann wird das geehrte Publikum eingeladen, sein Geld zu bringen." Der falsche Wirt ist entweder nur Bierzapfer einer Brauerei, dem in diesem Falle auch offenkundig die Wirtschaft gehört, oder er ist Pächter oder gar nur ein leicht entfernbarer Mieter, der oft sein bißchen Geld dabei in kurzem verliert, das er sich in seinem früheren Beruf als kleiner Geschäftsmann, Handwerker oder Kellner erspart hat. Er muß dann einem andern „Wirte" weichen, der gleich ihm „auf den Leim geht", und es kommt vor, daß ein solches Restaurant in einem Jahre siebenmal den Besitzer wechselt. Der Hauswirt jedenfalls weiß sich für seine — in solchen Fällen meist exorbitante — Miete trotz des Ruins der einzelnen Gastwirte fast immer zu sichern, selbst wenn er nicht allein die nötigen Räume dem „Herrn Habenichts" vermietet, sondern sogar das ganze Inventar, „Büffet und Zapfvorrichtung für Kohlensäure, Garderobenständer, Tische, Stühle, Sofas, Beleuchtungskörper," zur Verfügung gestellt hat, so daß der Mieter nur „Kohlensäure, Tischdecken, Gardinen, Porzellan, Gläser" u. s. w. zu beschaffen braucht. Oft selbst das nicht, viele Brauereien liefern ihren „Oekonomen" alles bis auf das letzte Schnapsglas, im Notfalle sogar Betriebskapital. Dieser ist dafür verpflichtet, nicht nur das Bier allein aus der betr. Brauerei zu verzapfen, sondern auch einen bestimmten Mindestumsatz im Jahre zu erreichen. Die Brauereien sind eben Großgewerbe geworden, die weit über den Bedarf produzieren und nun auf alle Weise zusehen, ihr Fabrikat an den Mann zu bringen. Die „Hektoliterwut" hat sie erfaßt. Das Organ des Ostdeutschen Gastwirt-Verbandes schrieb vor zwei Jahren darüber: „Eine wilde Jagd hat sich in den letzten Jahren entsponnen, um die Produktion der einzelnen Großbrauer zu heben, und wenn heute ein besseres Wirtsgeschäft zum Verkaufe gelangt, so erleben wir das merk-

würdige Schauspiel, daß eine Brauerei die andere überbietet ... Den obskursten Individuen und dunkelsten Existenzen werden oft Tausende bar in die Hand gezählt; und wie häufig avanciert auf diese Weise ein ganz Geschäftsunkundiger über Nacht zum Wirt, nur, weil er sich willig zeigt, der gefügige Sklave eines Brauhauses zu werden."

„Der beliebteste Weg," heißt es in einer öffentlichen Kundgebung der Prager Bürgerlichen Schänkergenossenschaft vom Jahre 1898, „ist der, daß man den Inhaber eines gut situierten und von Durstigen stark besuchten Gasthauses zuerst zum Verrat an dem Unternehmer zu veranlassen sucht, von dem er bisher das Bier bezogen hat, indem man ihm alle möglichen Vorteile und Benefizien verspricht; und wenn sich der Gastwirt nicht nachgiebig genug zeigt, wird ihm der Revolver auf die Brust gesetzt, indem man ihm entweder mit der Errichtung eines Konkurrenz-Gasthauses in der nächsten Nachbarschaft droht, oder noch häufiger, indem man dem Besitzer dieses oder jenes Hauses für die Vermietung der Gasthauslokalitäten einen höheren und selbst den doppelten Zins anbietet," ihn also einfach ausmietet. Die Folgen dieses Systems sind der Ruin vieler Wirte oder aber ihr sittlicher Verderb. Mit allen möglichen unmoralischen Mitteln suchen sie trotz ihrer Ueberschuldung sich zu halten „und trotz ihrer Ueberflüssigkeit weiter aus den Taschen ihrer Mitmenschen zu leben", wie es das Beispiel der Animierkneipen zeigt, oder das der „Vereinswirte", die es verstehen, fortwährend Feste zu arrangieren, auf die namentlich der Arbeiterstand hereinfällt. Der Grubendirektor Dach in Alstaden bei Oberhausen schreibt dazu: „Die Schankwirte sind gar zu erfinderisch in immer neuen Mitteln, den Arbeitern das Geld abzunehmen und sie zur Völlerei zu verleiten. Stets werden an dem Tage nach der Entlöhnung oder nach der Abschlagszahlung Festlichkeiten veranstaltet ... In jedem Dorfe bestehen Dutzende von Vereinen, deren Stiftungsfeste nicht aufhören ... Wirte, die keinen in ihrem Lokal tagenden Verein haben, gründen selbst solche und strecken sogar unbemittelten Mitgliedern Geld vor, damit sie tüchtig mitfeiern und trinken können." „Andere Mittelchen," fährt der Verfasser fort, „mit denen manche der sogenannten Wirte ihre Pflichten als Brauersklaven zu erfüllen suchen, haben einen komischen Anstrich. So verkauft ein Görlitzer Wirt Bierkarten, die wie Eisenbahnkarten aussehen und für je ein Glas Bier gegeben werden. Wer innerhalb eines Jahres die ersten 2000 solcher Karten abliefert, erhält als Prämie ein neues Fahrrad, der zweite eine goldene Herrenuhr, der dritte einen schwarzen Rockanzug nach Maß." Ein Wirt in Hann.-Münden setzte eine Bierprämie von 500 Mark aus nebst „Diplom": „Je nach Wunsch des Empfängers wird sein Name verschwiegen oder mit rühmenden Worten der Oeffentlichkeit preisgegeben werden." „Am stärksten ausgebildet ist das Plünderungssystem dieser verkommenen neuen Wirte gegen ihre Lieferanten und gegen die Handwerker, denen sie hie und da eine Arbeit zuwenden." Wenn sie nicht tüchtige Zechen machen, verlieren sie die Kundschaft des Wirtes. Die Geschäftsreisenden werden dabei leicht zu Säufern, „wenn sie sich nicht andere halten, die für sie trinken," manch kräftiger Bierkutscher sinkt mit vierzig Jahren ins Grab, „weil er sich im Dienste dieses verrückten Systems ein Fettherz ansaufen mußte." Und die Wirte selbst sterben vorzeitig an Altersschwäche, Schlagfluß oder Säuferwahnsinn, die Kellner an Tuberkulose (663 unter 1000 Todesfällen in Preußen!)

So bringt die moderne Kneipe weder dem Wirt und seinen Gehilfen noch den Gästen Segen, sondern ist „in erster Linie dem Bierabsatz, dem Gewinn der Spekulanten, den Interessen des Großkapitalismus gewidmet". Wirkliche Gasthäuser müßten ganz anders aussehen: Restaurationen, die thatsächlich zur Erholung, Kräftigung und Erfrischung der Menschen bestimmt sind und einen möglichst guten Ersatz des Heims für alle, die zu kleinen Mahlzeiten und Ruhezeiten nicht nach Hause gehen können, bieten, statt Bier und wieder Bier und bloß Bier. Und der rechte Gastwirt sollte sein „ein Vater und König des ihm eigenen Hauses, ein Patriarch über seine Schutzbefohlenen. Der rechte Wirt ist für sein Gebiet, was der Kapitän für das Schiff und der König für das Land sein soll; früher gab es ja auch für den König die Umschreibung: ‚Wirt des Landes'. Von den heutzutage mit Schankkonzession versehenen Menschen verdient nicht der dritte Teil den Ehrennamen ‚Wirt', und ihre Lokale sind keine Wirtshäuser, sondern Getränke-Agenturen" ... „Der nie gedankenlose Goethe hat in Hermann und Dorothea einen Wirt und einen Wirtssohn verherrlicht; ob er es heute noch thäte?"



Eine amerikanische Idealisten-Kolonie.

Es war in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts, als Emerson durch seine Propaganda für Carlyles „Sartor Resartus" in Boston, der Hochburg spekulativen Denkens in Amerika, ein so tiefes Interesse für deutsche Philosophie und deutsche Litteratur erweckte, daß sich eine Anzahl geistig hervorragender Männer und Frauen vereinigten, um bei ihren Zusammenkünften die Werke jener Denker zu lesen und zu besprechen, welche damals dem geistigen Leben Deutschlands ihren Stempel aufgeprägt hatten: Kant, Fichte, Schelling, Hegel und Schleiermacher. Die im Geiste Einzelner schlummernde Reaktion gegen die strenge Dogmatik der puritanischen Theologie wurde dadurch mächtig gefördert, und als sich dem Studium der obengenannten deutschen Denker das verschiedener französischer Philosophen und Sozialreformer gesellte, brach sich allmählich das Bewußtsein Bahn, daß dem sozialen Organismus Neu-Englands einige Reformen nicht schaden könnten, und die Diskussionen der Gelehrten, Künstler und Schriftsteller in und um Boston, welche an diesen sogenannten Symposien teilnahmen, lenkten bald vom theologischen und philosophischen Gebiet auf das soziologische über. Uneingeweihte legten dieser Vereinigung idealer Träumer den Namen „Transscendentalisten" bei, und es wurde schließlich ein Transscendentalistenklub daraus, obgleich von einer Organisation eigentlich gar nicht die Rede war.

Außer Emerson beteiligten sich an dieser Bewegung Alcott, Thoreau, Margaret Fuller, James Freeman Clarke, der Maler und Dichter C. P. Cranch, der Historiker George Bancroft, der Romanschriftsteller Nathaniel Hawthorne und der Unitarierprediger George Ripley. Von der Flutwelle der Zeitströmung mitgerissen, wuchs der Wunsch, die bei diesen Zusammenkünften besprochenen Theo-



rien praktisch zu verwirklichen. George Ripley besonders drang darauf, die neue philosophische Lebensanschauung, welche die Mitglieder des Symposium gewonnen hatten, zu bethätigen. Im Jahre 1840 legte er seine Stellung als Geistlicher nieder und zog sich auf eine „Farm" in West-Roxbury bei Boston zurück. Mit dem abwechselnd flachen und hügeligen Boden, den Fichtenwäldern und dem nahen Charles-Fluß schien das Fleckchen Erde für ein ideales Experiment wie geschaffen. Im Winter desselben Jahres kaufte Ripley „Brook Farm" und stellte sie den Mitgliedern zu diesem Zwecke zur Verfügung, indem er fürs erste die Verantwortlichkeit für die Verwaltung des Guts und den Erfolg des Versuchs übernahm; und im April des Jahres 1841 zog er mit seiner Frau und Schwester und fünfzehn anderen, darunter Hawthorne, hinaus.

Die Bestrebungen der Brook Farmer gingen dahin, „eine natürlichere Verbindung zwischen geistiger und körperlicher Arbeit herzustellen; wenn möglich, Denker und Handarbeiter zugleich zu sein; indem jedem Individuum nach seiner Anlage und Neigung Arbeit zugewiesen und der Genuß der Früchte seines Fleißes gesichert würde, die denkbar größte geistige Unabhängigkeit zu schaffen; allen Individuen in gleichem Maße die Vorteile geistiger Bildung zukommen zu lassen und dienstbare Stellungen abzuschaffen; und auf diese Weise einer Gesellschaft freier, intelligenter und gebildeter Menschen den Weg zu bahnen, deren Beziehungen unter einander ein gesünderes und einfacheres Leben gestatten würden, als es unter dem Druck unserer auf Konkurrenz gegründeten Institutionen möglich ist".

Mit diesem utopistischen Programm traten sie vor die Oeffentlichkeit und organisierten das „Brook Farm Institute of Agriculture and Education". Aktien im Betrage von je fünfhundert Dollars wurden untergebracht, Beamte erwählt und Statuten angenommen. Als Aequivalent für ein Jahr Arbeit galt ein Jahr Wohnung und Kost. Alles wurde auf die denkbar einfachsten Formen reduziert. Während der ersten zwei Jahre wurde wenig mehr gethan, als das Land bestellt. Nach und nach aber gesellten sich Vertreter verschiedener Handwerke zu den Mitgliedern, die sich ursprünglich aus Gelehrtenkreisen rekrutiert hatten, und Brook Farm begann neben landwirtschaftlichen Produkten auch industrielle auf den Markt zu werfen. Allein der Mangel an Betriebskapital und die Entfernung von Boston machten sich früh als Hemmschuh des Erfolges bemerkbar.

Von den Mitgliedern, welche nachträglich durch ihre Verdienste um das geistige Leben ihres Landes berühmt wurden, hat der Tod fast alle abgerufen; nur wenige Zeugen dieses interessantesten unter allen utopistischen Experimenten Amerikas sind heute am Leben, und es ist daher geboten, den Reminiscenzen derselben Aufmerksamkeit zu schenken, bieten sie einem doch einen Einblick in das intimere Leben auf Brook Farm. Zu dessen hervorragendsten Eigentümlichkeiten gehörte die vollständige Gleichstellung aller Arbeit. Obgleich die Frauen den Haushalt besorgten, leisteten die Männer ihnen bei allen Arbeiten, welche größere Muskelkraft erforderten, Hilfe, so zum Beispiel beim Ausringen, Aufhängen und Mangeln der Wäsche. Sie verschmähten es sogar nicht, Geschirr abzutrocknen, vielleicht weil es ihnen Gelegenheit gab, mit den geistig begabten, ihnen in jeder Weise ebenbürtigen weiblichen Mitgliedern des Unternehmens ungezwungen zu plaudern. In dem Briefwechsel einer Dame, welche lange auf

Brook Farm hauste, wird eine Unterhaltung während des Geschirrwaschens berichtet, an welcher der geistvolle Essayist George William Curtis, dessen Bruder, und John Sullivan Dwight, einer der Pioniere der Musik in Amerika, teilnahmen. Dieser akademisch und musikalisch hochgebildete Mann war es, welcher bei dieser Gelegenheit sagte, daß das rasch pulsierende Geistesleben auf Brook Farm für einen Kopf zu viel sei. Der oben erwähnte Schriftsteller verwaltete eine Zeit lang das Amt eines Lampenputzers. Charles Henry Dana, der später berühmte Journalist, gehörte einer Gruppe junger Männer an, welche den Tisch mit Pfannkuchen versorgten!

Schon aus diesem unkonventionellen Treiben geht hervor, daß das Leben auf Brook Farm sich von allem Anfang an als eine praktische Reaktion gegen den finsteren, freudlosen Geist puritanischer Dogmen und Lebensregeln äußerte. Neben der Arbeit und den geistigen Bestrebungen mannigfaltigster Art nahm das Spiel einen hervorragenden Platz im Programm von Brook Farm ein. Arbeit und Erholung, Pflicht und Vergnügen wechselten in einer Weise ab, daß es fast den Eindruck machte, als ob das letztere überwiege. Emerson soll gesagt haben, das Leben auf Brook Farm sei eine ewige „fête champêtre“ gewesen, und es sei gar nicht selten vorgekommen, daß den männlichen Mitgliedern des Abends beim Tanzen Waschleinen und ähnliche, an die Arbeit des Tages erinnernde Dinge aus den Taschen gefallen seien. Mit einer an Hexerei mahnenden Geschwindigkeit wurde nach dem Abendbrot das Geschirr beseitigt und der Speisesaal war der Schauplatz unterhaltender Gesellschaftsspiele, anregender Gespräche oder eines lustigen Tänzchens. Während eines Winters wurde auch eifrig Theater gespielt und die Musik immer begeistert gepflegt. Dwight leitete einen gemischten Chor, dessen Uebungsstunden sich für die Mitglieder zu einem hohen Genuß gestalteten. Häufig wurden auch Konzerte in Boston besucht. So echt war der Brook Farmer Begeisterung für die Musik, daß sie die neun (englische) Meilen betragende Fußtour nach Boston nicht scheuten und nach den Konzerten frisch und angeregt denselben Weg zurücklegten, um nach der nächtlichen Wanderung in früher Morgenstunde ihre Pflichten wieder aufzunehmen. Der den Amerikanern angeblich fehlende Enthusiasmus war bei den Transscendentalisten jedenfalls vorhanden. Dieser Enthusiasmus erhielt ihren Geist gesund; das Gleichgewicht zwischen Kopf- und Handarbeit gab dem Leben auf Brook Farm ein Gepräge, als ob dort der Weg gefunden worden, der zur Natur zurückführte, ohne auf die höchste Kultur zu verzichten.

Daß die Brook Farmer begeisterte Naturfreunde waren und den Aufenthalt in freier Luft jedem anderen vorzogen, ist fast selbstverständlich. Die Umgegend bot im Sommer die denkbar beste Gelegenheit, Botanisierausflüge zu unternehmen, und im Winter war es das Schlittschuhlaufen auf dem Charles River, welches diese früher an Bibliothekenluft und Bücherstaub gewöhnten Menschen hinauslockte. Dem Ruder-, Angel- und Jagdsport wurde ebenfalls gefröhnt, freilich gesellten sich zu den vernünftigen Neuerungen, welche die Brook Farmer in ihrer Lebensweise eingeführt hatten, auch manche närrischen Experimente, besonders hygienische. Es war gerade zu der Zeit, als Vegetarianismus, Kaltwasserkur und andere Abweichungen von der bisherigen Lebensweise Aufmerksamkeit erregten und wie jede Neuerung übertrieben wurden. Eine Kolonie dieser Art beherbergt fast immer Elemente, welche irgend ein Steckenpferd haben, das



sie ungeheuer ernst nehmen und für das sie Propaganda machen möchten, und Brook Farm bildete keine Ausnahme von der Regel.

Die Transscendentalisten-Kolonie übte die weitest gehende Gastfreundschaft. Anfangs waren nur die Freunde und Bekannten der Brook Farmer zu zeitweiligem Besuch herausgekommen. Sehr bald aber kamen neugierige Müßiggänger, böswillige Kritiker, Thoren und Narren jeder Schattierung unter beliebigem Vorwand nach Brook Farm, sahen sich ein wenig um, ohne den Geist, der in der Kolonie herrschte, überhaupt zu verstehen, und gingen dann in die Welt hinaus, um das Unternehmen lächerlich zu machen. Diesen gegenüber mußte die Gastfreundschaft später beschränkt werden; die Namen der Ehrengäste der Kolonie hingegen wurden hochgehalten. Das Buch, in welches sie sich einzuschreiben pflegten, ist leider verloren gegangen; ein unersetzlicher Verlust, denn es war eine Autographensammlung einzig in ihrer Art. In einem einzigen Jahre sollen an viertausend Gäste auf Brook Farm geweilt haben, und unter ihnen manche, deren Namen am amerikanischen Ruhmesfirmament prangen. Alle Berufe und Stände waren vertreten. Der Bildhauer Story, die Maler Sartain, Ordway und Cranch weilten häufig dort; Margaret Fuller, Channing, Emerson, Elizabeth Peabody, eine der ersten Befürworterinnen des Kindergartens in den Vereinigten Staaten, und Horace Greeley nahmen ein so reges Interesse an der Kolonie, daß sie fast zu Mitgliedern gezählt wurden. In den ersten Jahren trugen die ständigen Bewohner von Brook Farm opferwillig die Kosten, welche ihnen die Gastfreundschaft aufbürdete; erst als das Unternehmen finanziell zu schwanken begann, wurde ein kleiner Beitrag als Pension erhoben. Zu der Zeit aber hatte sich der Zufluß unwillkommener Neugieriger bereits verlaufen, und nach und nach kamen nur noch die näheren Freunde der Brook Farmer und die unvermeidlichen Sozialreformer, welche sich die Kolonie ansehen wollten, um es gelegentlich besser zu machen.

Zwei Jahre litt Brook Farm arg unter Mißernten. Dazu kam eine Feuersbrunst, welche die Hauptgebäude einäscherte. Als ein großer Uebelstand hatte sich die Entfernung von Boston herausgestellt, da die einzige Eisenbahn, welcher sich die Brook Farmer bedienen konnten, um ihre Produkte auf den Markt zu bringen, ihnen in keiner Weise entgegenkam. Im Jahre 1847 wurde angesichts der immer größer werdenden finanziellen Schwierigkeiten eine Versammlung der Aktieninhaber und der Hauptgläubiger einberufen, und diese beauftragte den Verwaltungsrat, sich des Eigentums der Gesellschaft nach Gutdünken und zum größtmöglichen Vorteil der Beteiligten zu entäußern. Zwei Jahre darauf wurde die Farm versteigert, und die Stadt Roxbury errichtete ein Armenhaus darauf. Im Jahre 1870 wurde das Eigentum abermals verkauft und kam in die Hände einer evangelisch-lutherischen Wohlthätigkeits-Gesellschaft, welche das noch heute daselbst befindliche Martin Luther-Waisenhaus gründete. So nahm eines der interessantesten soziologischen Experimente in Amerika — ein rechtes Kind des Idealismus jener Zeit — ein prosaisches Ende. Der wohlthätige Einfluß aber, welchen das Leben auf Brook Farm und das Beispiel der Mitglieder auf einander und auf ihre Umgebung geübt, war unberechenbar und wird noch lange einer herrlichen Tradition gleich in der Erinnerung fortleben.

Eine Dame, welche mit sechzehn Jahren als Schülerin eingetreten war und als Aequivalent für ihre Ausbildung vier Stunden täglich Hausarbeit ver-

richtete, wodurch sie mit allen Elementen der Kolonie in Berührung kam, hat neulich Reminiscenzen veröffentlicht, die einen tiefen Einblick in das ideale Streben dieser Menschen gewähren. Von besonderem Interesse sind ihre Mitteilungen über das Verhältnis zwischen Lehrern und Schülern. Letztere wurden nur wenigen Regeln unterworfen, diese aber streng befolgt. Das Prinzip der Gleichheit wurde auch in der Erziehung angewandt, und wie die alte Dame versichert, mit dem größten Erfolge. Die Disziplin war ausgezeichnet, und es kamen keine Kollisionen irgend welcher Art vor. Ihr eigener Lebensweg wurde ihr durch manche Lehre geebnet, welche sie von Brook Farm hinaus in die Welt nahm, und sie erklärt, der Einfluß der edlen Gesinnung, welche das Leben daselbst auszeichnete, müsse, als die Mitglieder nach allen Landesteilen verschlagen wurden, sich bis in die fernsten Gegenden hin segensreich geäußert haben.

Ein anderes Mitglied von Brook Farm hat seine Eindrücke in Folgendem niedergelegt: „Die Gelegenheit allseitiger Fortbildung, intellektueller, sittlicher und praktischer; das humanitäre Gefühl der Zusammengehörigkeit aller Menschenklassen; die gegenseitige Achtung vor dem Charakter, dem Denken und Empfinden von Menschen, die unter den denkbar verschiedenartigsten Lebens- und Bildungsbedingungen aufgewachsen waren, und der ungezwungene Verkehr dieser verschiedenen Elemente unter einander; das Verständnis für und die Würdigung der Arbeitslast, der Selbstverleugnung, der Entbehrungen, welche das Loos so vieler sind, ... hinterließen einen tiefen und dauernden Eindruck. Dieser gemischte Verkehr stellte sich ganz einfach und natürlich her. Sobald die künstlichen und konventionellen Schranken fielen, dann fühlte man, wie kleinlich und armselig sie waren. Sie wurden leicht vergessen, und die natürlichen Beziehungen traten an ihre Stelle. Ich kann nicht umhin, der Ueberzeugung Raum zu geben, daß dieses kurze und unvollkommene Experiment und die Besprechungen und Diskussionen, welche es veranlaßte, keinen geringen Einfluß dahin ausübte, die Möglichkeit universeller Menschenverbrüderung und der Solidarität Aller zu beweisen, und indem daselbst die Achtung vor den Rechten und den Gefühlen anderer zum Gesetz erhoben wurde, dem wachsenden Geiste wahrer Demokratie Breite, Tiefe und Kraft verlieh."

Die Lektüre dieser Reminiscenzen ruft eigentümliche Empfindungen wach und drängt einem die Frage auf, ob wohl ein solches Experiment heute die hervorragendsten Denker und Dichter, Künstler und Prediger dieses Landes zu seinen begeisterten Anhängern zählen würde. Angesichts der wachsenden Machtgelüste der Republik ist es sehr zu bezweifeln; allein es vereinigen sich im Amerikanertum so viele Widersprüche, daß sich keine bestimmten Vermutungen darüber anstellen lassen. **A. von Ende** (New-York).





Hochlandskunst.

Gestatte mir, lieber Türmer, zu einer Bemerkung polemischer Art in letzter Nummer des „Türmer“ (S. 92) einige ruhige und klärende Worte. Erich Schlaikjer scharmützelt dort eine Seite lang gegen ein gelegentlich in der Presse aufgetauchtes Wort, gegen das Wort „Hochlandskunst“. Dieses Wort habe ich, in Anlehnung an eine gelegentliche Zweiteilung im „Kunstwart“, der zwischen „Volkskunst“ und „Gipfelkunst“ unterschied, selber mehrfach öffentlich angewandt; es ist auch in die Erörterungen über die „Heimatkunst“, in die ich eine Zeitlang in erster Linie verwickelt war, hineingeraten, abwechselnd mit dem Wort „Höhenkunst“. Lauter Schlagworte — schief wie alle Schlagworte! Eine einseitige Richtung einer Zeit und ihres Zeitgeistes erzeugt Gegenströmungen, die wieder um so schärfer das betonen, was jenen Vorgängern fehlt — und so geht das im litterarischen Treiben des Alltags und besonders der Großstadt ohne Ende weiter.

Wenn nun aber Schlaikjer von Hochlandskunst und, ganz leise von oben herab, von „diesen Hochlandskünstlern“ spricht, die er „unter die Lupe nehmen“ will: so sollte er sich doch wenigstens ansehen, was die paar Leute, die hierunter gemeint sein können — darunter besonders meine Wenigkeit — eigentlich unter „Hochland“ verstehen. Er konnte sich darüber aus meiner Schrift „Die Vorherrschaft Berlins“ und meinem Leitartikel „Heimatkunst?“ im Litterarischen Echo als fachmännischer Litterat unterrichten.

Daß man „große Kunst“ nicht predigen und schlankweg programmatisch verlangen kann, derlei Selbstverständlichkeiten brauchen kaum niedergeschrieben zu werden. Es kann sich bei der Forderung nach einem Hochland, bei dem Sehnen nach Hochland nicht um das Sehnen nach einem „großen Dichter“ an und für sich handeln. Was heißt denn das „großer Dichter?“ Auch Byron und Shelley z. B., auch Racine oder Corneille, auch Musset oder Ariost wurden mit Recht oder Unrecht und werden teilweise noch heute große Dichter in ihrer Art genannt. Auch die modischen Zola oder Ibsen sind schließlich keine „kleinen Dichter“: hätte der europäische Zeitgeist viel gewonnen, wenn ein neuer Ibsen etwa deutscher Zunge neue Gesellschaftsfragen knifflich und kunstvoll behandelte, wenn ein neuer Zola den Menschen als Halbtier zum Teil brutal, zum Teil wirklich schilderungsgewaltig zerlegte? Es kann sich bei dem Auftauchen des Wortes „Hochland“

nicht um die Forderung oder Sehnsucht nach einem großen Techniker oder großen Künstler schlechthin handeln. Wenn Schlaikjer das Gleichmaß und die Ruhe besäße, die zu unbefangener Beobachtung gehören — ich werde scheint's persönlich — so würde er herausfühlen, daß es sich bei jener Forderung um eine höhere, reifere, beruhigtere Seelenverfassung oder auch Weltanschauung handelt. Und dieses Hochland zu erkämpfen, uns zu dieser Abgeklärtheit nach allen Stürmen des eigenen Seelenlebens und aus aller Zerfahrenheit der Umwelt zu erziehen — das ist doch wohl teilweise wenigstens Sache des Willens, kann also gefordert werden, ist Sache eines neuen Idealismus. Ich habe in meiner oben genannten Broschüre deutlich und scharf, als Kernpunkt meines ganz persönlichen und unmaßgeblichen Unbehagens wider die Litteratur von 1890 bis 1900, höheres Menschentum verlangt, oder sagen wir besser: an der ganzen Dichtung der décadence vermißt. Aber wir stecken, wie ich auch wieder aus jener Bemerkung Schlaikjers sehe, derart in der Technik, im künstlerischen Handwerk, daß ein Mann, der einmal diese äußeren Fragen in den Hintergrund schiebt und gelassen die vielen „Talente" frägt: „Aber wie steht's denn nun mit eurem seelischen und menschlichen Gesamtwert?" — einfach nicht verstanden wird. Ich habe die Dichter von Kind an als Sonnensöhne geliebt und geehrt; ich glaube von Goethe und Shakespeare bis zu Sophokles oder Aeschylos und von Calderon oder Lope bis zum Bauern Burns den warmen Herzschlag reichen Menschentums zu spüren, und gerade darin sehe ich ihr reiches Dichtertum, denn die Technik allein macht's nicht; ich werde andererseits bei Ibsen oder Zola und den unzähligen Nachahmern ihrer Verstandeskunst und ihrer skeptisch-materialistischen Welt- und Gesellschaftsanschauung ein innerstes Unbehagen nicht los: — ich habe also das, was ich vermisse an dieser Kunst, die sich gern in den Niederungen der Versumpfung und biologischen Entartung aufhält, in das Wort „Hochland" zusammengefaßt. Ist das so gedankenlos? Oder ist das so gefährlich? Die Sache liegt wohl anders: man fühlt vor lauter Unfriede und Polemik demokratischer, sozialistischer, jedenfalls aufgeregter Art überhaupt nicht mehr, was reines Dichtertum ist, das von Seele zu Seele zürnt und lacht, liebt und gestaltet, den Hader des Zeitgeistes und der Zeitprobleme siegreich überleuchtend. Und wenn ich manchem „gewiegten Kritiker" dieser Zeit in der einen Hand Baumbach oder Julius Wolf, in der anderen Walther, Hans Sachs oder Robert Burns entgegenhielte: sie würden sich zwischen echter und gemachter Herzenssonne und Manneskraft einfach nicht mehr zurechtfinden. Aber Bitterkeit, Probleme, tiftelnde Analyse ziehen magnetisch an und scheinen ihnen von vornherein — „bedeutend" oder „interessant".

Dies, mein lieber Türmer, nur ein paar gelassene Stoßseufzer. Ich meinesteils habe nie einer Gruppe oder Partei angehört, sondern bin stolz darauf, mein Leben als Mensch für mich allein hinauf- und wieder hinab-leben zu dürfen, nach Maßgabe der in mir wirksamen Lebenskraft. Ich muß daher auch die Spitzen gegen mich, die ich in Schlaikjers Aufsatz zu spüren glaube, in aller Ruhe abweisen.

Fritz Lienhard.



Prügelstrafe und „Humanitätsduselei“.

Einsender führt zunächst an, daß es zu allen Zeiten Königsmörder gegeben habe, nur daß sich in früheren Zeiten dieselben hauptsächlich aus den höheren Ständen rekrutiert hätten. Diese Thatsache wird niemand bestreiten, andrerseits wird niemand bestreiten können, daß im letzten Vierteljahrhundert dieselben sich ausschließlich aus dem Lager der Anarchisten und Sozialdemokraten rekrutiert und mit dem Wachsen dieser Parteien diese Attentate sich so häufig wiederholt haben, wie in keiner andern Zeit. Der Schluß liegt deshalb für jeden denkenden Menschen nahe, daß die Bestrebungen der Anarchie und deren Wachsen mit allen gesetzlichen Mitteln bekämpft werden müssen. Durch unsre schwächliche Duldsamkeit sind wir so weit gekommen, daß fast kein Jahr mehr vergeht, in dem nicht ein Attentat verübt oder doch versucht wird.

Ob dagegen die Prügel- oder Pranger-Strafe genügt, ist freilich eine andre Frage, jedenfalls würden diese Strafen mit dazu beitragen, den Glorienschein für die Attentäter etwas zu mildern. Die Todesstrafe dürfte natürlich dahinter nicht fehlen.

Dagegen behauptet nun der Herr Einsender, daß alle geschichtlichen Erfahrungen bewiesen, daß weder Prügel- noch Pranger-Strafen abschreckend gewirkt hätten, sie hätten sogar mehr geschadet als genützt. Trotzdem man in früheren Zeiten von der „Humanitätsduselei“ nichts gewußt, wäre die Zahl der Verbrecher im Verhältnis zur Zahl der Bevölkerung viel größer gewesen als heute und die Menschheit hätte sich unter dem Zeichen der „Humanitätsduselei“ gebessert.

Das sind leere, durch nichts bewiesene Behauptungen. Daß sich die Menschheit gebessert hat, wird niemand bestreiten, das liegt in der fortgeschrittenen Kultur und Erziehung unseres Volks, und wenn in früheren Zeiten trotz aller möglichen Strafen und Qualen die Zahl der Verbrecher groß war, so wäre diese Zahl jedenfalls noch größer gewesen ohne die damals bestehenden schweren Strafen. Das kann sicher behauptet werden und wird niemand das Gegenteil beweisen können. Herr Flemming sagt ganz richtig: die Art der Strafe wird vom Geist der Zeit bestimmt und wurden die früheren Strafen vom Geist der damaligen Zeit bestimmt und waren dazumal nötig.

Herr Flemming sagt nun weiter, „daß in der Neigung zu barbarischen Strafen die Gefahr liege, daß die Menschheit leicht in die Barbarei zurückfallen könne. Kein gebildeter Mensch wird nun zunächst „barbarische Strafen“ verlangen, aber niemand wird auch „Prügelstrafe“ oder „Pranger“ als eine barbarische Strafe ansehen. Die Zuchtrute und deren Gebrauch wird schon in der „heiligen Schrift“ empfohlen, und wohl wenige gewissenhafte Eltern werden dieselbe nicht bei ihren Kindern gebraucht haben, ohne deshalb als Barbaren angesehen zu werden. Der Pranger gilt nur als ehrlose Strafe und soll auch nur bei ehrlosen Subjekten angewandt werden. — Wenn nun Herr Flemming behauptet, „die anarchistische Gefahr existierte mehr in der Phantasie, als in der Wirklichkeit“, und nur dumme Jungen oder alberne Männer redeten oder schrieben dann und wann über die „Propaganda der That“, so scheint Herr Flemming mit der Geschichte der jüngsten Zeit wenig vertraut zu sein.

Ist Herrn Flemming nicht der Aufstand und das Wüten der Kommune in Paris bekannt, und alle die in jüngster Zeit vorgekommenen Morde und Mordversuche an regierenden Häuptern? Ist das noch nicht genug „Propaganda der That", verlangt Herr Flemming noch mehr? Wir können allerdings Aehnliches und vielleicht noch mehr erleben, wenn wir die Herren Anarchisten und ihre Genossen ferner unbehindert schalten und walten lassen, wie es Herr Flemming anscheinend für richtig hält. Herr Flemming verlangt zwar, man solle diejenigen, die sich zur „Propaganda der That" bekennen, in Irrenhäuser sperren oder auf andre Weise überwachen lassen, wie aber das auszuführen sei, hat Herr Flemming sich wohl schwerlich überlegt. Wie viel Irrenhäuser würden wir dann wohl nötig haben, und kein Irrenhausdirektor würde sich bereit finden lassen, solche Subjekte aufzunehmen. Nein, da müssen andre praktische Mittel in Anwendung kommen, ohne dabei an Ausnahmegesetze gegen die Anhänger der Arbeiterbewegung, wenn sie in den gesetzlichen Schranken bleiben, zu denken.

Herr Flemming glaubt, das beste Mittel gegen die „anarchistische Gefahr" sei die breiteste Oeffentlichkeit, und im übrigen müßten wir recht fleißig daran arbeiten, in der Humanität weiter zu kommen. Zunächst haben wir bereits die breiteste Oeffentlichkeit, und dabei haben wir bereits in der Humanität so fleißig gearbeitet und wird eine Humanität geübt, die mit dem Namen „Humanitätsduselei" ganz ungenügend gekennzeichnet wird. Wir sind unter dieser erbärmlichen Schwäche so weit gekommen, daß z. B. die gewöhnliche Gefängnishaft als gar keine Strafe mehr angesehen wird vom gemeinen Mann. Alljährlich wiederholt es sich hundertfach, daß alte und junge Strolche absichtlich große Schaufenster zerschlagen oder sonstige andre Verbrechen begehen, nur um des Genusses einer mehrwöchentlichen Gefängnishaft teilhaftig zu werden, wo sie in behaglich erwärmten Räumen, bei so guter Verpflegung, wie sie sich ein ehrlicher Arbeiter nicht leisten kann, einige Wochen der Ruhe pflegen können, ohne Gegenleistung.

Wenn nun solche Burschen bei Antritt ihrer Haft mit 25 kräftigen Hieben empfangen und bei der Entlassung, je nach der Führung, mit 10 oder 20 Hieben verabschiedet würden, würden derartige Vergehen sehr selten vorkommen. Die Leute würden gezwungen, sich durch Arbeit Unterkunft und Brot zu verschaffen, würden dadurch vielleicht gebessert werden, und der Staat würde jährlich viele Hunderttausende sparen. Ein alter Gerichtsrat, der diese Strafen seinerzeit exemplarisch ausgeführt hat, hat wiederholt erzählt, daß er sehr selten einen so behandelten Strolch zum zweitenmal wieder aufgenommen hat. Daß aber einer zum drittenmal zugeführt worden sei, sei nur einmal vorgekommen. So wirkte die Prügelstrafe, während zur Zeit, durch unsre weibische Humanität, die Verbrecher systematisch herangezogen werden, so daß man kaum noch im stande ist, die nötigen Gefängnisse zu beschaffen. Wie man bei solchen Zuständen noch verlangen kann, sehr große Fortschritte in der „Humanitätsduselei" zu machen, wie Herr Flemming wünscht, das ist für jeden Menschen, der im praktischen Leben steht, unfaßbar, und selbst die liberalsten Männer, die mit dem praktischen Leben in Berührung kommen und es dadurch kennen gelernt haben, sind im Grunde ihres Herzens alle für Wiedereinführung der Prügelstrafe. Sie ist das einfachste und vielleicht wirksamste Mittel, um der fortschreitenden Roheit und Zügellosigkeit einigermaßen Einhalt zu thun und die jugendlichen Verbrecher vielleicht noch zu bessern.

Herr Flemming scheint eben vom praktischen Leben wenig Erfahrung zu haben; in der Studierstube und am grünen Tische bedarf man freilich der Prügelstrafe nicht, und da kann man nach Lust der „Humanitätsduselei" fröhnen.

Röhrig-Wyschetzin, Rittergutsbesitzer und Major a. D.

* * *

Der Verfasser von „Prügelstrafe und Humanitätsduselei" schließt seine Betrachtung mit der Frage: Sollten wir wirklich in der Humanität zu weit kommen können? — Unsere Antwort darauf lautet einfach: In der speziell von ihm gemeinten Humanität sind wir bereits viel zu weit gekommen. — Fast jede menschliche Tugend kann durch Uebertreibung oder falsche Anwendung in ihr Gegenteil umgewandelt werden, und unsere Humanität dem Anarchismus gegenüber ist bereits zu einer unverzeihlichen, fast unbegreiflichen Schwäche ausgeartet. Die Folgewirkung davon ist auch nicht ausgeblieben, wie die scheußlichen Mordthaten und Attentate in neuester Zeit beweisen. — Wenn der Verfasser von „Prügelstrafe und Humanitätsduselei" von der wiedereingeführten Prügelstrafe die Gefahr der Barbarei für die Menschheit befürchtet, so ist ihm zu entgegnen, daß wir, ohne die Prügelstrafe, uns augenblicklich bereits in einem Zustande der Barbarei befinden. Ist es etwa nicht als ein solcher zu bezeichnen, wenn eine ganze Menschenklasse, sämtliche Staatshäupter, in, ja selbst außer Europa vogelfrei sind, durch Gesetze nicht mehr gegen Mord und Totschlag geschützt werden können und sich entweder verbergen oder durch einen immensen Bewachungsapparat auf Schritt und Tritt in der Oeffentlichkeit umgeben werden müssen, dabei trotzdem in steter Todesgefahr schwebend? Unsere, sehr richtig als solche bezeichnete Humanitätsduselei hat eben eine vollständige Verwirrung der Begriffe herbeigeführt. Humanität gilt nur für die untere Klasse und für Verbrecher. Man scheint vergessen zu haben, daß Staatshäupter auch Menschen sind, die Anspruch auf eine gesicherte Existenz haben; ähnlich wie Fürst Bismarck im Reichstag in Erinnerung bringen mußte, daß er auch zum Volk gehöre. —

Der Verfasser der Betrachtung behauptet, daß Königsmorde jetzt seltener wären als früher, und daß sie früher ausschließlich von Mitgliedern der höheren Stände ausgeführt wurden. Beides ist irrig. Wenn man annimmt, daß die Zahl der Staatshäupter in früherer Zeit unvergleichlich größer war als heute, so ist es zweifellos, daß die Meuchelmorde von solchen in der neueren Zeit verhältnismäßig zugenommen haben. Außerdem sind mir gerade in den Mördern Heinrichs IV. von Frankreich, Karls XII. von Schweden und des Präsidenten Lincoln drei Persönlichkeiten gegenwärtig, welche durchaus nicht den höheren Ständen angehörten. Bestreiten will ich allerdings nicht, daß „der Mann mit dem Dolch im Gewande", der dem edlen Dionysios nach dem Leben trachtete, sechzehn Ahnen gehabt haben könnte. —

Zwischen den Königsmördern früherer Zeiten und den anarchistischen von heute besteht allerdings ein großer Unterschied. Die ersteren handelten entweder aus eigenem Antriebe, oder von einer andern Person dazu angestiftet. Meistens sprachen persönliche Interessen, Rache, Religionsfeindschaft und dergleichen mit. Jedenfalls waren es ausschließlich vereinzelte Thaten aus menschlich begreiflichen,

wenn auch nicht entschuldbaren Gründen. Wirklich ausgezeichnete Herrscher oder gar Herrscherinnen sind dem Meuchelmorde doch nur selten zum Opfer gefallen. — Bei dem heutigen Anarchismus haben wir es jedoch keineswegs mit dem einzelnen zu thun, sondern mit einer großen, raffiniert ausgedachten und von reichen Mitteln unterstützten Organisation. Die Werkzeuge dieser Organisation müssen, durchs Los bestimmt, oft auch gegen ihren Willen handeln. Bei dem letzten italienischen Morde schob der Mörder die That immer wieder auf und ließ es sich indessen von den reichlich ihm gespendeten Mitteln wohl sein, bis er schließlich, vielleicht wissend, daß er sonst selbst sein Leben verwirke, zur That schritt. —

Daß man nach den Morden, die in neuester Zeit von den sogenannten Männern der That begangen worden, und den Attentaten, welche verhindert wurden oder mißglückten, von einer hauptsächlich in der Phantasie bestehenden anarchistischen Gefahr, und von Hunden, die bellen aber nicht beißen, sprechen kann, ist logisch einfach unbegreiflich, und nur zu verstehen, wenn man, wie ich schon vorher bemerkte, die gekrönten und Staats-Häupter als nicht zu berücksichtigende Kreaturen hinstellt und die Gefahren nicht versteht, denen ein großes Staatswesen ausgesetzt wird, wenn es seines ausgezeichneten Leiters plötzlich beraubt wird. —

Wir haben es also in Wirklichkeit nicht mit dummen Jungen, sondern mit einer großen Meute von Hunden zu thun, welche nicht nur bellen, sondern sogar recht tödlich beißen. Wollte man für diese die ausreichenden Irrenanstalten oder Bewachungen (wie der Verfasser vorschlägt) einrichten, kein Staat wäre wohl im stande, die Mittel dazu aufzutreiben. Konnten die früheren politischen Mörder einzeln unschädlich gemacht werden, so sind die Mittel, welche man einer organisierten Macht gegenüber anwenden muß, allgemeine Kampfmittel, welche der Natur des Gegners entsprechen müssen. Im Gegensatz zum Verfasser von „Humanitätsduselei und Prügelstrafe“ halte ich es hierbei für sehr logisch, daß man Menschen gegenüber, denen nichts imponiert als das Materielle, auch grob materiell begegnet, selbst wenn man Idealist ist. Die Prügelstrafe wäre hier allerdings sehr am Platz und würde auf das Herostratentum außerdem wohlthätig abkühlend wirken. Solchen Mordbuben und deren Genossen, welche mit kaltem Blute unschuldige Frauen, wie Kaiserin Elisabeth, und ausgezeichnete Männer, wie König Humbert, Carnot und Alexander II. von Rußland, hinschlachteten, mit der Humanität begegnen, wie es thatsächlich geschehen, indem ein Teil derselben wohlbehalten und verpflegt, gegen Hunger, Durst und Kälte geschützt, ja sogar mit Lektüre versehen am Leben gelassen wurde, ist ein Verfahren, wohl geeignet, das Hohngelächter der Nachwelt hervorzurufen.

Solche Art Humanität ist nicht nur Duselei, sondern ein Verbrechen gegen die Gesellschaft. Man lasse ja die Redensarten beiseite, daß lebenslängliche Gefangenschaft schlimmer sei, als der Tod. Die körperliche Vernichtung ist für solche glaubenslose Gesellen immer die schlimmste und allein abschreckende Strafe. Der Mörder König Humberts hat es ja offen ausgesprochen, daß er erwarte, bald durch die soziale Revolution befreit zu werden, und wie er, denken gewiß viele. —

Der Verfasser von „Prügelstrafe und Humanitätsduselei“ behauptet, daß die Prügelstrafe früher nicht abschreckend gewirkt hätte, bleibt aber den Beweis dafür schuldig. Es ist heute schwer zu sagen, was bei der damaligen Bildungs- und Kultur-Stufe der Menschheit ohne solche Strafe für Zustände gewesen wären.

Daß die Zahl der Verbrecher damals eine verhältnismäßig größere gewesen als jetzt, ist eine Behauptung, für die ich auch erst Beweise sehen möchte, und die, wenn sie wahr wäre, durch gesteigerte Kultur und Bildung, nicht aber durch Abschaffung der Prügel- oder Todesstrafe zu erklären wäre. Jedenfalls ist nachgewiesen, daß die Roheitsverbrechen in neuester Zeit erschreckend zunehmen, und daß mit Freiheitsstrafen allein dagegen nichts zu machen ist. —

Der Verfasser von „Prügelstrafe und Humanitätsduselei“ klagt darüber, daß bei Königsmorden und ähnlichen Anlässen alle Schuld auf die moderne Arbeiterbewegung geschoben wird. Warum nennt er das Kind nicht beim richtigen Namen und sagt Sozialdemokratie? Daß die Arbeiter ihr Los verbessern wollen, hat noch niemand als Grund der Greuelthaten angesehen: die Mittel aber, die dabei von Agitatoren und ihrer Presse angewendet werden, und welche in der Hauptsache dazu dienen, die breiten Massen durch Haß und Unzufriedenheit zu erregen, müssen von jedem Kenner der menschlichen Natur ganz ohne Zweifel als der Nährboden angesehen werden, aus welchem solche Unthaten schließlich herauswachsen.

Das ausgesprochene Ziel der Sozialdemokratie ist der Umsturz der bestehenden Gesellschaft und die Herrschaft des Proletariats. Daß sie ihr augenblickliches Verhalten durch die Unmöglichkeit, momentan ihre Absichten verwirklichen zu können, bestimmen läßt, ändert an dem Ziele nichts. Dasselbe ist aber schließlich nur durch Gewalt und Blut zu erreichen. Das hat die Sozialdemokratie früher offen ausgesprochen, meint und weiß es aber heute noch. Herr Singer, der Führer der deutschen Sozialdemokratie, hat soeben in Paris auf dem Sozialistenkongreß einen Kranz an der Mauer der Communarden niedergelegt mit den Worten: „Wir werden ihrem Beispiel folgen“. Jeder Kommentar dazu ist überflüssig. Die Anarchisten sind nur die Vortruppen, welche den letzten Akt des Trauerspiels etwas schneller herbeiführen möchten.

Es giebt Phantasten und ehrliche Idealisten, die auch heute an eine Umkehr oder Mauserung der Sozialdemokraten glauben, und daß sie sich mit Verbesserung des Loses der Arbeiter begnügen würden. Solchen Optimisten, die aus der Geschichte nicht lernen können oder wollen, ist eben nicht zu helfen. Noch niemals sind solche Massen, einmal in Bewegung gebracht, nachher durch schöne Redensarten oder humane Maßregeln im rechten Augenblick zurückgehalten worden. Die Girondisten büßten für ihren guten Glauben auf dem Schaffot, und erst die eiserne Hand Napoleons vermochte die in der Masse schließlich immer erwachende Bestie zu zügeln. Keine Barbarei ist so schlimm und scheußlich, wie die der Massen, und wie schnell wir auch heute, ohne vorbereitende Prügelstrafe mitten in sie hineinkommen können, wenn eine straffe Regierung fehlt, hat uns die Kommune von anno 70 gezeigt, trotzdem sie sich in dem gepriesenen Centrum von Kultur und Bildung abspielte. Schwäche aber ist das sicherste Mittel, ihr zur Herrschaft zu verhelfen, Energie das einzige, was auf die Menge Eindruck macht.

Die anarchistischen Verbrechen sind, wie gesagt, keine Einzelthaten, sondern die Alarmschüsse der sozialen Revolution, mit der wir bereits im Kampfe stehen, wenn auch ohne offizielle Erklärung, ungefähr so wie mit China. Die Entscheidung dieses Kampfes ist, wie Bismarck aussprach, lediglich eine Machtfrage. Er, der durchdringende Menschenkenner und weitschauende Praktiker, wußte den allein richtigen Weg. Helfen und unterstützen, wo es notwendig und gut war

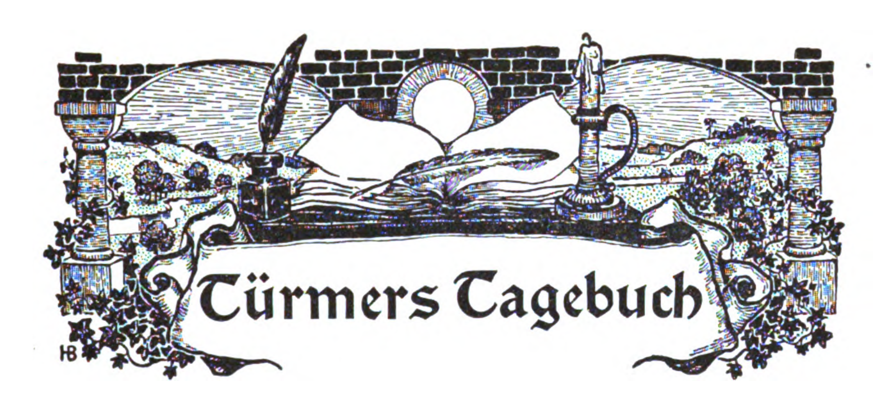
(Invalidität und Alters=Versorgung), aber zugleich energische, kraftvolle **Abwehr** jeder Zügellosigkeit. Er hätte uns den vielleicht später notwendigen **Napoleon** erspart.

Auch eine politisch nicht zu unterschätzende Persönlichkeit hat bereits vor längerer Zeit den Ausspruch gethan: Aus der Sozialdemokratie werden die Vandalen unserer heutigen Kultur erstehen. Wenn der Verfasser von „Prügelstrafe und Humanitätsduselei" den Gedanken eines großen Krieges und dabei freies Spiel der Kräfte der Anhänger der Prügelstrafe nicht zum Ausdenken findet, so empfehle ich ihm den Gedanken einer allgemeinen Kommune und dabei freies Spiel der Kräfte des Proletariats zur freundlichen Ausmalung. —

Möchten doch endlich diejenigen, bei welchen eine Einsicht möglich, begreifen, daß tausendmal näher als die Barbarei des Rückschrittes und der Finsternis, welche bei jeder Gelegenheit als Schreckgespenst aus der mittelalterlichen Rumpelkammer hervorgeholt wird, uns die Barbarei der proletarischen Masse bedroht. Möchte endlich der Gesetzgeber Unterstützung finden zur Eindämmung der um sich greifenden Zügellosigkeit, anstatt daß der übliche Entrüstungsrummel in Scene gesetzt wird. Die Urheber davon, die sich die Hauptstützen der Kultur und Bildung nennen, werden die ersten sein, die sich nach der Barbarei der Polizei sehnen werden, wenn sie die Geister, die sie riefen, nicht los werden. Dann wird es aber zu spät sein. —

Daß die Prügelstrafe uns jetzt allein helfen könnte, ist wohl nicht anzunehmen. Ihre Annahme durch den Reichstag für Roheits=, anarchistische und ähnliche Verbrechen wäre aber nach den vielfachen Beweisen von Schwäche (Humanitätsduselei), die derselbe gegeben, doch ein Zeichen von noch etwas vorhandener Energie dem Umsturz gegenüber und würde als solches nicht verfehlen, nach jeder Seite wohlthätig zu wirken. **Graf Dohna-Falkhorst.**





Kommentare zu „Ohne Kommentar". — Die „neue Aristokratie". — Zukunftsspiegel? — Ein Majestätsbeleidigungsprozeß. — Unser neuer Freund.

Es sind nicht immer „goldene Früchte in silbernen Schalen", mit denen ich dem Leser an dieser Stelle aufwarten kann. Ich muß die Früchte so pflücken, wie sie am Baume der Zeit gewachsen sind, und der trägt sehr verschiedenartige. Man kann mich also auch nicht für ihren Geschmack verantwortlich machen, sondern nur für ihre Echtheit. Waren nun die im vorigen Tagebuche „ohne Kommentar" aufgetischten solche „echte" Früchte, Früchte, aus denen man gewisse Eigentümlichkeiten unserer Tage herausschmecken mußte, — nicht etwa nur zufällig irgendwo aufgelesener, dem verdienten Moder der Vergessenheit entrissener Küchenabfall?

Im letzten Hefte des „Kunstwarts" vergleicht Avenarius die Familienblätter einst und jetzt. Früher ein Bestreben, das Publikum zu führen, heute völlige Unterordnung unter dessen Launen. „Am auffälligsten aber ist der Abstand von heute in Sachen des Byzantinismus und Servilismus. War ein Fürst besonders beliebt oder trat er aus einem besonderen Grunde in den Vordergrund des Interesses, so beschäftigte man sich mit ihm und brachte sein Bildnis, aber dergleichen geschah durchaus nicht oft, es bedurfte eben dazu eines besonderen Anlasses. Heute ist der Hochgeborene an sich ein Gegenstand schmeichelnder Teilnahme, ohne Rücksicht auf seine sonstigen Eigenschaften, einfach, weil er ein Hochgeborener ist. Irgend ein beliebiger Prinz oder eine Prinzessin aus irgend einem regierenden oder mediatisierten Fürstenhause braucht sich nur zu verloben, so werden wir an dreißig Stellen von dem hohen Brautpaar unterhalten und begegnen Bildern, die uns die Beglückten samt Verwandtschaft, Schloß und Heiratsgut schildern, als wenn das nicht für uns übrige Menschen das Nebensächlichste von der Welt wäre. Aber man ist weiter gegangen. Wir erinnern uns noch der Zeit, als wir zum ersten Mael die schöne Rubrik ‚Aus der Gesellschaft' auftauchen sahen. Sie muß sich rentiert haben, denn an allen Ecken begegnen wir ihr jetzt. Da wird von der Hochzeit der

Komtesse X., da wird von dem großen Kostümfest beim Baron Y., da wird von dem herrlichen Konzert beim Bankier Z., da wird von jedem größeren Familienereignis der sogenannten ‚Gesellschaft‘ berichtet, nur weil es sich eben in der ‚Gesellschaft‘ begab. Ich bin politisch weder Demokrat, noch Radikaler, noch Liberaler, aber ich bekenne, daß mir dieses Treiben widerwärtig und schädlich scheint ... Und dann: Engel sind ja im ‚Volke‘ so selten wie anderswo, daher erzieht man, so wie man's treibt, die Schwächlinge zum Neid und zum Servilismus, die Kräftigern zum Haß und zum Trotze. An der ‚Verhetzung der Klassen‘ untereinander hat auch dieses Wesen sein gut Teil Mitschuld.“

Es hat sich, wie ein anderes Blatt ergötzlich feststellt, in der ausgedehnten Praxis sogar eine „eigene Schablone“ entwickelt, deren Kenntnis strebsamen jungen Anfängern auf diesem Gebiete sehr zu empfehlen wäre, weil sie ihnen viel unnützes Kopfzerbrechen ersparen dürfte: „Bei Kronprinzen findet man regelmäßig ein wunderbares Talent, eiserne Arbeitskraft und Pflichttreue, sowie ideale Ziele; das Ganze berechtigt zu der bestimmten Erwartung, daß sie es später den größten Monarchen, welche die Geschichte kennt, mindestens gleichthun werden. Andere Prinzen haben mindestens eine Spezialität, in der sie Großes leisten; der eine wird ein großer Feldherr, der zweite ein bedeutender Dichter, der dritte ein gelehrter Forscher werden. Bei fürstlichen Frauen trifft man als übereinstimmendes Kennzeichen eine nicht zu überbietende ‚Herzensgüte‘, die sich in einer fabelhaften Weise im Drange nach wohlthätigen Stiftungen äußert. Je höher die Dame ist, desto mehr Herzensgüte hat sie; die Königin übertrifft darin die einfache Prinzessin um ein Erkleckliches; das geht eben streng nach der Hofrangordnung. Außerdem haben die fürstlichen Damen ausnahmslos einen ausgeprägten Sinn für ideale Bestrebungen; die Musik, Malerei, Dichtkunst oder sonst etwas verstehen sie aus dem ff; ihre Leistungen gehen dann regelmäßig ‚weit über Dilettantenarbeit hinaus‘. Sehr beliebt ist in Bezug auf fürstliche Personen die Mitteilung kleiner anekdotenhafter Züge, die bei den Herren von ihrer Genialität oder Arbeitskraft, bei den Damen von ihrer Herzensgüte, bei allen von ihrem Wohlthätigkeitssinn ein bis zu Thränen rührendes Zeugnis ablegen ... Es werden grundsätzlich alle Mitglieder fürstlicher Häuser der ganzen Welt in dieser schwärmenden Weise abgehandelt, und wenn es auch nur eine Prinzessin von Marocco ist. Neben gewissen ‚liberalen‘ Blättern zeichnet auch die ‚parteilose‘ Presse sich ganz besonders durch solche Knechtseligkeit aus; die konservativen benehmen sich viel zurückhaltender und weniger aufdringlich. Aber derartige Uebertreibungen schaden dem monarchischen Gefühl mehr, als daß sie ihm nützen, denn schließlich merkt der Leser die Absicht und wird verstimmt.“

* * *

Sollte diese an sich schon höchst unerfreuliche Erscheinung wirklich noch in dem tieferen Zusammenhange stehen, den dasselbe Blatt, die „Kölnische Volks-

zeitung", an anderer Stelle behauptet? Darnach würde jenes emsige Bemühen gewisser gesellschaftlicher Schichten um die Gunst der Hochstehenden dahin zielen, die alte Aristokratie zu verdrängen und sich an deren Stelle zu setzen. Und das Entscheidende wäre dabei — das Geld. „Für den sparsam eingerichteten Hof Kaiser Wilhelms I. konnten die pommerschen und brandenburgischen Landjunker den notwendigen Aufwand machen. Heute aber geht es den Junkern infolge der Lage der Landwirtschaft immer schlechter, außerdem hat das Avancement vom Königtum zum Kaisertum uns, wie einst schon Gustav Freytag voraussagte, einen Hofglanz gebracht, von dem sich vor 30 bis 40 Jahren noch niemand etwas träumen ließ. Die meisten Junker können nicht mehr mitkommen. Im vorigen Winter war, wie man uns erzählte, eine schwer reiche Dame der Hochfinanz auf einer Festlichkeit von Angehörigen des landsässigen Adels stark über die Achsel angesehen worden. Sie rächte sich, indem sie mit nicht zu leiser Stimme ihren Nachbarn erzählte: ,Sehen Sie, was ich hier trage. Das Brillantkollier übersteigt an Wert bedeutend den ganzen, ziemlich verschuldeten Grundbesitz der hier anwesenden Familie v. X., die Ringe, die ich an den Fingern trage, den Grundbesitz der Familie v. Y., das Armband und mein Sealskinpelzmantel ist viel mehr wert als der gesamte v. Z.sche Grundbesitz.' So tritt die Finanzaristokratie auf die Bühne und ruft dem alten Adel — dem ,Schnaps- und Kartoffeladel', den ,Krautjunkern', wie man sie spöttisch nennt — ein „ôte-toi, que je m'y mette" zu. Sollte es nun der Fall sein, daß diese ,neue soziale Schicht', um mit Gambetta zu reden, die alte Geburtsaristokratie verdrängt, so ergiebt sich alles Weitere von selbst. Neue Ideen werden mit den neuen Aristokraten ihren Einzug halten, und die Monarchie selbst dürfte nicht ganz unberührt davon bleiben, sondern sich mehr und mehr in eine Art ,Bürgerkönigtum' umgestalten. So ist es auch zu verstehen, daß die Taktik des wadelstrümpflerischen Freisinns, der auf Siege an der Wahlurne und Beherrschung der Massen nicht mehr zu hoffen wagt, neuerdings dahin geht, auf dem Umwege über das Hofparkett an das Steuerruder des Staats zu gelangen. Daher erklärt sich auch das byzantinische Wesen mancher wadelstrümpflerischen Preßorgane. In einem monarchischen Staate, der nicht parlamentarisch regiert wird, stellt die Hofgesellschaft die Kreise dar, aus denen sich die Leiter des Staatswesens immer neu rekrutieren. Bis jetzt überwog in der Hofgesellschaft das ostelbische Landjunkertum; es würde auch in der Politik bald bemerkbar werden, wenn an dessen Stelle die Finanzaristokratie des Tiergartenviertels träte. Man giebt sich ja eine gewaltige Mühe, um gesellschaftlich aufzurücken, besonders die Damen sehen im Hofleben das reine Paradies. Einerseits kann man diese Leidenschaft menschlicher Eitelkeit nur belächeln, anderseits dürfte es eine große Wendung bedeuten, wenn die Quitzows, Köckeritze und Itzenplitze durch die v. Schulze, v. Müller und v. Cohn ersetzt würden. Auf einmal wird das ja nicht kommen, aber augenscheinlich bahnt sich eine ,Auffrischung' langsam an. Die neue Aristokratie, welche den Kohlen-

hammer und den Stab Merkurs im Wappen führt, hat sich schon in mancher Beziehung einflußreich gezeigt. Aber bald dürfte das noch deutlicher werden; die neue Sonne der ‚Weltpolitik‘ wird wohl zunächst in Deutschland selbst ihre Früchte reifen lassen.“

Ich glaube zwar nicht, daß an den maßgebenden Stellen eine derartige „Auffrischung“ bewußt erstrebt wird, aber der Zug der Zeit drängt zweifellos dahin, und die Logik der Thatsachen ist unwiderstehlich. Die alte Aristokratie geht thatsächlich wirtschaftlich mehr und mehr zurück; will sie dennoch ihre Rolle in einem glänzenden Hofleben weiterspielen, so würde das nur ihren Ruin bedeuten. An äußerem Glanze mit der „neuen sozialen Schicht“ zu wetteifern, muß sie bewußt und endgiltig aufgeben und sollte sie darüber auch ihrer bevorzugten Stellung im „Hofleben“ verlustig gehen. Sie kann sich nur durch den eigenen inneren Wert behaupten, den Wert, den sie für Staat und Monarchie besitzt. Der allein kann ihr dauernden Einfluß und eine Zukunft verbürgen. Treues Festhalten an den alten, wahrhaft aristokratischen Grundsätzen, selbstbewußte Ablehnung jedes Wettbewerbes mit der Talmivornehmheit und der Talmiloyalität sind der rocher de bronce, auf den sie sich zurückziehen muß. Nicht aber darf sie sich ängstlich vor dem Weben und Wachsen der Zeit abschließen, nicht sich in Gegensatz zu deren unabweisbaren Forderungen stellen und so einen Kampf gegen das Volk führen, in dem doch aller echte Adel wurzeln muß. Wer seiner Zeit ein Führer sein will, muß Blut von ihrem Blute in seinen Adern spüren, muß modern sein im besten Sinne vom Scheitel bis zur Zehe!

* * *

Sollte Darwin am Ende doch recht haben? Ein, wie es scheint, unwiderstehliches Bedürfnis — zu „kriechen“, das sich zu allen Zeiten, in allen Ländern und unter allen Verfassungsformen geltend macht, könnte jedenfalls an gewisse Abstammungstheorien erinnern. Ist gerade kein Thron vorhanden, vor dem man dieser noblen Passion fröhnen kann, — ein ruppiger Geldsack, wenn er nur die nötigen Größenverhältnisse aufweist, thut's auch. Man lese nur folgende Stellen aus einem New-Yorker Briefe an den Herausgeber der „Zukunft“: „Auch bei uns blüht schon der neue Byzantinismus lustig, nur wirkt er im Lande der patentierten Freiheit geradezu grotesk. Unser sogenannter ‚alter Adel‘, wie z. B. die Vanderbilts und Astors, weilt im Sommer gewöhnlich in dem vornehmen Badeplatz Newport, nicht weit von New-York. Ein Leibberichterstatteter meldete von dort aus an den ‚Herald‘ getreulich, was die hohen Herrschaften täglich in Newport treiben. Am 6. August schrieb dieser Brave wörtlich: ‚Gerade eine Minute lang war Mrs. William K. Vanderbilt jr. am Sonnabend abends in nicht geringen Schrecken versetzt. Mr. und Mrs. Vanderbilt fuhren in ihrem neuen Automobil langsam die Bellevue Avenue entlang, als plötzlich um eine Biegung des Weges herum zwei durchgehende Pferde, die vor eine Kutsche gespannt waren, dahergesaust kamen. Im nächsten Augenblick waren die Pferde in der Nähe von Mr. und Mrs. Vanderbilt.

Leute, die vorbeifuhren und den Vorfall mit ansahen, glaubten, die Sache würde ein böses Ende nehmen, wie es anfangs schien; aber eine starke und geschickte Hand hinter den Pferden hielt sie im Zaum, ehe sie ein Unglück anrichten konnten. Mrs. Vanderbilt war natürlich nicht wenig beunruhigt infolge der fatalen Situation, doch bald hatte sie ihre Fassung wieder gewonnen und war im stande, die Fahrt fortzusetzen.' Sehr niedlich ist auch, was der biedere Zeitungmann am 1. September den New-Yorker Plebejern berichtete: ,Colonel und Mrs. Joh. Jakob Astor wie ihre Freunde machten heute nachmittags einen Ausflug nach Stony Point und nahmen den Ort mit Sturm. (Sinnige Anspielung auf des famosen Operetten-Colonels Heldenthaten bei Manila). Colonel Astor hatte sich, wie schon früher, auch diesmal die ausschließliche Benutzung all der Belustigungen des Ausflugplatzes gesichert. Aber die Menge der Vergnügunglustigen, die Stony Point aufsuchen, war keineswegs darüber ungehalten, daß sie ausgeschlossen war, sondern eher entzückt über die Gelegenheit, auch nur von weitem einen Anblick der Aristokratie auf einer Landpartie zu haben. Ueberdies würdigten sie die Thatsache, daß sie nahezu Ellbogen an Ellbogen mit Leuten waren, die gesellschaftliche Geschichte machen, und dieser Gedanke allein war vollauf Entschädigung dafür, daß sie diesmal außerhalb der Thore bleiben mußten.' ,Gesellschaftliche Geschichte machen' . . . nett, nicht wahr? Sie werden sicher mit Rolant de Fatouville bemerken: C'est tout comme ici! Wir europäisieren uns wirklich mit fabelhafter Schnelligkeit; aber es ist eine Karikatur Europas, die da zu stande kommt."

Oder amerikanisieren wir uns? Versenken wir uns recht innig in dieses liebliche Idyll, als spiegelte sich darin unsere eigene Zukunft, dann möchten wir doch vielleicht unsere alten Throne und unseren alten Adel dem projektierten „Bürgerkönigtum" und der so verheißungsvollen „neuen sozialen Schicht" mit ihrem Hofstaate einigermaßen vorziehen. Wie wenig ändert man doch die Menschennatur, wenn man nur die Staatsform ändert! Darüber könnten sich unsere Umstürzler, Republikaner u. s. w. nachgerade ein paar schüchterne Gedanken machen!

* * *

Der Herausgeber des Blattes, dem obige Briefstelle entnommen, ist dieser Tage wieder einmal „wegen Majestätsbeleidigung", angeblich verübt durch einen Artikel: „Der Kampf mit dem Drachen", zu einer längeren Freiheitsstrafe verurteilt worden. Mir ist Hardens Schreibweise nie sonderlich sympathisch gewesen, trotzdem ich sein journalistisches Talent und Geschick nicht unterschätze. Am Ende bestimmen doch andere Eigenschaften, als ein angenehm prickelnder Stil mit pikanten Pointen und geistreichen Aperçus den Wert vaterländischer Publicistik. Und die von Harden ausschließlich geübte negative Kritik kann auf die Dauer nur unfruchtbaren Pessimismus und hochmütig-süffisantes

Absprechen im Gefolge haben. Andererseits werden in diesen Zeitläuften auch solche Schriftsteller, an deren korrekt-monarchischer und nationaler Gesinnung kein Zweifel möglich ist, nur zu häufig in die Zwangslage versetzt, den — einen Ausdruck des „Kladderadatsch“ zu gebrauchen — „momentanen Kurs“ zu bekämpfen. Durchaus verkehrt erscheint es mir dabei, eine derartige Kritik, mag sie nun von Harden oder von anderen geübt werden, mit dem Strafgesetzbuch ersticken zu wollen. Ich hatte seinerzeit den inkriminierten Aufsatz gelesen, ohne in meinem monarchischen Gewissen irgendwelche Anfechtungen zu erleiden, legte ihn in Seelenruhe „zu dem übrigen“ und war daher ganz erstaunt, als plötzlich in diesem Artikel „Majestätsbeleidigungen“, und gar im Sinne des Strafgesetzbuches, enthalten sein sollten. Der Aufsatz war ja ganz Harden, er konnte einem gefallen oder nicht gefallen, das war Geschmacksache. Aber er sagte nur, was unzählige andere Blätter vor ihm in viel schärferer Tonart gesagt hatten. Das Besondere darin waren nur die Eigentümlichkeiten der Harden'schen Stilistik, und die sind denn doch schließlich an sich nicht strafbar.

Nun vergleichen wir einmal den Zweck, den das Verfahren vernünftigerweise nur haben konnte, mit dem, der in Wirklichkeit erreicht worden ist. Der Zweck konnte doch nur sein, das Ansehen der Monarchie und des Monarchen zu schützen, welche beide meines unmaßgeblichen Erachtens nicht im geringsten gelitten hatten. Erreicht ist, daß in der Verhandlung Dinge zu Tage gefördert und durch eidliche Zeugenaussage einwandsfreier Persönlichkeiten als gerichtsnotorisch erwiesen wurden, die jedenfalls das monarchische Gefühl ganz unvergleichlich peinlicher berühren mußten, als die subjektiven und, trotz allen pikanten Arrangements, im Grunde recht harmlosen, nicht einmal originellen Betrachtungen des Herrn Harden. Erreicht wurde, daß die öffentliche Meinung, darunter entschiedene Gegner Hardens, mit verschwindenden Ausnahmen sich veranlaßt sah, für den Verurteilten Partei zu nehmen. Nicht erreicht wurde eine Erhöhung des Ansehens unserer Gerichte und des Vertrauens in ihre absolut unparteiliche und unabhängige Rechtsprechung. Denn die Erinnerung an die eigentümliche „Versetzung“ des Landgerichtsdirektors Schmidt, nachdem Harden unter dessen Vorsitz seinerzeit freigesprochen worden — diese und ähnliche Erinnerungen wären besser unaufgefrischt geblieben. Ich spreche nicht von dem wirklichen Zusammenhange dieser Dinge, nur von dem, in welchen sie thatsächlich von vielen gebracht werden und sogar öffentlich gebracht worden sind.

Auf die „Enthüllungen“, die aus der Verhandlung, trotz Ausschlusses der Oeffentlichkeit, den Weg in sämtliche Blätter gefunden haben, auf die eidlichen Zeugenaussagen des Geh. Medizinalrats Prof. Dr. Schweninger u. s. w. will ich hier nicht näher eingehen. Denn die öffentliche Erörterung dieser Dinge widerstrebt meinem monarchischen Empfinden allerdings auf das äußerste. Gefaßt mußte man auf derartiges sein. Wo aber die Anwendung eines Gesetzes das Gegenteil seiner Bestimmung bewirkt, da wird „Vernunft Unsinn, Wohlthat Plage“.

* * *

Auch der Türmer muß offen gestehen, daß ihm die Wege und Ziele des „momentanen Kurses“ häufig in Dunkel gehüllt bleiben. Das hat zwar wenig zu bedeuten, denn der Türmer ist ein schlichter Mann und in die Geheimnisse der hohen Politik nicht eingeweiht. Bedeutsamer dürfte schon die Thatsache sein, daß wir augenblicklich in einem Fahrwasser segeln, das vom Fürsten Bismarck stets und mit eiserner Konsequenz gemieden wurde. Ich meine die deutsch-englische Annäherung und den Gegensatz, in den wir dadurch notwendig, ob wir wollen oder nicht, zu Rußland gedrängt werden. Das deutsch-englische Abkommen mutet vom deutschen Standpunkte aus den beschränkten Unterthanenverstand völlig rätselhaft an, so rätselhaft wie nur die andere große, bis zum heutigen Tage noch nicht gelöste Preisfrage, warum wir eigentlich seinerzeit den zukunftsreichsten, wertvollsten Teil unserer afrikanischen Kolonien mit Sansibar an England verschenkt haben? Was in aller Welt, so fragt auch das ehemalige Organ Bismarcks, in dem dessen politische Traditionen fortleben, „was geht uns der Besitzstand Chinas an“, den wir Arm in Arm mit dem uneigennützigen England gegen „andere“ schützen wollen? „Welche deutschen Interessen nötigen dazu, Chinas wegen Gefahren eines Konfliktes mit anderen Mächten zu laufen, wovon wir nur Schaden, England, wie immer, nur Vorteil haben würde? Was wir durch solche Abmachungen aufs Spiel setzen, wissen wir nur zu genau; in letzter Konsequenz können wir die Rechnung für solche Verträge an der elsässischen und der Weichselgrenze gleichzeitig präsentiert erhalten. Was wir aber in China zu gewinnen haben, ist höchst fraglich.“

Wort für Wort ins Schwarze zu treffen und Geist vom Geiste Bismarcks zu sein, scheinen mir auch die Betrachtungen, die das ehemalige Organ unseres größten Staatsmannes am Eingange seines Artikels anstellt: „Wir betrachten den Abschluß dieses Vertrages, abgesehen von seinem praktischen Inhalt, als ein Ereignis, das einer Einschwenkung der deutschen Politik auf die englische Linie ähnlich sieht und damit alle Befürchtungen wachruft, welche der verewigte Großmeister aller deutschen Staatskunst, Fürst Bismarck, von einer derartigen Stellungnahme Deutschlands hegte. Punkt 3 des Vertrages wenigstens liest sich wie die Ankündigung einer deutsch-englischen Kooperation gegen Rußland, das doch in erster Linie unter den Begriff der „anderen Macht“ fällt, von der die Rede ist. Daran ändert auch Punkt 4 des Vertrages nichts; denn wenn nicht mit der Möglichkeit einer russischen oder anderen Aktion in einem dem deutsch-englischen Vertrage entgegengesetzten Sinne gerechnet würde, hätte der Abschluß desselben überhaupt keinen Sinn und wäre überflüssig. Ob durch die Mitteilung des Vertrages und der Einladung, an ihm teil zu nehmen, irgend etwas an bestehenden russischen oder sonstigen Plänen geändert wird, erscheint aber höchst zweifelhaft. Was nicht zweifelhaft ist, scheint nur zu sein, daß Rußland in dem Abschluß des Vertrages eine Stellungnahme Deutschlands

an der Seite Englands erblicken wird, die durch seine, Deutschlands, Interessen nicht offentsichtlich gerechtfertigt wird und deshalb als russenfeindliche Handlung aufgefaßt werden kann. Was ist uns China? Wir haben dort nur Handelsinteressen wahrzunehmen. Auf diesem Gebiete aber sind die Engländer unsere größten Konkurrenten. Statt uns zur Wahrung unserer Handelsinteressen in Yangtse, die von englischer Seite bedroht sind, mit Rußland, das am Theehandel des Yangtsegebietes, und mit Frankreich, das am Seidenhandel stark interessiert ist, zum Schutze gegen englische Uebervorteilung zu verständigen, haben wir uns mit England, wie es scheint, gegen Rußland und Frankreich, verbündet. Das ist doch der Sinn der Sache. Alle Lehren der Geschichte, die dringend gegen die Ratsamkeit irgendwelcher Abmachungen mit England sprechen, sprechen auch gegen diesen Vertrag."

Nun glaubt ein Blatt, das sich guter Beziehungen mit dem Auswärtigen Amte rühmt, zu wissen, „daß das Abkommen der Ausfluß und teilweise eine Abschlagszahlung für unsere Neutralität in Südafrika" sei, und daß „eine weitere Abzahlung in einem andern Teile der Welt (vielleicht in einer ‚andern Welt'? D. T.) folgen" werde. Das ist nun der Gipfel des Okkultismus! „Abschlagszahlungen!" Wo denn? Was denn? Daß uns England huldvollst gestattet, seine Interessen gegen andere Mächte zu schützen? Und diese „Abschlagszahlungen" sollen die Entlohnung sein für Dienste, die wir England in einem vor Gott und Menschen verruchten Kriege — nach englischer Auffassung — erwiesen haben? Die „Politik" soll ja bekanntlich jenseits von Gut und Böse stehen, was so ziemlich darauf hinausläuft, daß sie jenseits von „Gut" steht. Wollen die Vertreter dieser Doktrin aber wirklich so weit gehen, daß sie jede Niedertracht, auch die ohne zwingende Nötigung verübte, wenn sie nur dem Staate irgendwelche Vorteile verheißt, in der Politik für erlaubt erklären?

Die englische und die russische Presse haben über das Abkommen bereits quittiert. In jener wird es „der größte diplomatische Erfolg Englands seit dem Berliner Kongreß", in dieser „die unheilvollste Erscheinung der jüngsten Zeit" genannt. — —

Der Türmer befaßt sich nur ungern und nur in Ausnahmefällen, wenn er gar nicht anders kann, mit der Politik, mit der im engeren Sinne überhaupt nicht. Hier aber handelte es sich um eine Frage von weltgeschichtlicher Bedeutung, um einen, vielleicht nur „momentanen", vielleicht aber auch dauernden Bruch mit den Traditionen der deutschen Politik seit Begründung des Reiches. Derartiges läßt sich auch hier nicht wie ein beliebiger Personalwechsel mit Stillschweigen übergehen. Gebe Gott, daß wir uns bald und ohne all zu schweren Schaden aus dem ganzen bösen Handel zurückziehen können!



Musik.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

Als wir im Maiheft des vorigen Jahrgangs den schönen Opheliakopf des niederländischen, übrigens jetzt in Deutschland lebenden Malers Antoon van Welie brachten, versprachen wir, unseren Lesern noch ein zweites Bild des jugendlichen Meisters vorzuführen, und zwar dasjenige, das Professor Pol de Mont, der Verfasser des Aufsatzes über den „Modernen aus dem Lande Rembrandts", als „eines der schönsten Gemälde, welche in jüngster Zeit in unsern niederdeutschen Niederlanden entstanden, gewiß aber wohl das vollkommenste, das van Welie selbst bisher malte", bezeichnet hat.

Heute lösen wir unser Versprechen ein. Und um unseren neuerworbenen Freunden, denen jener Aufsatz unbekannt geblieben ist, zu zeigen, was ein so feiner Kunstkenner wie Pol de Mont des weiteren über das Bild zu sagen gewußt, unsern alten Freunden aber die Bedeutung des Gemäldes in Erinnerung zu bringen, wiederholen wir die Worte des Antwerpener Kunstgelehrten aus dem Maiheft v. J.

„In einer Wiesenlandschaft zwischen Wasser und Bäumen," so beschreibt Prof. Pol de Mont das Bild, „in deren Hintergrund ganz dünne weiße Stämme schimmern, sitzt ein junger Mann, der die Geige spielt. Musik nennt der Maler sein Bild — das man in gewisser Hinsicht mit dem Mondgeiger des sympathischen Hans Thoma vergleichen könnte —; ich aber möchte es Genießen nennen. Mit geschlossenen Augen, geschlossenen Lippen biegt der Jüngling das ungewöhnlich edle, mädchenhaft zarte Haupt auf die rechte Schulter zurück, während er mit einer Gebärde, die zugleich wie eine Liebkosung und wie ein ehrerbietiges Winken ist, den Bogen über die Saiten zieht und mit den Fingern der anderen Hand ganz leise, vorsichtig die Akkorde tastet. Wer eine solche Figur der Natur abzulauschen und festzuhalten und sie obendrein in einen passenden, sei es naturalistisch oder dekorativ gemalten Hintergrund hineinzusetzen weiß, der ist schon ein ganzer und echter Künstler. Aber van Welie that noch viel mehr. Die ganze Gestalt, so klein sie ist, drückt mit beispielloser Identität das Genießen aus, das der einsame Spieler im Schaffen und bewundernden Anhören seines eigenen Spieles empfindet. Dieses Genießen erzittert förmlich unter den weiblich zarten, fein gegliederten Fingern, in dem so richtig erfaßten Saitengriff, in der nicht weniger gut getroffenen Streichbewegung, besonders aber in dem Antlitz, das wie verklärt ist, wie verwandelt durch den Vorgang im Innern des Musikers. Es ist keine grobsinnliche, freudige Wollust, die in diesen Zügen lebt, sondern eine, die zum Weinen stimmt, die viel edler und größer ist als die andere; es ist, als ob die impressionistische Landschaft, in der der Jüngling steht, mitweinte bei seinem wehmütigen Spiel."





H. v. Z., B. — G. M., W.-R. — M. B., R. — W. H., Ch. — O. D., H. i. W. — A. R. in H. — M. W.-M., R.-B., T. — L. K., W. bei K., Bez. K. — Ben Akiba, St. — O. Sch., W. in Schl. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Zahlreiche Antworten, Einsendungen für die „Offene Halle“ u. s. w. mußten aus räumlichen und zeitlichen Gründen für das nächste Heft zurückgestellt werden. Hier nur einen kurzen, warmen Dank für das so rege und vielseitige Interesse, an dem sich der Türmer von Herzen erlabt hat! D. T.

A. O., T. i. H. Wie Sie sehen, mit verbindl. Dank verwertet.

M. Frfr. v. M., N. b. O. Nicht so sehr die Thatsache an sich, daß derartige kleine Episoden erzählt werden, sondern die Form, in der es geschieht, berührt so widerwärtig. Der Kaiser führt in aller Ruhe und Gemächlichkeit ein frommes Pferd an der Leine über den Straßendamm, und daraus macht die ebenso gesinnungstüchtige wie geschmackvolle Zeitung: „der Kaiser als Rossebändiger“. Der Kronprinz trinkt „sogar“ im Stehen ein Glas Bier! Wie müssen solche hündischen Schweifwedeleien jeden vornehmen Menschen anwidern! Es waren nur ein paar Beispiele herausgegriffen, sie lassen sich jederzeit verzehnfachen. Und das ist das Schlimme; es handelt sich nicht um vereinzelte Erscheinungen, sondern, ich fürchte, um immer wieder an den verschiedensten Stellen auftretende Symptome einer beginnenden inneren Verseuchung weiter Kreise. Da muß doch endlich eine energische Reaktion einsetzen. Das Christentum und wohl auch das monarchische Deutschtum sind jedem Feinde gewachsen, nur nicht der Selbstverfälschung. Denn damit hören sie auf, zu sein, was sie sind, vernichten sie sich selbst. Haben Sie, gnädige Frau, nicht bemerkt, daß es gerade Blättern strengster Observanz unheimlich dabei zu werden beginnt? Ein ganz richtiger, natürlicher Instinkt, denn der monarchische Gedanke, nicht seine Gegner, hat die Folgen zu tragen. Nur fehlt leider an manchen Stellen der Mut, offen auszusprechen, was man denkt und fühlt. Dann unterschätzen Sie doch wohl auch die durch eine überaus geschickte Presse geschärfte Kritik der „unteren“ Stände. Das „Volk“ nimmt derartige Mitteilungen nicht in dem gewünschten Sinne auf, es denkt sich ganz was anderes dabei! Und ferner: die Hohenzollern haben ja eine derartige unerbetene „Reklame“ — denn so wollen wir es nur ruhig nennen — gar nicht nötig! Oder sollte es im Volke Friedrichs des Großen überraschen, daß der Kronprinz im Manöver „ein Stück Brot mit seinen Soldaten teilt?“ Was hat nicht alles der alte Fritz im Felde mit seinen Soldaten geteilt! Jedem Volksschüler ist es bekannt, deshalb erhöht man die Popularität der Hohenzollern durch solche bedientenhaften Aufbauschungen der allereinfachsten und natürlichsten Dinge ganz gewiß nicht. Alles das ist nur Wasser auf die Mühlen der Sozialdemokratie! Möchten es nicht Gottes Mühlen sein, die auch langsam, aber sicher mahlen! — Vielen Dank für die vertrauensvolle Zuschrift, die ja aus denselben Absichten geflossen ist, die den Türmer geleitet haben.

Pr. A. R., P., Post B., W. Herzlichen Dank für die liebenswürdige Kundgebung. Auch aus den Gedichten, wenn sie auch für den Abdruck im T. weniger geeignet sind, spricht eine sympathische Gesinnung. Solche Aufmunterungen, wie die Ihrigen, erleichtern manchen dornigen Gang. Freundlichste Grüße!

J. A., O., Landbriefträger. Sind Sie das auch wirklich? Wenn alle Briefe, die Sie austragen, nach Form und Gesinnung auf der Höhe desjenigen ständen, mit dem Sie selbst den Türmer erfreut haben, so wäre es eine Erquickung, sie zu lesen. Und wenn Sie meinen, daß für „Geistliche“, denen politische und militärische Interessen höher stehen, als das (sie als solches überhaupt „nicht interessierende“) Evangelium, „Mr. Chamber-

lain ein würdigerer Meister" wäre, als Jesus Christus, so wüßte ich nicht, was sich gegen diese Ihre Bemerkung einwenden ließe. Vielen Dank und freundlichen Gruß!

Th. R. (M. H.), R. Die gefl. Einsendung und Anfrage dürften inzwischen brieflich ihre Erledigung gefunden haben. Hier nur noch aufrichtigen Dank für das so freundliche Begleitschreiben. Ueber den betr. Roman urteilen Sie selbst, daß er „mit dichterischer Kraft und Ueberzeugung" geschrieben ist — sollte das nicht seinen Abdruck rechtfertigen und muß es durchaus „entmutigend" wirken, wenn uns der Dichter auch an den Abgründen des Lebens vorüberführt? Mir scheint vielmehr die Wirkung des Ganzen in einer sittlichen und sozialen Mahnung zu gipfeln, mindestens in der Mahnung, über das aufgerollte soziale Problem ernst und aufrichtig, ohne instinktive, den Blick trübende Klassenvorurteile nachzudenken.

v. Z., B. i. Hz. Daß auch Sie „als Türmertante, die den Türmer seit seiner Geburt in ihrem Hause aufgenommen hat" und dabei als „schwarzweiße Altpreußin" über das letzte Tagebuch sich gefreut haben und in den dort mitgeteilten, leider sehr ergänzungsfähigen Gesinnungsproben „schlimmere Anzeichen sehen, als in den Resolutionen der Sozialdemokratie," gereicht dem Türmer als Zeichen der Uebereinstimmung zu aufrichtiger Befriedigung. Gott sei Dank, giebt es noch Stimmen, die sich dagegen erheben, und in diesem Sinne habe ich auch die freundlichst eingesandten Zeitungsausschnitte begrüßt. Der T. ist überhaupt kein grämlicher Pessimist, hält es aber für einfache Pflicht, auch unerfreulichen Erscheinungen ins Gesicht zu leuchten, besonders wenn sie sich zur öffentlichen Gefahr auszuwachsen drohen. Sehr richtig bemerkt die „Deutsche Tageszeitung": „Der Byzantinismus hat nicht das mindeste zu thun mit der dem deutschen Volke eigenen Königstreue. Beide schließen sich aus, beide sind sich entgegengesetzt wie Feuer und Wasser . . . Aber das ist eine unheimliche Folge des grassierenden Byzantinismus, daß er die Köpfe und Herzen verwirrt, so daß viele die doch so natürliche Unterscheidung zwischen ihm und der Königstreue nicht mehr zu erkennen vermögen. Wenn die echte Treue mit schwerem Herzen die Wahrheit sagt, so erscheint das manchem, der durch den Byzantinismus verwirrt und verdorben ist, als eine Versündigung an der Loyalität . . ." Auch die Predigt mit Interesse gelesen. Nein, als „roter Lappen" wirkt der alte Kämpe auch auf den T. nicht, wenn schon mancher kritische Vorbehalt nicht wohl zu unterdrücken ist. Herzlichen Dank und Gruß!

A. K., A. b. A—e i. S. Für Ihre offene Aussprache ist Ihnen der T. nur verpflichtet, auch nimmt er ja bekanntlich keine Unfehlbarkeit in Anspruch und giebt entgegengesetzten Anschauungen bereitwilligst und bis zu den äußersten Grenzen Raum. Dafür muß ihm aber schon gestattet sein, seine eigenen Ansichten rückhaltlos auszusprechen, auch wenn sie naturgemäß nicht immer von sämtlichen Lesern geteilt werden können. Das müßte ja ein sehr merkwürdiger und dabei gräßlich langweiliger Türmer sein, der dies Kunststück zuwege brächte und nicht einmal auch den einen oder andern seiner Freunde ein klein wenig heilsam anärgerte. Zu „Gegendiensten" sind ja die Widerspruchsgeister unter ihnen erfreulicherweise meist mit Vergnügen bereit. Sie nun glauben die Frage: „Ist es von den wahren Anhängern des Christentums und der Monarchie richtig gehandelt, derartige Erscheinungen (wie die im letzten Tagebuche mitgeteilten) mit vornehmem Stillschweigen zu übergehen?" — Sie glauben diese Frage „ohne weiteres bejahen zu können" und begründen das durch eine Erläuterung Hirsch's zu Samuelis 23, V. 6 u. 7: „Das Nichtswürdige ist nur ein haltloser Dorn, der vom Winde weggeweht wird, den man mit Gewalt wegzunehmen gar nicht nötig hat. Wollte menschliche Kraft den Kampf mit diesen Dornen aufnehmen, so müßte sie allerdings mit eiserner Waffe und Rüstung sich versehen. Aber sie werden vom Feuer göttlicher Schickungen verbrannt — verbrannt in vollster Ruhe." Für Naumann dagegen, „der die Chinesen nach einem . . . alttestamentlichen Rezept behandelt zu sehen wünscht", berufen Sie sich auf 1. Sam. 15, V. 2 u. 3: „So spricht der Herr Zebaoth: ich habe bedacht, was Amalek Israel that, und wie er ihm den Weg verlegte, da er aus Aegypten zog. So ziehe nun hin, und schlage die Amalekiter, und verbanne sie mit allem, das sie haben, schone ihrer nicht, sondern töte beide, Mann und Weib, Kinder und Säuglinge, Ochsen und Schafe, Kamele und Esel." Ja, wie denn? Und doch soll man das Nichtswürdige — das wären in diesem Falle die Boxergreuel — „mit Gewalt wegzunehmen gar nicht nötig" haben? Wie reimt sich denn das? Und weiter schreiben Sie: „Die Ansicht, daß das Evangelium als solches nicht rechtsbindend sei, wird bekanntlich nicht nur von Prof. Sohm, dem geistvollen Lehrer des Kirchenrechts in Leipzig, sondern auch von dem berühmten Theologen Harnack vertreten, und es scheint mir fast, als ständen wir vor

der Alternative, diesen beiden Denkern darin beizupflichten, oder uns rückhaltslos der Lehre Tolstois zu ergeben, d. h. ohne jede Rücksicht auf veränderte Verhältnisse die „Gebote" Christi als buchstäblich maßgebend zu betrachten und sie uns als Richtschnur dienen zu lassen, advienne que pourra." Das Evangelium soll also „nicht rechtsbindend" sein, aber die Rachelehre des Alten Testamentes lassen Sie gelten? Mögen schon die „Gebote" Christi nicht als „buchstäblich maßgebend zu betrachten" sein, so sind sie es doch jedenfalls nach dem Geiste. Werden Sie nun im Ernste auch nur die bloße Möglichkeit aufrecht erhalten wollen, daß Christus selbst unter irgend welchen denkbaren Umständen den Befehl gegeben haben würde, 50000 wehrlose Menschen niederzumetzeln? Die Behauptung Naumanns, der Sohn Gottes würde unter anderen politischen Verhältnissen vielleicht eine andere Lehre verkündet haben, finde ich für einen christlichen Pfarrer nicht nur, sondern für jeden, dem Christi Lehre die Offenbarung göttlicher Wahrheit bedeutet, geradezu ungeheuerlich. Dann hätten ja die christliche Religion und Moral nur einen ephemeren, einen zeitgeschichtlichen Wert und könnten und müßten durch vollkommenere Religionen und Morallehren abgelöst werden. Wer auf diesem Standpunkte steht, mag als Mensch aller Achtung und Ehren wert sein, nur darf er seine rein menschlichen Ueberzeugungen nicht für Christentum ausgeben, nicht Christo unterschieben. Eine Religion, die von „Zeit und Lage", von wechselnden politischen Opportunitätsfragen abhängig ist — wenn das das Christentum sein soll, dann bin ich ganz entschieden Nichtchrist, und aus einer Kirche, die mir eine solche Religion beizubringen versuchte, würde ich so schnell als möglich austreten. Gewiß, der Buchstabe tötet, aber es giebt eine Stimme, die uns doch in allen Lebenslagen, in allen Konflikten „Gebote" giebt, die Stimme des christlichen Gewissens. Und man kann der unerbittlichen Gewalt der Thatsachen wohl Rechnung tragen und braucht deshalb doch nicht sein christliches Gewissen zu verfälschen. Wenn schon an einem Kaiser-, einem Menschenwort nicht gedreht noch gedeutelt werden soll, um wie viel weniger an dem Worte Gottes! Dem in Ihrem letzten Passus enthaltenen Wunsche kann ich mich nur anschließen: „Jedenfalls ist das Verhältnis der Ethik zur Politik nicht so einfach, daß es sich nicht lohnte, zu eingehenderen Erörterungen der einschlägigen Fragen im Türmer anzuregen, und insofern begrüße ich es mit Freuden, daß Sie Naumanns Auslassungen mit zur Diskussion gestellt haben." Freundl. Gruß!

Bitte die neue Adresse zu beachten: nicht mehr Grunewald, sondern **Berlin W.**, Wormserstraße 3.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin W., Wormserstraße 3** zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den **„Briefen"** erfolgt und **Rücksendung nicht verbürgt** werden kann. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man **abonniert** auf den „Türmer" bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Piero di Cosimo pinx. Photogravure Bruckmann

ANBETUNG DER HIRTEN



Weihnachten.

Und wieder [illegible]
Aus ferner [illegible]
In tiefe Nacht [illegible]
[illegible] Kinder [illegible]
[illegible] Menschen [illegible]
[illegible] wie wir [illegible]
Des Erdenwohners, [illegible] und Sorgen,
Des bösen Macht und [illegible] erfahren.
In deiner Allmacht [illegible] du.
[illegible] aber, die du schufst, [illegible] du leiden!"

Das Wort ward Fleisch. Der ungeborne, ew'ge,
Der Herr der Welt verleugnete sich selbst.
Der Schöpfer ward Geschöpf. Das Licht der Welten
Verdunkelte seinen eignen Himmelsglanz,
Um in den Augensternen eines Kindleins
[illegible] Niedrigkeit und Knechtschaft zu erwachen,
[illegible] Qual der Kindesnöte zu durchleuchten.

[illegible] wie wir, nur ärmer noch als wir,
[illegible] der Herr. Des Lebens süße Freuden,

Beilage zum



Piero di Cosimo pinx. — Photogravure Bruckmann



Weihnachten.

Und wieder ist der Herr herabgestiegen
Aus seiner Himmel Herrlichkeit zu uns,
In tiefe Nacht und Niedrigkeit. Nicht sollen
Wir fürder klagen dürfen: „Herr, du kennst
Nicht Menschenleid und Qual. Du weißt
Nicht, wie wir leiden, hast das düstre Los
Des Erdbewohners, seine Mühn und Sorgen,
Des Bösen Macht und Arglist nie erfahren.
In deiner Allmacht Fülle thronest du,
Uns aber, die du schufst, uns läßt du leiden!“

Das Wort ward Fleisch. Der ungeborne, ew'ge,
Der Geist der Welt verleugnete sich selbst.
Der Schöpfer ward Geschöpf. Das Licht der Welten
Verlöschte seinen eignen Himmelsglanz,
Um in den Augensternen eines Kindleins
In Niedrigkeit und Knechtschaft zu erwachen,
Das Thal der Finsternisse zu durchleuchten.

Ein Mensch, wie wir, nur ärmer noch als wir,
Ward Gott der Herr. Des Lebens süße Freuden,

Der Erde Reize, die er uns geschenkt,
Er gab sie hin, er durft' sie nicht genießen.
Nicht blühte ihm das heitre Glück der Kindheit
Im Elternhaus: Mit ernsten Augen schaute
Schwermütig schon der Knabe in die Welt,
Voll Mitleids für die sündige erglühend.
Nicht Vater, Mutter kannt' er hier auf Erden,
Nicht Brüder, Schwestern waren ihm Gespielen,
Und niemals hat ihn Frauenhuld beglückt —
Ein Mensch, wie wir, nur ärmer noch als wir,
So arm, wie er, ward nie ein Mensch geboren!

Und dieser Aermste aller Armen lud,
Den qualenvollen Opfertod vor Augen,
Der Menschen ganze Bosheit tief durchschauend,
Von keinem holden Truge je beglückt,
Verleugnet selbst vom Treuesten der Treuen,
Verkauft um schnödes Geld von seinem Jünger,
Verhöhnt und angespieen von dem Pöbel, —
Das Kreuz der Welt auf seine schwachen Schultern.

Nicht mochten sie es tragen. Elend brach
Das Fleisch und hilflos unter ihm zusammen.
Allein der Geist blieb ungebrochen; sieghaft
Bezwang er der Materie trotz'ge Klage,
Hieß er verstummen ihren Schmerzensschrei —:
Der starke Geist des Guten, den der Herr
Als Stab uns allen für die Pilgerfahrt
Durch dieses Thal der Thränen mitgegeben,
Das Ziel zu finden, wenn wir finden wollen!

Er fand das Ziel. Er überwand das Böse,
Ein Mensch, wie wir, nur ärmer noch als wir,
Denn eben seine Armut war sein Reichtum.
Da barst auf Satans Haupt die Höllenkrone
Und prasselte in Trümmer; da erbebte
Die Erde; da zerriß des Tempels Vorhang ...
Da ward der Gottmensch — Gott. Zum Vater kehrte
Der liebe Sohn zurück, der Strom ins Meer,
Ins abgrundtiefe Meer der ew'gen Liebe.

War er ein Mensch? O sehet, welch ein Mensch!
Auf seiner Stirne thronte ew'ge Weisheit,
Aus seinen Augen strahlte ew'ge Güte,
Auf seinen Wangen glänzte ew'ge Reinheit,
Auf seinen keuschen Lippen aber blühte
Ein Menschenfrühling, ewig, wunderbar,

Mit hochgekrönten Bergen, sanften Thälern,
Darin geheimnisvolle Stimmen flüstern,
Schwermütig-süß, wie fernes Glockenläuten
Aus lange, lange schon vergeßner Heimat ...

Er war ein Mensch, gewiß, und war doch Gott,
Denn Gott war in ihm und er war in Gott.
Wer darf mit plumper Hand sich unterfangen,
Das göttliche Mysterium zu ergründen,
Was ewig unaussprechlich, auszusprechen! — —

Nun, da das Fest der Liebe sich erneuert,
Nun, da es wieder heil'ge Weihnachtszeit,
Da ungezählter Kerzen Glanz erschimmert
Am hoffnungsgrünen Wunderbaum der Liebe
Und sich in ungezählten Augen malt;
Da süße Engelslieder uns ertönen,
In reinen Kinderstimmen wiederhallend —:
„Der Erde Frieden, uns ein Wohlgefallen,
Und Ehre dem Allmächt'gen in der Höhe," —
Da sinnen wir, beschämt, beglückt, erschüttert,
Dem Urquell aller dieser Gnaden nach.

Es war das Mitleid. Heil'gen Mitleids Tiefen
Entstieg der Heiland. Gott, der Ewigreine,
Er litt mit uns und darum auch für uns;
Ihn jammerten der sünd'gen Menschheit Qualen.
O, welch ein Bild unfaßbar tiefen Sinns: —
Der Gott im Grale blut'gen Leids erglühend! —

O möchte doch aus jedes Lichtleins Glanz
Des Christuskindes Auge uns erstrahlen,
Beseligend und mahnend uns durchdringen!
O möchte doch, wie dieser Kerzen Wachs,
Auch unsres Herzens Härtigkeit zerschmelzen
In Mitleid für die schwergeprüften Brüder!
O möchte jeder Zweig am grünen Baume
Als heil'gen Friedens Palmzweig uns beschatten! —

Jeannot Emil Freiherr von Grotthuss.*)

*) Aus: „Gottsuchers Wanderlieder". Verlag von Greiner & Pfeiffer in Stuttgart.





Eine unaussprechliche Gabe.

Von

Leonhard Jacob.

Nach der Meinung vieler Leute beginnt Weihnachten am Abend des 24. Dezember und dauert von da ab zwei Tage. Das ist jedoch ein Irrtum. Kinder und andere gute Menschen wissen es besser. Weihnachten beginnt, lange ehe die ersten Schneeflocken fallen, sobald sich die unzähligen Kinderhände regen zu all den schönen, geheimnisvollen, überraschenden Handarbeiten für Vater und Mutter, sobald tüchtige Burschen mehr als sonst von ihrem Wochenlohn zurücklegen, sobald brave Dienstmädchen in Gedanken an die alte Mutter daheim ihre Sparpfennige überrechnen: Weihnachten ist, sobald und solang, als in den Menschen der Wunsch lebt, zu geben und zu schenken, zu erfreuen und zu beglücken.

Es ist nicht zu leugnen, daß dieser Wunsch dem Menschen von Natur aus fremd ist. Forschen wir nach seinem Grund und seiner Quelle, so werden wir durch die Jahrhunderte zurückgeführt bis zur Krippe in Bethlehems Stall. All die Liebe, all die Freundlichkeit, die unser Dasein heute hold umgiebt, hat dort ihren Ursprung. Die Christenheit hat zahllose Namen geprägt, um das Wesen dessen, der dort geboren wurde, zum Ausdruck zu bringen. Nichts aber macht uns seine Herkunft und seine Würde deutlicher als das Wort, das Paulus gefunden hat, er ist eine unaussprechliche Gabe unseres Gottes.

Wie die Kinder froh erschrocken vor ihrem Weihnachtstische stehen, dessen Glanz und Schönheit sie kaum fassen können, so stehen wir immer wieder, überrascht durch ihren unverdienten Reichtum, vor dieser Gabe unseres Gottes, und unser Dank ist ganz kindlich, unmittelbar empfunden und von Herzen kommend. Aber wie die Kinder nach dem ersten Ausbruch des Jubels gar bald anfangen, ihre Gaben und ihre Freude zu zergliedern, so können auch wir uns dem frohen Eindruck nicht lang, unmittelbar hingeben, wir verlangen Rechenschaft, fragen nach den Gründen, dem Warum und Wieso. Unsere Verehrung gegen alles Große ist heutzutage mehr auf das Denken gestellt als auf das

Gefühl; aber was sie dadurch an Unmittelbarkeit verliert, gewinnt sie an Wahrhaftigkeit.

Jede Erscheinung, die in unsern Gesichtskreis tritt, regt uns zu einer doppelten Frage an. Wir fragen nach der „Ursache", den „zureichenden Gründen", und unser Wissensdrang ist erst gestillt, wenn wir das Neue auf bekannte Thatsachen zurückgeführt, wie wir sagen, „erklärt" haben. Wir fragen dann zweitens, welchen Sinn, welche Bedeutung eine Erscheinung hat, zu welchem Zweck sie in die Welt gekommen ist.

Sobald das erste Staunen der Menschen über Jesu Größe dem Nachdenken weicht, sind es wesentlich diese beiden Gesichtspunkte, unter denen er betrachtet wird.

Man sucht ihn zu erklären, wissenschaftlich zu begreifen, das Neue auf ein Bekanntes zurückzuführen.

In seiner italienischen Reise macht Goethe die Beobachtung, daß dieselbe Pflanzenart auf der Höhe des Gebirgs ganz andere Formen annimmt, als in der Ebene. Eine Pflanze ist das Produkt des Bodens und des Klimas. So wollte man die Eigentümlichkeit Jesu als ein Produkt des Bodens und des Klimas hinstellen, in dem er aufwuchs. In Juda, einer aller vermittelnden Töne entbehrenden Landschaft, mußte eine gesetzesharte Religion entstehen. Juda ist die Heimat der Pharisäer und des Johannes. Die weichere Landschaft Galiläa dagegen war ein Boden für die Gemütsreligion. Renan macht allen Ernstes den Versuch, den Gottesgedanken Jesu aus der Beschaffenheit der galiläischen Gefilde abzuleiten. Diese Berge, dieses blaue Meer, dieser azurne Himmel, diese Hochebene am Horizonte waren für ihn der durchsichtige Schatten einer unsichtbaren Welt, eines neuen Himmels. — Wir fragen dagegen, welch innerlich fromme Menschen müssen doch heute in jener Gegend wohnen? Denn die Gegend ist doch wohl noch dieselbe, wenn auch etwas verwildert, das blaue Meer, der Himmel und die Hochebene sind immer noch da. Reisende aber schildern uns eine große Zurückgebliebenheit und Verkommenheit, so daß es ganz unmöglich sei, sich Jesus in einer solchen Umgebung zu denken, so daß man fast, wenn man dies thue, an seinem Glauben irre werde.

„Es ist nicht leicht, Palästina gesehen zu haben und Glauben zu behalten."

Das beweist uns aber schlagend, daß diese ganze Betrachtungsweise falsch ist. Setzt einen stumpfen Menschen in die wundervollste Gegend, und diese Gegend wird ihm nichts sagen. Laßt Jesus dagegen in einer Wüste aufwachsen, und die Wüste ist ihm voll Sinnbilder des Ewigen und voll großer Gottesgedanken. Nicht die Gegend bestimmt den Charakter des Menschen, sondern der Geist des Menschen drückt der Gegend seinen Stempel auf, läßt seine Erlebnisse sich in den Dingen spiegeln.

Aber nun wendet man ein, der Geist des Menschen ist ganz gewiß nicht das Produkt des Bodens und des Klimas, wohl aber der geistigen Welt,

in der er lebt und aufwächst. Große Männer sind nichts als die Zusammenfassung der geistigen Strömung ihrer Zeit. So hat Luther nur das Wort gefunden für die Gedanken, die Millionen Herzen schon vor ihm bewegt haben, und Bismarck ist nichts als die Verkörperung des Einheitsgedankens, der unser ganzes Jahrhundert durchzieht; so muß auch Jesus verstanden werden als Produkt der Geschichte seines Volkes. Was die Propheten gehofft, die Apokalyptiker geschaut, ein Johannes glühend ersehnt, ein Simeon und eine Hanna demütig erbeten haben, das hat Jesus, wie ein Brennglas die Strahlen der Sonne, in sich zusammengefaßt.

An dieser Betrachtung ist etwas Richtiges: Alle großen Männer stehen im engsten Zusammenhang mit der Geschichte ihres Volkes. Auch bei Jesus trifft dies zu. Er redet in der Sprache seines Volkes, er denkt in dessen Vorstellungsweise, er hat dasselbe Bild von der Welt, insbesondere ist seine ganze Gedankenwelt stark vom Alten Testamente bestimmt, in dem er sich ganz zu Hause fühlte. Aber nichts ist verkehrter, als sich die großen Männer der Geschichte aus der Gedankenwelt ihrer Umgebung zu konstruieren. Aus allen Körpern der Welt kann man, nach einem Worte Pascals, auch nicht den kleinsten Gedanken herausbringen, wenn es nicht einen Geist giebt, ihn zu fassen. Und aus allen Gedanken zusammen vermag man keine That herauszulocken, wenn es kein Herz und keinen Willen giebt, die fühlen und wollen. Das, was an großen Männern groß ist, die befreiende That, die rettende Liebe, das haben sie aus sich und nicht aus ihrer Zeit. Woher auch sonst die allbekannte Thatsache, daß große Männer ihrer Zeit unbequem sind, daß sie ihr Werk immer im Gegensatz zur großen Masse vollbringen, daß man sie verfolgt, einkerkert, steinigt und kreuzigt? Nehmt alle großen Gedanken des Alten Testaments, denkt sie euch verkörpert in einer Person, und ihr habt keinen Jesus. Dazu gehört das Herz Jesu, dieses Herz, das seinen Gott zum Leben so notwendig hat, wie das Licht und die Luft, das sich in Liebe zu den Menschen verzehrt, bis es am Kreuze zum letzten Male zuckt.

Dieses Herz Jesu ist wissenschaftlich nicht zu erklären, es läßt sich nicht auf etwas Bekanntes in der Welt zurückführen. Sein Ursprung liegt im Verborgenen, in den unserm Verstande unzugänglichen Gründen der Ewigkeit ... „Aus Gottes ew'gem Rat", „empfangen vom heiligen Geist", „geboren von der Jungfrau Maria", das sind menschliche Bilder und Gleichnisse für das Unaussprechliche, nie zu Erklärende: Eine unaussprechliche Gabe unseres Gottes, — dies Wort bringt ihn unserm Herzen am nächsten und erklärt, was erklärt werden kann.

Die wissenschaftliche Erklärung einer Erscheinung läßt sich, insofern sie richtig ist, jedem beweisen, so daß sich niemand der Beweisführung entziehen kann. Anders verhält sich die Sache, wenn wir mit unserer zweiten Frage an die Dinge herantreten, wenn wir fragen, welchen Sinn, welchen Zweck,

welche Bedeutung sie haben. Hier wenden wir uns an den Willen, an die freie Entscheidung der Menschen. So erklärt der eine den Duft der Rose für eine Erquickung, während der andere darin eine Qual findet. Wir werden wohl sagen, daß der Nervenzustand des einen nicht in Ordnung ist, aber von seinem Standpunkt aus hat er mit seinem Urteil recht. Genau so ist es bei den Erscheinungen der Geschichte. Luther ist für den einen Teil unseres Volkes ein gottgesandter Befreier, für den andern ein Revolutionär und Zerstörer des Heiligtums der Kirche. Bismarck ist für die einen ein genialer Held und Wohlthäter seines Volkes, für die andern ein Tyrann. Genau so schwankt das Urteil über Jesus. Einem Saulus ist er ein Revolutionär, ein Verbrecher und Gotteslästerer, einem Paulus eine unaussprechliche Gabe seines Gottes.

Die Wahrheit aber ist immer bei der Liebe, d. h. immer und überall ist die Liebe die Voraussetzung für das rechte Verständnis einer Persönlichkeit. Nur wen ich liebe, den verstehe ich ganz. Um Jesus zu verstehen, muß man ihn lieben. Lieben aber werde ich nur den, der das Beste und Schönste, was dunkel in mir träumt, zur Entfaltung bringt. Lieben werde ich Jesus, weil er meinem verworrenen Dasein ein großes Ziel giebt, alle Tage, wie er, im Angesicht Gottes und zu seiner Ehre zu leben. Lieben werde ich ihn, weil er meinen Geist frei macht von den Sorgen und Bürden des Daseins, von der Angst der Vergänglichkeit und des Todes, indem er mich jetzt schon in der Ewigkeit als meiner Heimat leben lehrt. Lieben werde ich ihn, weil er aus meinem Herzen alle Selbstsucht und Härte vertreibt, indem er mich hinein stellt in den Dienst an den Brüdern. Lieben werde ich ihn, weil er durch sein Gottvertrauen mein Vertrauen zu Gott stärkt, daß ich dem unsichtbaren Gott alle Tage kühn vertraue, als ob ich ihn sähe. Lieben werde ich ihn, weil ich unter seiner Zucht heranwachse zu einem Kinde und Hausgenossen dieses selbigen ewigen Gottes.

Wenn ich dies alles überschlage, so kann ich nicht anders urteilen, als er ist meines Lebens höchstes Gut. Ohne ihn wäre ich ein verlorenes Sandkorn in der Wüste, ein Tropfen im Eimer Wassers. Er ist eine Gabe Gottes an mich, an der ich Gottes freundliches Herz erkenne, an der mir der Sinn meines Lebens und der Welt aufgeht, eine Gabe, deren Wert ich nicht mit Worten aussprechen kann, den ich aber fühle mit dankbarem Herzen. Was kein Verstand der Verständigen sieht, ein liebendes Herz erkennt es; dieser Mann, dieses Kindlein in der Krippe ist eine fremde Wunderblume in der Welt, ein Geschenk Gottes an die Menschen, damit sie seine Freundlichkeit schmecken und ihn wieder lieben als den Geber aller guten Gaben.

Es ist eine Erfahrung, die Eltern oft an ihren Kindern machen, daß Weihnachtsgeschenke, die heute das hellste Entzücken erregen, gar bald beiseite gestellt werden. Daran ist nicht nur der veränderliche Sinn der Kinder schuld, sondern gar oft wachsen die Kinder über ihre Geschenke hinaus. Wenn man

manchen Leuten glauben wollte, wäre es mit der Gabe Gottes in Jesu Christo ebenso. Was dort der Menschheit geschenkt wurde, war für jene Zeit schön und gut, aber in unserer Zeit erheben sich ganz neue Probleme und Fragen, neue Nöten und Bedürfnisse, für die wir bei Jesus keine Antwort finden. Ist das wirklich so?

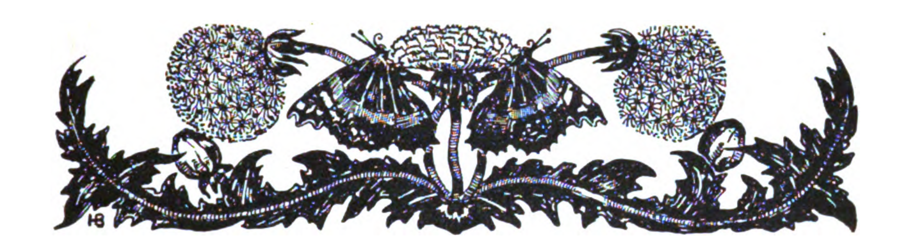
Es ist ein alter Irrtum, daß Jesus ein Gesetzgeber sei, ein „Ratgeber für alle vorkommenden Fälle des Lebens". Derselbe Paulus, der das Wort von der unaussprechlichen Gottesgabe gefunden hat, schreibt: Der Herr ist der Geist, d. h. eine lebendige Persönlichkeit, die den Keim einer neuen Gesinnung in unser Herz legt. Wir sollen nicht „Nachahmer" Jesu sein, sondern Kinder seines Geistes, die in anderen Zonen, in anderen Zeiten, unter anderen Lebensbedingungen ihm gleich sind in dem, was seine Größe ausmacht, in dem, was das Centrum jeder Persönlichkeit bildet, in der Hingabe an Gott und die Brüder, in der Freiheit von Welt und Sünde. Wird der Mittelpunkt eines Kreises gehoben, so geschieht dies mit der ganzen Peripherie. Ist die Gottesfrage in unserm Leben recht gelöst, so ist die Lösung aller andern Fragen darin eingeschlossen.

Jesus hat uns keine Anweisung über die Sklaverei gegeben und ist doch die Ursache der Sklavenbefreiung. Jesus giebt uns keine Vorschriften über die Lösung der sozialen Frage, und doch wird er allein es sein, der diese Frage löst, indem er in den Menschen das Gefühl der Verantwortung vor Gott und das Bewußtsein der Brüderlichkeit stärkt. Jesus sagt uns kein Wort über die Frauenfrage, und doch ist er es, der der Frau zu der ihr gebührenden Stellung verhilft. Er giebt uns keine Anweisung über die Kunst, und doch lernt man bei ihm allein, was Schönheit ist. Die Gabe Gottes, die uns vor bald zweitausend Jahren zu teil wurde, ist heute noch neu, unerschöpflich reich an Kraft und Segen. Heute noch tröstet sie die Betrübten und Einsamen, heilt die wunden und zerschlagenen Herzen, erhebt die Sünder und erfüllt sie mit der Hoffnung neuen Lebens.

Was bedacht wird, sagt man, wird bedenklich, die „Gabe Gottes" erscheint uns durch Nachdenken nur um so größer, und was unser Dank an Unmittelbarkeit verliert, gewinnt er an Wahrhaftigkeit und Nachhaltigkeit.

Laßt uns diesen Dank beweisen, indem wir die Freundlichkeit unsers Gottes weitergeben, heute und alle Tage. Wie Weihnachten lange vor dem 24. Dezember beginnt, so soll es auch lang über den 26. Dezember dauern. Im Himmel ist alle Tage Weihnachten; laßt uns einander liebhaben, das ist der Himmel auf Erden.





Der Brunnen der weisen Männer.

Legende.

Von

Selma Lagerloef.

In dem alten Lande Juda zog die Dürre umher, hohläugig und herb wandelte sie über gelbes Gras und verschrumpfte Disteln.

Es war um die Sommerszeit, und seit vielen Monaten hatte es nicht geregnet. Die Sonne brannte auf schattenlose Bergesrücken, und der leiseste Wind wirbelte dichte Wolken von Kalkstaub aus dem weißgrauen Boden, die Herden standen in den Thälern um die versiegten Bäche geschart.

Die Dürre ging umher und prüfte die Wasservorräte. Sie wanderte zu Salomos Teichen und sah seufzend, daß ihre felsigen Ufer noch eine Menge Wasser umschlossen. Dann ging sie hinab zu dem berühmten Davidsbrunnen bei Bethlehem und fand auch dort Wasser. Hierauf wanderte sie mit schleppenden Schritten über die große Heerstraße, die von Bethlehem nach Jerusalem führt.

Als sie ungefähr auf halbem Wege war, sah sie den Brunnen der weisen Männer, der dicht am Wegessaume liegt, und sie merkte allsogleich, daß er nahe daran war zu versiegen. Die Dürre setzte sich auf das Brunnengehäuse, das aus einem einzigen großen ausgehöhlten Stein besteht, und sah hinab in den Brunnen. Der blanke Wasserspiegel, der sonst ganz nahe der Oeffnung sichtbar zu werden pflegte, war tief hinabgesunken, und Schlamm und Morast vom Grunde machte ihn unrein und trübe.

Als der Brunnen das braungebrannte Antlitz der Dürre sich auf seinem matten Spiegel malen sah, ließ er ein Aufplätschern der Angst hören.

„Ich möchte wohl wissen, wann es mit dir zu Ende sein kann," sagte die Dürre, „du kannst wohl dort unten in der Tiefe keine Wasserader finden, die kommt und dir neues Leben giebt. Und von Regen kann Gott sei Dank vor zwei, drei Monaten keine Rede sein."

„Du magst ruhig sein," seufzte der Brunnen. „Nichts kann mir helfen. Da wäre zum mindesten ein Quell vom Paradiese vonnöten."

„Dann will ich dich nicht verlassen, bevor alles aus ist," sagte die Dürre. Sie sah, daß der alte Brunnen in den letzten Zügen lag, und nun wollte sie die Freude haben, ihn Tropfen für Tropfen sterben zu sehen.

Sie setzte sich wohlgemut auf dem Brunnenrande zurecht und freute sich zu hören, wie der Brunnen unten in der Tiefe seufzte. Sie hatte auch großes Wohlgefallen daran, durstige Wanderer herankommen zu sehen, zu sehen, wie sie den Eimer hinabsenkten und ihn wieder mit nur wenigen Tropfen schlammvermengten Wassers auf dem Grunde emporzogen.

So verging der ganze Tag, und als die Dunkelheit einfiel, sah die Dürre wieder hinab in den Brunnen. Es blinkte noch ein wenig Wasser dort unten. „Ich bleibe hier, die ganze Nacht über," rief sie, „spute dich nur nicht. Wenn es so hell wird, daß ich wieder in dich hinabsehen kann, ist es ganz gewiß mit dir zu Ende."

Die Dürre kauerte sich auf dem Brunnendach zusammen, während die heiße Nacht, die noch grausamer und qualvoller war als der Tag, sich auf das Land Juda herniedersenkte. Hunde und Schakale heulten ohne Unterlaß, und durstige Kühe und Esel antworteten ihnen aus ihren heißen Ställen. Wenn der Wind sich zuweilen regte, brachte er keine Kühlung, sondern war heiß und schwül wie die keuchenden Atemzüge eines großen, schlafenden Ungeheuers.

Aber die Sterne leuchteten im allerholdesten Glanz, und ein kleiner, flimmernder Neumond warf ein schönes grünblaues Licht über die grauen Hügel. Und in diesem Schein sah die Dürre eine große Karawane zum Hügel hinanziehen, auf dem der Brunnen der weisen Männer gelegen war.

Die Dürre saß da und blickte auf den langen Zug und frohlockte aufs neue bei dem Gedanken an all den Durst, der hinauf zum Brunnen zog und keinen Tropfen Wasser finden würde, um gelöscht zu werden. Da kamen so viele Tiere und Führer, daß sie den Brunnen hätten leeren können, selbst wenn er ganz voll gewesen wäre. Plötzlich wollte es sie bedünken, daß es etwas Ungewöhnliches, etwas Gespenstisches um diese Karawane war, die durch die Nacht dahinzog. Alle Kamele kamen erst auf einem Hügel zum Vorschein, der gerade hinauf zum Horizonte ragte, es war, als wären sie vom Himmel herabgestiegen. Sie sahen alle im Mondlicht größer aus als gewöhnliche Kamele und trugen allzu leicht die unermeßlichen Bürden, die sie belasteten.

Aber sie konnte doch nichts anderes glauben, als daß sie ganz wirklich waren, denn sie sah sie ja ganz deutlich. Sie konnte sogar unterscheiden, daß die drei vordersten Tiere Dromedare waren, mit grauem, glänzendem Fell, und daß sie reich gezäumt, mit befransten Teppichen gesattelt und von schönen vornehmen Reitern geritten waren.

Der ganze Zug machte beim Brunnen Halt, die Dromedare legten sich mit dreimaligem scharfen Einknicken auf den Boden, und ihre Reiter stiegen ab. Die Packkamele blieben stehen, und wie sich ihrer immer mehr versammelten, schienen sie eine unüberblickbare Wirrnis von hohen Hälsen und Buckeln und wunderlich aufgestapelten Bepackungen zu bilden.

Die drei Dromedarreiter kamen sogleich auf die Dürre zu und begrüßten sie, indem sie die Hand an Stirne und Brust legten. Sie sah, daß sie blendend weiße Gewänder und ungeheure Turbane trugen, an deren oberem Rand ein klar funkelnder Stern befestigt war, der leuchtete, als sei er geradewegs vom Himmel genommen.

„Wir kommen von einem fernen Land,“ sagte der eine der Fremdlinge, „und wir bitten dich, uns zu sagen, ob dies wirklich der Brunnen der weisen Männer ist.“

„Er wird heute so genannt,“ sagte die Dürre, „aber morgen giebt es hier keinen Brunnen mehr. Er wird heute nacht sterben.“

„Das leuchtet mir wohl ein, da ich dich hier sehe,“ sagte der Mann. „Aber ist dies denn nicht einer der heiligen Brunnen, die niemals versiegen? Oder woher hat er sonst seinen Namen?“

„Ich weiß, daß er heilig ist,“ sagte die Dürre, „aber was kann das helfen? Die drei Weisen sind im Paradiese.“

Die drei Wanderer sahen einander an. „Kennst du wirklich die Geschichte des alten Brunnens?“ fragten sie.

„Ich kenne aller Brunnen und Flüsse und Bäche und Quellen Geschichte,“ sagte die Dürre stolz.

„Mache uns doch die Freude und erzähle sie uns,“ baten die Fremdlinge. Und sie setzten sich um die alte Feindin alles Wachsenden und lauschten.

Die Dürre räusperte sich und rückte sich auf dem Brunnenrande zurecht wie ein Märchenerzähler auf seinem Hochsitz; dann begann sie ihre Erzählung.

„In Gabes in Medien, einer Stadt, die dicht am Rande der Wüste liegt und die ich daher oft besucht habe, lebten vor vielen Jahren drei Männer, die ob ihrer Weisheit berühmt waren. Sie waren auch sehr arm, und das war etwas sehr Ungewöhnliches, denn in Gabes wurde das Wissen hoch in Ehren gehalten und reichlich bezahlt. Aber bei diesen drei Männern konnte es sich kaum anders verhalten, denn der eine von ihnen war über die Maßen alt, einer war mit dem Aussatz behaftet, und der dritte war ein schwarzer Neger mit wulstigen Lippen. Die Menschen hielten den ersten für zu alt, um sie etwas lehren zu können, dem zweiten wichen sie aus Furcht vor der Ansteckung aus, und dem dritten wollten sie nicht zuhören, weil sie zu wissen glaubten, daß noch niemals Weisheit aus Aethiopien gekommen war.

„Die drei Weisen schlossen sich jedoch in ihrem Unglück aneinander. Sie bettelten tagsüber an derselben Tempelpforte und schliefen nachts auf demselben Dach. Auf diese Weise hatten sie wenigstens Gelegenheit, sich die Zeit dadurch zu verkürzen, daß sie gemeinsam über alles Wunderbare nachgrübelten, das sie bei Dingen und Menschen bemerkten.

„Eines Nachts, als sie Seite an Seite auf einem Dache schliefen, das dicht mit rotem, betäubendem Mohn bewachsen war, erwachte der älteste von ihnen, und kaum hatte er einen Blick um sich geworfen, als er auch die beiden anderen weckte.

„‚Gepriesen sei unsere Armut, die uns nötigt, im Freien zu schlafen,‘ sagte er zu ihnen. ‚Erwachet und erhebet euere Blicke zum Himmel.‘

„Nun wohl,“ sagte die Dürre mit etwas milderer Stimme, „dies war eine Nacht, die keiner, der sie gesehen, je vergessen kann. Der Raum war so hell, daß der Himmel, der doch zumeist einem festen Gewölbe gleicht, nun tief und durchsichtig erschien und mit Wogen erfüllt wie ein Meer. Das Licht wallte dort auf und nieder, und die Sterne schienen in verschiedenen Tiefen zu schwimmen, einzelne mitten unter den Lichtwellen, andere auf deren Oberfläche.

„Aber ganz weit weg, hoch oben sahen die drei Männer ein schwaches Dunkel auftauchen. Und dieses Dunkel durcheilte den Raum wie ein Ball und kam immer näher, und wie es so herankam, begann es sich zu erhellen, aber es erhellte sich so, wie Rosen, wenn sie aus der Knospe springen. Es wurde immer größer, und die dunkle Hülle darum ward nach und nach gesprengt, und das Licht strahlte in vier klaren Blättern zu seinen Seiten aus. Endlich, als es so tief herabgekommen war wie der nächste der Sterne, machte es Halt. Da bogen sich die dunklen Enden ganz zur Seite, und Blatt um Blatt entfaltete sich schönes rosenfarbenes Licht, bis es gleich einem Stern unter Sternen strahlte.

„Als die armen Männer dieses sahen, sagte ihnen ihre Weisheit, daß in dieser Stunde auf Erden ein mächtiger König geboren ward, einer, dessen Macht höher steigen sollte, als die Cyrus’ oder Alexanders. Und sie sagten zu einander: ‚Lasset uns zu den Eltern des Neugeborenen gehen und ihnen sagen, was wir gesehen haben. Vielleicht lohnen sie es uns mit einem Beutel Münze oder einem Armband von Gold.‘

„Sie ergriffen ihre langen Wanderstäbe und begaben sich von dannen. Sie wanderten durch die Stadt und hinaus durch das Stadtthor, aber da standen sie einen Augenblick unschlüssig, denn nun breitete sich vor ihnen die große weite Wüste aus, die die Menschen fürchten, weil sie meine liebste Zuflucht ist. Da sahen sie, wie der neue Stern einen schmalen Lichtstreifen über den Wüstensand warf, und sie wanderten voll Zuversicht weiter mit dem Stern als Wegweiser.

„Sie gingen die ganze Nacht über das weite Sandfeld, und auf ihrer Wanderung sprachen sie von dem jungen neugeborenen König, den sie in einer Wiege von Gold schlafen finden würden, mit Edelsteinen spielend. Sie verkürzten die Stunden der Nacht, indem sie davon sprachen, wie sie vor seinen Vater, den König, und seine Mutter, die Königin, treten würden und ihnen sagen, daß der Himmel ihrem Sohne Stärke und Macht, Schönheit und Glück kündete, größer als das Salomos.

„Sie brüsteten sich damit, daß Gott sie erkoren hatte, den Stern zu sehen. Sie sagten sich, daß die Eltern des Neugeborenen sie nicht mit weniger als zwanzig Beuteln Gold entlohnen könnten, vielleicht würden sie ihnen sogar so viel geben, daß sie niemals mehr die Qualen der Armut zu fühlen brauchten.

„Ich lag wie ein Löwe in der Wüste auf der Lauer," fuhr die Dürre fort, „und wartete auf diese unvorsichtigen Wanderer, aber die ganze Nacht führte der Stern sie, und am Morgen, als der Himmel sich erhellte und die anderen Sterne verblichen, blieb dieser beharrlich zurück und leuchtete über die Wüste, bis er sie zu einer Oase geführt hatte, wo sie eine Quelle und Dattelbäume fanden. Da ruhten sie den ganzen Tag, und erst gegen Nacht, als sie den Sternstreifen wieder den Wüstensand rändern sahen, gingen sie weiter.

„Nach Menschenweise zu sehen, war es eine schöne Wanderung. Der Stern geleitete sie so, daß sie weder zu hungern noch zu dursten brauchten. Er führte sie vorbei an den scharfen Disteln, er vermied den tiefen losen Flugsand, sie entgingen dem grellen Sonnenschein und den heißen Wüstenstürmen. Die drei Weisen sagten beständig zu einander: ‚Gott schützt uns und segnet unsere Wanderung. Wir sind seine Sendboten.'

„Aber endlich trug ich doch den Sieg über sie davon," erzählte die Dürre weiter, „und in einigen Tagen waren die Herzen dieser Sternenwanderer in eine ebenso trockene Wüste verwandelt, wie die, die sie durchschritten. Sie waren mit unfruchtbarem Stolz und versengender Gier erfüllt.

„‚Wir sind Gottes Sendboten,' wiederholten die drei Weisen, ‚der Vater des neugeborenen Königs belohnt uns nicht zu hoch, wenn er uns eine mit Gold beladene Karawane schenkt.'

„Endlich führte der Stern sie über den vielberühmten Jordanfluß und hinauf zu den Hügeln des Landes Juda. Und eines Nachts blieb er über dem kleinen Dorfe Bethlehem stehen, das unter grünen Olivenbäumen auf einem felsigen Hügel hervorschimmerte.

„Die drei Weisen sahen sich nach Schlössern und befestigten Türmen und Mauern und all dem anderen um, das zu einer Königsstadt gehört, aber davon sahen sie nichts. Und was noch schlimmer war, das Sternenlicht leitete sie nicht einmal hinein in die Stadt, sondern blieb bei einer Grotte am Wegessaum stehen. Da glitt das milde Licht durch die Oeffnung hinein und zeigte den drei Weisen ein kleines Kind, das im Schoße seiner Mutter lag und in den Schlaf gesungen wurde.

„Aber obgleich die drei Weisen nun sahen, daß das Licht gleich einer Krone das Haupt des Kindes umschloß, blieben sie vor der Grotte stehen. Sie würden doch nicht eintreten, um dem Sohn eines Schafhirten Ruhm zu prophezeien! Anstatt dessen kehrten sie sogleich auf demselben Wege um, den sie gekommen waren. ‚Wir haben uns verirrt,' sagten sie, ‚wir wollen nicht unseren Spott mit Gott treiben und diesem Kinde Königskronen und Ehren prophezeien. Dieses Kind wird nie etwas anderes erreichen, als hier im Thale seine Herden zu weiden.'"

Die Dürre hielt inne und nickte ihren Zuhörern bekräftigend zu. Habe ich nicht recht, schien sie sagen zu wollen. Es giebt manches, das trockener ist als der Wüstensand. Aber nichts ist unfruchtbarer als das Menschenherz.

„Die drei Weisen waren nicht lange gegangen, als es ihnen einfiel, daß sie wohl dem Stern nicht richtig gefolgt waren und eine falsche Richtung eingeschlagen hatten," fuhr die Dürre fort, „und sie wandten ihre Augen empor, um den Stern und den rechten Weg wiederzufinden. Aber da war der Stern, dem sie vom Morgenland an gefolgt waren, vom Himmel verschwunden."

Die drei Fremdlinge machten eine heftige Bewegung, ihre Gesichter drückten tiefes Leiden aus.

„Was sich nun begab," begann die Sprecherin von neuem, „ist, nach Menschenart zu urteilen, vielleicht etwas Erfreuliches. Gewiß ist, daß, als die drei Männer den Stern nicht mehr sahen, sie sogleich begriffen, daß sie gegen Gott gesündigt hatten. Und es geschah mit ihnen," fuhr die Dürre schaudernd fort, „was mit dem Boden im Herbst geschieht, wenn die Regenzeit beginnt. Sie zitterten vor Schrecken wie vor Blitz und Donner, ihr Wesen erweichte sich, die Demut sproßte wie grünes Gras in ihren Sinnen empor.

„Drei Tage und drei Nächte wanderten sie im Lande umher, um das Kind zu finden, das sie anbeten sollten. Aber der Stern zeigte sich ihnen nicht, sie verirrten sich immer mehr und empfanden die größte Trauer und Betrübnis. In der dritten Nacht langten sie bei diesem Brunnen an, um zu trinken. Und da hatte Gott ihnen ihre Sünde verziehen, so daß, als sie sich über das Wasser beugten, sie dort tief unten das Spiegelbild des Sterns sahen, der sie vom Morgenland hergeführt hatte.

„Sogleich gewahrten sie ihn auch am Himmelszelt, und er führte sie aufs neue zur Grotte in Bethlehem, und sie fielen auf die Knie vor dem Kinde und sagten: ‚Wir bringen dir Goldschalen voll Räucherwerk und köstlicher Gewürze. Du wirst der größte König werden, der auf Erden gelebt von ihrer Erschaffung bis zu ihrem Untergang.' Da legte das Kind seine Hand auf ihre geneigten Köpfe, und als sie sich erhoben — siehe, da hatte es ihnen Gaben gegeben, größer, als ein König sie hätte schenken können. Denn der alte Bettler war jung geworden, und der Aussätzige gesund, und der Schwarze war ein schöner weißer Mann. Und man sagt, daß sie so herrlich waren, daß sie von dannen zogen und Könige wurden, jeder in seinem Reich."

Die Dürre hielt in ihrer Erzählung inne, und die drei Fremdlinge priesen sie. „Du hast gut erzählt," sagten sie. „Aber es wundert mich, daß die drei Weisen nichts für den Brunnen thun, der ihnen den Stern zeigte. Sollten sie eine solche Wohlthat ganz vergessen?"

„Muß nicht dieser Brunnen stets da sein," sagte der zweite Fremdling, „um die Menschen zu erinnern, daß das Glück, das auf den Höhen des Stolzes entschwindet, sich in den Tiefen der Demut wiederfinden läßt?"

„Sind die Dahingeschiedenen schlechter als die Lebenden?" sagte der dritte. „Stirbt die Dankbarkeit bei jenen, die im Paradiese leben?"

Aber als sie dieses sagten, fuhr die Dürre mit einem Schrei empor. Sie hatte die Fremdlinge erkannt, sie begriff, wer die Wanderer waren. Und

sie entfloh wie eine Rasende, um nicht sehen zu müssen, wie die drei weisen Männer ihre Diener riefen und ihre Kamele, die alle mit Wassersäcken beladen waren, herbeiführten und den armen sterbenden Brunnen mit Wasser füllten, das sie vom Paradiese geholt hatten.



Krank.

Von

Otto Milten.

Ich lag im Bette, fröstelnd, kalt die Hände,
Die eigentlich Mensuren schlagen sollten
Und jetzt sich kaum zur Bitte falten wollten:
Erbarmer Tod, gewähre mir ein Ende.

Die Mutter sprach, damit sie Trost mir spende:
„Scheint erst die Frühlingssonne wieder golden
Und atmest du den Duft von Primeldolden,
Dann kommt zur Besserung die große Wende.“

Ich lächelte: „Der Frühling heilt mich nicht.
Denn seine Sonne kann so warm nicht strahlen
Wie deiner Augen liebewarmes Licht;

So schöne Blumen kann er niemals malen,
Mag er verwenden seiner Farben jede,
Als wie die Trostesblumen deiner Rede.“





Eine neue Provinz der Kunst.

(Die Weihnachtskrippen im Münchener Nationalmuseum.)

Von

Eduard Engels.

„Wer wie ich vor dreißig Jahren Kunststudien betrieb," erzählte unlängst Professor Friedrich Lessing in einer Abhandlung über Porzellanfiguren, „der lernte auf der Universität, daß das Rokoko eine Zeit des Verfalles der Kunst gewesen sei. Porzellanfiguren dieser Zeit — man nannte sie höchstens Porzellanpuppen — durften ungefähr ebensoviel Anspruch auf Würdigung erheben, wie die Zuckerengel auf den Baumkuchen, und wurden Kindern zum Spielen überlassen . . . Wie hat sich das alles geändert! Eine kleine Meißener Porzellanfigur von guter Erhaltung gilt heute im Kunsthandel tausend Francs, und, hat sie gar eine Krinoline an, fünf bis achttausend und mehr."

Ja, es ist wahr, über Mangel an Wertschätzung hat sich die Porzellanfigur schlechterdings nicht mehr zu beklagen, ist doch selbst auf dem Kapitol, im alten klassischen Rom, den putzigen Gästen aus Meißen, Nymphenburg, Sèvres . . . ein eigener Saal zum Standquartier eingeräumt worden!

Aber bekanntlich ist die Porzellanfigur nicht der einzige Sprößling der kinderreichen Puppenfamilie des achtzehnten Jahrhunderts. Und da muß denn leider gesagt werden, daß es einigen ihrer Schwestern auch heute noch bei weitem nicht so gut ergeht, wie sie es wohl verdienten. Mir ist z. B. eine Sammlung der köstlichsten alten Krippenfiguren bekannt, die unlängst von einem Münchener Museum als „Spielzeug" abgelehnt wurde. Auch weiß ich einen Verein Münchener Künstler, der diese selbe Sammlung nicht einmal zum Besten eines wohlthätigen Zweckes in seinem sonst so gastlichen Ausstellungspalast logieren wollte.

O tempora, o mores!

Heute nun steht die von den Münchener Künstlern und von der ehemaligen Direktion des Nationalmuseums abgelehnte Sammlung in einem eigenen Stockwerk des neuen Nationalmuseums und wartet, was das Schicksal über sie beschließen möge. Was wird geschehen? Wird es sie in den Adelsstand der Kunst erheben, wie die Porzellanfigur? Wird es sie zu lebenslänglicher Spielzeug-

Meisenbach, Riffarth & Co., München, phot.

Aufzug der hl. 3 Könige. (Neapolitanische Figuren aus dem 18. Jahrhundert.) Architektur und Komposition vom Stifter.



Meisenbach, Riffarth & Co., München, phot.

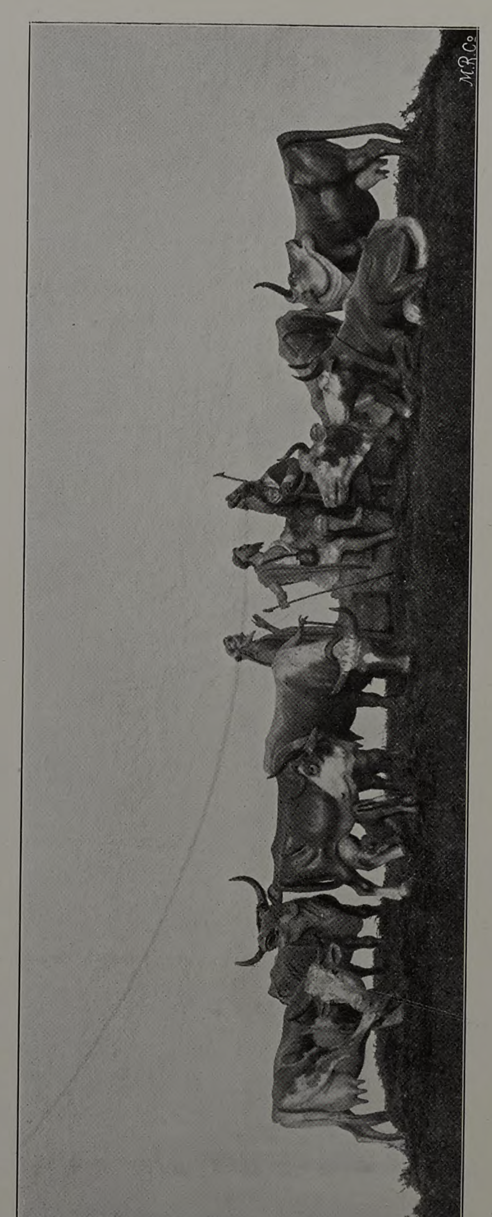
Neapolitanische Bauern.



Anbetung der hl. 3 Kön

Meisenbach, Riffarth & Co., München, phot.

Anbetung der hl. 3 Könige (Münchener Arbeit).



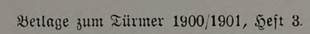
Meisenbach, Riffarth & Co., München, phot.

Kühe von Meister Nicklas, München.



Meisenbach, Riffarth & Co., München, phot.

Münchener Arbeit, Meister Ludwig (ca. 1800).



Beilage zum Türmer 1900/1901, Heft 3.



Meisenbach, Riffarth & Co., München, phot.

Münchener Schnitzereien (a. d. ersten Hälfte des 19. Jahrh.).

haftigkeit verurteilen? — Es müßte seltsam zugehen, wenn nicht nächstens ein Entdeckungsfahrer der Schönheit in irgend einer litterarischen Andreeboje die Auffindung einer neuen Provinz der Kunst verkündete! Denn in der That, diese unter dem Namen „Krippensammlung" im Nationalmuseum vereinigten Holz- und Terrakottafigürchen sind meist echte, namhafte, zweifellose Kunstwerke, sie sind durchaus ebenbürtige Geschwister der längst für „voll" anerkannten Porzellanfiguren.

Staunend stehen wir vor den Vitrinen und Panoramen der Sammlung und können es nicht fassen, wie uns so viel artige Schönheit bisher entgehen konnte. Wenn wir nur wenigstens eine Ahnung von der Existenz solcher Schätze gehabt hätten! Wenn wir nur wenigstens etwas über das historische Drum und Dran, über die Genealogie der Neulinge wüßten! Das Material, aus dem sie gefertigt sind, die Gesinnungen, welche sie vertreten, das reich differenzierte Milieu von Begleiterscheinungen, in welchem sie sich bewegen, das alles will auf eine lange Vergangenheit mit vielen Entwickelungsphasen deuten. Möglicherweise haben wir es mit der letzten späten Blüte eines uralten Kunstzweiges zu thun, dessen Anfänge verschollen sind. Möglicherweise taucht da ein Stück Kulturgeschichte vor uns auf, an dessen Schuhsohlen der Staub des Mittelalters haftet. Geht nicht schon von der ganzen Idee der „Krippe" ein Hauch des mittelalterlichen Geistes aus? Liebte man es nicht damals, die heiligen Geschichten des Glaubens dramatisch darzustellen? Und erscheint es so ganz undenkbar, daß im Anschlusse an diese dramatischen Darstellungen auch plastische entstanden und volkstümlich geworden seien? Man ist da leider ganz auf Vermutungen angewiesen, kann nichts Genaues, Zuverlässiges sagen. Denn die Wissenschaft, die sich bisher nicht einmal zu einer Geschichte der Porzellanfigur herablassen mochte, ist natürlich noch viel weniger gesonnen, diese „kindischen" Krippenfiguren ihrer Aufmerksamkeit zu würdigen. Immerhin darf man vielleicht auf die reizvollen, bizarren Figürchen hinweisen, mit welchen die Kleinplastik der gotischen Epoche an Kirchenportalen, Sakramentshäuschen, Chorstühlen und Metallgeräten ein so verschwenderisches Spiel getrieben hat. Auch ist es vielleicht gestattet, an die weitverbreiteten, überaus populären Arbeiten der florentinischen Thonbildner aus dem Kreise des Lucca della Robbia zu erinnern.

Aber das liegt alles weit hinter den noch erhaltenen Krippenfiguren zurück. Was man in der Schmedererschen Sammlung des Nationalmuseums — beiläufig der einzigen Sammlung dieser Art — vorfindet, ist beinahe ausschließlich aus dem achtzehnten Jahrhundert und trägt alle Züge der Formverwandtschaft mit den Porzellanfiguren der gleichen Zeit. Es ist Rokoko und Zopf mit einem leisen Anflug von Weltflucht. Will das echte Rokoko als Weltkind leben, das nur zu tändeln und zu kokettieren weiß, so verstehen sich diese kleinen bunten, beweglichen Krippenfigürchen ganz heimlich zu ernsteren, höheren, ewigen Dingen fortzuschleichen. Sie verlästern das Leben nicht, geben sich ihm aber auch nicht völlig hin. Sie gehen, wenn man so sagen will, des Morgens in die Kirche und

des Abends auf den Ball. Sie finden jene goldene Mitte, wo die Religion und die Daseinsfreude einander verträglich die Hand reichen.

In formeller Hinsicht ergiebt sich der Unterschied zwischen ihnen und den Porzellanfiguren aus der Verschiedenheit des Materials. Das Porzellan und die zierlich-zärtliche Lebenslust des achtzehnten Jahrhunderts stehen zu einander in einem ähnlichen Wechselverhältnis, wie das Holz und die Terrakotta der Krippenfiguren zu der schmuck frohen, festlich gestimmten Religiosität jener Tage. Was das Porzellan betrifft, so kommt sein weißer Grundton der Zeit des Puders weit entgegen. Und die technische Absonderlichkeit der Masse, welche sich beim Brennen erweicht, biegt und um ein Drittel ihres Volumens vermindert, fordert die gleiche geschweifte und gedrehte Anlage der Figuren, welche auch die schnörkelhafte Linienführung des Rokoko verlangt. Wollte man nun an die Darstellung religiöser Themata herantreten, so mußte man ein Material suchen, das einerseits mit dem Puder keine Intimitäten unterhielt, und das andererseits bei der Formgebung weniger Launenhaftigkeit und Tändelsinn entfaltete. Und da wandte man sich denn an das ernste, leistungsfähige Holz und an die charmante, bewegliche Terrakotta. In ihnen konnte man alle jene Gesinnungen aufleben lassen, die sie seit den Tagen des Jesuitenstils in den ekstatischen Heiligengestalten, flatternden Engeln, blühenden Blumengehängen und dem goldenen Tausenderlei der reich und schwärmerisch geputzten Kirchen einstudiert hatten. Es blieb weiter nichts zu thun übrig, als das dröhnende Pathos und den schweren Schwulst jener Formen in eine den zierlicheren Neigungen des „spielenden" Jahrhunderts angepaßte Tonart zu übersetzen. Und so stiegen denn die ekstatischen Heiligen und verzückten Engel mit all dem goldenen Tausenderlei ihrer Umgebung als niedliche, graziöse Püppchen von den Wänden der Kirchen herab und wandelten in unendlichen, anmutigen Scharen zur heiligen Nacht der häuslichen Frömmigkeit, zur „Krippe".

Die Krippe kennt man. Sie war damals, was sie heute ist. Aber während wir uns heute mit einigen schlechten, billigen Gipsfigürchen begnügen, besaß man damals in den wohlhabenden und frommen Bürgerfamilien viele Hundert kunstvoll geschnitzter Männlein und Weiblein, die mit echtem Goldschmuck und prächtigen Gewändern angethan waren und in ihrer Gesamtheit ausreichten, um der Reihe nach alle Feste des gesamten Kirchenjahres zu versinnbildlichen. Ganze Städte mit öffentlichen Denkmälern, Kirchen, Palästen, Häusern, die heilige Sippe mit allen ihren Angehörigen, die drei Könige mit glänzendem Gefolge auf Pferden und Kamelen, die Hirten mit ihren Herden, das Volk in allen seinen charakteristischen und natürlich der nächsten Gegenwart entlehnten Typen, eine Jagd mit Jägern, Treibern, Hunden, Hirschen, Rehen, einen Markt mit Krämern, Gemüse, Obst, Fischen, Brot, Eiern, Käse, ein Tanzvergnügen mit Wirtshaus, Zechern, Musikanten, silbernem Tischgerät, einen Bauernhof mit Ställen, Kühen, Schafen, Geflügel, Soldaten mit Waffen, Pferden, Fahnen, kurz alles, was zu einer rechten Veranschaulichung der Welt, in welche das

Christkind einkehrt, gehören mag, alles das besaß man und pflegte es liebevoll in schönen, wohlverwahrten Truhen und Schränken. Venite tutti quanti . . . a visitare nostro Signore, sangen einst die italienischen Pifferarii um die Weihnachtszeit. Das wollte man in den „Krippen" plastisch gestalten. Das Christkind sollte zum Volke, das Volk zum Christkind kommen. Die himmlische Welt sollte auf ihrem Berührungspunkte mit der irdischen dargestellt werden. Daher all der Aufwand, daher all die Freude, die durch die vielen wechselvollen Gestalten geht, daher all der holde Märchenzauber, den das harmlose Spiel noch heute auf den Beschauer ausübt.

Man kann sich mit diesen lieben, kindischen Dingen mein' Treu nicht ohne Rührung beschäftigen. Wie liebenswürdig muß eine Zeit gewesen sein, die für ihren Glauben ein Spielzeug und für ihr Spielzeug eine künstlerische Form besaß! Welch eine reiche, feine, erlesene Kultur sendet uns aus diesen holden Tändeleien ihre letzten Grüße! Da rühmt man die Japaner wegen ihrer Vollendung selbst in den nebensächlichsten Erzeugnissen ihres Gewerbes. Unter diesen Püppchen und Tierchen befinden sich Exemplare, die man direkt für japanischen Ursprungs erklären könnte, so künstlerisch sind sie aufgefaßt und so untadelig gearbeitet. Nur die hingebendste Liebe konnte an sich gleichgiltige Dinge mit solcher Delikatesse gestalten. Der goldene, mit echten Edelsteinen besetzte Schmuck der Frauen, die silbernen Musikinstrumente der Engel, die mit Diamanten geschmückten goldenen Schwerter der Könige, die Weberei der in Miniatur reproduzierten Stoffe der Gewänder, die Waffen der Soldaten, die Obst- und Gemüsekörbchen der Märkte, die bunten Fayencen der Wirtshaustische, das alles ist so nett und fein und unnachahmlich, daß man Handwerkern die Herstellung gar nicht zutraut und unwillkürlich nach Künstlernamen fragt.

Und wirklich sind es echte Künstler gewesen, die an diesen pretiösen Kleinigkeiten gearbeitet haben. Der Stifter der Sammlung, der übrigens auch die so stilvolle Aufstellung besorgt hat, war so liebenswürdig, mir eine ganze Anzahl von Autorennamen anzugeben. Man hat da zwischen drei Schulen zu unterscheiden: einer tirolisch-oberbayerischen, einer neapolitanischen und einer sizilianischen. Die erstere Gruppe ist im Museum mit der Krippe des ehemaligen Ursulinerklosters in Innsbruck, der Moserschen Krippe zu Meran und Münchener Schnitzereien vom Ende des achtzehnten und Anfang des neunzehnten Jahrhunderts vertreten. Als Meister sind Andreas Barsan, Seb. Schöpfl, Joh. Berger, Roman Boos und der alte Habenschaden zu nennen. Das Prachtstück der Abteilung, drei Kühe, rührt von Meister Ludwig her, der um 1800 wirkte. Unbekannten Ursprungs ist die Ausrüstung eines Ritters aus dem Gefolge der drei Könige, die wohl zum Niedlichsten zählt, was die Goldschmiedekunst je hervorgebracht hat. Im ganzen erinnern diese deutschen Sachen an die Bilder der alten Holländer. Es sind holländische Figuren, die sich da um die heiligen Familien scharen, holländische Kühe, die um die Krippe des Christkinds stehen.

Nur die gepuderten Engel und Wallensteinsche Kürassiere dürften auf ein anderes Konto als das holländische kommen.

Gemahnen die deutsch-österreichischen Sachen an die Bilder der Ostade, Teniers, A. v. d. Volde, so rufen die neapolitanischen die Gemälde der Veronese und Tiepolo in das Gedächtnis. Sie sind voller Pracht, Elan und Festlichkeit in der Gesamthaltung. Im Detail befleißigen sie sich einer energischen, beinahe herben Charakteristik. Die Hände z. B. sind anatomisch bis zur Deutlichkeit des Naturalismus durchgebildet. Auch die Köpfe mit ihren gläsernen Augen sind rücksichtslos individuell. Offenbar haben wir da genaue Studien nach der Natur vor uns. Die einzelnen Gliedmaßen sind beweglich. Hauptmeister ist Sammartino, der mit einer kleinen Hauskrippe und seinem Meisterwerk, einer an den Laokoon erinnernden Bettlergruppe vertreten ist. Neben ihm wirkten G. Gori, Lorenzo Mosca und Salvatore di Francia. In Neapel war es Sitte, die Krippen unter einem Glassturz als Prunkstück für den Salon aufzustellen. Daraus erklärt sich wohl die Thatsache, daß diese Krippen die drei Könige aus dem Morgenlande immer in Begleitung ihrer Königinnen erscheinen lassen. Je mehr Gelegenheit zur Prachtentfaltung, um so erstaunlicher das Prunkstück des Salons.

Die sizilianischen Sachen haben durchaus nichts Salonhaftes. Sie sind durchaus volkstümlich. Die Gestalten aus Terrakotta, die Gewänder kachiert, d. h. in Leim getunkt, drappiert und gehärtet. Das Ganze bemalt. Man erkennt die sizilianischen Krippen auf den ersten Blick an der Kleinheit ihrer Figürchen und der leidenschaftlichen Bewegtheit ihrer Posen. Sie sind voll südlichen Temperamentes und suchen gerne das Grausige und Qualvolle auf. Das Prachtstück der Sammlung ist ein bethlehemitischer Kindermord. Matera aus Trepani, der eine zahlreiche Schule hinterließ, ist der einzige Meister.

Wie ich höre, ist ein Beamter des Nationalmuseums mit der Abfassung einer Monographie über diese Krippensammlung beschäftigt, für welche bei Meisenbach & Riffarth bereits Abbildungen hergestellt worden sind. Hoffentlich bringt uns das Werk, was wir so sehr begehren: die wissenschaftliche Geographie unserer neu entdeckten Kunstprovinz.





Der goldene Vogel.

Die Geschichte eines Traumlebens.

Von

Wilhelm Jensen.

(Fortsetzung.)

Dann war der Herbst herangekommen, die Umwandlung geschehen, und Lenhart Goldammer befand sich in fremdem, äußerlich vollständig verändertem Leben auf der gelehrten Schule der Landeshauptstadt. Seine Lehrer zeigten sich erstaunt, wie weit er es durch den Unterricht bei einem einfachen Dorfpfarrer gebracht habe, gaben ihm das Zeugnis eines ungewöhnlich begabten Schülers, der unter allen am meisten vorgeschritten sei, und seine Befähigung, nach Jahresablauf zur Universität überzugehen, stand außer Zweifel. Mit Eifer und Fleiß betrieb er seine Aufgaben, selten durch etwas von außen an ihn Herankommendes abgelenkt; nach dem, was seine Altersgenossen zur Erholung und als Vergnügen suchten, ging ihm der Sinn nicht, so wenig als es ihn zum engeren Anschluß an jene trieb. Frohe Stunden bereitete ihm dann und wann ein Brief Margrets; sie schrieb, wie sie sprach, mit einer ruhigen Heiterkeit und Klarheit aller Empfindungen; in einer Reife ihrer Gedanken hob sie sich manchmal über ihr Alter hinaus. Bei dem Lesen jedes Briefes von ihr überkam Lenhart ein Heimatsgefühl und die Beschwichtigung eines sicheren Geborgenseins auf der Welt, in der sie sei und er sie wieder haben werde. Seiner Vorstellung baute sich die Zukunft auf, darin sie in einem freundlichen Hause als seine Frau immer mit ihm zusammen lebe; eine bessere hätte er nirgendwo finden können, als die Fügung des Glückes sie ihm in frühester Kindheit zugebracht. So jung er war, rührte ihn's doch manchmal mit einer Empfindungs-Erkenntnis an, das Leben sei schwankend und frostig ohne einen festen, warmen Halt, und wo er sich Margot dachte, lag die Welt hell in schöner, friedlicher Sonne um sie her. Fast jedes-

mal antwortete er ihr gleich, sein Herz that sich beim Schreiben an sie auf, wie ein rückhaltlos vertrautes Reden von Mund zu Mund vordem war's. Doch bei ihm wie bei ihr nur in einem Ton der nächsten Befreundung und Zugehörigkeit; sie sprachen wohl dann und wann von ihrer gegenseitigen Liebe, aber nicht von anderer, als sie seit jeher zwischen ihnen bestanden. Mit der waren sie aufgewachsen, sie konnte sich nicht erhöhen und das Wort keine veränderte Klangfarbe für beide annehmen. Die Kindheit lag jetzt hinter ihnen, als Jüngling und Jungfrau schritten sie mählich auf neuer Lebensstufe empor; doch die kindlichen Vorstellungen hatten sie Tag um Tag und Jahr um Jahr in gleicher Weise mit sich genommen, die wuchsen in ihnen fort wie Pflanzen, deren Weiterentwicklung unabänderlich durch ihr Samenkorn bestimmt worden. Der unzertrennliche Verband ihres Lebens zu einem in wiederkehrenden besseren Zeiten war selbstverständlich, ihre Briefe brauchten keine Bestätigung zu enthalten, daß gleicher Herzenswunsch in ihnen darauf warte.

So führte Lenhart in der Fremde doch ein Heimatdasein fort; ebenso indes bewahrte er auch ein zweites von ihm mitgebrachtes in sich. Ganz unvermittelt lag dies neben dem andern, ohne irgendwelchen Zusammenhang, eher in einem Gegensatz. Es verlangte nur einen winzigen Bruchteil des Jahres für sich, alles übrige gehörte Margret an, doch jenes ungefähr zwei Wochen lange Stückchen hatte es von ihm seit seinem frühesten Denken gefordert und that's mit jeder Sommerrückkehr wieder. Das Warum vermochte er sich nicht zu erklären, wußte nur, es sei so und stärker als sein Wille. Ihm war einmal vom Mund gekommen, er wünsche, daß es erst wieder vorüber wäre. Darin hatte sich kund gegeben, was er beim Gedenken daran während der übrigen Zeit des Jahres empfinde. Ihm bangte vor dem Herankommen, und er atmete befreit auf, wenn es gewesen. Aber so lang es andauerte, war nichts anderes; er stand machtlos unter dem Bann, wie ein Nachtwandler unter dem Zwang der Mondstrahlen.

Seine Thätigkeit unterstützte wohl das Bestreben, die Erinnerung dran zu verscheuchen, allein die hilfreiche Gegenwart Margrets fehlte ihm, Stunden der Einsamkeit besuchten ihn doch, bemächtigten sich seines Kopfes und zwangen diesen in ein sonderbares Grübeln hinein. Das umfaßte jenen Nachmittag, an dem er aus dem Wald sich zum Ausrichten seines Auftrags ins Schloß begeben hatte. Die Vorstellung, daß Farnsamen in seinen Schuhen ihn damals unsichtbar gemacht habe, war von ihm abgefallen; das lief der Vernunft und Naturerkenntnis

zuwider, er begriff nicht, wie er zu der thörichten Einbildung geraten sei. Aber ebensowenig vermochte er zu begreifen, wie es geschehn können, daß niemand ihm an dem Tag den Zutritt ins Schloß verwehrt und er unbefragt an dem Blindekuhspiel im Saal teilgenommen habe. Wie ein vorüberhuschender Schatten war ihm einmal der Gedanke aufgetaucht, das alles sei nur ein Traum gewesen, in den er verfallen, als er sich nach seinem Durchbruch durch das hohe Farnkraut erschöpft hingelegt; was er im Schloßsaal gesehen, gehört und gethan, habe er geträumt, und gleichfalls, daß er von dort wieder in den Wald zurückgelaufen; er sei am Nachmittag in diesem eingeschlafen, erst im Dunkel aufgewacht und nach Haus gegangen. Aber solche Vorstellung enthielt nicht mindere Thorheit, als der Glaube an die Wunderkraft des Farnsamens. Deutlicher und sicherer stand im ganzen Leben nichts seinen Augen und seinem Gefühl eingeprägt, als dieser Aufenthalt im Schloß; wenn der ein Traumbild gewesen sein sollte, so gab's überhaupt nichts anderes auf der Erde, als Einbildungsgestalten. Dann waren auch sein Pflegeeltern, das Kastellanhaus und das weiße Schloß, Margret und der Pastor Schübbekopf nicht in Wirklichkeit vorhanden und er selbst ebenfalls nicht. Ein Gedankengespinnst war's, das ihm einen Druck im Kopf verursachte; nur durch ein plötzliches Auflachen konnte er es zerreißen und sich davon befreien. Mancherlei wohl hatte er von klein auf für wahr gehalten und nur geträumt, aber *das* nicht, das Wundervollste seines Lebens. Nur mußte er vergeblich darüber nachsinnen, wie es denn habe geschehn können, daß er, für alle Augen sichtbar, wie ein dazu Berechtigter an dem Spiel der Prinzen und Prinzessinnen mit teilnehmen gedurft.

So abgeschlossen er lebte, hatte er doch erfahren, die Prinzessin Ermengart sei eine Tochter des Prinzen Comar, eines Bruders des Landesfürsten, und der Prinzessin Willegart, und sie wohne im Winter mit ihren Eltern auf dem Schloß einer anderen Stadt des Landes. Ihre Mutter galt als verschieden von allen übrigen Angehörigen des Fürstenhauses; niemand sprach anders als mit Bewunderung von ihrer schönen Sinnesart, die ihre leibliche Schönheit noch übertreffe; für sie mache nicht Geburt und Rang den Wert der Menschen aus, sondern allein auszeichnende Eigenschaften des Geistes und Gemütes, und ihr ganzes Trachten richte sich darauf, das gleiche mit vollem Erfolg bei ihrem einzigen Kinde auszubilden. Ihrer Eltern Wille habe sie zur standesgemäßen Vermählung mit dem Prinzen Comar genötigt, der sie fast um zwanzig Jahre an Alter übertreffe und auch sonst nach jeder

Richtung völlig von ihr abweiche. In der Residenz hielt sie sich nur selten und stets kurze Zeit auf, nahm nie an dem Sommerbesuch des Schlosses L'Innocence teil; Lenhart konnte sich auch nicht erinnern, von Mathieu Sautelet je ihren Namen gehört zu haben. Doch mußte sie sich nach der Bestimmung des obersten Gebieters alljährlich für jene Wochen in eine Trennung von ihrer Tochter fügen, da er bei dem Landaufenthalt an der Gegenwart Ermengarts Gefallen fand und wollte, daß sie seinen Töchtern Gesellschaft leiste. Aus Andeutungen ließ sich entnehmen, das Fortbleiben der Prinzessin Willegart stehe im Zusammenhang mit der stetigen Anwesenheit der besonderen Freundin des Landesherrn auf L'Innocence, da sie, wie die Gemahlin desselben, sich dagegen weigere, mit jener unter einem Dach zu verweilen. Doch hielt man in den höher gestellten Kreisen sehr vorsichtig mit Aeußerungen über alles zum Fürstenhaus Gehörende zurück, und nur als Lenhart einmal durch einen Schulgenossen beim abendlichen Besuchen einer Wirtschaft unter Leute des niedrigen Volkes geriet, vernahm er von einigen trunkgelösten Zungen eine völlig andere Sprache. Sie redeten über viele Tausende von Landessöhnen, die gewaltsam zu Soldaten gemacht und für ungeheure Geldsummen an die Engländer verkauft wurden, um die schandvolle Bedrückung der für eine menschenwürdige Freiheit kämpfenden amerikanischen Kolonien fortzuerhalten. Dafür werde jeder, der zu brauchen sei, die Söhne ihren Müttern, Bräuten ihre Verlobten, den Frauen ihre Männer und Ernährer weggerissen, wie Schlachtvieh zusammengetrieben, und sie müßten alle sich jenseits des Weltmeers, um die nichtswürdige englische Geldgier zu stillen, abschlachten lassen. Noch niederträchtiger aber sei's, daß bei den Millionen um Millionen, die dieser Menschenhandel den Verkäufern einbringe, das Land, von unerschwinglichen Steuerlasten bis ins letzte Mark zusammengepreßt, an Elend, Hunger und Jammer zu Grunde gehe, damit ein paar Dutzend allein Berechtigter im Gold wühlen und blitzende Diamanten um die Hälse vornehmer, feiler Dirnen hängen könnten. So klang's von aufgeregten Stimmen solcher, die offenbar dem Glas zu lange zugesprochen hatten, laut durch den Raum, doch nicht lange, denn der Wirt trat mit weißverfärbtem Gesicht zu den Redenden hin und wies sie als sinnlos Betrunkene, die nicht wüßten, was sie sagten, aus der Thür davon. Kurz war auch einmal der Name der Prinzessin Willegart genannt worden, daß sie die einzige von anderer Art sei und manche bittere Not ihr Abhilfe verdanke, ohne zu wissen, aus wessen Hand der Beistand gekommen. Das hatte, da es der Mutter der Prinzessin

Ermengart edlen Sinn zugemessen, Lenhart ein innerliches Wohlgefühl verursacht, während er sonst wenig auf die Aeußerungen acht gegeben. Nur war ihm bei ihnen unwillkürlich die Predigt ins Gedächtnis geraten, die er in der Fronsheimer Kirche angehört, und er entsann sich, daß der Kanzelredner damals das grade Gegenteil von dem eben hier Gesagten ausgesprochen habe. Ohne Zweifel mußte Pastor Schüddekopf bei seinen alles umfassenden Kenntnissen auch darüber besser unterrichtet sein, als die unwissenden Leute aus der niederen Volksschicht; aber wie das der Prinzessin Willegart gespendete Lob den jungen Zuhörer erfreut hatte, so that's ihm andrerseits doch auch weh, daß sein Lehrer, dem er alles verdankte, für ihn gewissermaßen in einen Gegensatz der Gesinnung zu der ihrigen versetzt worden sei, und er nahm sich vor, Margret einmal zu befragen, ob sie die damalige Predigt ihres Vaters begriffen habe.

Das lag freilich noch in ziemlich weiter Aussicht, denn die Entfernung bis nach Fronsheim war zu groß und die Beschaffenheit der Wege zu übel, als daß sich dran denken ließ, während der kurzen Schulvakanz im Winter eine Fußwanderung dorthin zu machen, erst der Sommer konnte sie ihm ermöglichen. So verwandte er Woche um Woche täglich gleiche Ausdauer auf die Vorbereitung, das Examen für seinen Abgang zur Hochschule cum laude bestehen zu können, und der Beginn des Frühlings kam ihm kaum zum Bewußtwerden, hielt ihn ebenso an der Arbeit fest. An einem Aprilnachmittag indes trug die sonnige Luft durch das offene Fenster seiner Dachkammer einen geheimen Duftanhauch herein, der einen Drang in ihm wachrief, aus den dumpfen Stadtstraßen wieder in Feld und Wald hinauszugelangen, und er konnte nicht widerstehen, begab sich zum erstenmal vor's Thor ins Freie. Doch fand er zwischen dem jungen Grün der Wiesen und Bäume keine rechte Freude, ihm fehlte auf Schritt und Tritt die Begleitung Margrets, zwecklos und ziellos ging er umher. Dann traf sein Blick einmal auf einen hoch über Wipfeln aufragenden Bau, er war bergansteigend in einen großen Park geraten, und nach einigen Minuten lag ein Schloß von kolossaler Länge und Höhe vor ihm. Es ruhte auf unzählbaren, haushohen Steinsäulen, trug oben eine Plattform, und von dieser erhob sich auf der Spitze einer Pyramide aus Quadergestein eine ungeheure, in Kupfer gegossene Mannesgestalt mit einer riesenhaften Keule neben ihr. Ein Lustschloß war's, vor anderthalb Jahrhunderten von einem der Landesfürsten als ein stiller Sommerruhesitz begründet, doch im dreißigjährigen Kriege verfallen und danach

von späteren Inhabern zu seiner jetzigen übermächtigen Ausdehnung und Pracht erneuert. Ueberall umher sprangen hohe Fontainen und rauschten wallende weiße Wasserkaskaden von künstlichen Felsen herab; zwischen den Parkbäumen sahen römische Tempel, Steingrotten, Eremitagen hervor. Die Erbauung und Anlegung des Ganzen mußte nicht vorstellbare Summen verschlungen haben, dieser Gedanke drängte sich Lenhart unwillkürlich als erster auf. Doch übte der prunkreiche Anblick keinen Reiz auf ihn aus, flößte ihm eher ein widerwilliges Gefühl ein. Nur die Leere und Stille ringsum zog ihn an; es war noch zu frühe Lenzzeit und niemand hielt sich in dem Schloß auf, deshalb mochte auch der Zutritt in den Park nicht verboten sein. Einzig eine Wagenkutsche ohne Insassen schien auf etwas an einem Boskettrand zu warten, und wie Lenhart um diesen hinbog, sah er einen großen, wiesenartigen Rasenplatz vor sich, auf dem helle Kleider einiger junger, nach ersten Frühlingsblumen suchender Mädchen im Sonnenschein glänzten. Sie hatten sich ziemlich weit voneinander getrennt, und er blickte nach den entfernten fröhlichen Farben hin, nahm darüber nicht gewahr, daß eine der Blumenpflückerinnen sich ganz in seiner Nähe befand. Erst plötzlich überkam's ihn mit einem Gefühl davon, so daß er den Kopf umdrehte, und da stand sie in einem, wie das Halsgefieder von Wildtauben schillernden Kleide, einen kleinen Veilchenstrauß in der Hand haltend, nur auf ein paar Schritte weit hinter ihm, und die Prinzessin Ermengart war's. Jäh erschreckend, riß er seinen Hut herab, sie erwiderte mit einem freundlichen, mädchenhaften Nicken auf den Gruß, hielt dabei die goldbraunen Augen mit verwundertem Ausdruck in sein Gesicht gerichtet und sagte: „Seid Ihr nicht aus Fronsheim? Ich erkenne Euch wieder. Wie kommt Ihr hierher?“ Ohne selbst recht zu wissen, was sein Mund sprach, gab er Antwort: „Ja, ich erkenne Sie auch in jedem Jahr immer sogleich wieder, und heut ebenso, obwohl Sie keine Aglaja mehr sind.“ Das verstand sie natürlich nicht, fragte, was das Wort bedeute, und er versetzte, ein brauner Falter mit Perlmutterglanz auf den Flügeln heiße so und danach habe er sie sich im letzten Sommer benannt, weil sie ein Kleid von der Farbe getragen. Zu der Erklärung lachte sie: „Das ist ein hübscher Name, ich danke dir dafür; ja, ich weiß es auch noch, daß ich damals ein solches Kleid trug.“ Nun setzte sie den Fuß vor, um weiter zu gehn, hielt ihn jedoch noch einmal an und sagte mit der ihr Nichtvornehmen gegenüber wohl geläufiger im Mund liegenden Anrede: „Du hast gewiß auch die Veilchen gern und möchtest von ihnen haben. Ich will sie mit

dir teilen — wie heißt du mit Namen, ich meine, wie heißt Ihr, denn Ihr seid ja kein Knabe mehr." Halb stotternd erwiderte er: „Lenhart", während ihre Hand den kleinen Strauß in zwei Hälften auseinander nahm; dann sprach sie: „Da, Lenhart, ich habe geschwisterlich geteilt; wenn ich im Sommer wieder drüben bei euch bin und du Blumen hast, kannst du Aglaja auch die Hälfte abgeben." Damit ging sie jetzt, um weiter zu suchen, über den Rasen davon; in ihrer Erscheinung und dem feinen Wesen hatte sich wohl eine Prinzessin kundgegeben, doch gesprochen und gethan hatte sie wie ein junges schlichtes Menschenkind, das am Wiederantreffen eines bekannten Gesichtes Freude gehabt und dieser freundlichen Ausdruck geliehen. Und es war merkbar doch nicht vornehme Gewöhnung gewesen, daß sie den zum Jüngling Gewordenen auch heute noch, wie auf dem Kirchhof mit Du angeredet, sondern dies ihr beim Weitersprechen als etwas Natürlicheres von selbst in den Mund gekommen. Denn in ihrer Hoffartlosigkeit hatte sie das Gefühl gehabt, er stehe ihr menschlich gleich, und daß sie ihn nach der einmaligen flüchtigen Begegnung wieder erkannt, gab Zeugnis dafür, sein Gesicht müsse sich ihr eingeprägt haben, da es ihr gut gefallen. Nun stand er allein mit den Veilchen in der Hand, die ihn mit einem Duft umgaben, als sei weitum der ganze Parkboden nur von ihnen überblüht. Es wollte ihn anwandeln, zu glauben, er habe in den letzten Minuten gehend geträumt, denn dies konnte nicht wirklich so geschehen sein. Und im Weitertraum auch meinte er den Hufschlag von Pferden zu hören, einen Wagen mit hellen Farben drin davonrollen zu sehn. Aber dann zog der Duft ihm den Blick auf die Veilchen in seiner Hand nieder; die hatte er nicht gepflückt, ein wundersamer Schauer überlief ihn vom Scheitel bis zur Sohle hinab, und mit geschlossenen Augen ging er schwanken Fußes wie ein Halbtrunkener hinter dem Wagen drein zur Stadt zurück.

Bei der kurzen Begegnung hatte er nicht weiter fragen können, doch empfand als zweifellos, sie habe ihn von dem Blindekuhspiel her wieder erkannt. Ueber seine Vermessenheit aber, mit der er damals nach ihr gehascht und sie festgehalten, war ihr kein Wort des Unwillens von den Lippen gekommen, nur in ihren lächelnd freundlichen Augen zu lesen, daß sie daran gedacht, und deshalb hatte sie die Veilchen mit ihm geteilt. Gar manches im Leben ließ sich vom Verstand nicht erklären, dazu gehörte auch jener abendliche Vorgang im Schloß; die Denkkraft des Kopfes stieß dabei auf nicht lösbare Rätsel. Doch zur Gewißheit war ihm geworden, die Prinzessin Ermengart sei nicht über

ihn erzürnt, teile schweigend etwas mit ihm, wovon niemand außer ihnen beiden wisse, denn die übrigen damals im Saal Anwesenden mußten in jener unerklärlichen Weise das Geschehene nicht wahrgenommen haben. Aus diesem geheimen Verband mit ihr aber entsprang ihm ein unbenennbares Gefühl; sein letztes an jedem Abend war's, und gaukelnde Vorstellungen schwebten davon wie auf Falterschwingen weiter, umkreisten ihn bis in den Schlaf und Traum hinein mit einem unbestimmten Sehnen und Hoffen. Wonach und auf was, wußte er nicht, nur daß es erfüllt sein würde, wenn er die Aglaja noch einmal wieder so mit dem Arm umfaßt halten und sie fragen könne, warum von Kindheit auf dies Verlangen nach ihr in ihm gewesen sei. Denn in ihren Augen stand's, sie wußte es und konnt's ihm sagen, und damit würde die verzehrende Sehnsucht von ihm genommen, daß er in Ruhe an nichts andres mehr zu denken brauchte, als sich und Margot eine schöne Lebenszukunft zu bereiten.

Nur zu flüchtigem Besuch mußte sie in der Residenz gewesen sein, er begegnete ihr nicht wieder; zu Margret aber brachte ihn endlich die Vakanz der Hochsommerzeit zurück, und von der ersten Stunde an fühlte er sich bei ihr aus der Fremde in die Heimat versetzt. Ihn überraschte nur, wie viel größer sie geworden sei, ihre Gestalt hatte, gegen eine andre gehalten, in seiner Vorstellung als klein gestanden, doch sie trat ihm in ihrer einfachen Kleidung, an eine Feldblume auf schlankem Stiel erinnernd, entgegen. In unendlicher Weite lag seinem Empfinden der Tag, an dem er sie zuerst bei den roten Fingerhüten angetroffen, aber er sah das winzige, blondköpfig-blauäugige Geschöpf noch greifbar deutlich vor sich am Boden. Damals hatte er beim Erwachen am Morgen gemeint, nur davon geträumt zu haben; jetzt wollte ihn die ganze seitdem vergangene Zeit, in der das kleine Ding zu dem erwachsen neben ihm gehenden und sitzenden Mädchen geworden, als ein Traum bedünken. Sich der Wirklichkeit zu versichern, faßte er oft plötzlich nach der Hand Margrets, ihn überkam's beängstigend, sie könne ihm wie ein zergehender Schatten weggleiten und mit ihr das einzig Gewisse und Feste, an dem sein Leben sich halten müsse. Niemals geriet's ihm in den Sinn, zwischen ihr und der Aglaja einen Vergleich anzustellen; verschiedenartiger ließ sich nichts erdenken, und ob es ihn auch zu beiden mit gleicher Stärke hinzog, empfand er dies doch auch als völlig verschieden, so wie ein bangendes Sehnen von einem schönen, sicheren Ruhegefühl. Das umfing ihn bei Margret wie eine von der Brust wohlthätig einzuatmende klare, frische Morgen-

luft; jetzt, da er sie wieder sah und hörte, verdämmerte ihm das andre, gleich einem abendlich purpurn umsäumten, verblassenden Wolkengebild. Fast unzertrennlich den Tag hindurch, gingen und saßen sie wie früher zusammen im Wald, sprachen ernst und fröhlich, sich die Nächsten auf der Welt. Eines Tags kam Lenhart ins Gedächtnis, daß er Margret über etwas befragen gewollt, er erzählte ihr von den lauten Reden, die er in der Stadtwirtschaft vernommen, und daß sie so sonderbar andres besagt hätten, als die von ihm im vorigen Sommer angehörte Predigt ihres Vaters; das vermöge er nicht zu begreifen und zusammenzubringen. Als er zu Ende gesprochen, antwortete das Mädchen: „Ja, der Lehrer, der früher bei uns im Dorf Schule gehalten, ist in einer Nacht aus dem Bett weggeholt und als Soldat nach England geschickt worden, weil er jung und kräftig war.“ Sie schwieg kurz und fügte dann hinterdrein: „In Fronsheim ist's nicht so, wie die Leute dir's gesagt, hier sind Elend und Not nicht wie anderswo und sterben auch die Aermsten nicht vor Hunger. Das sieht mein Vater vor Augen, da begreife ich's, daß er auf der Kanzel anders redet. Du bist nicht seine Tochter, sonst verstündest du es vielleicht auch. Sein Mund spricht nicht davon, aber ich kenne ihn und weiß, er thut nur, was das Herz ihm vorschreibt.“ Ein ungewöhnlich ernster Ausdruck lag bei den Worten in den jungen Zügen Margrets, die empfinden ließen, ihr Denken und Wissen reiche weiter, so daß sie noch mehr zu sagen vermocht hätte. Doch sie schloß mit einer kurzen Ruckbewegung des Kopfes und ging auf einen anderen Gesprächsgegenstand über.

Von jeher hatte sie mit tiefinnerlicher, schweigsamer Liebe und Ehrfurcht an ihrem Vater gehangen und kannte ihn in der That wohl genauer, als sonst irgend jemand, denn seitdem der Unterricht bei ihm aufgehört, gab er ihr mancherlei zu lesen, was er im Gang des Lebens für sich niedergeschrieben. Gedanken und Betrachtungen über alle Dinge auf der Erde waren es, meistens nur in kurze Sätze zusammengefaßt, doch ausnahmlos völlig andere Weltanschauung ausdrückend, als jene Predigt, mit der kaum ein Wort in ihnen vereinbar war. In den Heften mischten sich Auszüge aus Büchern, auch da und dort die Abschrift eines Gedichtes, das dem Pastor gefallen, derartig mit dem von ihm selbst Herstammenden durcheinander, daß dies letztere vielfach sich nicht heraus erkennen ließ; ihm lag offenbar nichts daran, sein Eigentum von dem fremden gesondert zu halten. In einem der Hefte las Margret zur Zeit grade, sie nahm's am Tage nach dem Gespräch über die Predigt mit in den Wald, schlug ein Blatt auf und sagte, es mit

deutendem Finger Lenhart hinreichend: „Hältst du das nicht auch für richtig und wahr?“ Er las das auf der Seite Stehende: „Wer machtlos ist, im Großen zu wirken, ein Volk von Knechtschaft und Verderben zu erlösen, der begnüge sich, im engen Kreis, so weit sein Vermögen reicht, Menschennot und Trübsal zu mildern. Darauf verwende er sein Leben und seine Kraft, denn es ist das höchste Gebot auf Erden, dessen Erfüllung allein Ruhe und Frieden im Gemüte gewährt. Und er frage nicht, wodurch er zu dem Notwendigen gelange, um es ausführen zu können; sondern was ihm am schwersten fällt und ob es ihn in den Augen der Besseren auch mit Schimpf belaste, nehme er schweigend auf sich, in der Stille sein Werk zu betreiben. Das ist Nachfolge des Heilandes, nicht die Menschheit von Sündenschuld befreiend, doch Einige von Verzweiflung und Untergang, und dem inneren Pflichtgeheiß nachkommend, erlöst sie sich selbst mit vom Druck des Lebens.“

Als Lenhart den kurzen Abschnitt gelesen, sagte er: „Ja, das ist schön und wahr, Margot. Glaubst du, daß es der Gedanke eines andern ist, den dein Vater sich abgeschrieben, oder daß er selbst es so gedacht hat?“ Die Befragte erwiderte: „Ich weiß, er denkt und fühlt es selbst so. Was in den Heften von ihm herrührt, braucht mir niemand zu sagen; ich bin sein Kind und trage es als Wissen in mir.“ Sie suchte in den Blättern noch eine Anzahl von Spruchsätzen auf, die sich ihr besonders eingeprägt hatten, und beide lasen, Seite an Seite sitzend, miteinander. Auch einige ihnen schon anderswoher bekannte Gedichte, von denen sie die Namen der Dichter anzugeben wußten; dann blätterte Margret einmal über eine gleichfalls mit Versen beschriebene Seite fort, doch Lenharts Blick war darauf gefallen, er hielt ihr die Hand an und sagte: „Was stand da? Ein Gedicht von einem Vogel war's, ich sah den Anfang: ‚Der Vogel sang‘.“ Das Mädchen erwiderte: „Ja, ich hab's schon gelesen, aber weiß nicht, von wem es ist, und verstehe es auch nicht.“ Lenhart hatten die Anfangsworte jedoch ein Interesse geweckt, er schlug das Blatt zurück und las laut:

„Der Vogel sang, er blinkte wie Gold
Auf den einsam sonnigen Zweigen.
Ich hab' es nicht gedacht und gewollt —
Der Abend versank in Schweigen.

Du standest über mir so hoch,
Umfunkelt von blendendem Scheine;
Ich sah's nicht mehr — der Vogel flog —
Ich sah deine Augen alleine.

Und unter dir stand ich so tief —
Das Maß, daran zu messen,
Man dich gelehrt — der Vogel rief —
Du hast es auch vergessen.

Wir haben es nicht gewollt und gedacht,
Sahn nur in die Augen uns beide;
Es kam daher wie die Sommernacht
Im glimmernden Sternenkleide.

Die Sonne schwand und der Tag entschlief,
Kein Ton mehr scholl aus der Stille,
Der goldene Vogel nur rief und rief —
Es war nicht unser Wille.

So dunkel lag der Waldessaum;
Zwei Menschen hielt er umfangen
In Schatten und Schweigen. Es war ein Traum,
Im Morgenschimmer vergangen."

Nun kam dem Mädchen vom Mund: „So wie du's gelesen hast, klang es schön, doch verstanden hab' ich's auch jetzt nicht. Warum siehst du noch so drauf hin?"

Lenhart hielt die Augen mit großerweitertem Blick auf das Blatt gerichtet und antwortete: „Nein, was das Gedicht bedeutet, verstehe ich ebenso wenig — nur den Vogel mit dem goldenen Hals kenne ich. Es muß der sein, der den gleichen Namen hat, wie ich, er sitzt gern hoch oben in der Sonne auf einem Zweig und ruft und fliegt fort, wenn man näher kommt. Aber nicht weit, dann setzt er sich wieder und ruft wieder: ‚Wie, wie, wie hab' ich dich lieb!' Ich weiß es noch, so rief er mich auf dem grünen Weg hinter sich drein in den Wald, als ich dich zuerst bei den roten Fingerhüten traf. Ich glaubte damals, als ich nach Haus zurückgekommen, daß ich's geträumt hätte — und wunderlich ist's, hier am Schluß des Gedichtes steht auch: Es war ein Traum."

Um die Lippen Margrets ging ein fröhliches Lächeln, sie sagte: „Nein, das war's zum Glück nicht, aber freundlich von dem Goldammer, daß er dich zu mir rief, wenn's dir auch nur in der Einbildung so vorkam. Ja, ich erinnere mich noch dran, daß du's mir erzählt hast, als du nachher bei uns im Garten saßest, du hättest es nicht geträumt."

Einige Augenblicke saß Lenhart schweigend, noch wieder auf das Blatt niederschauend. Dann hob er plötzlich mit einem Ruck den Kopf und fragte: „Von wem mag das Gedicht sein?"

Darauf wußte Margret keine andere Antwort als: „Jedenfalls nicht von meinem Vater, er hat sich's nur abgeschrieben, wie die übrigen, denn was in den Heften von ihm herrührt, ist nie in Versen und immer klar zu verstehen." Ein besonderer Frohsinn hatte sich ihrer bemächtigt, sie faßte nach der Hand Lenharts und setzte hinzu: „Laß uns nach dem grünen Weg gehn, ob wir nicht den Vogel auffinden können; ich möcht's auch einmal versuchen, herauszuhören, daß er ruft: Wie, wie, wie hab' ich dich lieb! Die Zeit kommt ja bald jetzt, wo du deinen Hofdienst hast und mir für die vierzehn Tage ungetreu wirst. So muß ich diese jetzt noch benutzen."

Das sagte sie, ihn heiter, fast etwas schelmisch anblickend, ohne Vorwurf und wirkliche Bekümmernis; sie wußte, es sei einmal nicht zu ändern und ändere auch an ihm nichts, er komme zu ihr zurück, sobald die Zeit vorübergegangen; das zu erwarten, barg auch eine heimliche Freude für sie in sich. Zum erstenmal aber geschah's in diesem Jahr anders; der Hof stellte sich wohl in gewohnter Weise ein, und an dem Tage blieb Lenhart in Fronsheim aus. Doch vergeblich sah er bis zum Einbruch der Dämmerung nach dem Schloßplatz hinüber, viel fürstliche, glänzende und glitzernde Kleider bewegten sich dort hin und wider, allein die Aglaja tauchte nicht zwischen ihnen auf. Und aus einem Wort, das Mathieu Sautelet am nächsten Morgen entfiel, erfuhr er, die Prinzessin Ermengart sei im heurigen Sommer nicht mitgekommen, da sie nach dem Wunsch und Willen ihrer erlauchten Mutter diese auf einer Reise in den Norden des Reichs begleitet habe.

Da lag mit einem Schlage das weiße Schloß leer und leblos vor seinen Augen, doch atmete er dabei tief auf, als ob seine Brust von einem sie bang und schwer beengenden Druck plötzlich frei geworden sei, und unerwartet stand er um eine Stunde später im Pfarrhausgarten vor Margret da. Sie war sprachlos überrascht, aber ein freudiger Aufglanz zwischen ihren Lidern empfing ihn; auch später fragte sie nicht, warum er so rasch zurückgekommen sei, und ebenso gab er keine Erklärung dafür. Doch aus seinem Gesicht und seiner Stimme sprach's, ihn erfülle es mit Glück, schon wieder bei ihr zu sein, und nach weiterem trug sie kein Verlangen. So setzte sich ihre Gemeinsamkeit nach der Unterbrechung durch den einzigen Tag wieder in gleichmäßiger Schönheit fort; der Blick des Pastors Schüddekopf haftete zuweilen mit einem Ausdruck stiller Befriedigung auf ihnen, wenn er sie fast unzertrennlich beisammen sah. Stets verbrachten sie den Morgen miteinander, dann ging Lenhart nur zum Mittagessen nach Haus und suchte gleich danach

Margret an einer verabredeten Stelle wieder auf. Doch widerfuhr ihm dabei einmal an einem Nachmittag Sonderbares. Sie hatten die Waldlichtung, wo sie sich zuerst gesehen, zum Stelldicheinsplatz bestimmt, ein wolkenloser Hochsommertag war's, heiß und blendend überglühte die Sonne die grünumwandete Blöße, Perlmutterfalter wiegten sich auf den Dolden, und die hohen Fingerhüte flammten in purpurner Blütenpracht. Da hatte, wie er hinzukam, die andere, große Aglaja in Mädchengestalt sich doch noch eingefunden, stand neben den roten Blumen und blickte ihm entgegen. Stutzend hielt er an, kein Gaukelspiel der Einbildung war's. Wenn auch die zitternden Luftwellen vor den Einzelheiten der Züge einen feinen Goldschleier ausbreiteten, hob sich doch mit der Bildung des Kopfes, den Umrissen des Gesichtes deutlich die Prinzessin Ermengart von dem grünen Hintergrund ab. Doch nur ein paar Augenblicke lang, dann scholl ein Zuruf von ihr her: „Warum bleibst du stehn?" und ganz unfraglich gehörte die Stimme Margret; zugleich schwand ihm auch die Täuschung vor den Augen weg, daß er nicht im Zweifel bleiben konnte, es sei Margret. Nach wenigen Schritten erkannte er klar ihr blondes Haar, das Blau der Augen, jeden Zug ihres Gesichts; nicht Verschiedenartigeres ließ sich denken, als dies und alles in dem der Prinzessin Ermengart. Nur trug sie — und davon mußte der Irrtum ausgegangen sein — ein lichtbraunes Kleid, in dem er sie noch nie gesehen; sie hatte es neu bekommen, zum erstenmal angezogen und fragte: „Gefällt's dir? Ich wollte dich damit überraschen." Ihr schien's Freude zu machen, daß er sie in der hübsch kleidsamen Gewandung erstaunt anblickte, doch antwortete er nur flüchtig: „Ja, du warst mir fremd drin;" sein Denken oder mehr Empfinden nahm in Anspruch, wie es möglich gewesen sei, daß die braune Kleidfarbe ihn derartig getäuscht, ihm ein Bild vorgegaukelt habe, von dem jetzt auch nicht die leiseste Aehnlichkeit geblieben war. In der letzten Woche seiner Vakanz hatte sich's zugetragen, um einige Tage später mußte er in die Stadt zurückkehren. Er ging, wie er gekommen, zu Fuß davon, und Margret begleitete ihn ein Stück Wegs. Dann ward's Zeit für ihre Umkehr, sie reichte ihm zum Abschied, wie täglich beim abendlichen Auseinandergehen, die Hand; aber ihn überkam das Gefühl der wieder beginnenden langen Trennung, daß er unwillkürlich den Arm um ihren Nacken legte, sich vorbog und sie auf die Lippen küßte. Sie stand überrascht, ohne sich zu regen, doch nur im ersten Augenblick, dann erwiderte ihr Mund den Kuß; zum erstenmal im Leben hatten sie's gethan, es war ihnen bis heut' noch nie in den Sinn gekommen.

Danach sprachen sie nichts mehr, gingen auseinander, wandten sich nur gleichzeitig noch einmal um und winkten mit der Hand. Morgenfrühe lag noch über der Straße, am Wegrand hob ein Busch schwanke Zweigspitzen in den Sonnenschein, und ein Goldammer saß auf einer von ihnen. Ihn hatte keine Scheu vor den beiden angerührt, er flog nicht fort, sondern rief sein: „Wie, wie, wie hab' ich dich lieb!" in die sommerschöne Weite hinaus. Mit hellem Ton klang es gleicherweise Lenhart und Margret nach, und noch einmal kehrten sie sich wieder zugleich um und winkten nochmals; dann ließ eine Krümmung der Straße am dunklen Waldsaum sie nichts mehr voneinander gewahren.

(Schluß folgt.)



Durch Nacht und Schluchten . . .

Von

Paul Grotowsky.

Durch Nacht und Schluchten führt ein rauher Weg:
Mein Erdenpfad. Ich zieh' ihn traumverloren,
In Harm und Hast ein Stimmlein in den Ohren,
Das flüstert mir von einem Wolkensteg,

Der hoch sich durch die grauen Lüfte wiegt,
Und dessen Spur von müden Füßen kündet,
Bis er am Ziel in Licht und Frieden mündet:
Ach, wüßt' ich nur, wo seine Fährte liegt!





Piero di Cosimo.

Von

Felix Poppenberg.

In dem blühenden Leben des Florentiner Karnevals vom Jahre 1511 ging plötzlich mit schauerlichen Zeichen der Tod auf.

Auf schwarz verhängtem Leichenkarren, von schwarz verhüllten Ochsen gezogen, thronte er mit der Sense. Von dem düstern Tuch grinsten leuchtend weiße Schädel und gebleichtes Gebein. Aus Särgen erscholl mit krächzenden Stimmen zu den Tönen der Posaunen des Gerichts: Dolor, pianto e penitenza. Um den Wagen tummelte sich eine Totentanzsuite: apokalyptische Reiter in schwarzen, mit Gerippen bemalten Gewändern auf klapperdürren Knochenrossen. Schwelender Rauch von düsterrot flackernden Fackeln stieg auf, Gerichtsfahnen wallten, tiefschwarz mit Totenköpfen, gleich riesigen Grabtüchern ...

Der Regisseur dieses triomfo della morte war Piero di Cosimo, der Maler und Sonderling von Florenz.

Sonst leuchtete an diesen hohen Tagen festlich-heiterer Prunk.

Ein Siegeseinzug wurde dargestellt. Milchweiße Rosse zogen goldene Wagen. Unter dem Goldbrokatbaldachin glänzte ein Held. Und ihm vorauf fuhr in prahlerischem Purpur die Fortuna.

Oder der Olymp that sich auf und die alte Herrlichkeit der Götter Griechenlands stieg hernieder, Bacchus und Ariadne, Paris und Helena, das goldene Zeitalter Saturns.

Sonst das irdische sinnenfrohe Heidentum, und nun die düstere Messe der Vergänglichkeit, Hellenismus und Askese.

Dieser triomfo della morte vom Jahre 1511 wirkt wie ein Nachspiel, wie ein Epilog zu den Autodafés des finsteren Mönches und Conquistadores der Antike, Savonarola.

Er hatte einen „Triumph des Kreuzes“ dargestellt: Christus auf dem Siegeswagen, überstrahlt von der leuchtenden Kugel der Dreieinigkeit. Das Kreuz als Schwert, von Märtyrern umgeben. Und wie gefesselte Sklaven beim Einzug des Imperators ziehen unabsehbar weit hinter ihm die Kaiser und Fürsten, die Philosophen und die Großen der Welt.

Aber noch stärker und furchtbar erregender, aufwühlender auch als diese Kreuzeserhöhung und als jener Maskeradenzug des Todes war das Glaubensschauspiel, das Savonarola am letzten Karnevalstage des Jahres 1497 in Florenz als Richter der Weltlichkeit abhielt. Auf dem Signorenplatz war der Scheiterhaufen der Eitelkeiten errichtet. Zu unterst die lateinischen Poeten und ihre italienischen Jünger Boccaccio und Petrarca. Darüber hochgeschichtet, gleich dem goldenen Löseschatz der Freia, Frauenschmuck, goldene Ketten, reich eingelegte Lauten, facettierte Spiegel und darauf als Krönung die Bilder schöner Weiber. Und die ganze Herrlichkeit der Welt in Flammenlohe auffliegend als Opfer zum Himmel, unter Trompetenschall und Glockenläuten, umtanzt von den rasenden Mönchen.

Die äußeren Zeichen der beiden geistigen Strömungen am Ende des fünfzehnten und am Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, der Lebens- und Weltbejahung mit den farben- und glanzgezierten Symbolen der Antike und der religiösen Verneinung alles irdischen Wesens mit dem Memento mori der Askese sind diese Demonstrationen.

Dieser Piero di Cosimo, der die Karnevalstotenmesse gedichtet und in die bacchantische Lust hinein die Armsünderglocke läutete, hatte in seiner Jugend olympische Liebesspiele gemalt. Er war ein Kind dieser Zeit und die Wellen beider Strömungen brandeten um seine widerspruchsvolle Gestalt, die zur Betrachtung reizt.

* * *

Von dem einseitigen Heroenkultus vergangener Tage sind wir jetzt glücklich abgekommen. Das Baedekersternsystem lockt uns nicht mehr. Wir suchen auf dem Campo santo der Vergangenheit neben den ragenden Marmormälern unserer Großen gern vergessene Gräber an dem Seitenwege, eingesunkene Hügel vom Epheu umsponnen, mit zerbrochenem Säulenschaft.

Die dort liegen, sind in ihrem schwankenden Wesen, das sie nie Vollendetes erreichen ließ, für die psychologische Betrachtung menschlich lockender, als die bewundernde Andacht zu den Hohen.

So hat man auch wieder den Weg zu Piero di Cosimo gefunden, den die Kunsthandbücher kurz abthaten, und dem nur wenige, freilich immer Geschmacksmenschen, wie z. B. Giovanni Morelli, nachfragten.

Sein Gedächtnis erneuert eine Studie voll lebendiger Gelehrsamkeit von Fritz Knapp.*) Mit reichem Bilderschmuck erschließt sie das Werk Pieros. Das kulturelle Problem, das uns hier interessiert, ist allerdings nicht so scharf betont, Piero wird nicht so sehr in seiner Zeit und seiner Stadt, als in seinem Atelier gezeigt. Aber in diesem Raum wird uns dafür auch alles ins Licht gestellt. Mit außerordentlich geschultem Auge werden die Bilder angesehen. Die malerischen Nüancen und Werte werden fixiert. Knapp zerlegt mit den geschicktesten Händen ein Bild und setzt es wieder zusammen.

*) Halle, Verlag von Wilhelm Knapp.

Zu der jetzt etwas einseitig herrschenden Betrachtung alter Kunst auf kulturelle Charakteristik hin giebt diese malerische Betrachtung eine gute Ergänzung. Knapp ist ein Cicerone, dem zu folgen lohnt ...

* * *

Vasari hat das Leben Pieros erzählt, und seine Linien haben die Späteren nachgezogen.

Es ist das Bild eines Unsteten, der von launischen Trieben hin und her geworfen wird, einer problematischen Natur. Schmerzliches Begehren nach tiefer weltverlorener Einsamkeit wendet sich in bizarren tollen Lebensmut, der sich wild und lärmend austobt. Wochenlang verschwindet der junge Maler aus dem lustigen Kreis der Florentiner jeunesse dorée, der Pugliese, der Giuliano de' Medici, der Francesco da San Gallo. Menschenscheu und lebenswund suchte er die Natur. Und aus seinen Landschaften können wir erkennen, mit welchem tiefen Gefühl er das Leben der Bäume, der Gräser erfaßt hat, wie seine Seele zusammenklang mit dem Wispern der schimmernden Zweige, wie sie jauchzen konnte über eine baumumrahmte Lichtung, in deren Tiefe das Meer in weiter Bläue aufleuchtete, wie sie still und schwer wurde vor dem Rätsel ernster, lastender Felsblöcke.

Und dann wieder tauchte er auf wie ein aus der Verzauberung erlöster Prinz, ein strahlender Alkibiades, und Feste inscenierte er den jungen aristokratischen Freunden, Feste des Lebens voll Siegeslaune und Märchenphantasie, und Bilder malte er sinnenfreudig aus den Liebesgärten der Antike.

Mit den Jahren ward sein Lachen grell. Es widerte ihn. Und in grotesk dämonischer Stimmung komponierte er für die Gefährten seiner ausgelassenen Jugend seinen letzten Maskenzug, sein Requiem, jenen triomfo della morte. Man denkt an die Heineverse:

> Fort mit der Heiden Musika!
> Davids frommer Harfenklang
> Begleite meinen Lobgesang,
> Mein Psalm ertönt Halleluja!

Piero ist jetzt fünfzig Jahre alt und der Jüngling von einst ein verwildert aussehender Greis mit scharfer Nase, wirrem Bart und irren Augen.

Er leidet an sich selbst und verbirgt sich vor der Welt wie ein müdes, gescheuchtes Wild.

In einem öden, verfallenen Atelier haust er. Er öffnet niemand. Er lebt ganz bedürfnislos, um frei von den Menschen zu sein und sie nicht zu brauchen. Er kocht sich in dem gleichen Wasser, das ihm zum Leimsieden dient, schockweise Eier. Sie sind seine einzige Nahrung. Vor dem Atelier liegt ein Garten. Er ist das landschaftliche Abbild dieser zerstörten Seele. Die Reben und Feigen wachsen wirr verschlungen durcheinander. Das wuchernde Grün überspinnt die Risse der verfallenen Mauer.

Der Alte geht grämlich durch den Irrgarten. Manchmal blitzt es auf in dem umwölkten Gehirn. Er sieht große phantastische Bilder vor sich. Die Flecken der Mauer wachsen seinem innern Sinn zu Schauspielen aus, zu Landschaften, zu Reiterschlachten. Dann aber wird er wieder ein greinendes hilfloses Kind, das sich vor dem Donner und Blitz des Gewitters ängstlich in einem Winkel zusammenkauert.

Zum Verfolgungswahn steigert sich die Reizbarkeit und die quälende Lebensangst. Er verflucht die Aerzte. Er weist jedem, der ihm helfen will, die Thür. Er verwünscht sein Leben und verteidigt es doch zähe gegen die eingebildeten Gefahren.

Verwahrlost ist er dann gestorben. Gleich einem verendeten Tier fanden ihn die Freunde tot an den Stufen der Treppe.

Es war das Jahr 1521, zwei Jahre, bevor die Pest mit noch grauenvollerem Pomp als Piero di Cosimo ihren triomfo della morte in Florenz hielt . . .

* * *

Diedi in tale stranezza et grazia et arte — heißt es in der Grabschrift, die Vasari ihm gab. Wirklich, aus diesem verschütteten Boden, rauh und sonderbar und ungeebnet, wuchsen Blumen voll Reiz und Schönheit. Sein Leben ist dem Piero zerronnen, sein Dichten nicht.

Liebeslieder, Variationen der Ars amandi klingen an der Schwelle seiner künstlerischen Bahn.

Auf einer Hirtenflöte tönen sie, die Idylle von Mars und Venus, von Hylas und den Nymphen, die Elegie vom Tod der Prokris.

Aber keine pedantisch-akademische Bemühung, den Stil des Altertums zu treffen, kein antiquarisches Kunststück, stellen diese malerischen Gedichte „antiker Form sich nähernd“ dar.

Piero di Cosimos Bilder nach mythologischen Motiven haben eine ganz andere Nuance, sie zeigen eine besondere Spielart der italienischen Renaissance des Altertums.

Die Antike wird hier nicht als eine Gelehrsamkeitsrüstung aufgefaßt, in die der Künstler hineinwachsen muß, sondern in souveräner freiherrlicher Laune, als ein Karnevalsgewand.

Man denkt an Ovidische Feste in den Gärten der Medicäer, wo die Gegenwart gesteigert wurde durch glänzende Illusionen und Phantasmagorien mythischer Vorzeit.

Die Heroen- und Götterwelt der Alten, das Versenken in sie, die Vorstellungsreize ihrer Schönheitsschauspiele in blühender Nacktheit, das kecke Liebeswerben auf blühender Flur sollten dem Leben Schwung und Fülle geben. Am Wein der alten Sagen und Sänge wollte man sich berauschen, die Götter Griechenlands wollte man wecken, um ihre Lust zu teilen und ihnen gleich zu sein.

So malte Piero Venus und Mars. Nicht im streng-reinen Stil antiker Maße. Er prägte sich seinen Ovid freispielend um, wie Shakespeare hundert Jahre später in „Venus und Adonis“ Metamorphosenmotive zu italienischen galanten Festscenen variierte. Auf blühender Frühlingswiese, in sprießenden Blumen gebettet, liegen sie nackt gleich Adam und Eva. Den Kriegsgott hat der Schlaf gefällt. Und die Liebesgöttin schaut lächelnd, fast überlegen auf ihn hin. Amoretten tummeln sich im Tändelspiel am Ufer des Sees, der am Horizont sich breitet. Neben den achtlos hingestreuten Waffen des Mars schnäbelt ein Taubenpaar.

Alles das sind Nuancen des Zeitgeschmacks, diese karnevalistische Mythologie, das Emblematische der Amoretten und des Taubenschmucks. Aber etwas ganz Persönliches ist darin. Ein Schimmer Ironie, der zeigt, daß Piero di Cosimo mit seinem Stoff spielte, daß er über ihm stand, daß er bei den trunkenen Lebensfesten seiner Freunde nie ganz im Genuß aufging, nie ganz sich geben konnte, weil niemals die Negation, die Erkenntnis der Vanitas, der Bitterkeit bei ihm schwieg.

Und ein parodistischer Zug scheint auch durch das Bild von Hylas und den Nymphen zu gehen.

Hylas, der reine Thor, wird hart von den Wassernymphen auf blumiger Flur bedrängt. Sie locken ihn wie die Blumenmädchen: Komm, holder Knabe. Und der arme Junge starrt sehr erschreckt auf die begehrlichen Dirnen. Es ist verkehrte Welt. Die Mädchen spielen die Rolle liebestoller Faune, und der Knabe die der scheuen, spröden Nymphe.

Aber nicht nur seine ironische Erotik gab er in antikem Gewande, er kleidete auch einmal sein tiefstes inneres Leben in diese Hülle. Und wenn jene beiden Bilder vom Mars und der Venus, vom Hylas und den Nymphen das nachdenklich-spöttische Echo von Festen gewesen sein mögen, in denen er mitgetollt und die ihm dann schal dünkten, so ist der „Tod der Prokris“, diese Gefühlslandschaft voll lieblich süßer Trauer, gewiß ein Geschenk jener einsamen Stunden der Weltflucht, als er müde, weh und wund die Natur suchte.

An Böcklin und Klinger denkt man bei diesem ovidischen Opfer. Vom Speer getötet liegt Prokris in den Blumen. Ein Satyr beugt sich über sie, erschreckt und lauschend. Zu ihren Füßen sitzt der treue Hund. Weit in der Ferne zieht der Fluß. Kraniche fliegen darüber hin. Eine unendliche Melodie schwingt in dieser Frühlingslandschaft, die der Tod gezeichnet, Träume, Sehnsucht und himmelweite Einsamkeit und eine Stille, die klingt.

* * *

In dieser reizbaren Natur, die so sinnlich sein konnte, lag, seltsam gemischt, doch der weltverneinende Sinn; von den liederlichen Göttern pilgerte Piero zur Madonna. Und auch er singt:

Fort mit der Heiden Musika!
Davids frommer Harfenklang
Begleite meinen Lobgesang,
Mein Psalm ertönt Halleluja!

Nun steht im Grünen unter den Blumen die heilige Frau mit dem Kinde. Die Märtyrer und Glaubensringer an dem Betpult unter dem ragenden Kreuz bilden den Chor statt der Amoretten von einst.

Glaubensinbrunst und Mysteriensehnsucht strömt aus seiner „Konzeption" in den Uffizien. Zwischen Hügeln mit ragenden Palmen und knorrig verästeten Oliven steht Maria auf einem Sockel in gläubiger Hoffnung. Aus den Lüften senkt sich die Taube zu ihr herab.

Die „heilige Familie" malt er und die „Anbetung der Hirten". Gläubige Innigkeit ist in diesem Bilde und ein liebevolles Naturgefühl. Ein bewegter landschaftlicher Hintergrund. Ein Thal zwischen Bergen. Ein reißendes Wasser mit einer verfallenen Brücke. Baumstimmungen von wechselndem Reiz. Feines, grün verzweigtes Laubwerk, schwache, zarte Stämme mit flimmerndem Filigranwerk der Zweige. Knorriges Astwerk altersgrauer Bäume mit dem Strohschutzdach, in dessen Nähe die frommen Tiere der Legende, Ochs und Eselein, weiden. Und in diesem Landschaftsbild, das voll feiner Symbolik aus bewegtem Hintergrund zu ruhevollem, paradieses-heiterem Vordergrund leitet, Maria und Joseph über das Kind gebeugt. Auf den Hügeln Tobias mit dem Engel und die Hirten, die die Verkündigung empfangen.

Piero ist hier ganz der „fromme Meister mit vielem Fleiß". Er kann sich nicht genug thun an schmückenden Einzelheiten, an liebevoller Vertiefung in das Detail.

An den Niederländern, vor allem an Hugo van der Goes und seinem Altarbild, hatte er bewundernd diese Liebe für die kleinen Züge, die die große Handlung steigern, erkannt.

Sein problematischer, zerrissener Sinn, der immer Eingebungen faßte, um sie wieder zu verwerfen, der nur im schweren Kampf mit sich selbst vollendete, richtete sich an diesem ernsten, sichern Wesen auf.

Dies treue Wirken auch im kleinen zur Ehre Gottes, diese Andacht zum Unbedeutenden, der nichts unbedeutend ist, was einen Heiligen zieren könnte, dieser malerische Gottesdienst entzündete Piero zur Nacheiferung.

Das frömmste Denkmal dieses Strebens ist die „Heimsuchung".

Maria grüßt die greise Elisabeth; wie auf einer erhöhten Mysterienbühne ist's, daß sie sich treffen. An den Pforten dieser Bühne, links und rechts, sitzen gleichsam wachthaltend am Eingang zum Heiligsten Sankt Antonius und Sankt Nikolas von Bari.

Und in diesen beiden Heiligen von Dürerscher Innigkeit hat Piero mit sehnsüchtiger Hingebung ein Schauspiel tiefster, ruhevoller Kontemplation gegeben, jenes In-Gott-stille-werden, des Friedens sub umbra alarum tuarum, dem diese Welt nichts mehr anhaben kann.

Und das ist noch das Eigene, Unitalienische an diesem Bilde, daß die frommen Männer nichts verzückt Ekstatisches haben, sondern daß ihnen dies Weltabgewandte, in sich und Gott Eingesponnene zur Natur und Selbstverständlichkeit geworden ist. Sie sind Vettern des heiligen Hieronymus im Gehäus.

Die Weisheit des Angelus Silesius:

> Mensch, wenn dich weder Lieb
> Berührt, noch Leid verletzt,
> So bist du recht in Gott
> Und Gott in dich versetzt ...

könnte auf einem Spruchband über diesen Vollendeten des Malers Piero di Cosimo schweben.

Piero di Cosimo, der Mensch, hat diese Weisheit nie erlangt.

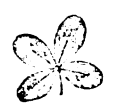


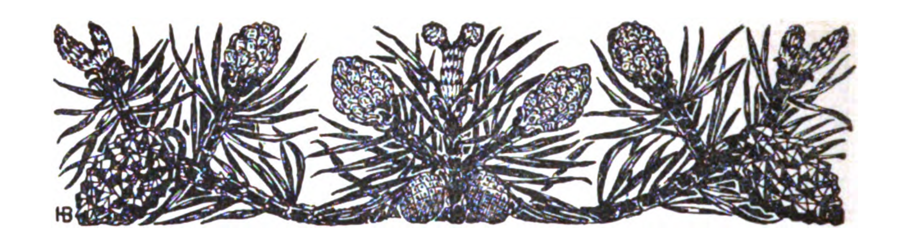
Einsamkeit.

Von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor.

Wer nie in Menschen, nur in Büchern liest,
Der geht dem Leben meist verloren;
Wer fremde Weisheit nur genießt,
Dem wird die eigne nie geboren.
Im Kampf nur mit der Außenwelt,
Nur im Verkehr mit andern Wesen,
Bestellst du dir ein Erntefeld;
Der Thät'ge nur kann Früchte lesen.
Wer nur empfängt, doch niemals selber schafft,
Wer fremde Texte nur studiert und Noten,
Lähmt seines Geistes beste Kraft
Und legt sich lebend zu den Toten.
Man schätze Welt und Menschen nie gering;
Die Einsamkeit erzieht den Sonderling.





Herbst.

Von

Karl Schwerin.

(Schluß.)

Ich weiß es, außer mir wacht noch eine. Die taucht ihre grauen Augen in das nächtliche Dunkel und folgt mit ihren Blicken den schwarzen Wolken, die über die schmale Mondsichel jagen, und lauscht dem wilden Liebeslied des Herbstes, wie es durch die Bäume braust und um die Giebel gellt!

„Ich dachte mir schon, daß du nach dem Trubel heute abend und bei dem Höllenlärm da draußen auch nicht schlafen könntest, alter Kamerad. Wir zwei beiden trunkfesten Kriegsknechte wollen selbander noch eine stille Thräne trinken, wie wir es früher schon manches Mal gethan."

Fritz Kardorf steht neben mir mit einer Flasche Rauenthaler und zwei Gläsern.

„Auf alte Freundschaft und junge Liebe!"

Wie wir die Gläser heben, heften sich Fritzens Augen auf meinen Arm.

„Schlecht abgebürstet, Freundchen." Er setzt ab und hebt behutsam ein langes rotgoldenes Frauenhaar von meinem Aermel.

Das Blut schießt mir in die Stirn, während jener mit langen Schritten das Zimmer mißt.

Jetzt bleibt er vor mir stehen, sieht mir gerade ins Gesicht und legt die Hand auf meine Schulter.

„Willst du das Mädel heiraten?"

Teufel nochmal, ist das eine unangenehme Frage!

Ich schüttle seine Hand ab, trete ans Fenster und starre hinaus.

„Mich gelüstet's, frei wie der Sturm durch die Welt zu streichen, will noch keine Fesseln tragen. Ich würde für die Eva ohne Zögern Kopf und Kragen wagen — aber heiraten — Nein!"

„Ich dachte es mir; wie ich dich kenne, wirst du dich noch die nächsten zehn Jahre ums Standesamt herumdrücken."

Ich will antworten, doch Fritz drückt mich auf einen Stuhl, schiebt mir das volle Glas hin und sagt: „Trinke — und höre.

„Die Eva hat eine trübe Kindheit hinter sich; ihre Mutter starb früh, der Vater war ein leichtsinniger Kunde. Es ging schlimm her bei ihnen im Hause, der Wein, die Weiber und das Spiel fraßen sein Geld; als er mit allem fertig war, brach er sich im Rausch das Genick und ließ nichts weiter zurück, als einen Haufen Schulden und sein Kind. Das Mädchen ist mit meinen Schwestern erzogen, machte mit fünfzehn Jahren das Examen und ging dann nach Paris als Erzieherin.

„Sie ging als stilles, verschlossenes Ding aus unserem Hause, vor zwei Wochen ist sie als fertige Dame wieder gekommen. Wie ich sie beurteile, hat sie ein gut Teil von ihres Vaters heißem Blut geerbt, aber das Elend im elterlichen Hause und das Leben in der Fremde haben sie Selbstbeherrschung gelehrt. Sie hat viel Ehrgeiz, ist klug, will nach oben und weiß, daß sie sich einen klaren, kalten Blick erhalten muß, wenn sie ihr Ziel erreichen will.

„Dies Ziel, eine gute Heirat, ist hier in greifbare Nähe gerückt. Der schöne Hugo, ein sehr reicher Nachbar von uns, bewirbt sich um sie."

Ich sprang auf.

„Hol ihn der Geier, was ist das denn für ein Kerl?!"

Fritz benutzte diese Unterbrechung, um sich die trockene Kehle etwas anzufeuchten und sich rittlings auf einen Stuhl zu setzen.

„Uemmer ruhig mit die jungen Pier, drink man eins, Korl," beschwichtigte er mich.

„Ein bißchen verschroben ist er", fuhr er dann fort, „hat 'ne Bücherei und eine Sternwarte und einen schlechten Magen. Ist auch ein wenig rundlich für seine Jahre, wächst oben schon durch und hat vom Reiten und Schießen keine Ahnung. Ist sonst das, was die Weiber schön nennen; hat große, dunkle Augen, weißes Gesicht und einen schwarzen Bart —."

„Und der Kaffer will dies Mädchen freien, diese drahtige Vollblutkatze?"

„Drink, Korl," versuchte Fritz wieder sein Beruhigungsmittel.

„Möge der Kerl noch heute morgen von seiner Sternwarte fallen und sich das Genick brechen!" — Mit diesem frommen Wunsch leerte ich mein Glas.

Fritz blieb empörend ruhig.

Ich stellte mich vor ihn hin.

„Aber Mensch, wenn die beiden sich heiraten, giebt es ja eine unglückliche Ehe mehr in der Welt."

„Hm, hem."

„Woher wißt ihr denn überhaupt, daß er sie haben will?"

„Macht ihr so auf seine würdevolle Art den Hof, schickt ihr Blumen aus seinen Gewächshäusern, leiht ihr Bücher, sieht sie mit seinen dunklen Augen schwärmerisch an. —"

„Noch lange kein Antrag," unterbrach ich ihn.

„Wenn sie mit andern lacht, geht er hinaus und seufzt. —"

„Letzteres kann auch mit seinem Magenleiden zusammenhängen," lachte ich spöttisch.

Fritz wurde ärgerlich.

„Laß deine schlechten Witze; ich sage dir, er will sie heiraten, und sie nimmt ihn, wenn du die Sache nicht störst! Und nun frage ich dich noch einmal, ob du dich um die Eva bewerben willst?“

Hei, wie da draußen der Herbst tollte und mich lockte!

„Nein, in drei Teufels Namen“ — ich stampfte dröhnend auf den Fußboden — „meinetwegen verkuppelt die beiden!“

Fritz sprang auf und sah mir mit seinen guten, starken Augen fest ins Gesicht.

„Wir sind alte Freunde, mein Junge; ich weiß, daß du trotz deiner wilden Streiche ein anständiger Kerl bist. Ich und andere haben heute abend nach dem Essen gesehen, daß ihr euch gern habt, denn ihr war't ja wie verhext ineinander. Stopp ab, alter Freund; störe der Eva die Zukunft nicht, begegne ihr morgen kühl und höflich, wenn's dir auch schwer fällt. Noch kommt ihr beide drüber weg, nach ein paar Wochen seid ihr über den Berg, an gebrochenem Herzen geht ihr beide nicht ein.“

Fritz hatte mich am richtigen Zipfel gefaßt. Ich wollte Evas Glück nicht im Wege sein, der Herbstwind hatte uns zusammengeweht, mochte er uns auch wieder auseinanderwehen.

„Du hast recht, Fritz; aber verlange nicht, daß ich morgen ruhig mit ansehe, wie sich dieser magenleidende Sterngucker um das Mädchen bemüht. Wenn ich es dir auch verspräche, ruhig zu bleiben, ich könnte es nicht halten; darum ist es besser, ich reite jetzt gleich fort.“

Einen Augenblick zauderte Fritz, dieser Vorschlag kam ihm doch zu unerwartet. — Dann drückte er mir fest die Hand.

„Ich will dich nicht halten, alter Kamerad; wollen noch einmal auf frohes Wiedersehen anstoßen, dann reite. Ist zwar schwer für mich, dich so ziehen zu lassen in den Sturm hinein, aber es ist besser für euch beide. —“

Wie Fritz damals voraussah, so kam es. Wir sind nicht an gebrochenem Herzen gestorben, jene hat den schönen Hugo geheiratet und mir hat noch kein Standesbeamter die Flügel gebunden.

Wir sahen uns wieder bei Fritz Kardorf, als sie schon ein paar Jahre verheiratet war. Wir sprachen miteinander, als ob wir niemals jenen Herbstabend erlebt hätten. Doch als eine Schar schreiender Wildgänse über uns wegzog, da verstummten wir jäh, und von Auge zu Auge zuckte es — da wußten wir beide, daß wir nicht vergessen hatten.

Am Abend tranken Fritz und ich wieder eine stille Thräne.

Da mußte er Hals geben, wie die Eva und der schöne Hugo zusammen auskamen; er that's gern, denn voll Stolz war er sich dessen bewußt, daß er diese vorzüglich eingeschlagene Ehe gestiftet. — Sie lebten beide tadellos nebeneinander; sie war noch stolzer und kälter geworden, während er sich mehr um die Sterne kümmerte als um sein junges Weib; sein Magen war noch schlechter geworden.

Und wie Fritz erzählte und der Wein in den Gläsern blinkte, da flogen meine Gedanken zurück zu jener Herbstnacht. Mir war es, als fühle ich wieder zwei heiße Lippen auf den meinen brennen — armer, schöner Hugo, ich glaube, ich spielte dir einen schlimmen Streich, als ich nächtens von dannen zog. Kalt ist die Eva, aber kalt wie gefrorener Sekt, und der taugt nicht für magenkranke Leute.

Nach einigen Jahren hatte der Hugo durch sein großes Fernrohr wohl einen besonders schönen Stern entdeckt, der ihm wohnlicher deuchte als unser alter Planet. Da schloß er flugs die Augen und machte sein junges Weib zu einer jungen Witwe.

Die Leute sagten, er sei an seinem Magenleiden gestorben; ich weiß es besser — er starb am kalten Sekt.

Ueber meinem Sehnen und Träumen ist's Nacht geworden; jetzt sitze ich und schreibe.

Vergessen ist die lange Zeit, die zwischen damals und heute liegt; es kommt mir gar nicht in den Sinn, daß wir eigentlich zwei fremde Menschen sind, die nichts weiter verbindet als die Erinnerung an eine Jugendthorheit. — Die Leidenschaft sieht mir über die Schulter und führt mir die Hand und zerrt die Buchstaben wild über das Papier.

Du schöne Zigeunerin!

Sieben Jahre sind verflossen, seit unsere jungen Herzen aneinander schlugen. Damals flüstertest Du mir zu: „Wir werden uns nie vergessen, du, der weiß und rot gestreifte Teufel, und ich, die rote Hexe.“ Ich will nicht lügen; es sind Monate vergangen, ohne daß ich einmal Deiner dachte, ich habe mit beiden Armen ins wogende Leben gegriffen und habe an mich gerissen, was mir schön und begehrenswert schien, und kein Gedanke galt Dir. Und wieder habe ich mit dem Leben gerungen und habe es mir nach meinem Wunsch gestaltet und Deiner nicht begehrt, um es mit mir zu teilen, und doch haben sieben Jahre mit ewig wechselndem Sturm und Regen und Sonnenschein nicht vermocht, Dein Bild zu verwischen.

Das Feuer, das damals in mir aufflammte, nährte nicht die Liebe, denn dann wäre es hell und warm in mir geworden — es hat aber in mir geglüht und gestürmt all die Jahre. Es war auch kein flackerndes Strohfeuer — dann hätt' ich Dich längst vergessen. Eine starke Leidenschaft hat die Flammen in mir geschürt, daß sie einen Augenblick hoch aufloderten, und dann hat es Jahre lang heimlich in mir geglimmt, bis es jetzt der Herbstwind wieder angefacht hat zu rot lodernder Lohe!

Ich weiß, Du bist stolz und spröde geblieben, und niemals hat sich Deine Seele zitternd an eines andern Mannes Seele geschmiegt, als an die meine; und ich weiß, Du hast mich nie vergessen, denn ein Weib wie Du vergißt nie.

Wie ich damals um Dich warb, da sich Dir das Leben erschloß, so werbe ich jetzt wieder um Dich, da Du auf des Lebens Höhe stehst — der Zigeuner um die Zigeunerin.

Noch einmal will ich in Deinen stolzen, kalten Augen jene Flamme lodern sehen, noch einmal soll Deines Herzens Schlag mir ganz gehören, ich will Deinen schlanken Leib noch einmal in meinem Arm erbeben fühlen, und noch einmal will ich Dir die trotzig geschürzten Lippen küssen, bis sie allen Trotz und Hohn vergessen!

Dann mag uns der Herbstwind wieder auseinanderwehen — Dich hierhin, mich dorthin. — — —

Ich schreibe meinen Namen nicht unter diese Zeilen — sie weiß, von wem sie kommen!

Ich stecke den Brief zu mir und trete in die Nacht hinaus. Es ist eine Stunde Weges bis zum Postamt; der Marsch wird mir gut thun; die Herbstnebel sollen mir das heiße Blut kühlen und nächtliches Schweigen soll mir Herz und Hirn in den Schlaf lullen.

Drei Tage sind ins Land gegangen, drei lange Tage.

Jetzt liege ich im Wald unter einer uralten Buche und lese:

Als wir uns zum erstenmal sahen, war ich den Jahren nach ein halbes Kind; aber ich hatte mehr Lebenserfahrung und Lebensklugheit als manches ausgereifte Weib.

Häusliches Elend hatten mir früh die Augen geschärft, und als ich dann bei fremden Leuten im fremden Lande das harte Brot der Dienstbarkeit aß, ist so viel Niedriges, Schmutziges an mich herangetreten, daß sich nach und nach um mein Herz ein fester Panzer legte, den hatte Menschenverachtung geschmiedet.

Mein Herz konnte den Panzer wohl brauchen, denn es war jung und heiß, und ein Mädchen ist da draußen herrenloses Wild; wer es zu überlisten oder zu zwingen vermag, dessen Beute wird es.

Ich bin unberührt zurückgekommen, aber das Lachen und Weinen hatten Augen und Lippen in der Fremde verlernt.

Da kreuztest Du meinen Lebensweg!

Ich hab' Dich nie vergessen, denn Du hast mir die Seele wach geküßt, Du hast mir mit Deinem heißen Werben den Panzer vom Herzen gerissen, hast mir mit Deiner starken Männlichkeit den Stolz gebeugt!

Hättest Du mich damals bei der Hand genommen, ich wäre Dir gefolgt durch Nacht und Sturm!

Du aber zogest allein Deine Straße.

Ich stand am Fenster und sah mit starren Augen, als Du Dich aufs Pferd schwangst; das flatternde Licht einer Laterne schoß hin und her über Deine finstern Züge — dann verschlang Dich die Nacht.

Du hast mir nicht nur die Seele wach geküßt, Du hast mich auch das Weinen gelehrt, Du schlimmer, roter Teufel!

An jenem grauenden Herbstmorgen hab' ich gerungen mit meinem Schmerz, und ich hab' ihn gezwungen, denn mein Stolz half mir.

Dir aber habe ich geflucht um der bittern Thränen willen, die Du mich weinen lehrtest, als Du meine Seele verschmähtest, die Dein war!

Ich wurde eines andern Weib; erst nach Jahren hat Fritz Kardorf mir gesagt, weshalb Du damals von mir gingest ohne Wort, ohne Gruß.

Und jetzt, nach sieben Jahren, trittst Du wieder vor mich, und aus Deinen Zeilen umflutet mich eine Fülle von Gedanken und Wünschen, wie sie nur der Erzteufel hegen kann mit seinem wunderbaren Empfinden, — wenn er überhaupt eins besitzt.

Deine weiß und rot gestreifte Seele liegt offen vor mir, denn Du verschmähst es, mit Lügen und Heuchelei einen Schleier zu breiten über all das Gute und all das Schlimme, das hart nebeneinander in Dir ruht. Giebt es eine Seelenwanderung, so gehörte Deine Seele einem starken, heldenhaften Manne, der alles Gute liebte und alles Schlechte haßte — da war sie schneeweiß. Dann wohnte sie in einem wilden, heimatlosen Gesellen — vielleicht war es ein Seeräuber, vielleicht war es ein Landsknecht — der unstet durch die Welt strich und an sich riß, was ihn lockte — da war sie blutrot.

Blutrot und schneeweiß sind ihre Grundfarben geblieben, als sie zu Dir kam; so zerrt Dich das Gute hierhin, das Schlechte dorthin.

Ich wollte, ich wäre ein Weib mit schneeweißer Seele, dann würdest Du mich lieben und ich würde Dir Ruhe bringen.

Mancher hat mich im Lauf der letzten Jahre zum Weibe begehrt; aber es waren elende, sentimentale Narren, die für einen Blick von mir das Knie gebeugt hätten; Narren, die da glaubten, mit flehenden Augen und Worten das Glück erbetteln zu können.

Ich kann aber nur lieben, wenn ich nach oben sehen muß.

Und Du, der rechte, wilde und doch wieder gutmütige, sanft bezaubernde Geselle greifst zum zweitenmal mit kecker Faust in mein Dasein. Du bittest nicht und sprichst nicht von Liebe; die Leidenschaft, der Dämon in Dir geben Dir das Recht, alles von mir zu fordern, was ein Weib zu geben vermag. Und dann wirst Du wieder von mir gehen ohne Wort, ohne Dank — ich sollte Dich hassen und kann's nicht! Ich sollte Dich voll Stolz zurückweisen und sage doch — komme!

Ja, komme!

Seit ich frei bin, habe ich auf Dich gewartet, drei lange Jahre, Tag für Tag, Woche für Woche. Wenn ich die Wildgans schreien hörte und Du kamst nicht, dann habe ich geweint in dunkler Herbstnacht — wie damals. — Und mit der erwachenden Sonne erwachte die Hoffnung wieder in mir. Er kann Dich nicht vergessen haben! schrie es in meinem Herzen, und ich träumte, daß der heutige Tag Dich bringen müsse mit seinem Sonnenschein, und ich hoffte, daß dann in Deinen Augen nicht jene rote Lohe flammen werde, die das Rot in Deiner Seele wiederspiegelt; ich habe zu Gott gefleht, daß Du mich mit warmen, starken Blicken umfangen würdest, daß all das Gute in Dir aus Deinen hellen, strahlenden Augen leuchten würde und daß all dies Gute mein würde, weil Du mich liebtest.

Und ging der Tag zur Rüste, dann senkten sich mit der Nacht wieder schwarze Schatten auf mich hernieder — und ich hab' wieder geweint.

Drei Jahre gingen ins Land, und mein Herz blieb Dein mit seinem wilden Schlagen, mit seinem zagen Hoffen, und Du kamst nicht und nahmst nicht, was Dein war!

Die Menschen nennen mich kalt und stolz. — Wenn sie wüßten, was mich meine Kälte und mein Stolz kostet; wieviel heiße Thränen und Wünsche, wieviel vergebliches Hoffen und Sehnen ineinanderfließen und erstarren mußten, bis sich der Panzer wieder um mein Herz legte, den Du an jenem Abend dem erwachenden Weibe von der Seele rissest! — Als ich aufhörte zu hoffen, als ich glaubte, mit allem abgeschlossen zu haben, da trieb es mich hinaus in die Welt. Ich habe mein Haus bestellt und will ziehen, wohin mich der Herbstwind treibt — weit fort von Dir.

Und jetzt kommst Du zu mir mit Deinen lieben, heißen Worten und störst mir die mühsam errungene Ruhe und weckst es wieder in mir, das wilde Stürmen, das Verlangen nach Licht und Liebe!

Und kommst Du auch nur als Zigeuner zur Zigeunerin — komme!

Ich werde lange wandern müssen, bis ich die Ruhe wieder finden werde, da will ich denn noch einmal zuvor meine dürstenden Lippen laben, will mir noch einmal die Leidenschaft das Herz umbrausen lassen.

O, daß ich eine weiße Seele hätte, Du würdest mich lieben!

Vielleicht findest Du noch einmal ein stilles, tiefes Glück, nach dem das Gute in Dir verlangt — trotz allem — ich will Dir's gönnen. Wenn ich alt bin und mein Herz das rasche Schlagen verlernt hat, wird vielleicht der Wiederschein der roten Lohe in mir erblassen zu einer hellen Abendröte, wie auf einen stürmenden Tag ein lichter Abend folgt, dann will ich der Thränen und Schmerzen vergessen, unter denen dies Licht geboren ward — und ich will Dir danken!

Komme, Geliebter!

Von dem Schlagbaum, an dem wir uns zuerst sahen, läuft ein Waldweg ab, der mündet an meinem See. Dort findest Du eine Hütte, die ist hineingebaut in flüsterndes Schilf, ein Kranz dunkler Tannen versteckt sie, dort will ich Dich an drei Tagen um Sonnenuntergang erwarten.

Komme! — — —

Ich liege unter der Buche und starre durch die welken Blätter hinein in den Himmel, an dem die Wolken dahinfliegen wie die Sturmvögel, und als für einen Augenblick die blasse Sonnenscheibe aus dem Gewoge hervortaucht, durchzuckt es mich jäh — heute abend, wenn sie untergeht, werden ihre schrägen Strahlen über mich hinschießen, über mich und ein schönes Weib!

Ich springe auf und biete die Brust dem Winde und wiederhole das letzte Wort, das ich gelesen: „Komme“.

Drei Tage habe ich mich nach diesem Wort gesehnt und jetzt —

Was ist's, daß ich nicht laut hinausjauchze in die wehenden Wolken,

daß ich nicht jauchze wie der werbende Herbst? Was ist's, das sich in mir regt, leise und zag und doch so stark, daß es mir fast das wilde Sehnen fesselt?

Als ich dann meines Weges trabe, Meile auf Meile, vor mir den nickenden Hals meines Pferdes und seine spielenden Ohren und hinter mir den Wind, den mir mein guter Geselle, der Herbst, schickte, daß er mich vor sich her triebe wie einen rechten Zigeuner — da vergesse ich die Zigeunerin.

Ich denke des stolzen Weibes, das sich jahrelang nach mir gebangt, das allen Stolz von sich warf und mir Leib und Seele bot, mir, dem Zigeuner. Welche Summe von selbstloser Liebe liegt in diesem einen Wort: „Komme". —

Nie hat einer Mutter weiche Hand mir die wirren Haare aus der Stirn gestrichen und den Trotz aus den Augen; nie habe ich in einer Mutter Blick das hohe Lied gelesen von Frauenliebe und Frauengröße, denn ich habe meine Mutter nie gekannt.

Noch nie im Leben habe ich die Stirn demütig geneigt vor einem Weibe.

Vor dieser, die das Wort „Komme" sprach, vor ihr, die damals dem fremden Gesellen die stolzen Lippen bot, die sieben Jahre meiner harrte, beugt sich meine Seele!

Wieviele ihrer Schwestern, die ohne Anfechtung ihre glatte Lebensstraße ziehen, hätten sie verachtet wegen dieses Wortes, und wie wenige unter ihnen reichen heran an die Seelenreinheit und Seelengröße dieses Weibes. — Was sich heute morgen unter der Buche in mir regte, das wächst in mir und will mich packen und zwingen.

Du möchtest ein Weib sein mit schneeweißer Seele, damit ich dich liebe — deine Seele ist schneeweiß und ich liebe dich!

Vielleicht war auch in dir etwas Schlimmes, Rotes; die bittern Thränen, die du aus Liebe geweint, haben dir die Seele rein gewaschen! Ich träume von ihr und von hellem, warmem Glück. Hei! bläst mir der Herbstwind um die Ohren und singt von raschem Reiten und singt von Freiheit; wie die Wolken über den Himmel jagen, so huschen mir die wilden Gedanken über die Seele.

Ich setze den Braunen mit harter Faust auf die Hinterhand, daß er dasteht wie aus Erz gegossen.

Soll mir dieser Ritt die Freiheit kosten? Nimmermehr!

Freiheit ist besser als Liebe!

Dann reite ich weiter, Schritt vor Schritt, in finsterm Brüten. In dem Städtchen, das vor mir im Grunde liegt, will ich mein Pferd füttern lassen, dann will ich den Weg zurückreiten, den ich kam.

„Lassen Sie dem Gaul Brot geben und ihm die Sehnen mit heißem Essig reiben, mir bringen Sie etwas zu essen", befehle ich dem Oberkellner, der mich an der Thür des Gasthofes empfängt, mit trockener, harter Stimme. — Ich sitze am Tisch und will essen, aber jeder Bissen quillt mir im Mund. Ich bestelle im Galgenhumor Sekt und gieße mir ein Paar Gläser voll durch die trockene Kehle — auf die Freiheit!

Es ist in mir still geworden und ruhig und leer. Ist auch kein Wunder, denn meine Seele flatterte durchs offene Fenster über Sand und Tannenkusseln und grünen Nadelwald zu einem stillen, blauen See — meine rot und weiß gestreifte Seele.

Jetzt flutet's herein ins dumpfe, trübselige Gastzimmer wie eitel Gold; das sind die Strahlen der Herbstsonne, und mit ihnen kommt meine Seele zurück und flüstert: „Komme".

Ich springe vom Stuhl und gieße das Glas voll und schwenke es durch die lichten Sonnenschwaden — auf die Liebe!

Ich reite wieder durch stille, grasbewachsene Straßen wie vor sieben Jahren, und wie damals reitet mit mir der lachende Herbst und spricht — von Liebe.

Als ich das alte Thor hinter mir lasse, da rauscht und klappert die Wassermühle wieder zu meiner Rechten; habe keine Zeit, nach Rosen und hübschen Müllerstöchtern zu sehen, ich sehe nach der Sonne.

Sie gleitet schnell, doch schneller als sie ist mein Brauner.

Jetzt jage ich durch die Tannen, die Schneise herunter. Hier war's, wo ich zuerst ihre Spur sah. Ich springe vom Pferd und breche mir ein Zweiglein Heidekraut. Und weiter geht es, über den Schlagbaum mit raschem Sprung, den Waldweg herunter. Noch strahlt über den Wipfeln der Tannen die Sonne, der Wind schlief ein, keine Wolke zeigt sich mehr am blauen Himmel. Im Schritt reite ich dem See entgegen, dessen helle Fläche ich schon an der Mündung des Weges erkennen kann.

Alles Schlimme blieb dort draußen hinter mir, am Waldesrand ließ ich die unsteten, hastenden Gedanken, um mich und in mir ist Friede.

Ich habe mich am Ufer des Sees in einer Tannendickung hingestreckt, mein Pferd steht neben mir und frißt das Brot, das ich mir aus dem Gasthause mitgebracht. Meine Augen schweifen über den See, den die sinkende Sonne rot färbt.

Bald muß sie kommen!

Einmal schießt es mir wie jäher Schreck durch Herz und Kopf — wenn sie nicht käme, wenn sie schon von dannen gezogen wäre!

Da schreitet ein Weib über die blühende Heide — den Gang kenne ich.

Und sie kommt näher, ich halte den Atem an.

Es ist derselbe freie Schritt, und doch deucht er mich zager; es ist dieselbe schlanke Gestalt, und doch deucht sie mich weicher; es ist dasselbe stolze Auge, aber über seinem Leuchten liegt es wie ein Schleier. Ist's die Liebe, die ihr den Schritt zag macht und das Auge trübt, oder ist's die Furcht vor dem Zigeuner?

Unendliches Mitleid durchflutet mich und unendliche Sehnsucht; ich will vortreten und sie in meine Arme schließen, aber der Herbst duldet's nicht, der heilige Herbstabend. — Sie steht am Wasser, daß ihr die leise murmelnden

Wellen fast den Fuß netzen; neben ihr blüht ein wilder Rosenstrauch, von dem bricht sie zwei Rosen und steckt sie in den Gürtel ihres hellen Gewandes — der Zigeunerin Brautschmuck.

Die Sonne taucht ihre rote Scheibe in den See und ihre Strahlen legen sich um die Gestalt vor mir wie ein leuchtender Mantel.

Evas Schultern beginnen krampfhaft zu zucken, ihr ganzer Körper bebt, und ich höre ein Schluchzen so aus tiefster Seele kommend, so herzbrechend traurig, daß es mich emporreißt.

Ich will diesem Weibe mein ganzes Leben weihen, aber ich werde ewig sein Schuldner bleiben.

Mit raschen Sprüngen durchmesse ich die kurze Strecke, die zwischen uns liegt. Sie hat mir den Rücken zugekehrt; nun hebt sie den Kopf und lauscht, ihr Ohr hat meinen Schritt erkannt.

„Eva!"

Langsam wendet sie sich mir zu, noch zittert's ihr um den Mund wie verhaltene Seelenpein, ihr Blick sucht fast scheu den meinen.

Einen Gedanken lang stehen wir uns gegenüber und eins liest in des andern Auge; dann lege ich meinen Arm um sie und sie lehnt ihr Haupt an meine Brust und ich küsse ihr die Stirn und die goldenen Haare.

Wie sie sich so vertrauend an mich schmiegt, da bricht über meine Lippen das Geständnis, daß ich sie liebe und niemals lassen werde. — Ein großes Glück hat wenig Worte; wir stehen aneinander gelehnt und lauschen, wie der Herbstwind leise im Röhricht flüstert von nie endender Liebe.

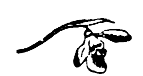
Da stößt mich etwas an die Schulter; ein leises Wiehern weckt uns; es ist mein Brauner, der zutraulich seine Nüstern zwischen uns schiebt.

Die Eva entwindet sich meinem Arm und faßt den Gaul bei der Mähne und legt ihre Wange an seinen Kopf und giebt ihm närrische Schmeichelnamen, ihm, der ihr den Liebsten hergetragen. Sie nimmt die Rosen aus dem Gürtel und steckt sie ihm hinters Stirnband und klopft ihm den schlanken Hals.

„Hei, mein Braunchen, du gehörst zu uns, denn dein Reiter ist mein Bräutigam und ich bin eines Reiters Braut!"

Abenddämmerung breitet sich über den See. Ich fasse mein Liebchen behutsam um den Leib und schlinge mir die Zügel um die Linke; so gehen wir langsam selb=dritt durch die schweigenden Tannen zur Heide.

„Morgen, bei lachendem Sonnenschein, reite ich auf deinen Hof und werbe um dich — gute Nacht, Liebste." — Sie legt mir die Arme um den Hals und sieht mir noch einmal tief in die Augen, dann schreitet sie über die duftende Heide — der Heide Königin!





Ernst Moritz Arndt.

Eine biographische Skizze auf Grund seiner Briefe.

Von

Theodor Schiemann.

Ernst Moritz Arndt ist vielleicht der subjektivste der deutschen Dichter. Der ganze Mann mit seinem Denken und Empfinden, seiner Liebe und seinem Haß läßt sich aus seinen Gedichten konstruieren, ohne daß man Gefahr läuft, durch vorüberrauschende Stimmungsbilder, durch Anempfundenes und Nachgedichtetes auf eine falsche Bahn geführt zu werden. Er dichtete, wenn man so sagen darf, aus seinem Charakter heraus, mit der werbenden Kraft einer Ueberzeugung, die zu sich heranziehen will; diese Arndtschen Gedichte können als die notwendige Fortsetzung und Ergänzung seiner politischen Schriften betrachtet werden, die allesamt dem gleichen Zwecke dienen. Darin liegt ihr Vorzug und darin liegen auch ihre poetischen Schwächen. Die eigentlichen Dichterschmerzen und Dichterfreuden sind ihm fremd geblieben. Er hat Lieder gedichtet, die im besten Sinne des Wortes Volkslieder geworden sind, aber es sind lauter Lieder für Männer: nicht eines, das ein Mägdlein am Spinnrocken träumerisch summen könnte, wohl aber haben Jünglinge und Männer sich an ihnen erhoben; das Schwerterklirren der Freiheitskriege klingt aus ihnen noch heute gewaltig hervor, und der Geist dieser einzigen Zeit ist nirgends in gesunderer Kraft zum Ausdruck gekommen. Man darf ihn weder mit Körner, noch gar mit Schenkendorf oder mit Heinrich v. Kleist vergleichen. In allen dreien ist das Talent, bei Kleist der Genius höher als bei Arndt. Körner steht aber zu ihm wie der Jüngling zum Manne, Schenkendorf trägt einen mystischen Zug in seine Frömmigkeit wie in seinen Patriotismus hinein, und bei Kleist fehlt der zuversichtliche patriotische Glaube, das frohe Vertrauen auf einen glücklichen Ausgang, die Arndt nie verloren gegangen sind. Auch Stammesblut und Standesgefühl führen die drei zu anderer Auffassung als Arndt. Er ist der Bauernsohn unter den Herren; aber ein Bauernsohn mit dem sicheren Selbstgefühl eines Luther und auch mit dessen Bauernstolz. Auch ist Arndt, als Halbskandinavier seiner Herkunft nach, allezeit ein fester Lutheraner gewesen, aber

einfältigen und schlichten Glaubens. In sein Heimatsdorf auf Rügen drang weder die verwirrende Lehre der französischen Aufklärer noch die vornehme Freigeisterei der litterarischen und philosophischen Koryphäen Deutschlands. Er hat nie ein verschwommenes Être suprême gesucht, sondern an dem Gott der Bibel festgehalten bis zu dem Tage, da der Neunzigjährige sein letztes Lied niederschrieb:

Geht nun hin und grabt mein Grab,
Meinen Lauf hab' ich vollendet,
Lege nun den Wanderstab
Hin, wo alles Wandern endet,
Lege selbst mich nun hinein
In das Bette sonder Pein.

Gewiß, es war ein Wanderleben, und wenn es fast ein Jahrhundert gewährt hat, bis ihm Fuß und Auge ermatten, so war er doch schließlich froh, am Ziele zu stehen. Das Grab schreckte ihn nicht, denn er hatte in Ehren gelebt wie ein ganzer Mann.

Neuerdings ist uns nun eine kostbare Quelle erschlossen worden, um einen tieferen Blick in diese kerndeutsche Mannesseele zu thun: die vollständige Sammlung der von ihm erhaltenen Briefe von 1787—1860, im ganzen 343 längere oder kürzere Briefe in rückhaltlos anzuerkennender Edition.*) Es wäre nur zu wünschen, daß sich daran die noch immer fehlende Gesamtausgabe der Werke von Ernst Moritz Arndt schlösse; auch eine rechte Lebensgeschichte von ihm muß erst geschrieben werden. Das Beste, was über ihn gesagt worden ist, bleibt Gustav Freytags Darstellung, die selbst in dem engen Rahmen, den die allgemeine deutsche Biographie in ihren ersten Bänden sich zur Regel machte, die wesentlichen Züge seiner Persönlichkeit anschaulich zur Geltung zu bringen verstand. Auch hat Arndt uns ja selbst von sich erzählt. Die „Erinnerungen aus dem äußeren Leben" zeigen, wie dem Einundsiebzigjährigen das Bild seines Wirkens und einer inzwischen völlig verwandelten Welt erschien; die „Wanderungen und Wandlungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein" sind ein Denkmal, das der Neunundachtzigjährige in erstaunlicher Frische der Empfindung dem bewunderten Freunde und Gönner und damit unbewußt sich selber setzte. Wie nicht anders möglich, hatte sich ihm in der Erinnerung nicht nur manches Thatsächliche verschoben, auch Empfindung und Urteil des Greises waren anders geworden, und so ist jene Kombination von „Dichtung und Wahrheit" entstanden, die auch den besten und wahrhaftigsten Selbstbiographien eignet.

Um so wertvoller erscheint uns daher die geschlossene Reihe jener Briefe, in welchen der Puls der Zeit schlägt, in der sie entstanden, gleichsam Momentphotographien verklungener Tage, welche, bald verkleinernd, bald vergrößernd,

*) Ernst Moritz Arndt. Ein Lebensbild in Briefen. Nach ungedruckten und gedruckten Originalen herausgegeben von Heinrich Meisner und Robert Geerds. Berlin. Verlag von Georg Reimer. 8⁰. 561 S.



die umgestaltende Legendenbildung späterer Generationen sich zu typischen Bildern konstruiert hat.

Es ist alles so anders geworden inzwischen. Das schwedische Pommern mit seinen leibeigenen Bauern liegt wie ein letzter schwerer Traum aus den bösen Tagen des 30jährigen Krieges hinter uns. Und doch war Ernst Moritz Arndts Vater noch ein durch die besondere Gunst seines Herrn freigelassener Leibeigener; der Knabe zwar freigeboren, aber Angehöriger des schwedischen Staates, auf dem Gymnasium in Stralsund zu schwedisch-royalistischer Gesinnung erzogen, danach auf der schwedischen Universität Greifswald! Aber in jenen Bauern auf Rügen lebte ein kräftiges Bewußtsein ihres deutschen Geblüts, wenngleich in naiver Anerkennung der politischen Zugehörigkeit zu dem fremden Staate. Niemand dachte daran, jenes Band als etwas Unnatürliches oder Drückendes zu empfinden: der deutsche Patriotismus gehörte mit zu den Voraussetzungen, die man in Haus und Schule aufnahm. Wer war damals deutsch in unserem Sinn? Man konnte Preuße, Sachse, Schwabe, wohl auch Pommer sein — aber deutsch? Man ging zurück zu Arminius und zu den „Barden“, die man sich konstruiert hatte, um die Deutschen zu finden, und hatte selbst den Ansporn fast vergessen, den die Tage des siebenjährigen Krieges zu einem lebendigeren Bewußtsein gegeben hatten. Es war damals in ganz Norddeutschland, schwedisch Pommern mit eingeschlossen, eine friedensselige unpolitische Zeit, welche die Gewitter, die im Osten wie im Westen aufstiegen und sich entluden, vorüberziehen ließ, als könnte es nicht anders sein. Wäre es nach dem Willen der Eltern gegangen, so hätte auch Ernst Moritz Arndt sein Heim auf einer Pfarre in Rügen, nicht allzuweit von Vater und Mutter, sich begründet. Aber wenngleich er auf diese Wünsche einging und zwei Jahre lang in Greifswald und danach wieder anderthalb Jahre in Jena Theologie studierte, auch an seinem schlichten Glauben nicht irre wurde, so reifte doch allgemach die Erkenntnis in ihm, daß dies nicht der Beruf sei, an den er sein Leben setzen könne. Eine unverwüstliche Freude an frischer Thätigkeit, an harmloser Lebenslust — er war ein flotter Student und bis ans Ende ein treuer Freund seiner Genossen von damals — ein unermüdlicher Wanderer, der den Weg von Jena zurück in die Heimat zu Fuß machte, — „so wie ich denn auf Reisen wohl der unverzagteste und fröhlichste Mensch bin. Da kann mir nichts zu arg werden, kein Regen so durchnässend, kein Wind so schneidend sein, daß ich blott werden sollte“, — endlich eine Anlage, die jeder Zwang verdorben hätte, das bildete in seiner Summe eine weltliche Natur, welcher der geistliche Rock sich nicht wohl anpassen wollte. Er hat es trotzdem ehrlich versucht, hat auf Rügen im Hause seiner Eltern, dann als Hauslehrer bei dem Pastor und Dichter Ludwig Gotthard Kosegarten seine Theologie weiter betrieben, auch als Kandidat gepredigt — schließlich aber duldete es ihn nicht länger in der Rügenschen Einsamkeit; er mußte hinaus in die Welt, und im Frühjahr 1798 brach er die Brücken hinter sich ab. Dem Vater bekannte er, daß er „nun und nimmer kein Prediger

werden" könne und daß er seit „manchen Tagen" eine Braut habe, von der er nicht lassen könne. Jetzt aber wollte er hinaus in die weite Welt. Und so griff er denn zum Wanderstabe, durch das „teutsche Vaterland" über Ungarn nach Oesterreich, Italien, Frankreich, Belgien und über Köln und Frankfurt wieder zurück nach Jena und Greifswald, von wo er ausgegangen war. Immer zu Fuß und immer heiteren Sinnes. In Ungarn hat er keinen Tropfen Wasser getrunken, und am Rhein wird er es schwerlich anders gehalten haben. „Wenn ich nicht immer wie ein großer Herr gelebt habe," schreibt er dem Vater, „so habe ich wie ein Mensch gelebt, bald hoch, bald niedrig, und verdanke diesem vielleicht, die Menschen aller Klassen nicht bloß durch die Brille zu kennen. So frei von den Vorurteilen der äußeren Verhältnisse, möchte ich auch die Zukunft durchleben, und werde es, wenn der Muth der Vernunft und der Menschlichkeit mich nicht verläßt." Damit ist das wichtige Ergebnis dieser anderthalb Wanderjahre ganz richtig gezeichnet. Was Arndt vor den meisten seiner Zeitgenossen voraus hatte, war der freie Blick für nationale Eigenart, die Gabe, die Menschen zu erkennen und sich den Zugang zum Herzen der besten, wo immer er sie fand, zu gewinnen.

Auch das mag erwähnt werden, daß er mit seinen Geldmitteln zu reichen verstand, und daß er schließlich dem Vater das Fazit seiner Wanderungen so zusammenfaßt: „Ich hoffe Gutes, weil ich nicht übel gethan habe, denn auch diese kleine Flucht gehörte zur Nothwendigkeit meines unruhigen Lebens, und ich hoffe, Sie sollen einen Mann in mir wiederfinden." Er war bald 30 Jahre alt, als er so schrieb, bei alledem in seinem Empfinden noch immer dem Jünglinge näher als dem Manne. Er hat sich dann in Greifswald habilitiert, geheiratet und seine Frau noch vor Ablauf eines Jahres begraben. Seinen Schmerz bezwang er, wie er zu thun pflegte, durch fleißige Arbeit. Es erschienen seine Reisetagebücher, 6 Bände, die noch heute eine kostbare Quelle sind für die Sitten- und Kulturgeschichte des vornapoleonischen Mittel-Europa. Dann sein Versuch einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern, die Freytag mit Recht ein „tapferes" Buch nennt, und das nicht wenig dazu beigetragen hat, daß 1806 die Leibeigenschaft in Pommern wirklich aufgehoben wurde. Er ist in Schweden, als ihm die Mutter stirbt: „Ein trefflich, göttlich, tapfer Weib, aber auch ein glücklich Weib; solche frische Frauennaturen werden nicht alle Tage geboren, denn dadurch nur hielt sie einen schwachen Leib so lange aufrecht. Es ist alles mit ihr natürlich gegangen, sie hat den Kreis eines schönen thätigen Lebens geschlossen, und das Andenken an sie kann nur lieb sein, weil ihr Leben ein menschlich Leben war. Solche Wesen mit solcher Daseinsfülle werden nur selten geboren, ruhig und unerschüttert, fromm und lieblich ist sie in ein anderes Sein nach dem Schluß der Nothwendigkeit gegangen ... Ich denke immer an einen ewigen Frühling, wenn ich an sie denke."

Der letzte Satz konnte sehr wohl auf Arndts eigenes Leben bezogen werden, aus dem uns noch heute ein Hauch ewiger Jugend entgegenweht.

Auch die bösen Erfahrungen an Menschen und Staaten, vor allem an der sittlichen und politischen Kraft der deutschen Nation, wie sie so überwältigend seit 1806 auf jeden eindrangen, der deutsch dachte, haben das nicht geändert. Er sieht von Stockholm aus das Gewitter aufziehen und sich furchtbar entladen. „Aber," so schreibt er im Januar 1807, „meine Hoffnungen sind immer noch so heiß wie meine Wünsche, wir müssen uns nur zu der Idee erheben, daß ein deutsches Volk ist und durch Elend und Schmach werden wird."

Nun liegt uns fern, den ganzen Lebenslauf E. M. Arndts hier wiederzuerzählen, auch in kürzester Fassung müßte es fast ein Buch werden. Wie er, von den Franzosen geächtet, durch seinen „Geist der Zeit" als erster den hohen Ton anzuschlagen wußte, der so gewaltig in den Freiheitskriegen wiederklingen sollte, wie schon 1812 die besten Männer Deutschlands, die Führer zum Befreiungskampfe: Scharnhorst, Blücher, Niebuhr seine Freunde wurden, und wie er dann zum Freiherrn v. Stein nach Petersburg zog, die endliche Rettung an seinem Teil vorzubereiten. Immer in goldener Zuversicht, fliegen ihm lustig die Gedanken der besseren Zukunft entgegen, an die er glaubt. „Einem kann doch in dieser Welt nichts Endlicheres — begegnen als sterben, und das ist ja kein Unglück für den, der weiß, was es ist." Und so kommt ihm die Erfüllung, „die große Erndte" ruft wirklich, und er steht dabei mitten drin im Getriebe, mitringend „um die Wiedererschaffung eines teutschen Volkes", rücksichtslos vorgehend gegen alles, was diesem einen höchsten Ziel entgegensteht, alles andere ist ihm „jämmerlich und schlecht".

Man muß die Briefe Arndts aus den Jahren 1813—15 gelesen haben, um zu verstehen, wie radikal und revolutionär diese Generation dachte. Sie konnte die elende Haltung der bis zur letzten Stunde vor Napoleon zitternden und auf ihn hoffenden kleinen und kleinsten Fürstlichkeiten nicht verwinden, ist aber trotzdem weit entfernt, sich in republikanische Utopien zu verirren. „Ich möchte doch" — schreibt Arndt zu Weihnachten 1815 — „die Teutschen wissen, die von Republiken träumen." Es steht ihm trotz allem felsenfest, daß Preußen der Staat ist, dem die Zukunft Deutschlands gehört. Die Deutschen wüßten nur wie Simson das Geheimnis ihrer Kraft nicht, in 50 Jahren werde unsere Geschichte so groß sein „und so wimmelnd von großen Menschen und Thaten, daß es doch überschwängliches Glück ist, jetzt gelebt zu haben".

Es folgt Arndts Anstellung an der neubegründeten preußischen Universität Bonn, seine zweite Heirat, — er führte die Schwester Schleiermachers, Nanna, heim — eine langsam anwachsende akademische Thätigkeit; noch im Dezember 1819 hatte Bonn auf 16 Professoren nur fünfzig und einige Studenten, und dann, im Zusammenhang mit der politischen Reaktion, die sich an die Ermordung Kotzebues schloß, ein Erlaß der Mainzer Zentralbehörde, die ihm die Lehrthätigkeit untersagte und auch Arndts litterarischer Arbeit den Boden zu freier Entfaltung seiner besonderen Gaben entzog. Ein ungeheueres Mißverständnis

lag zwischen Fürsten und Volk und eine ganze Generation von Patrioten ist ihm zum Opfer gefallen. Ernst Moritz Arndt hat 20 Jahre daran tragen müssen, nicht verbittert, aber tief traurig. Die alten Freunde und Gesinnungsgenossen starben ihm hin: Stein, Gneisenau, Niebuhr, zu Anfang 1834 auch sein Schwager Schleiermacher.

„So gehen die Großen und Starken einer nach dem andern dahin, und die, wie einem däucht, mitten in großen Gefahren ermattende und hindämmernde Zeit schleppt sich so fort, ohne daß man irgend einen tüchtigen Arm erblickt, der an einer Art Jupiterstau sie zu schnellen im stande wäre." Noch schwerer traf ihn der Tod seines Lieblingssohnes Willebald, der fast vor seinen Augen im Rheine ertrank. Aber wie er seinen Kummer zu tragen weiß, das mag man in seinem Briefe an die Schwester Dorothea nachlesen: in warmen, aus dem Herzen fließenden Thränen, aber demütig und ergeben: „die Hand vom Würfelbrette, wo Gott den kranken Sterblichen die Lose wirft!"

Endlich, 1840, mit dem Regierungsantritt Friedrich Wilhelms IV., trat die Wandlung zum Bessern ein. Er durfte seine Professur wieder aufnehmen, und die Universität wählte den Alten zum Rektor. Er hatte die Empfindung, das Glück komme ihm zu spät, er sei ein alter, mürber Fechter, und doch war ihm noch eine zweite Jugend beschieden in dem trotz allem großen Jahre 1848. Er hatte als ein Mann, „der die Dinge gern mit einem weiten Gesicht betrachtet", die Zeichen der Zeit früh genug erkannt. All das „Toben und Lärmen", das Verfahren und Verschieben auf Wegen, die doch gut fahrbar sind, macht ihn nicht irre. „Wir müssen uns schon darein finden," schreibt er 1846, „manche schwere Geschicke des Vaterlandes vorher zu empfinden und vorher zu sagen. Deutschland wird und muß viel geschüttelt werden, aber es wird durch Kampf und Noth hindurchkommen." Und bald danach: „Und unser Vaterland? unser preußisches und unser deutsches Vaterland, ohne welches das preußische auf gar keinen Füßen steht? O, es wird nicht so geschwind, noch auch so sanft und leise gehen, als unsere Wünsche möcgten. Es wird ja hienieden kein Gut und kein Glück ohne mancherlei Noth und Kampf gewonnen." Fata viam invenient! Ihm war nicht bange, und da er als Volksbote in das Frankfurter Parlament gerufen ward, ist er hingegangen, nicht in der Hoffnung, daß nun das große Problem der deutschen Zukunft seine endgiltige Lösung finden werde, sondern als „gutes altes deutsches Gewissen" in der festen Zuversicht, „es werden für die Enkel glorreichere und stärkere deutsche Zeiten kommen". „Es ist," meinte er nach den ersten Monaten der Frankfurter Verhandlungen, „es ist Alles in einem wundersamen und wunderlichen Uebergang und Ausgang ... Die Hervorragenden und Gewaltigen werden schon kommen, aber wahrscheinlich lange hinter mir." Das Wesentliche bleibt ihm, daß der Trieb zur Einheit nun wach sei, daß die „bösen Schwerenöter" damit ihren Mißbrauch treiben, findet er menschlich und begreiflich. Mit seinen 79 Jahren kommt er sich fast „wie ein altes, dünnes oder verdünntes Gespenst" vor, oder doch wie ein Geist, der von einem anderen

Planeten kommt und fast schon über den Dingen der Erde schwebt. „In dem Getose der Unvernunft und Thorheit, die uns hier und im ganzen lieben Vaterlande ringsum und ringsher umbraust, setze ich mich zuweilen einsam hin, den alten Kopf bald zur Erde senkend, bald zu den Sternen hebend, und suche ein paar Worte mit meinem bischen Vernunft zu sprechen." Aber er glaubt nicht mehr, daß Worte oder Beschlüsse es überhaupt machen können: „ein blutiger Treiber mit dem Degen" thut not, damit der „deutsche Verstand zur Wiederbesinnung komme", und in diesem Sinne richtet er am 9. März 1849 seinen berühmten Brief an König Friedrich Wilhelm IV. Am 3. April stand er als Glied der „Kaiserdeputation" vor dem Könige im Rittersaal des Schlosses zu Berlin, und auch die schwere Enttäuschung dieses Tages hat er tapfer getragen: „Gott weiß, wie es werden und enden soll; indessen ich will und darf am Vaterlande nicht verzweifeln!" Im Mai 1849 ist er wieder in Bonn, den alten Leib durch Rheinbäder auffrischend und stärkend, trotz allem guten Muts, und hier, in dem bescheidenen Hause, das er sich gebaut hat, zieht er nach Olmütz das Fazit dieser Jahre der Hoffnung und Enttäuschung: „Wir arme Deutsche müssen uns wieder in und mit Gott trösten bei dem, was wir die jüngsten Jahre erlebt haben und bald weiter erleben werden. Er hat uns im Nordwesten, wo allein die Hoffnung einer edleren deutschen Zukunft liegt, den Degener nicht beschieden, der aus Deutschland was hätte machen können. Doch dürfen Männer nimmer am Vaterlande verzweifeln. Ist der Gedanke der Weltschöpfer, so wird auch der deutsche Gedanke von Einheit und Herrlichkeit, wenn auch lange hinter meinem Grabe, zur Vollendung kommen." Und bei dieser Grundstimmung ist es geblieben. Der Alte nahm seine Lehrthätigkeit an der Universität auf und las unter ungeheurem Zudrang der Studenten über die Dinge, die seiner Erfahrung und seinem Herzen zunächst lagen. Wie wenig ihm durch die Jahre Empfinden und Können gemindert waren, zeigen wohl am besten seine „Wanderungen und Wandlungen mit dem Freiherrn v. Stein", die dem Neunundachtzigjährigen so warm aus der Feder geflossen waren, daß wir uns noch heute daran erbauen und hier den lebendigen Widerhall aus den großen Jahren des Aufbaus, den Freiheitskriegen, wiederfinden. Wer die Schlußworte liest, glaubt einen Jüngling, keinen Greis zu hören: „Stein war Deutschlands politischer Martin Luther. So wenig Luther in seinen Tagen sein großes deutsches Werk der Kirchenverbesserung und durch diese die hohe Kräftigung und Einigung seines Volkes nicht vollbringen gekonnt hat, so wenig ist auch Steins großer Gedanke der Einheit, Macht und Majestät des edelsten, größten Volkes der neuen Geschichte nicht vollbracht worden. Aber Stein und sein erhabener Gedanke soll leben und wird leben in den Enkeln und Urenkeln, und sie werden vollbringen und einigen und zusammenbinden, was als stolzer politischer Traum vor dem Geiste des treuesten, tapfersten, unüberwindlichsten, deutschen Ritters gestanden hat. Amen! Amen!

Bonn im Wintermond 1858."

Ein Jahr danach, am 26. Dezember 1859, feierte Arndt seinen 90. Geburtstag. Der Prinzregent von Preußen schickte dem Alten edlen Rheinwein zum Feste. Arndt schrieb in diesem Anlaß seinem Freunde, dem Kultusminister M. A. v. Bethmann-Hollweg: „Geliebter! Meine Brust schlägt in diesen Tagen keinen anderen Takt und Puls als Dank! Dank! Das spreche ich Dir aus und das sollst und wirst Du dem Prinzregenten ernsthaft und scherzhaft in meinem Namen wörtlich sagen. Er hat mir geschenkt, daß ich in gutem rheinischen Wein, der lac senum, (ὁ οἶνος τὸ γάλα τῶν γερόντων sagt Hippokrates) mal Freude und Lust schöpfen und schlürfen kann; was ich fröhlich und ebenso ehrlich und treu thun und dabei im besten und preußischen Sinn auf des Königlichen Erhabenen Regenten und seiner Kinder und Enkel Ruhm oft ausklingen, und wills Gott, vielleicht noch einige Jahre fortklingen werde . . ."

Es sollten nur noch wenige Tage sein. Die letzten schriftlichen Worte, die wir von ihm haben, datieren vom 12. Januar 1860 und lauten: „Wolle Gott . . . das ganze liebe Vaterland in diesem Jahre gnädig führen und segnen.
In deutscher Treue E. M. Arndt."

Am 29. Januar hat ihm seine Nanna die alten treuen Augen für immer zugedrückt.

Gewiß ein einziger herrlicher Mann, dessen Hauptkraft die Treue und innere Wahrheit seiner Gesinnung war. So recht die Verkörperung der norddeutschen Volksnatur, „ein Gothesachs" vom echten germanischen Stamm, wie er sich wohl zu nennen liebte; kindlich fromm, mannhaft, ein Feind jeder Phrase, aber prophetischen Blicks in die Zukunft schauend und der glücklichen Stunde wartend, die den „gottgeborenen Helden" bringen soll, an dessen Kommen er so fest glaubt, als ob er die Schatten der werdenden Zukunft sehen könne.

Hat er die Einigung Deutschlands nicht erlebt, so hat er sie gewußt, und da ihm schließlich die Augen sanken, schied er in dem beseligenden Bewußtsein, daß sein Leben ein bester Teil war von der Geschichte seines Volkes.





Studien zur Aesthetik und Litteraturgeschichte.

Litterarische Essays konnte man sonst wohl — abgesehen von anderen Unterscheidungen — in zwei große Gruppen teilen, solche von mehr philologischem Charakter und solche, die das Künstlerisch-Aesthetische mit größerem Nachdruck betonten. Jene stammten aus akademischen Kreisen, diese aus dem Reiche der Schriftsteller und Journalisten. Man pflegte den Professoren Verachtung der Arbeit nichtakademischer Autoren nachzusagen, und diese rächten sich durch Verspottung der Professorenweisheit. Noch jetzt kann man in Zeitschriften oft Auslassungen namentlich in letzterem Sinne begegnen. In Wirklichkeit hat sich gegenwärtig das Verhältnis ein wenig verschoben. Beide Parteien haben voneinander gelernt, und die Leserwelt hat den Vorteil davon. Bei den Professoren ist seit geraumer Zeit sogar die moderne Litteratur courfähig geworden. Zwei treffliche Vertreter der akademischen Essayisten haben kürzlich gesammelte Aufsätze veröffentlicht: Schönbach, Professor in Graz, und Harnack, Professor in Darmstadt.

Anton E. Schönbach, dessen wertvolles Buch: „Ueber Lesen und Bildung“ wohlverdiente Beachtung gefunden hat, bietet in seinen „Gesammelten Aufsätzen zur neueren Litteratur in Deutschland, Oesterreich, Amerika“ (Graz, Leuschner und Lubensky, 1900, 443 S.) eine Reihe von Abhandlungen und Reden, die, in besonderer Veranlassung verfaßt und veröffentlicht, hier als Sammelwerk erscheinen. Ihr Gehalt ist so wertvoll, daß die Herausgabe in Buchform durchaus gerechtfertigt ist. — Uebrigens nebenbei bemerkt: giebt es überhaupt noch andere Essaysammlungen, als solche, deren Inhalt aus Zeitschriftenaufsätzen besteht? — Wie in seinem früheren Werke wird Schönbach auch in diesem von vorwiegend pädagogischen Gesichtspunkten geleitet. Sein Ziel ist, zu einer Verständigung über den Wert der Poesie des 19. Jahrhunderts für unsere Erziehung und Bildung beizutragen. Diese Betrachtungsweise führt mit Leichtigkeit zu einer idealistischen Auffassung in ästhetischen Dingen: wenn die Dichtung erzieherisch wirken soll, muß sie aus den Unzulänglichkeiten der Wirklichkeit ins Reich der ewigen Wahrheit und Schönheit führen — so etwa dürfte sich diese Gedankenreihe ausdrücken lassen, deren Richtigkeit allerdings vielleicht anzuzweifeln ist. Aus diesem Standpunkt erklärt es sich, daß Schönbach im wesentlichen ein Lobredner der Vergangenheit ist, der über die moderne Litteratur manches scharfe Urteil fällt und in dem heutigen Gewirr eine Auflösung aller Kunst zu sehen meint.

Eine Wirkung seiner idealistischen Grundansicht wird es sein, daß er das Wesentliche der Poesie nicht im Stoffe, sondern in der Form erblickt. Diesem Gedanken hat er frei von aller Uebertreibung in so treffenden Worten Ausdruck gegeben, daß sie hier Platz finden mögen: „Ein ganz übermäßiges Gewicht wird heutzutage dem Stoffe einer Dichtung beigemessen. Als ob es so viele Stoffe überhaupt gäbe! Ich machte mich anheischig — wenn meine Kräfte dazu reichten — die bisher in der Weltlitteratur verarbeiteten Stoffe auf ein paar hundert historische Formeln zu reduzieren, die sich dann bei schärferer Prüfung noch auf eine viel geringere Zahl herabmindern ließen ... Nicht der Stoff macht den Dichter, sondern die Art seiner Verkörperung im Kunstwerk. Darum muß die Komposition auf das Urteil des genießenden Kenners den entscheidenden Einfluß ausüben, und ferner die ganze Form, welche allein als das persönliche Eigentum des modernen Dichters angesprochen werden kann. Die Umrisse des Problems gewährt die Ueberlieferung der Poesie, das erlebte Leben füllt sie mit stets neuem Inhalt, zur Kunst wird die Arbeit durch die Form."

Schönbachs Programm, die Poesie auf ihren Bildungswert zu prüfen, erscheint am besten in dem ersten Aufsatze innegehalten, der Schillers Verhältnis zur modernen Bildung behandelt. Woran liegt, fragt der Verfasser, die leise Ablehnung Schillers in unserer Zeit? Sie ist verursacht, antwortet er, durch wesentliche und bezeichnende Eigenschaften der modernen Durchschnittsbildung. In dieser ist die Thatsache allmächtig; die formale Bildung, deren Geschäft in der Durchdringung und Unterwerfung des Wissensstoffes besteht, scheint in der Geltung allmählich zurückzutreten; die Kenntnisse fangen an uns zu beherrschen, nicht wir beherrschen sie. Dasselbe gilt von der modernen schönen Litteratur: auch in ihr herrscht die Thatsache. Das fertige Werk ist nichts anderes als eine Reihe von Beobachtungen, die nebeneinander gestellt sind, ein Bündel von losen Notizen ohne geistige Verknüpfung. Und so steht man dem Dichter, der aus dem Gesehenen die poetisch bedeutenden Züge auswählte und verband, der über das Thatsächliche zum Typischen und Allgemeingiltigen emporstrebte, kühler gegenüber. Trotz der gegenwärtigen Zeitströmungen giebt Schönbach die Hoffnung nicht auf, daß auf unsere analytische Zeit eine synthetische wiederum folgen werde; als mächtiger Schützer bei dieser Entwicklung der modernen Bildung werde Schiller uns Hilfe leisten.

Neben Schiller ist es unter den älteren deutschen Dichtern besonders Uhland, dem Schönbach große Wertschätzung entgegenbringt. Sicher geht diese — bei aller Anerkennung Uhlands, besonders als Balladendichter — doch übers Ziel hinaus, wenn sie z. B. in den Worten zum Ausdruck kommt, daß es ihm allein von allen deutschen Dichtern des 19. Jahrhunders gelungen sei, „sich zur Nähe der Klassiker emporzuarbeiten". Man empfindet das Uebertriebene dieser Behauptung doppelt, wenn man dabei an Persönlichkeiten wie Heinrich v. Kleist und Hebbel denkt. Als Dramatiker wird Uhland treffend charakterisiert, wenn es von ihm heißt, daß die Handlung sich bei ihm zu sehr als Rede darstellt, daß es neben ergreifenden Schönheiten doch an der packenden dramatischen Kraft fehlt. Ebenso treffend wird die Wirkung seiner Balladen auf die Schlichtheit des Ausdrucks zurückgeführt, die, ohne Gedanken in ein Gedicht einfangen zu wollen, allein das Thatsächliche mit den einfachsten, aber bezeichnendsten Ausdrücken wiedergiebt.

Freytags Art wird mit feinsinnigem Verständnis geschildert, A. Fitgers Bedeutung mit Nachdruck hervorgehoben.

Mit besonderem Interesse verweilt Schönbach bei der Litteratur seines Heimatlandes Oesterreich. Nach einer ausführlichen Charakteristik der Epoche von 1716—1817 führt er uns eine Anzahl von Hauptvertretern der neueren österreichischen Litteratur vor: Schreyvogel, Grillparzer, Bauernfeld, Grün, Gilm, Leitner, Anzengruber. Besonders nachdrücklich weist er darauf hin, wo sich ein spezifisch deutsch-österreichischer Volkscharakter zeigt. So sagt er von Grillparzer — den er mit Recht als den größten österreichischen Dichter, mit fraglichem Recht als rätselhaftesten der neueren Dichtercharaktere bezeichnet —: Er ist seinem ganzen Wesen nach ein Deutsch-Oesterreicher, er trägt alle eigentümlichen Züge seines Stammes an sich, er stellt diesen Typus in der deutschen Litteratur dar. Aehnlich heißt es von Bauernfeld. Es scheint mir, als müßte man dieser Betonung des spezifisch österreichischen Charakters gegenüber namentlich bei Grillparzer hervorheben, wieviel mehr er der allgemeinen deutschen Litteratur — der Höhenkunst — als der neuerdings mit Vorliebe gerühmten Heimatskunst angehört.

In loser Verbindung mit den beiden ersten Abschnitten des Buches steht der dritte, der Amerikas Dichtung gewidmet ist. Schönbachs Aufsatz über Emerson in „Ueber Lesen und Bildung“ ist noch in zu guter Erinnerung, als daß wir uns nicht auch hier seiner Führung durchaus anvertrauen dürften. Die Abhandlungen über Cooper, Longfellow und besonders den zu wenig gekannten Hawthorne, sowie über den amerikanischen Roman der Gegenwart bewähren aufs neue Schönbachs Fähigkeit, litterarische Werke auf ihren ästhetischen Gehalt und ihren Wert für die allgemeine Bildung zu durchforschen und das Erforschte in anregender Form andern zu übermitteln. Es ist zu bedauern, daß, wie es im Vorwort heißt, die Arbeitsgebiete, denen die hier gesammelten Essays angehören, nun endgiltig hinter dem Verfasser liegen, daß er, durch ein anderes Feld in Anspruch genommen, nicht wieder zu ihnen zurückkehren will.

Der andere Professor, der uns litterarische Essays beschert, ist Otto Harnack, der verdienstvolle Schillerbiograph, dessen Sammlung den Titel führt: „Essays und Studien zur Litteraturgeschichte.“ (Braunschweig, Friedrich Vieweg und Sohn, 1899, 393 S.) Eine größere Anzahl der hier vereinigten Aufsätze steht unter dem Zeichen Goethes: seine Tagebücher, sein Verhältnis zu Shakespeare, seine Beziehungen zu russischen Schriftstellern, seine philosophischen Anschauungen und andere Goetheprobleme bilden das Thema für etwa die Hälfte des Buches. Ueberall zeigt sich der Verfasser nicht nur als tüchtiger Fachmann, der seinen Stoff völlig beherrscht, sondern auch als feinsinniger Aesthetiker und gewandter Darsteller. Von ausländischen Dichtern, die Harnack in den Kreis seiner Betrachtungen gezogen hat, sind besonders Byron, Puschkin, Carducci, Zola, Tolstoj und Ibsen zu nennen. Der Verfasser steht der modernen Litteratur empfänglicher und sympathischer gegenüber als Schönbach. Sein maßvolles Urteil, sein künstlerischer Geschmack und seine geistvolle Darstellung bieten dem aufmerksamen Leser in jedem Abschnitte eine Fülle von Anregungen. Zu Anfang und gegen Ende des Werkes finden sich Aufsätze allgemeineren Inhalts, von denen hier zwei näher berücksichtigt werden mögen. Der eine bietet Erörterungen über Lyrik, der andere betrifft das Verhältnis von Kunst und Sittlichkeit. In scharfsinniger Analyse gelangt Harnack in

ersterem dazu, zwei verschiedene Wege festzustellen, die zu zwei grundverschiedenen Arten lyrischer Dichtung führen. Er nennt den einen den symbolischen oder metaphorischen, den andern den rhetorischen, — beide Worte natürlich in der weitesten Bedeutung verstanden, die man mit ihnen verbinden kann. Der Dichter giebt uns entweder in irgend einer, wenn auch noch so kurz angedeuteten, von der Phantasie geschaffenen Schilderung oder Erzählung ein Spiegelbild seines Zustandes, oder er spricht den Zustand selbst aus, ohne jede Vermittlung der Phantasie, ausschließlich durch die Kraft der Rede. Auf die klassisch-einfachste Form zurückgeführt, wird die metaphorische Lyrik überraschen durch den bezwingenden Stimmungszauber, der in dem bescheidenen vorgeführten Bilde liegt, die rhetorische ebenso durch die unerklärliche Gewalt, die sich in den scheinbar kunstlos wie alltäglich zusammengefügten Worten birgt. Als Typus des ersten Falles kann etwa Heines Lied von der Lotosblume dienen, in dem der Dichter durch ein bloßes Bild eine Stimmung dichterisch fixiert, als klassisches Beispiel des zweiten die wunderbare Strophe Goethes:

> Ich besaß es doch einmal,
> Was so köstlich ist,
> Daß man doch zu seiner Qual
> Nimmer es vergißt!

Als der rhetorische Dichter par excellence darf unter den Deutschen Schiller gelten; unter den Engländern ganz besonders Byron, der in Schilderungen eine so glühende Phantasie beweist, in der Lyrik die rein rhetorische phantasielose Form bevorzugt. Keineswegs nun sind die beiden Hauptrichtungen lyrischen Ausdrucks in dem Sinne getrennt, daß nicht in ein und demselben Gedichte beide hervortreten können. Aber daß sie bestehen, legt Harnack unter Beibringung vieler Beispiele und interessanter Einzelausführungen als unzweifelhaft dar. Wenn er zum Schluß, vorsichtig abwägend, untersucht, welche Gattung als höher stehend bezeichnet werden kann, und sich für die rhetorische Form entscheidet, so vermag ich ihm hierin nicht zu folgen, — aber was kommt es auf die Abweichung in diesem Ziel an, wenn der Weg so voll von Anregungen ist, wie Harnack ihn zu gestalten weiß!

Aus den Erörterungen über das Verhältnis von Kunst und Sittlichkeit, die 1891 geschrieben sind, mögen hier als Epilog zu Vorgängen, die kürzlich das deutsche Geistesleben stark beschäftigten, folgende Sätze Platz finden: „In der ästhetischen Vollendung liegt der Wert eines Werkes ... Nur wenn der Künstler selbst auf diese ästhetische Freiheit verzichtet, wenn er sein Werk in den Dienst einer Tendenz stellt, dann unterliegt er einer andersartigen Kritik, und wenn die Tendenz eine unsittliche ist, der moralischen Verurteilung. Aber ob dieser Fall eintritt, das zu erkennen erfordert eine weit größere psychologische Feinheit des Urteils, als sie gewöhnlich gegenüber neuen Kunsterzeugnissen aufgewandt wird. Ein sehr schönes Beispiel solchen Urteils hat Schiller an der Stelle gegeben, wo er Goethes Römische Elegieen in Schutz nimmt und zugleich sich gegen einige untergeordnete Dichtungen Wielands wendet ... Wie wir jeden Gedanken an eine vergrößerte staatliche Kompetenz verwerfen, so betonen wir, daß die öffentliche Meinung im großen Maß Vorsicht des Urteils zu üben hat, und daß es besser ist, einige unwürdige Werke passieren zu lassen, als ein einziges würdiges zurückzuweisen. Es ist leichter, der Kunst schweren Schaden zuzufügen, als der

Sittlichkeit den geringsten positiven Gewinn zu bieten. Denn die Kunst ist eine zarte Pflanze, die leicht kränkelt, — die öffentliche Sittlichkeit eine gewichtige Masse, die, nach den Grundtrieben des menschlichen Wesens gebildet, nur langsam und schwer sich verändert." Und an anderer Stelle: „Wer dafür sorgen will, daß die Kunst dem Volke nicht schade, der hat nicht damit anzufangen, die Kunst einzuengen, sondern damit, das Volk so zu erziehen, daß es lerne, Kunst als Kunst aufzufassen. Sonst würde von der Kunst bald nichts übrig bleiben; denn was kann nicht alles einem Unvernünftigen ‚schaden'?"

Die meisten Aufsätze des Harnackschen Buches sind früher in den „Preußischen Jahrbüchern" erschienen. Weniger als dies Buch vermag mich eine andere Sammlung von Abhandlungen aus derselben Zeitschrift zu fesseln, das Werk: „Die Litteratur am Jahrhundert-Ende" von Max Lorenz. (Stuttgart, J. G. Cotta, 1900, 250 S.) Der anspruchsvolle Titel wird durch den Inhalt nicht gerechtfertigt. Was Lorenz bietet, sind Skizzen, eine allgemeinerer Art über den Naturalismus, andere über einzelne Dichtercharaktere der Neuzeit: Hauptmann, Hamsun, Maeterlinck, Maupassant, Liliencron, Dehmel, Fontane, oder über einzelne Werke, wie Hebbels „Herodes und Marianne", Fuldas „Herostrat", Sudermanns „Die drei Reiherfedern". Ein großes Bild von der gegenwärtigen Litteratur erlangt man aus dem Buche keineswegs. Wichtiger sind andere Mängel, die durch die sonst dem Buche nachgerühmte ehrliche Schlichtheit der Darstellung nicht aufgehoben oder ausgeglichen werden. Neben anziehenden Stellen finden sich zu viele, an denen man durch unkünstlerische Auffassung oder logische Schnitzer oder Trivialitäten beleidigt wird. Was ist der Naturalismus? fragt der Verfasser im ersten Aufsatz. Nachdem er vorausgeschickt hat, daß es „gar nicht so einfach" sei, „darauf klipp und klar eine unzweideutige Antwort zu geben", setzt er dem Leser in der Art etwa, wie man ganz unreifen Hörern etwas zu erklären pflegt, auseinander, daß der Naturalismus zunächst als Opposition gegen eine idealistische Weltanschauung und Kunstrichtung aufgetreten sei. Er sucht den Naturalismus dann näher dahin zu bestimmen, daß es seine Tendenz sei, möglichst unpersönlich, weich und farblos zu sein. Die Dichterseele müsse ganz einem glatten Spiegel gleichen, um die Eindrücke der Außenwelt genau zu empfangen. „Die Dinge und die Verhältnisse haben das Uebergewicht und drücken mit ihrer Last und Schwere auf die wachsweiche Menschenseele. Die Verhältnisse und Dinge sind gewissermaßen die wirkenden Subjekte und die Seele ist das Objekt." Nur „das Wirkliche der Außenwelt, wie es nackt und unmittelbar vor die Sinne trat," will der Naturalismus wiedergeben. Man darf hier wohl einwenden: giebt es nicht neben Schriften des unpersönlichen, weichen Johannes Schlaf und des ihm ähnlichen Hauptmann die allerpersönlichsten und leidenschaftlichsten naturalistischen Kunstwerke? — und vor allem: hat sich nicht gerade diese Kunstrichtung bemüht, neben den Erscheinungen der Außenwelt das intimste Seelenleben zum Ausdruck zu bringen? Auf dieser Theorie von der Schwäche des Naturalismus — um dessen Wert oder Unwert es sich in diesen Zeilen nicht handelt — baut Lorenz wunderliche Analogien auf. Er sieht überall das Walten des Naturalismus. Daß er den Naturalismus mit dem Materialismus zusammenstellt, werfe ich ihm nicht vor, wenn dieser Zusammenhang auch sicher nicht in so handgreiflichen, äußerlichen Verbindungsfäden besteht, wie es aus Lorenz' Buch hervorzugehen scheint. Er will sodann das Auftauchen des naturalistischen

Geistes in sozialer und politischer Form nachweisen. Der geistige Charakter des Naturalismus — so führt er aus, ist: „unterdrückt sein, abhängig sein, anheimgegeben sein den Eindrücken der Außenwelt. Jeder geistige Zustand, jede Seelenverfassung strebt notwendigerweise zu ihrer Objektivierung und Bethätigung einem entsprechenden Objekt zu". (Man beachte in diesen Worten die durchs ganze Buch gehende, höchst lästige Häufung von Ausdrücken für denselben Begriff!) Daraus erklärt er, daß vom Naturalismus „so oft das Leben der kleinen Leute, der Armen an Geld und Geist, der Gedrückten" dargestellt wird. Das klingt ganz annehmbar, ist aber in Wirklichkeit unlogisch. Das Abhängigsein des Geistes von der Außenwelt ist ein rein erkenntnistheoretisches Problem, das auf alle Lebensverhältnisse, auf reich und arm dieselbe Anwendung findet und mit der sozialen Erscheinung des Gedrücktseins der kleinen Leute gar nichts zu thun hat; — nur daß für beide Fälle derselbe sprachliche Ausdruck: Gedrückt sein — aber mit welchem gewaltigen Unterschied der Bedeutung! — gebraucht werden kann. Die Analogie zwischen Naturalismus und Proletariat ist, wenn überhaupt richtig, jedenfalls nicht aus den psychologischen Grundlagen der naturalistischen Dichtungsart zu erklären. Daß sich viele Dichter das Proletariat zur Objektivierung suchen, beruht selbst auf sozialen Beweggründen.

Was Lorenz über die einzelnen, von ihm behandelten Dichter sagt, ist von recht ungleichem Wert. Eins darf man überhaupt nicht bei ihm suchen: ästhetische Betrachtung. Er will, wie er, um vielleicht einem Vorwurf in dieser Richtung vorzubeugen, im Vorwort sagt, vor allem Psychologe und Historiker sein. Man darf dem gegenüber wohl betonen, daß es sich bei Betrachtung von litterarischen Dingen in erster Linie um das Können des Dichters handelt, um den künstlerischen Wert oder Unwert seiner Leistungen, und erst in zweiter Linie um die psychologische Erklärung seines geistigen Lebens. Der dichterische Ausdruck dieses Lebens ist die Hauptsache, nicht der Wahrheitsgehalt seiner Weltanschauung. Nicht das Was, sondern das Wie muß der Angelpunkt aller litterarischen Betrachtung sein. Ich finde in dem eben besprochenen Buche Harnacks diesen Standpunkt trefflich gekennzeichnet in folgenden Worten über Ibsen: „Es ist nicht unsere Aufgabe, die Anschauungen Ibsens nach Maßgabe irgend eines ethischen Systems zu beurteilen; die Werke, in denen er sie niederlegt, sind Kunstwerke, und es handelt sich nur darum, ob die Ausprägung, welche sie dort gefunden, eine folgerechte, einheitliche und daher künstlerisch befriedigende gewesen ist."

Nun, auch die psychologisch-philosophische Betrachtung wird uns interessieren, wenn Lorenz hier neue Erkenntnis bietet. Anerkennung verdient seine Darstellung namentlich da, wo sie sich im wesentlichen darauf beschränkt, aus den Werken eines Dichters die Stellen herauszuschälen und in meist zweckentsprechender Ordnung dem Leser vorzuführen, die für die geistige Verfassung des Betreffenden am meisten charakteristisch sind, so bei Maupassant, auch bei Maeterlinck. Die eigenen Erläuterungen aber, die er hinzufügt, sind nicht immer befriedigend: oft sind sie nur überflüssige Wiederholungen, häufiger wortreiche Banalitäten. Ist wirklich etwas damit gesagt, wenn der „unerfreuliche Eindruck" der ersten Werke Hauptmanns darauf zurückgeführt wird, „daß sie beunruhigen, eine nervöse Stimmung, eine peinliche Unzufriedenheit im Betrachter hinterlassen"? Andererseits heißt es in Beziehung auf den „Fuhrmann Henschel", daß das naturalistische Kunstwerk

nicht erhebt und berauscht, aber glättet und besänftigt. (?) Mit welcher Behaglichkeit wird im Abschnitt über Liliencron ausgeführt, daß der Soldatenstand recht eigentlich zum Dichterberufe tauge! „Man verleihe dem Soldaten die Macht des Wortes, und er wird Gedichte formen." (?) Bei Dehmel wird das Thema: „Das Tier sucht Gott. Darin liegt das Problem Richard Dehmel" — mit ermüdender Breite erörtert, ohne vertieft zu werden. Oder ist es eine Vertiefung, wenn etwa Lorenz zum Schluß vorschlägt, man solle sich die Lebenslinie, auf der Dehmel hin- und hergleite, senkrecht gestellt denken: „An ihrem Fuße lauert das Tier. Dahin vermag Dehmel zu stürzen. Nun klettert er aufwärts, hoch und höher, so schwindelnd hoch, daß er sich im Höhentaumel schon bei Gott, in Gott, Gott dünkt. Auf der höchsten Höhe aber ist das gottsuchende Tier Dehmel in Wahrheit doch erst — der Affe Gottes, der nicht immer aller Possierlichkeit entbehrt." Ist mit solchen Worten wirklich etwas Wertvolles gesagt? Mit besonders warmem Gefühl tritt Lorenz für Sudermann ein; es scheint mir ein wenig auf Kosten Hauptmanns zu geschehen. Bei aller Anerkennung von Sudermanns hervorragendem — Lorenz sagt: riesigem — Können muß ich doch z. B. den Ausspruch für übertrieben halten: „Sudermann ist der Herr und Schöpfer seiner Figuren, während Hauptmann in gewissem Sinne ihr Sklave ist." Mit großem Vergnügen habe ich die Studie über Fontane gelesen, dessen Wesen der Verfasser liebevoll und mit manchem treffenden Wort charakterisiert.

Der Stoffkreis, den Lorenz' Buch umfaßt, findet sich zum Teil in einem Werke wieder, das auch sonst trotz aller Verschiedenheit der Auffassung und Ausdrucksweise Berührungspunkte mit jenem hat, in dem Sammelbande von Franz Servaes: „Präludien. Ein Essaybuch." (Berlin und Leipzig, Schuster & Loeffler, 1899, 414 S.) Der erste Teil des Buches ist der modernen Litteratur gewidmet. Auf den zweiten und dritten Teil, der Abhandlungen über neuere Maler und Betrachtungen über Bismarck enthält, kann hier nur kurz hingewiesen werden. Wie Lorenz ist auch Servaes mehr Psychologe als Aesthetiker. Ihm ist die Hauptsache, die geistige Physiognomie eines Dichters zu zeichnen, den Entwicklungsgang seiner Anschauungen und seines Gefühlslebens zu schildern; — wie es in der Einführung mit etwas Pose gesagt wird: Dem Kritiker „sind die Künstler im Grunde nichts anderes als Rohmaterial zur Ausübung seiner Kunst ... sie (die „Kritikerseele") arbeitet in Künstlerseelen. Frech, nicht wahr? Aber es ist ihr unbezwingbarer Trieb! Das feinste Material, das es giebt, ist ihr gerade eben fein genug, sich daran zu bethätigen. Euer Material, ihr Künstler — doch nun werd ich größenwahnsinnig! — ist ihr im Grunde noch zu grob." Aber neben den Reflexionen über das Werden und Wesen einer Künstlerseele bietet der Verfasser doch auch solche über ihr dichterisches Können und Schaffen. Und dies — es sei nochmals betont — ist denn doch die Hauptsache in der litterarischen Kritik.

Seinem Temperament nach ist Servaes von Lorenz völlig verschieden. In diesem steckt etwas vom Philister, in jenem ein Künstler. Von allen Büchern, die hier verzeichnet sind, zeigen die „Präludien" am wenigsten gelehrten Charakter. Die Sprache ist ganz im Gegensatz zu Lorenz alles andere eher als schlicht; sie ist je nach der Laune des Autors feierlich, volltönend, ausgelassen, voll wunderlicher Willkürlichkeiten und geräuschvoller Deklamation. Es finden sich Gedankenblitze, die volle Klarheit verbreiten, aber sie kommen selten zur Geltung, denn

sie sind meist umgeben von einem Brillantfeuerwerk blendender Phrasen. Servaes wird zu oft breit, schwülstig; er schädigt so selbst den Wert des Echten, das sein Werk besitzt.

Um „Präludien“ soll es sich in seinem Buche handeln: um Präludien der Kunst und um Präludien dessen, was über Kunst gesagt werden kann. Letzteres klingt sehr eitel; das erstere führt er mit feinen Worten so aus: Das Kunstschaffen unserer Zeit ist ein Vorspiel, dessen Klänge, weit entfernt, unsere Sehnsucht zu beschwichtigen, sie nur desto heller und glänzender entfachen, und nicht nur das Kunstschaffen unserer Zeit, sondern auch das aller Zeit. Jegliche Kunst, die nicht mehr über sich selber hinausweist, ist tot. Sie ist nicht eine Erfüllung, sondern eine Verheißung. Sie „will der erste Ausdruck einer kommenden Menschheit, einer sich entschälenden Seele sein.“

Die Poeten, denen Servaes seine Studien gewidmet hat, gehören außer Anzengruber alle der neuesten Zeit an: Liliencron, Holz, Schlaf, Dehmel, Scheerbart, Hauptmann. Der Verfasser weiß den Dichtern, mit denen er sich beschäftigt, die geheimsten Regungen nachzuempfinden. Diese Fähigkeit ist so groß, daß sie sich auch äußerlich im Stil offenbart: ein genau Beobachtender wird finden, daß Servaes häufig seine Ausdrucksweise der Individualität des Dichters, der ihm gerade als „Rohmaterial“ dient, anpaßt. Bei dem träumerischen Johannes Schlaf spricht er in leisen, verträumten Lauten, bei Dehmel gebärdet er sich dämonisch, schwülstig, bizarr, bei Scheerbart — den er doch wohl überschätzt — spürt man etwas von dessen höherem Blödsinn. In dem Essay über Hauptmann — von dessen Dramen „Einsame Menschen“ mit Recht für den hoffnungsvollsten Anfang erklärt werden — wird dem Dichter Schwächlichkeit und schwankende Ruhelosigkeit vorgeworfen. Servaes bleibt auch hier in gewisser Weise dem geschilderten Prinzip treu: auch sein Essay zeigt gelindes Schwanken und Halbheiten. Der Tadel, den der Verfasser gegen Hauptmann mit scharfen Worten ausspricht, verschwindet doch schließlich hinter einem liebevollen Lob: Hauptmanns Natur ist arm an Gehalt, durchsichtig, rätsellos, aber sie ist echt und ungespreizt, ernst und vornehm. „Sie ist liebenswert. Und beim deutschen Volke ist es noch stets die Hauptsache gewesen, daß es einen Dichter hat lieben können.“ Als besonders gelungen möchte ich den Aufsatz über Arno Holz bezeichnen. Man mag über letzteren als Aesthetiker und als Dichter urteilen, wie man will; aber mir scheint, daß es doch nicht geht — wie es meistens geschieht — ihn einfach als lächerliche Erscheinung aufzufassen, ohne daß man sich Mühe giebt, ein ernsthaftes Verständnis seiner Eigenart zu gewinnen. Bei Servaes wird man das finden. Er ist keineswegs ein begeisterter Lobredner des Dichters, aber er versteht ihn zu würdigen. Und das soll dankbar anerkannt werden.

Dem ganz modernen Impressionisten Servaes gegenüber mutet Gregor von Glasenapp, obwohl auch er zum Teil Probleme unserer Zeit behandelt, fast ein wenig altmodisch an. Das von ihm herausgegebene Buch, das den Titel führt: „Essays. Kosmopolitische Studien zur Poesie, Philosophie und Naturgeschichte“ (Riga, Jonck & Poliewsky, 1899, 481 S.) enthält verhältnismäßig nur wenig Aufsätze, die das Gebiet der Litteratur betreffen. Es ist im allgemeinen auf einen philosophischen Ton gestimmt und behandelt mit besonderer Ausführlichkeit ethische Probleme. „Die Grundlage der Sittlichkeit“, „die natürliche Grundlage der Civilisation“, „Duplicität in dem

Ursprung der Moral" und ähnliche Themata der Psychologie und Moral geben ihm das Gepräge. Der philosophische Standpunkt des Verfassers lehnt sich an Kant und Lotze an. Glasenapp ist ein ernster Denker; seine Ausführungen regen den Leser zum Nachdenken an, — das sich zuweilen wohl im Sinne des Widerspruchs geltend machen wird. Die Sprache zeigt eine gewisse Schwerfälligkeit und Umständlichkeit.

Unter den sich mehr dem Gebiete der Litteratur nähernden Essays nimmt eine Abhandlung über Friedrich Nietzsche und Leo Tolstoj den ersten Rang ein. Glasenapp giebt eine gute Entwicklung ihrer Moralsysteme und zeigt mit Geschick das Wesentliche in den Gedankenreihen dieser Philosophen, die, beide von Schopenhauer stark beeinflußt, beide bei genauer Bekanntschaft von der modernen europäischen Kultur abgestoßen, an Stelle dieser neue, unter sich entgegengesetzte Ideale aufstellen. Was Glasenapp an rein litterarischen Gegenständen behandelt, bestätigt, daß das eigentlich Aesthetische ihm ferner liegt. Er hält sich mehr an die sprachliche, äußere Form einer Dichtung, ohne zu dem künstlerischen Kern vorzudringen. Mit besonderer Sorgfalt erörtert er die Kunst der poetischen Uebersetzung. Vielleicht hätte der Verfasser besser gethan, nicht so verschiedenartige Themata in demselben Bande zu vereinigen. Das Werk erhält dadurch den Charakter des zufällig Zusammengefügten, dem es an rechter Einheitlichkeit fehlt.

Zum Schluß sei hier eine Monographie von Dr. Bernhard Maydorn erwähnt, in der „Wesen und Bedeutung des modernen Realismus" behandelt werden. Der Verfasser erörtert und bekämpft die wesentlichen Charakterzüge des modernen Realismus oder besser Naturalismus, so die sorgsame Berücksichtigung des „Milieus", das Verweilen beim „Gemeinen und Niedrigen", die „unbefriedigenden Schlüsse" realistischer Kunstwerke, die sprachliche und stilistische Form dieser Werke. Sein Standpunkt dürfte im allgemeinen mit dem von Lorenz zusammenstimmen, nur daß seine Darstellung klarer ist. Das Urteil über die realistische Richtung ist im allgemeinen ablehnend; Lob wird ihr nur in sehr bedingter Weise gespendet. Bedenklich erscheint es, wenn der Verfasser an einer Stelle äußert: „Vorläufig ist uns der Realismus den Beweis dafür schuldig geblieben, daß der ästhetische Bildungsdurchschnitt einer ganz andern Grundlage bedürfe." Soll man wirklich bei der Aufstellung ästhetischer Ideale vom Durchschnittsmenschen ausgehen? Eine Daseinsberechtigung schreibt Maydorn dem Realismus nur insofern zu, als er notwendig zu einer entgegengesetzten Strömung führen müsse — ähnlich wie bei den Pendelbewegungen einer Uhr — und so die Entwicklung der Kunst fördere, „bis das Pendel völlig zur Ruhe kommt", d. h. eine neue Klassizität angebahnt wird. Das Büchlein vermag manche Anregungen zu geben. Es scheint mir aber doch seinen Gegenstand viel zu einseitig aufzufassen, insbesondere wenn der Verfasser da, wo nicht idealistische Prinzipien walten, tendenziöse Absichten bemerken will. —

Inzwischen kehrt sich die Kunst selbst weder an idealistisch, noch an realistisch gesinnte Kritiker. Sie hat längst die Plattheiten des radikalen Naturalismus überwunden und strebt, auf unsicherem Wege tastend, wieder zu Sonnenhöhen empor.

Dr. **H. Brömse.**



Zur Psychologie des Pessimismus.

Daß die Berechtigung solcher Weltanschauungen, wie sie Pessimismus und Optimismus repräsentieren, nicht in wissenschaftlich-exakter Weise dargethan werden kann, wird heute von jedem Einsichtigen zugegeben. Fragen wie die: ob die Welt im ganzen gut oder schlecht, die beste oder aber die schlechteste aller möglichen Welten sei, ob ihre Existenz besser wäre als ihr Nichtsein, u. dgl. lassen sich nicht mit zureichenden Gründen beantworten. Durch Statistik festzustellen, ob etwa die Summe der Unlust, des Schmerzes in der Welt oder auch nur auf Erden die Menge der Lust überwiegt, wird niemals gelingen, schon deshalb, weil die Qualität von Gefühlen, und um solche handelt es sich hier, der Berechnung nicht zugänglich ist. Die Thatsachen lehren bloß, daß es in der Welt zweierlei giebt: Dinge, die uns Menschen als gut, vernünftig, vollkommen erscheinen, und solche, die von uns als schlecht, böse, unvernünftig und unvollkommen gewertet werden. Alle diese Werte sind als solche Produkte von Wertungen, d. h. von Urteilen, die aus der Art und Weise, wie der Mensch seinen Erlebnissen gegenüber reagiert, entspringen, die aber menschlich bedingt, relativ sind.

Das Verhalten des Menschen bezüglich dieser Wertung der Dinge kann nun ein verschiedenes sein. Die Regel ist, daß Lust und Leid, Gutes und Böses jedes in seiner Art, empfunden wird, ohne daß über den Wert des Daseins als solchen reflektiert wird, was nicht hindert, daß man im einzelnen Kritik am Laufe der Dinge übt. Es giebt nun aber Naturen, die mit einer Art Sinn für bestimmte Seiten des Geschehens und Seins begabt sind, die entweder geneigt sind, alles und jedes als gut zu werten, oder im Gegenteil überall ein Uebel zu finden. Die einen sind die Optimisten, die anderen die Pessimisten. Wie es mannigfache Abarten beider Auffassungen giebt, so sind auch die Ursachen und Motive, die zu ihnen führen, nicht bei jedem dieselben. Von dem flachen Optimismus desjenigen, der die Schattenseiten des Daseins nicht bemerkt oder nicht bemerken will, weil es vielleicht gerade ihm so recht „gut geht", unterscheidet sich der philosophische Optimismus eines Leibniz, den allerdings eine glückliche Lebensführung nebst einer besonderen Anlage dazu disponiert, der aber an der Thatsache des Uebels und Bösen nicht achtlos vorübergeht, sondern sie, gestützt auf den Glauben an eine göttliche Weltordnung, als integrierendes Element des Kosmos zu erklären sucht.

Der Pessimismus in seiner extremeren Form — er findet sich bekanntlich schon im Buddhismus und im biblischen „Koheleth" — ist durchaus keine neue Erscheinung; aber es ist nicht zu leugnen, daß er in den letzten Jahren sich nicht mehr, wie es meist der Fall war, auf bestimmte, wenige Individuen als Ausnahmen beschränkt, sondern ziemliche Verbreitung erlangt hat. Eigentümlich ist dabei, daß er weniger in der philosophischen als in der belletristischen Litteratur zum Ausdruck kommt. Dies mag besonders zwei Gründe haben. Erstens treten die dichterischen Naturen dem wirklichen Leben meist näher als die philosophischen, sie fühlen sich mehr in das beobachtete Leid hinein, während die Philosophen, nach möglichster Objektivität strebend, zwar nicht unempfindlich gegen das vorgefundene Schlechte und Böse sind, es aber, wenigstens theoretisch, leichter „sub specie aeternitatis", d. h. als im Wesen der Dinge begründet betrachten lernen.

Der zweite Grund ist, daß bei dem Dichter die Phantasie eine größere Rolle spielt als beim Philosophen, so daß die Gefahr der Uebertreibung nahe liegt. Forschen wir nun nach der Ursache pessimistischer Anwandlungen zu bestimmten Zeiten, so zeigt es sich, daß einerseits gewisse objektive, ökonomische, soziale, politische und andere Kulturverhältnisse dazu den Anlaß geben, andererseits aber Individuen auftreten, welche die Uebelstände verschiedener Art ganz besonders scharf sehen und besonders intensiv empfinden. Sie verleihen ihren Stimmungen besonders starken, lebhaften Ausdruck und erwecken in anderen, ähnlich gearteten Naturen die gleiche Stimmung. Von den Leuten, die dann nur aus Modesucht den Pessimismus „mitmachen", wollen wir ganz absehen.

Wie man auch über den Pessimismus denken mag, eins ist sicher, daß er nämlich eine psychologisch wichtige und interessante Erscheinung ist. Das Problem, das sich uns hier darbietet, ist: welche psycho-physischen Dispositionen, welche Erlebnisse und welche Charakteranlagen zeitigen eine pessimistische Welt- und Lebensansicht? Das Verständnis des Pessimismus hängt aufs engste mit der Aufzeigung seiner Grundlagen zusammen. Die Analyse einer pessimistischen Seele, die dies ermöglicht, wird nun dadurch noch fruchtbringender, daß Vergleiche mit anderen ähnlichen Naturen herangezogen werden; indem so das allen Gemeinsame sich herauskrystallisiert, erhalten wir die Psychologie des Pessimisten und des Pessimismus in einem. —

„Schopenhauer. Hamlet. Mephistopheles. Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismus"*) betitelt sich ein jüngst erschienenes Buch, das den bekannten Berliner Philosophen F r i e d r i c h P a u l s e n zum Verfasser hat. Diese Aufsätze, die (1882, 1889, 1899) alle in der „Deutschen Rundschau" publiziert wurden, sind äußerlich unabhängig voneinander, aber doch „mit Beziehung aufeinander gedacht und ausgeführt". Auch der im Anhang angefügte Aufsatz „Das Ironische in Jesu Stellung und Rede" dient dazu, „das Wesen der in Rede stehenden Erscheinung durch Aehnlichkeit und Gegensatz zu erhellen".

In scharfsinniger Weise analysiert Paulsen die Charaktere der drei Pessimisten Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles. Jeder von ihnen trägt seine Besonderheit an sich, es sind scheinbar Naturen, die wenig miteinander gemein haben. Und doch, sieht man genauer zu, so entdeckt man die große innere Verwandtschaft zwischen dem Philosophen, dem Prinzen und dem Teufel.

„Gemeinsam ist ihnen die Gabe des Hellsehens; vor allem haben sie einen durchdringenden Scharfblick für die Kehrseite der menschlichen Dinge, die sich unter der Decke des schönen Scheins verbirgt. Gemeinsam ist ihnen die Lust, womit sie die Decke wegziehen und die Wirklichkeit in ihrer Blöße zeigen. Der Geist und Witz, womit sie, jeder in seiner Art, diese ihre zur Kunst ausgebildete Gabe üben, macht sie zu Virtuosen der Medisance. Gemeinsam ist allen dreien endlich der Mangel an Liebe, jener schonenden, tragenden, barmherzigen Liebe, die nicht auf das Böse, sondern auf das Gute blickt, die überall nach Möglichkeit zum Besten kehrt, die auch noch in der Verkommenheit die menschliche Seele sieht und sucht. Und dieser Mangel an Liebe geht mit dem Mangel an Glauben zusammen: die Menschen taugen aus dem Grunde nichts, darum keine Mühe mit ihnen verlieren!" „Auf der andern Seite werfen die drei Gestalten Licht

*) Berlin, Verlag von Wilhelm Herz, 1900.

aufeinander durch ihre Verschiedenheit. Schopenhauer und Hamlet sind Menschen, Mephistopheles ist ein Teufel. Er liebt das Gemeine und Böse als solches. Jene dagegen hassen und verabscheuen im Grunde ihres Wesens das Gemeine und Böse. Doch haben sie beide auch wieder ihre Freude daran, sofern es nämlich ihre Theorie bestätigt und ihre Kunst zu üben Gelegenheit bietet."

Eine Weltauffassung wie der Pessimismus beruht darauf, daß das Individuum seine Lebenserfahrungen verallgemeinert, auf das Ganze des Daseins überträgt. Diese Erfahrungen sind die objektive Grundlage des Pessimismus, d. h. es würde niemand dazu gelangen, wenn ihm nicht wirklich Schlechtes und Böses entgegengetreten wäre. Aber schon das Vorfinden dieses Schlechten und Bösen, das bloße Erleben desselben ist stark subjektiv begründet. Erstens erscheint so manches dem einen als schlecht, was vom andern einfach als Thatsache hingenommen oder gar als gut gewertet wird. Zweitens aber liegt es von vornherein in der Natur eines Menschen, ob er für Schlechtes und Böses besonders empfindlich ist oder nicht, in dem Sinne, daß er mehr oder weniger davon berührt wird und es empfindet; der eine hat ein besonderes Auge dafür, der andere nicht, der eine wittert schon a priori überall Schlechtes, der andere tritt mit mehr Passivität oder sogar mit einer Art Vertrauen an die Dinge heran. Nun sind die Anlagen, die eine pessimistische Grundstimmung in einem Menschen hervorrufen, zugleich meist von der Art, daß sie einer glücklichen, zufriedenen Lebensführung im Wege stehen, nicht bloß dem subjektiven Gefühle nach, sondern auch dadurch, daß die Schicksale, die Lebensstellung des Individuums in irgend einer Richtung davon unglücklich tangiert werden können. Das ist z. B. bei Schopenhauer, aber auch bei Hamlet, ja auch bei Mephistopheles der Fall. Keiner von ihnen ist im stande, wirkend und handelnd, lebens- und kraftvoll sich zu bethätigen.

Schopenhauer zieht sich in die Einsamkeit eines rein kontemplativen Lebens zurück, seine übergroße Empfindlichkeit gegen sinnliches Leiden, gegen alles, was sein hohes Selbstgefühl verletzt, sein Mißtrauen und seine Geringschätzung der Menschen, die Heftigkeit seines Naturells, ferner eine „allgemeine unbestimmte Angst vor irgendwelchen Fährlichkeiten" nötigen ihn förmlich dazu. Andererseits befähigt ihn sein scharfer, durchdringender, intuitiver Verstand, seine inneren Erlebnisse zu objektivieren, sie in Begriffe zu bringen, das empfundene Leid am Dasein philosophisch zu gestalten. „Die Intelligenz spiegelt in diesem Stück den Willen und die Gefühlszustände in Form allgemeiner Urteile wieder," sagt Paulsen treffend. Schopenhauers Ethik besonders zeigt den Zwiespalt in seiner Natur, zwischen seinem ursprünglich aufs Sinnenleben gerichteten Willen und seinem intellektuell-ethischen Wesen; in ihr bekundet sich das „Gefühl der Erlösungsbedürftigkeit von sich selbst." Die Neigung zur düsteren Lebensansicht („Dyskolie") hat er von seinem Vater geerbt, der stets eine trübe Gemütsstimmung besaß, ja in der letzten Zeit seines Lebens Anwandlungen von Geistesstörung zeigte, mit denen vielleicht sein gewaltsamer Tod zusammenhängt. Wenn K. Fischer in seinem vorzüglichen Schopenhauerwerke bemerkt, Schopenhauer habe es zwar mit dem Pessimismus ernst gemeint, aber zugleich doch mit „Seelenvergnügtheit" dargestellt, was er an Schlechtem und Bösem gesehen, so dürfte Paulsen die Sachlage doch richtiger beurteilen: „Der Druck des Lebens lag wirklich schwer auf diesem Gemüt, vor allem in den Jugendjahren, in denen seine Gedanken sich bildeten; und daß er dabei allerlei Freuden mitnahm, wie er die Alters-

genossen sie genießen sah, das verschärfte ihm die Bitterkeit der Empfindung: sie setzten ihn in seinen eigenen Augen herab. Auch daran ist kein Grund zu zweifeln, daß der Jammer fremden Elends, wie es berichtet wird, ihn so lebhaft erfaßte, daß ihm dadurch eigene Freude vernichtet wurde. Eine ungemein lebhafte Phantasie kam der natürlichen Neigung, sich in das Widrige zu vertiefen, dabei entgegen." Allerdings ist zuzugeben, daß die geistige Verarbeitung, ja schon die Betrachtung des Leids als solche, ihm einen ästhetisch-intellektuellen Genuß verschafft haben mag, was ja psychologisch allgemein begründet ist; auch wirkte für ihn, wie für jeden anderen, die Einsicht in die Notwendigkeit des Leidens „schmerzstillend und befreiend". Es ist also die Freude an intellektueller Wirksamkeit durchaus kein Widerspruch mit dem Pessimismus; nur das ist richtig, daß Schopenhauer, wäre er nicht so verbohrt in seine Theorie gewesen, das Dasein nicht als gar so sehr unerträglich beurteilt hätte.

Wenden wir uns nun zu Hamlet. Paulsen stellt die Ansicht auf, daß der Dichter in Hamlet „einen abnormen Charakter mit einem abnormen Verhalten geschildert hat und hat schildern wollen". „Das berühmte Zaudern beruht nicht auf vernünftiger Erwägung des Zweckmäßigen oder auf einem Uebermaß sittlicher Bedenklichkeit, sondern auf einem ans Krankhafte grenzenden Seelenzustand." Das vorwiegende Element in seinem Wesen ist Widerwille, Verachtung, Ekel. Er ist nicht geisteskrank, aber doch „in einem Zustand seelischer Gestörtheit". „Vor allem ist die Fähigkeit normaler Entschließung und Durchführung des Entschlusses beeinträchtigt." Er leidet an plötzlichen Stimmungsschwankungen, an einem „Mangel rechter Willensbestimmtheit, von dem die ganze Wesensstörung ausgeht". Seiner ganzen Anlage nach ist er überhaupt eine mehr sensible als aktive Natur. „Wie eine Eiterbeule, die sich nach innen entleert und Zerstörungen anrichtet, so entladet sich sein Widerwille über das, was er sieht und erlebt, nicht nach außen in kräftigem Zorn und Haß, die zum Handeln antreiben, sondern in widrigen Gefühlen und Vorstellungen nach innen. In dieser Verfassung trifft ihn das Gebot des Geistes. Und nun tritt der seltsame innere Krankheitszustand in seinem seltsamen Verhalten sichtbar zu Tage."

Paulsen giebt selbst zu, daß damit nicht alle Seiten des schier unergründlichen Hamletcharakters aufgedeckt sind, glaubt aber, und wir geben ihm darin recht, den Grundzug in der Natur des Dänenprinzen erhellt zu haben. Hamlet besitzt einen lebhaften Erkenntnistrieb, reizbaren Wahrheitssinn, Neigung zu bitterer Kritik gegenüber aller Art von Unwahrheit, einen scharfen Blick für die Schwächen der Menschen, Begabung zur Satire, alles getragen von einem starken Selbstgefühl. Er „sieht und sagt die Dinge, die sind. Er ist ein Hellseher und Wahrsager", schonungslos verfährt er in seiner Kunst des Entlarvens, die er geradezu mit Lust ausübt, denn „sie verschafft ihm die einzig kleine Erleichterung von dem ungeheuren Druck, womit Ingrimm, Widerwille und Verachtung auf seiner Seele lasten". Bei seiner tiefen Unseligkeit wühlt er mit grausam-schmerzlicher Wollust" in seinem Innern. Infolge seiner Anlagen, seines Temperamentes kann er „das rechte Verhalten zum Bösen nicht finden; statt es rüstig anzupacken und zu bekämpfen, wendet sich bei ihm die ganze Energie der Seele auf seine Ausspähung, Bloßstellung und Beschimpfung". So kommt ihm auch der Gedanke, den Narren zu spielen, dann „kann er alle Welt zum Narren machen, kann jedermann Bosheiten sagen und die Schuldigen mit allerlei An-

deutungen bis aufs Blut peinigen". Wie er dies thut, ist ja zur Genüge bekannt, nicht minder der Ekel vor sich und den Menschen, den er ständig bekundet.

Schopenhauer legt ein gutes Stück seines eigenen Seins in seine Weltanschauung hinein, in noch größerem Maße Hamlet; bei beiden ist der Pessimismus die Spiegelung bestimmter Strömungen des Gemüts- und Willenslebens. Doch ist keiner von ihnen eine böse Natur, auch haben sie nicht Lust am Bösen als solchem, höchstens befriedigt sie in gewissem Maße das Bewußtsein, es zu durchschauen, und zwar zeigt sich dieser Zug bei Hamlet schon stärker als bei Schopenhauer. Mit beiden teilt nun Mephistopheles, der „Geist, der stets verneint", die negative, zersetzende Thätigkeit, zu der ihn sein scharfer, durchdringender Verstand auf die vollkommenste Weise befähigt. „Das intellektuelle Zu-nichte-machen der Dinge ist nie mit größerer Kraft und Kunst geübt worden als von Mephistopheles." Er vertritt die „Philosophie des skeptischen Nihilismus". Ueber alles ist er erhaben, nichts ist ihm heilig, alles fällt seinem Spotte anheim, schließlich auch er selbst, indem er sich mit ironischem Hohne überschüttet. Aber er sieht nicht nur das Böse und Gemeine, er ist gemein und macht gemein. Die Lust am Gemeinen ist sein innerstes Wesen; eine cynische, kalt-freche Natur, sucht er überall das Widrige hervor, er hegt keinen Glauben an das Gute, da er stets nur sich, seinen Charakter und seine Wirkungsweise wiederfindet. „Mit boshafter Lust zerrt er, was ihm die wahre Natur des Menschen ist, unter der Decke des schönen Scheins hervor." Bei all seiner teuflischen Freude am Zerstören ist er doch im ganzen ohnmächtig, denn nur die Liebe ist schöpferisch, und ihm, wie den anderen Pessimisten: Schopenhauer und Hamlet, fehlt sie. Die Liebe zum Menschen, die bei aller Einsicht in die Nichtigkeit irdischen Daseins und in die Schwächen menschlicher Seelen bestehen bleibt, eine Liebe, wie sie in höchster Fülle Jesus hatte.

Eine mephistophelische Ader liegt fast in jedem Menschen. Und das ist gut, denn nichts ist ärger als das „laissez faire, laissez aller". Noch mehr: das Auftreten pessimistischer Naturen, in denen diese Ader viel stärker eingegraben ist, ist nicht ohne theoretischen Wert. „Die beiden entgegengesetzten Theorien des Optimismus und Pessimismus können . . als ein mit Begriffen angestelltes Experiment angesehen werden: wenn bloß die eine Art von Gefühlen und Bestrebungen in der menschlichen Natur vorhanden und wirksam wäre, wie würde sich dann das Leben gestalten? Und wie würde das Urteil über Menschen und Leben ausfallen?" „Wir gewinnen so hypothetische Formeln, welche die analysierende Betrachtung der Dinge erleichtern." Der Pessimismus lehrt, das ist nicht zu leugnen, da, wo er ernst gemeint ist, schärfer sehen und tiefer fühlen, er wirkt aufrüttelnd und heilsam. Aber er hat auch seine Gefahren, besonders für die Jugend, wenn sie, wie es die Ueberkultur unserer Zeit oft mit sich bringt, ohnehin schon skeptisch oder blasiert ist, er raubt den letzten Rest jenes Idealismus, der gerade für den Kampf ums Dasein und für das Ertragen der Uebel des Lebens so wertvoll erscheint, und der in den Worten liegt, die der große Lebenskünstler Goethe dem jungen Schopenhauer ins Stammbuch schreibt:

„Wonach soll man am Ende trachten?
Die Welt zu kennen und nicht zu verachten."

Ebensowenig wie die „Richtigkeit", läßt sich die „Unrichtigkeit" des Pessimismus beweisen. Aber die psychologische Analyse enthüllt uns seine Ursachen

und Motive, sie lehrt uns, ihn begreifen und damit fast schon überwinden, ihn auf das richtige Maß zurückführen. Statt ihm objektive Giltigkeit zuzuerkennen, sehen wir nun in ihm nur den Ausdruck subjektiv-individueller Tendenzen, neben denen andere ebenso berechtigt erscheinen. Und zu dieser Erkenntnis leistet die Paulsensche Schrift, die sich durch eine stattliche Zahl feiner Bemerkungen, sowie durch ihre elegante Darstellungsweise auszeichnet, einen hervorragenden Beitrag.

Dr. **Rudolf Eisler.**



Frauenbilder aus der neueren deutschen Litteraturgeschichte. Von Otto Berdrow. Mit 11 Bildnissen in Lichtdruck. 2. veränderte und vermehrte Auflage. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer, 1900. Preis brosch. Mk. 6.—, geb. in Leinwd. Mk. 7.—, in Halbfrz. Mk. 8.—.

Die Art Berdrows, das Lebens- und Charakterbild bedeutender Frauen auf wenig Seiten lichtvoll darzustellen, ist den Türmerlesern durch die Aufsätze über die Rahel (Jahrg. II, Heft 5) und Emilie Reinbeck, die mütterliche Freundin Lenaus, (Jahrg. II, Heft 12) bekannt. Solcher Studien, nur noch ausgeführter, aber doch so knapp und gerade nur das Interessanteste und Charakteristischste, besonders aber auch das Rein-Stoffliche berücksichtigend, daß sie sich fast wie Novellen lesen, hat Berdrow ein Dutzend zu einem stattlichen Bande zusammengefaßt, der jetzt, um zwei weitere Charakterbilder vermehrt, in zweiter Auflage erscheint. Ein Buch, das in dreifacher Hinsicht wertvoll ist: wer lediglich auf Unterhaltung aus ist, findet ihrer genug in diesen Lebensläufen, nur feinsinnigerer Art, als es in den erdichteten Menschengeschicken der Fall ist, und anteilerweckender, weil es sich zugleich um die Herzensgeschichten unserer Großen des Geistes handelt. Wer Seelenproblemen eigenster Art nachzugehen liebt, findet darin so seltsame, wie sie kein psychologischer Grübler aufgeben kann: Lenaus Melancholie und ganze unglückselige Gemütsanlage fangen wir an zu begreifen, da wir die Persönlichkeit und die schweren Schicksale seiner Mutter Therese von Niembsch kennen lernen, und vollends nachdem wir uns in den widerspruchsvollen Charakter einer Sofie Löwenthal vertieft haben. Welch ein psychologisches Rätsel giebt uns das Verhältnis Grillparzers zu Kathi Fröhlich, seiner „ewigen Braut“ auf! Wie tritt uns die Menschlichkeit Lessings, den wir als scharfen, streitbaren, kühlkritischen Kopf zu betrachten gewöhnt sind, nahe durch das schöne Charakterbild Eva Königs, die er sich so schwer erkämpft hat. Da wird der alte Johann Heinrich Voß vor uns jung im Werben um seine Ernestine, die ihm zukunftsfreudig in eine mehr als bescheidene Häuslichkeit folgt. Lotte Schiller, Susanna von Klettenberg, Bettina von Arnim, Minchen Herzlieb, Charlotte Diede, Emma Uhland, Charlotte Stieglitz, Henriette Paalzow, Marie Behrends — sie alle bieten dem Psychologen in ihren Beziehungen zu den Männern, deren Frauen oder Freundinnen sie geworden sind, die feinsten Probleme. Und indem von ihnen manch heller Lichtreflex auf Wesen und Werden jener Dichter und Denker fällt, werden uns auch an diesen mancherlei Gemütszustände und Entwicklungsphasen klar, die uns sonst im Dunkel blieben; und deshalb wird auch der Litterarhistoriker bei Berdrows Buch auf seine Kosten kommen, dessen Wert noch durch die beigegebenen schön ausgeführten Porträts erhöht wird.

S.





Wege und Ziele der Völkerkunde.

Am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, als eine alte Kultur zusammenbrach und alles ins Wanken geriet, beherrschte eine ganz eigenartige Stimmung die meisten Gemüter; je widerwärtiger die Gegenwart war, um so sehnsüchtiger wandte man sich den Vertretern der anscheinend reinen und ursprünglichen Gesittung zu, wie sie damals besonders auf den polynesischen Inseln den europamüden Seefahrern erschienen. Cook und seine Begleiter, dann vor allem der begeisterte Georg Forster schwuren darauf, diese unschuldigen Naturkinder, beneidenswert allein schon um ihrer Naivetät willen, seien auch in Gesinnung ihren verlogenen und überkultivierten Zeitgenossen bei weitem vorzuziehen, und auf diesem fruchtbaren Nährboden entstand die bekannte, auch vielfach in der Dichtkunst verklärte Legende von dem edlen Wilden. Dieser liebenswürdige Traum ist jetzt zerflossen; man braucht durchaus nicht Anhänger einer gewissen hartherzigen Auffassung und Richtung in der modernen Völkerkunde zu sein, die in dem Naturmenschen nur, wie der drastische Ausdruck lautet, eine äußerst begabte Bestie erblickt, aber anderseits haben die Thatsachen doch zu unwiderleglich gesprochen, als daß man noch jene sentimentale Anschauung, wenigstens allgemein, festhalten dürfte. Oft genug haben Reisende ihre Vertrauensseligkeit bitter bereuen müssen, so, um nur einen Fall zu erzählen, Joh. Wilh. Helfer, der bei seinem Besuch auf den Andamanen in sein Tagebuch eintrug: Das also sind die so gefürchteten Wilden, — vierundzwanzig Stunden später hatten ihn die gepriesenen Naturkinder erschlagen. Schärfere Beobachtungen haben uns, wie gesagt, gezwungen, der Herrschaft der Stimmungen und bloß subjektiver Eindrücke zu entsagen und uns zunächst auf die Sammlung eines möglichst authentischen Materials zu beschränken, ehe wir uns auf ein umfassendes Urteil über den Charakter der Naturvölker als solchen einlassen. Es leuchtet nämlich außerdem von selbst ein, daß bei diesem Sammelbegriff verschiedene Sonderungen und Unterschiede zu machen sind, und daß schwerlich alle Rassenmerkmale und anderweitige typische Eigenschaften ohne weiteres durch eine ganz generelle Schilderung ausgelöscht werden dürfen. Mag der bekannte Ethnograph K. v. d. Steinen im zentralbrasilianischen Urwald auch noch eine völlige Idylle bei den Bakairi erlebt haben, die in der That noch völlig naiv und unschuldig gewesen sein müssen, so wäre es anderseits äußerst voreilig, dies Bild z. B. auf die Niam-Niam oder auf die Dajaken übertragen zu wollen. Untersuchen wir daher zunächst, was

sich heutigestags die Wissenschaft unter den Naturvölkern vorstellt, um dann einzelne besonders wichtige Probleme in der verschiedenartigen Beleuchtung hervorragender Forscher zu charakterisieren.

Wenn wir eine solche Umfrage anstellen, so müssen wir in erster Linie uns bei dem Nestor der modernen Ethnologie, bei Adolf Bastian erkundigen, ohne dessen rastlose Thätigkeit diese Wissenschaft überhaupt noch nicht aus dem früheren Stadium einer interessanten Kuriositätenjagd herausgekommen sein würde. Er hat schon vor fünf Decennien, als es sich erst um die äußeren Umrisse für den Bau handelte, neben der unerläßlichen Forderung des zu beschaffenden Materials mit Nachdruck den maßgebenden psychologischen Gesichtspunkt betont, der erst aus dem Rohstoff eine wirkliche Erkenntnis des inneren Zusammenhangs schaffen kann. Wollen wir somit dem Charakter der Naturvölker gerecht werden und uns jeglicher subjektiven Beurteilung enthalten, sei sie nun optimistisch oder pessimistisch, so müssen wir durch eine behutsame Zergliederung der wirksamen Motive ein Verständnis ihrer Anschauungen zu gewinnen suchen. Für ihr gesamtes geistiges Leben ist aber die Phantasie gegenüber dem nüchternen Denken das herrschende Organ, — daher die schrankenlose Naturbeseelung —, weshalb man auch wohl der mechanischen Weltanschauung ihren Animismus gegenübergestellt hat. Von diesem psychologischen Grundsatz aus hat Bastian von einer Tyrannei des Unbekannten gesprochen, der der Wilde durchweg unterworfen sei. Er sieht es überall um sich, aus jedem Naturgegenstand hervorblickend, er wagt keinen derselben zu berühren; selbst die Pflanze, die als Nahrung zur Lebenserhaltung notwendig ist, darf nur unter sühnenden Ceremonien gepflückt werden. Nur dem Menschen gegenüber wird der Mensch nichts von jener Scheu des wunderbar Unbekannten fühlen, das ihm sonst aus jedem Naturgegenstand entgegenstarrt. Ein Fremder, ein fernher Zugereister mag auch hier durch seine außergewöhnliche Erscheinung schrecken und, wenn er dem Giftpfeil entgeht, Verehrung empfangen, aber im Kreise der Bekannten fällt das in diesem Ausnahmefall mitwirkende Item des Fremdartigen fort. Nur mit Seinesgleichen verkehrt der Mensch, solange keine Rangunterschiede gegliedert sind, unceremoniell; seine eigene Persönlichkeit ist ja das Einzige in der ganzen Weite der überall unbekannten und unverständlichen Natur, das ihm vertraut ist. (Beiträge zur vergl. Psych. S. 10.) So entsteht in ganz organischer Weise aus diesem Spiegelbild seines eigenen Bewußtseins die unendliche Schar der Geister, welche alle Naturgegenstände beleben und erhalten — der Animismus, die Beseelung der Außenwelt, wie sie in verschiedenen Farben, bald bunter und krasser, bald feiner abgetönt, die Mythologie aller Völker füllt, ist fertig. Auch die Religion, die anfänglich mit der Mythologie eng verbunden ist, zeigt denselben Zug, schon deshalb, weil sie auch dem tief in der menschlichen Brust wurzelnden Kausalitätstrieb entgegenkommt. Diesem Bedürfnis, sagt deshalb Fr. Ratzel, entspricht die Neigung, alle Naturerscheinungen zu beseelen oder selbst zu vermenschlichen, indem man ihnen eine Seele beilegt, die einmal ihre eigenen Bewegungen und Veränderungen, dann aber auch ihre Beziehungen zur näheren und ferneren Umgebung leitet. Die Dajaken legen der Pflanze eine Seele wie dem Menschen bei: verfault der Reis, so ist seine Seele ganz weg; aber er kann, der Leiche gestreut, ins Jenseits folgen, dort wieder körperlich werden und zur Nahrung dienen. (Völkerk. I, 39.) Aber noch nach einer anderen Seite ist die Bezeichnung der Naturvölker charak-

teristisch, weil sie nämlich ganz und gar unter dem Zwang der Natur stehen (auch vor allem wirtschaftlich) und es noch nicht gelernt haben, sich, wie wir, zu einer selbständigen Haltung emporzuarbeiten, und auch hier dürfen wir wohl dem letzt genannten Gewährsmann beistimmen, wenn er erklärt: Die Kultur ist Naturfreiheit nicht in dem Sinne der völligen Loslösung, sondern in der vielfältigen, breiteren und weiteren Verbindung. Der Bauer, der sein Korn in die Scheune sammelt, ist vom Boden seines Ackers ebenso abhängig letzten Endes wie der Indianer, der im Sumpfe seinen Wasserreis erntet, den er nicht gesät hat; aber jenem wird diese Abhängigkeit minder schwer, weil sie durch den Vorrat, den er weise genug war zu sammeln, eine lange Fessel ist, die nicht so leicht drückend wird, während diesem jeder Sturmwind, der die Aehren ins Wasser schüttelt, an den Lebensnerv rührt. (a. a. O. S. 13.) Aber auch nach einer anderen Seite bedarf die gewöhnliche Ansicht einer Verbesserung; man hatte eine Zeitlang in manchen Naturvölkern, die, wie man sich noch dazu einbildete, von allen Krankheiten unberührt seien, gewisse Idealgestalten zu sehen geglaubt, die jederzeit die fehlenden Modelle griechischer Statuen ersetzen könnten. Genauere Untersuchungen der Anatomen und Anthropologen (wir erwähnen Fritsch, Virchow, J. Ranke u. a.) haben ergeben, daß auch hier mindestens große Uebertreibungen mit unterlaufen, so daß sich z. B. Ranke unter normalen Verhältnissen (d. h. wo nicht irgend eine Verkümmerung eingetreten ist) in dem Kampf zwischen Kultur- und Naturform unbedenklich für die erstere entscheidet. Das Kulturleben, schreibt J. Ranke, dieser ausgezeichnete Anthropologe, wirkt verbessernd, namentlich auf das Volumen und damit auf die Momentleistungsfähigkeit der Organe, das Naturleben dagegen steigert, wie es scheint, in Verbindung mit der geringen Ausbildung des Volumens der Organe, deren zähe Ausdauer (Der Mensch II, 101). Wenn wir nun auch durchaus nicht die vielen abschreckenden Züge im Leben der Naturvölker verkennen wollen (die völlige Geringschätzung des Lebens mit all ihren verhängnisvollen Folgen, wie Kinder- und Greisenmord, Kannibalismus, Menschenopfer, die ewigen Fehden, die sittliche Unzuverlässigkeit, die furchtbare Rohheit und entsetzliche Grausamkeit u. s. w.), so ist es doch auf der andern Seite wieder übereilt, wie das gelegentlich geschehen, dort fast tierische Zustände zu sehen und uns in diesem wohlgefälligen Gefühl zu dem gefährlichen Dünkel verleiten zu lassen, es so herrlich weit gebracht zu haben. Es darf wohl als zweifellos bezeichnet werden, daß der vielgerühmte Begriff der Entwicklung vollends auf das Völkerleben seine Anwendung findet, und daß somit in manchen Beziehungen die Naturvölker die untersten Stadien desjenigen Zustandes darstellen, den wir selbst (wir Germanen z. B., wie Schiller nicht unrichtig sagt, zur Zeit des Tacitus) früher durchlebt haben. Gerade hierin bezeugt sich thatsächlich die oft nur gedankenlos als Phrase bezeichnete geistige Einheit des Menschengeschlechts, und nur deshalb sind wir ja auch nur im stande, jene sonst uns so unendlich fernliegenden Anschauungen psychologisch zu begreifen, weil sie eben Entwicklungsmomente ein und desselben geistigen Prozesses sind. Das gilt z. B. mit voller Strenge von den Problemen der Religion und Mythologie, die unter der kundigen Hand eines solchen Meisters wie Tylor sich zu einem überraschenden inneren Zusammenhang zusammengeschlossen haben. Freilich sind gerade über diesen wichtigen Punkt die Akten noch nicht geschlossen; so schreibt Ratzel im Gegensatz zu den meisten seiner Berufsgenossen: Kulturlich bilden diese Völker eine Schicht

unter uns, während sie nach natürlicher Anlage und Bildung uns gleich, zum Teil uns nicht fern stehen. Aber diese Schichtung ist nicht so zu verstehen, daß sie die nächst niederen Entwicklungsstufen unter uns bildet, durch die wir selbst hindurchgehen mußten, sondern so, daß sie sich ebensowohl aus stehengebliebenen, als zur Seite gedrängten und rückgeschrittenen Elementen ansammelt und aufbaut. (Völkerk. I, 22). Wie schon angedeutet, wir persönlich halten mit der Mehrzahl der Forscher an der Ueberzeugung fest, daß sich von dem so wie so schwer zu begrenzenden Zustand der Natur- zu den Kulturvölkern ein innerer psychologischer Zusammenhang verfolgen lasse, der in den wichtigsten Elementen unserer höheren Bildung überall induktiv erhärtet werden kann. Religion, Mythologie, Recht, Sitte, Kunst und gesellschaftliche Organisation liefern dafür nach allen Richtungen die zuverlässigsten Belege. Um so eher aber geben wir dem verdienten Verfasser des vorzüglichen Handbuches der Völkerkunde recht, wenn er es als eine wesentliche Aufgabe der Völkerkunde bezeichnet, sich dieser tieferen, durch die ausschließliche Bevorzugung der fortgeschrittneren Teile der Menschheit ungebührlich vernachlässigten Schichten anzunehmen. Außerdem muß dazu der Wunsch drängen, den Begriff Menschheit nicht bloß oberflächlich zu nehmen, wie er sich im Schatten der alles überragenden Kulturvölker ausgebildet hat, sondern eben in diesen tieferen Schichten die Durchgangspunkte zu finden, die zu den heutigen höheren Entwicklungen geführt haben. Die Völkerkunde soll uns nicht bloß das Sein, sondern auch das Werden der Menschheit vermitteln, soweit es in ihrer inneren Mannigfaltigkeit Spuren hinterlassen hat: Nur so werden wir die Einheit und Fülle der Menschheit festhalten. Und mit ebensoviel Recht heißt es an anderer Stelle: Die Zeit ist nicht mehr fern, wo man keine Weltgeschichte schreiben wird, ohne die Völker zu berühren, die man bisher als ungeschichtlich betrachtete, weil sie keine geschriebenen oder in Stein gemeißelten Nachrichten hinterlassen haben. Geschichte ist Handlung. Wie wenig bedeutet daneben das Schreiben oder Nichtschreiben, wie ganz nebensächlich ist neben der That des Wirkens und Schaffens das Wort ihrer Beschreibung! Die Völkerkunde will auch hier zu gerechterer Auffassung den Weg bereiten. (Völkerk. I, 3.)

Jene Beseelung der Natur spiegelt sich, wie schon angedeutet, auch in der Mythologie und Religion, selbstverständlich je nach dem Charakter des Volks verschieden — man vergleiche darauf hin nur die griechische mit unserer germanischen oder die indische mit der polynesischen Mythologie. Der berühmte englische Forscher Edw. B. Tylor hat deshalb diese Weltauffassung als Grundlage zu einer zusammenhängenden psychologischen Schilderung und Zergliederung der einschlägigen Vorstellungen genommen, welchen wir auf den Stufen niederer Gesittung und dann weiter in versprengten Resten bis hinauf zu den Kulturvölkern antreffen. Dies Prinzip des Animismus, wie der spezielle Ausdruck lautet, wird schwerlich durch irgend welche Zweifel wieder erschüttert werden, umgekehrt tragen alle weiteren Analogien dazu bei, es immer stärker und fester zu begründen. Wir erinnern statt aller Beispiele daran, wie feinsinnig der kundige Forscher den uralten Seelenkult, der bei den Naturvölkern den wesentlichsten Kern ihrer Religion ausmacht und noch in anscheinend so rohen Institutionen, wie in der Blutrache, zum unverkennbaren Ausdruck gelangt, noch in der modernen Feier des Allerseelenfestes nachweist. Anders steht es mit dem ebenfalls hierher gehörigen Fetischismus. So wenig es zutrifft, darin mit Max Müller u. a.

nur eine Zersetzung, eine lokale Verkümmerung und Entartung zu sehen, so übereilt ist es wohl, diese Vorstellung als eine konkrete Stufe der Religion zu bezeichnen, wie manche Ethnologen und Kulturhistoriker (so Jul. Lippert) wollen; es scheint uns am richtigsten mit D. G. Brinton, einem vortrefflichen, besonders auf dem reichen Felde der amerikanischen Mythologie hervorragend verdienten Forscher, den Fetischismus als eine Form des primitiven religiösen Empfindens zu fassen, die durchaus nicht auf den dunklen Erdteil allein beschränkt ist, sondern sich anscheinend überall findet, selbst rudimentär, d. h. in verblaßten Ueberresten bis hinein in höhere Entwicklungsstadien. Gerade in dieser Beziehung zeigt sich die Einheit des menschlichen Denkens und Empfindens so auffällig, daß Osk. Peschel unzweifelhaft recht hat mit seinem oft angeführten Wort, es gleiche sich bis auf seine seltsamsten Sprünge und Verirrungen. Aber nicht nur die übersinnliche Welt des Glaubens läßt diese ursprüngliche Gleichartigkeit unseres Naturells so unverkennbar hervortreten, sondern nicht minder — eine Errungenschaft, die wir in der Hauptsache der Neuzeit verdanken — die sozialen Verhältnisse, das Rechtsleben in seinen verschiedenen Verzweigungen. Auf Grund eben der modernen ethnologischen Untersuchungen hat die vergleichende Rechtswissenschaft bei den stammfremdesten Völkern die unzweideutigsten Parallelen und Uebereinstimmungen nachgewiesen, die, wie bereits angedeutet, weit über jeden sprachlichen und ethnographischen Zusammenhang hinausgreifen. Derjenige, der zuerst diese Perspektive mit scharfem Blick erfaßte und genial, wenn auch nicht immer zuverlässig verwertete, war Bachofen in seinem großes Wissen mit glänzender Kombination vereinigenden, ebenso stürmisch bewunderten, wie abfällig beurteilten Buch über das Mutterrecht (Stuttgart 1861). Hier machte der Verfasser auf die kaum bislang recht gewürdigte Thatsache aufmerksam, daß bei vielen Völkern nicht, wie bei uns, nach der Abkunft vom Vater Name und Rang sich vererbe, sondern lediglich nach weiblicher Verwandtschaft, und durch ein umfassendes Material und eindringende psychologische Deutung desselben wußte er die Hypothese von der Priorität des Mutterrechts mindestens äußerst wahrscheinlich zu machen. Um so schärferen Widerspruch fand dagegen die daran geknüpfte Vermutung, daß ursprünglich ein völlig regelloser geschlechtlicher Verkehr statt der Einzelehe bestanden hätte, die sog. Promiskuität, und zwar nicht bloß thatsächlich, sondern zu Recht. Obschon auch heutigestags noch namhafte Gelehrte — wir nennen nur Prof. Jos. Kohler — sich dieser Ansicht anschließen (von älteren Forschern seien genannt Mc. Lennan und Morgan), so sind doch die mannigfachen Gegengründe, die von Männern wie Westermarck, Starcke, Grosse u. a. dagegen ins Feld geführt werden, so triftig, daß man wenigstens Bedenken tragen muß, jenen, hin und wieder (so bei einzelnen australischen Stämmen) nachweisbaren Zustand der Dinge als einen ganz allgemeinen und sodann als den eigentlichen Ausgangspunkt für die individuelle Ehe zu bezeichnen. Dagegen lassen sich, wenigstens in allgemeinen Umrissen, die Grundzüge der sozialen Entwicklung der Menschheit von den dürftigsten Gebilden an bis zu den kompliziertesten Schöpfungen hin mit unzweideutiger Klarheit verfolgen, und in dieser Beziehung hat, eben durch umfassende Verwertung des ethnologischen Materials, der verstorbene Richter A. H. Post Hervorragendes geleistet (epochemachend war die kleine Schrift über die Geschlechtsgenossenschaft der Urzeit und den Ursprung der Ehe 1875). Durchweg zeigt sich in der Entwicklung die Tendenz, aus an=

fänglich kommunistischen Verhältnissen durch langsame Differenzierung zu Formen des individuellen Besitzes aufzusteigen; dasselbe Bild gewährt das Strafrecht, wo die persönliche Schuld und Zurechnung erst ein verhältnismäßig sehr spätes Ergebnis darstellt. So haften vielfach zufolge dieser streng kommunistischen Auffassung die Häuptlinge für die Handlungen ihrer Geschlechtsgenossen, ebenso für alle sozialen Schäden und Störungen u. s. w. Noch schärfer trat aber der eigentliche Charakter und die Bildung des Rechts überhaupt jetzt zu Tage und zwar nach einer zweifachen Beziehung: zunächst wurde durch diese ethnologischen Studien die frühere spekulative Ableitung des Rechts aus bestimmten allgemeinen Ideen widerlegt, vielmehr erschien überall nur das Recht als der konkrete Ausdruck bestimmter sozialer Beziehungen. Zweitens aber stellte sich eben zufolge dieses unmittelbaren, jederzeit genau zu verfolgenden Zusammenhangs die völlige Relativität der rechtlichen und damit auch der sittlichen Anschauungen unwiderleglich heraus. Die Sitte erschien als die natürliche Mutter des jeweiligen Rechts, und deshalb mußte je nach der kulturgeschichtlichen Lage Inhalt und auch Form der betreffenden rechtlichen Satzungen schwanken. Nebenbei bemerkt erwächst aus dieser vergleichenden Betrachtung auch erst die echte Toleranz, die nicht vorschnell die verschiedenen Stufen des rechtlichen und sittlichen Bewußtseins nach dem persönlichen Maßstabe oder dem der Epoche im allgemeinen beurteilt.

Wir müssen es uns versagen, diese Andeutungen weiter zu verfolgen; aber so viel hoffen wir doch erreicht zu haben, daß sich in der Völkerkunde ein unerschöpflicher Quell reichsten geistigen Lebens uns erschließt. Es ist fürwahr kein Zufall, daß sich diese Wissenschaft auf das engste mit den Disziplinen berührt, welche die Entwicklung von Religion und Mythologie, Recht, Sitte, Kunst, Staat und Gesellschaft behandeln, ja, daß diese verschiedenen Wissenschaften, wollen sie anders nicht den verführerischen Einflüsterungen einer phantastischen Spekulation gehorchen, sich letzten Endes immer auf ethnologisches Material stützen müssen; nur so kann ein haltbarer, allen Stürmen der Zeiten trotzender Bau entstehen. Mag im einzelnen deshalb auch noch manches strittig sein, — wir betrachten dies eher als ein Zeichen jugendlichen Wachstums und einer gewissen unbändigen Kraftfülle —, die Grundzüge ihrer Anschauung sind jeglichem Zweifel entrückt, so daß bei dem Fortschritt der mit induktiver Sammelarbeit unfehlbar eintretenden Erkenntnis die bedauerlichen Lücken unseres Wissens von selbst ausgefüllt werden.

* * *

Soeben kommt die Kunde vom Ableben unseres berühmten Landsmannes in Oxford, Max Müllers. Obwohl er nicht eigentlich in die Reihe der Ethnologen gehört, so hat er doch in seinen eingehenden mythologischen und religionswissenschaftlichen Untersuchungen es durchaus nicht verschmäht, sich bei passender Gelegenheit auf die Dokumente der Völkerkunde zu beziehen, — wir erinnern nur an seine Herausgabe der vorzüglichen polynesischen Forschungen von W. Gill, Myths and Songs from the South Pacific 1896. Umgekehrt war er sogar stets bemüht, die englische Regierung, resp. die Kolonialbehörden zu genauen ethnologischen Ermittelungen zu veranlassen. Ich selbst, so schreibt er, hatte nur wenig Zeit für das Studium der nicht litterarischen Sprachen übrig; ich kann jedoch zu meiner Rechtfertigung sagen, daß, so oft ich über die religiösen, mythologischen und moralischen Ideen unciviliſierter Volksstämme und über das Licht, das sie

über dunkle Kapitel der arischen oder semitischen Religion, Mythologie oder Ethik verbreiten, zu schreiben wagte, ich stets vorher einen bestimmten Einblick in ihre Sprache zu gewinnen und mich auch des Beistandes sachkundiger Gelehrter zu versichern suchte. Das ist charakteristisch für sein ganzes Verfahren, das zunächst und mit vollem Recht auf die Ermittelung verläßlichen Materials ausging. So sehr ihm begreiflicher Weise die Sprache und die rein etymologische Untersuchung im Vordergrunde stand, so hat er doch mit voller Entschiedenheit auch die Giltigkeit einer völkerpsychologischen Vergleichung vertreten, die sich weit über diesen engen Rahmen hinaushebt. Nur bestand er — und diese Forderung kann der strengen Wissenschaft durchaus sympathisch sein — mit Nachdruck auf Ausscheidung aller falschen oder auch nur verdächtigen Berichte, und in diesem Sinne fügte er einem seiner Werke (Anthropol. Religion, Leipzig, 1894) einen leider nur zu sehr berechtigten Exkurs über die Unzuverlässigkeit anthropologischer Zeugnisse hinzu, in welchem auf die Aussagen vieler Reisenden, die dann eben ohne weiteres öfter als Argumente verwendet werden, ein recht trauriges Licht fällt. Manche gehässigen Verurteilungen der Naturvölker, z. B. der vielfach wie Bestien geschilderten Australneger, sind auf solche flüchtigen, und fast könnte man sagen gewissenlosen, jedenfalls höchst oberflächlichen Beschreibungen zurückzuführen, und schon um dieses ernsteren und methodischen Studiums wegen, das Müller als Vorbedingung für jede weitere psychologische Verarbeitung des gesammelten Stoffs verlangte, muß sein Andenken auch unter den Ethnologen in Ehren bleiben.

Prof. Dr. **Th. Achelis.**



Evangelische Sammlungs-Bestrebungen.

Ob es dem Leser wohl schon einmal klar zum Bewußtsein gekommen ist, daß wir im Deutschen Reiche etwa dreißig verschiedene, voneinander unabhängige, in sich selbständige evangelische Landeskirchen haben, jede mit ihrer besonderen Verfassung, jede mit ihrem besonderen Kirchenrecht, so daß man wohl spöttisch gesagt hat, das evangelische Kirchenrecht sei gar kein geschlossenes System, sondern nur „ein Aggregat von landesherrlichen Verordnungen in Kirchen- und Schulsachen"? Ja mehr noch, daß diese Landeskirchen nicht nur in ihrer äußeren Rechtsform, sondern in ihrem inneren Wesen, in der ganzen Ausprägung ihres Bekenntnisses vielfach verschieden voneinander sind, so daß, wer von Berlin oder Danzig nach Hannover oder Dresden verzieht, in eine ganz anders geartete kirchliche Atmosphäre kommt? Ich weiß nicht recht, ob ich sagen soll: „ich fürchte" oder „ich hoffe", daß der Leser nicht allzu viel davon gemerkt hat. Es ist zu befürchten, denn das Interesse für Verfassungsleben und äußere Angelegenheiten der evangelischen Kirche ist im allgemeinen leider außerordentlich gering; es ist zu hoffen, denn die grundsätzliche Uebereinstimmung ist hoffentlich so groß, daß für den unbefangenen Beschauer, der nicht Kirchenpolitiker von Beruf ist, die Unterschiede daneben zurücktreten.

Wie ist es zu diesem Zustand gekommen? Das ist eine lange und zumeist traurige Geschichte, die bis in die Tage der Reformation zurückreicht. Luther fand an den Landesfürsten Rückhalt für seine Bestrebungen. In der Not der Zeit wurde auf dem Reichstag zu Speier 1526 zum ersten Male der Grundsatz aufgestellt: cuius regio, illius religio. Das war die Geburtsstunde der „Landeskirchen". Mit der wachsenden Macht der Fürsten, die sich bis zum Absolutismus steigerte, nahm gleichzeitig die Abhängigkeit der Landeskirchen vom Staate zu. Die Entwicklung der preußischen Landeskirche ist dafür vorbildlich. Das preußische Landrecht kennt hier schließlich eine Kirche überhaupt nicht mehr, sondern nur noch einzelne Gemeinden und „Religionsparteien". Die Leitung der Kirche bildete nur eine besondere Abteilung der Staatsregierung. Erst das neunzehnte Jahrhundert hat hierin eine Wendung herbeigeführt und in der Einrichtung von Konsistorien und des Evangelischen Oberkirchenrates, der am 29. Juni d. J. sein fünfzigjähriges Bestehen feierte, sowie durch die Einführung der Kirchen-Gemeinde- und Synodal-Ordnung der evangelischen Kirche in Preußen wieder etwas größere Selbständigkeit und die Möglichkeit zur Entfaltung regen Gemeindelebens gebracht.

In dieser Art, bei den einen günstiger, bei andern aber auch noch weniger günstig entwickelten sich die Landeskirchen innerhalb ihrer Staaten, jede für sich gesondert. Als 1866 sich eine Gelegenheit bot, bei Annexion der neuen Provinzen auch deren Landeskirchen der altpreußischen, die nur die älteren Provinzen umfaßt, einzugliedern, nahm Bismarck ausdrücklich davon Abstand und ließ den neuen Landesteilen ihre gesonderten Kirchen. Verschiedene Beweggründe mochten ihn dazu bestimmen. Rücksichten auf Gewissensbedenken solcher, die in der preußischen Union eine Bekenntnismengerei sahen, und auf das in kirchlichen Dingen stark konservative Empfinden des Volkes, aber wohl auch der Wunsch, dem Partikularismus in der Behandlung kirchlicher Fragen ein politisch unschädliches Ventil zu lassen, und die Besorgnis, daß die evangelische Kirche zu einem politisch bedeutungsvollen Faktor, zu einem „evangelischen Zentrum" erstarken könnte, wirkten dabei zusammen. Divide et impera war seine Losung.

So ist es gekommen, daß im Deutschen Reich noch mehr Landeskirchen als Staaten zu zählen sind. Aber zugleich mit dem Erwachen des nationalen und religiösen Lebens im neunzehnten Jahrhundert erwachte in immer weiteren Kreisen ein Gefühl dafür, daß die heutigen Verhältnisse nicht das Ende der kirchlichen Entwicklung des Protestantismus sein könnten. Auf dem Kirchentage zu Wittenberg 1848 fanden zum ersten Male solche Anschauungen lebhaften Ausdruck, nachdem schon vorher die Könige von Preußen und Württemberg ähnliche Verhandlungen gepflogen hatten, die schließlich 1852 zur Gründung der Eisenacher Konferenz, einer zwanglosen beratenden Versammlung von Abgeordneten aller deutschen Kirchenbehörden, führten. Von da an ist die Sehnsucht nach einer Sammlung der deutschen evangelischen Landeskirchen nie wieder erloschen, und die Einigung Deutschlands fachte den Wunsch danach nur noch lebhafter an. In den ersten beiden Jahrzehnten des neuen Reiches trat freilich unter der Wucht anderer die Gemüter bewegender Fragen zunächst in unserer Sache ein Stillstand ein. Dann aber beschloß 1891, nicht ohne Anregung unsers Kaisers, die Generalsynode der acht älteren preußischen Provinzen „dem schon seit dem Jahre 1870 bei den Verhandlungen der Eisenacher Konferenz angestrebten föderativen Zusammenschluß der evangelischen Kirchenregierungen auch ferner besondere Auf-

merksamkeit und freundliches Interesse zuzuwenden und in dem geeigneten Zeitpunkte die entsprechenden Maßnahmen zur Verwirklichung jenes Zusammenschlusses zu ergreifen." Auch die Jerusalem-Reise des deutschen Kaisers, an der Vertreter sämtlicher evangelischer Landeskirchen teilnahmen, förderte durch vielfache persönliche Berührungen evangelisches Gemeingefühl. Einen neuen Aufschwung hat die Agitation für eine engere Verbindung der evangelischen Landeskirchen genommen, seit Beyschlag in einem massenhaft verbreiteten Vortrag vom Mai 1899 thatkräftiges Vorgehen verlangte und die diesjährige Eisenacher Konferenz die Pflege einer engeren Gemeinschaft den Kirchenregierungen ans Herz legte. Damit ist die Frage in den Mittelpunkt des kirchlichen Interesses gerückt. Wie sehr die ganze Bewegung in der Luft liegt, beweist am besten eine, zunächst freilich utopische Anregung der belgischen protestantischen Synode vom Juni 1899, wonach sämtliche evangelische Kirchen der Welt aufgefordert werden sollten, in einer Weltkonferenz über ein gemeinsames Organ zu beraten.

Leider ist aber mit Begeisterung und einem guten Herzen allein in der Kirchen- wie in der Staatspolitik wenig anzufangen, und vor nichts muß mehr gewarnt werden, als vor einer „kirchlichen Schützenfeststimmung", wie sie auf nationalem Gebiete in der Mitte des Jahrhunderts oft genug sich als unfruchtbar erwies. Nicht die Frage vorschnell zu lösen, sondern sie zu verstehen und in ihr die treibenden Kräfte klar zu erkennen, kann hier unsere Aufgabe sein.

Dazu gehört vor allem Einsicht in die Verworrenheit und Unzulänglichkeit der heutigen Verhältnisse. Schon die Freizügigkeit und das mit ihr verbundene Hin- und Herwogen der Bevölkerung machen viele Unterschiede zwischen den Landeskirchen künstlich und illusorisch. In Norddeutschland sind es besonders die Kirchen von Mecklenburg, Hannover und Schleswig-Holstein, die als „lutherisch" der altpreußischen „unierten" Kirche gegenüber eine Sonderstellung einnehmen. In einzelnen Kreisen ist dieses Bewußtsein so stark, daß die evangelische Kirche Preußens als ein anderes Bekenntnis gilt. Ja, Mecklenburg sandte eine Zeitlang seinem in Kolmar garnisonierenden Jägerbataillon — also vier Kompagnieen! — einen eigenen Pfarrer, nur damit diese Leute nicht an dem Gottesdienst des unierten Divisionspfarrers teilnehmen sollten. Mit Recht erregten derartige Beweise von Mangel an evangelischem Solidaritätsgefühl in weiten Kreisen Aergernis. Sie sind auch, rein sachlich betrachtet, Anachronismen. Man denke z. B. eine Stadt wie Kiel, die im Jahre 1866 21000, heute ca. 100000 Einwohner hat. Nehmen wir selbst an, daß seit 66 30000 davon durch Geburten-Ueberschuß und Zuwachs aus der Provinz hinzu gekommen seien, so bleiben immer noch 50000, also die Hälfte, aus allen Ständen, die anderswoher, zumeist aus den ostelbischen Provinzen, also aus unierten Gebieten zugewandert sind. Und so geht es nicht nur in den großen Städten, sondern bei der stillen Völkerwanderung, die gerade die ländliche Bevölkerung hin- und herschiebt, fast bis in das kleinste Dorf hinein. Wie will man da die Fiktion einer rein lutherischen Kirche aufrecht erhalten? Andrerseits sind Lutherische nach Berlin und in andere preußische Städte gezogen, und viele von ihnen sind treue Mitarbeiter der dortigen Kirchen geworden, ja der gegenwärtige Präsident des altpreußischen Evangelischen Oberkirchenrats ist hannöverscher Lutheraner. So zeigt schon eine einfache Betrachtung der Kirchen nach der ursprünglichen Zugehörigkeit ihrer Glieder, wie berechtigt und natürlich evangelische Sammlungs-Bestrebungen sind, wie viel mehr

wird das klar, wenn man an die Ohnmacht und Einflußlosigkeit denkt, die mit der heutigen Zersplitterung verbunden sind, während die vielen Feinde der evangelischen Kirche ihre Reihen immer fester schließen und einheitlicher gestalten.

Und doch stehen allen Sammlungs-Bestrebungen schwer wiegende Hindernisse entgegen, von denen drei hier besonders herausgehoben werden sollen.

Es ist doch nicht nur tadelnswert, daß unsere Landeskirchen zum Teil zäh an ihrer Eigenart fest halten, denn wie deutsche Unart zeigt sich auch deutsche Art und charaktervolle Stammesstärke darin. Gilt das allgemein, so wollen besonders auf dem kirchlichen Gebiet Bekenntnisfragen sehr zart behandelt sein, weil sie zu den innersten Gebieten des religiösen Lebens gehören. So ist es wohl zu verstehen, daß einzelne Landeskirchen sich gegen allzu eifrige und gründliche Sammlungs-Bestrebungen wehren, weil sie davon eine verflachende Uniformierung des kirchlichen Lebens befürchten. Das geschieht umsomehr, als die Hauptvertreterin dieser Bestrebungen die preußische Landeskirche ist, deren Kirchenpolitik heute weite Kreise ebenso mißtrauisch gegenüber stehen, wie früher die kleineren Staaten der preußischen Staatspolitik. So tief ist dieses, leider nicht immer ganz unverschuldete Mißtrauen eingewurzelt, daß z. B. ein neuerdings entstandenes Provinzialblatt es für nötig hielt, seinem zukünftigen Leserkreis gleich in der ersten Probenummer zu versichern, daß es „etwaigen Unionsbestrebungen mit der altpreußischen Landeskirche entgegentreten“ würde. Nun, hoffentlich findet diese größte und bedeutendste evangelische Kirche auch noch einmal ihren kirchlichen Bismarck, der das kirchliche Einigungswerk zu stande bringt.

Zu zweit, nicht nur für das Kriegführen gilt Montecuculis bekanntes Wort, sondern auch zu den Werken des Friedens ist Geld nötig, und selbst wenn wir alle utopischen Organisationen für die geeinte deutsche Kirche, wie Reichssynoden, ständige Oberbehörden und Aehnliches von vornherein abweisen, ganz ohne Geldmittel läßt sich kein großer Plan durchführen. Unsere evangelischen Kirchen aber sind im großen Ganzen arm. In Preußen z. B. belasten bereits jetzt die Kosten, welche die Provinzial- und General-Synoden mit sich bringen, unverhältnismäßig stark die wenig gefüllten Kirchenkassen.

Endlich ist ein Hindernis für praktische Ergebnisse der Sammlungs-Bestrebungen die Unbestimmtheit über die Aufgaben und Rechte, die dem Organ der „verbündeten Landeskirchen“ einzuräumen sind. Natürlich ist eine engere Verbindung nicht durchzuführen, ohne daß die einzelnen Landeskirchen sich einzelner kirchlicher Hoheitsrechte entäußern. Der Entschluß, solche Entsagung freiwillig zu üben, wird ihnen aber fast ebenso schwer, wie weiland den souveränen Bundesstaaten. Und doch geht es ohne solche Selbstbescheidung nicht vorwärts. Selbst wenn man von allen Verfassungsfragen und rein kirchenrechtlichen Materien absieht und als Aufgabe des Kirchenbundes nichts betrachten will, als etwa Vertretung der evangelischen Kirche gegenüber andern Bekenntnissen und Sekten, Unterstützung der evangelischen Diaspora im Ausland, Förderung der inneren und äußeren Mission, Herstellung einer einheitlichen Kandidaten-Ordnung u. dergl., so müßte doch auf diesen Gebieten wenigstens dem Gesamtorgan bindende Vollmacht gegeben werden, die ein liberum veto der einzelnen Glieder ausschließt. Davor scheinen zur Zeit die Beteiligten noch zurückzuscheuen. Hier liegt ein noch größeres Hindernis der Sammlungs-Bestrebungen vor, als in der Bekenntnisfrage. Doch soll nicht unterlassen werden, dankbar zu erwähnen, daß

die württembergische Landessynode in ihrer bedeutsamen Sitzung vom 8. November d. J. gerade in dieser Richtung einen erheblichen Fortschritt hoffen läßt.

So stellen sich hüben und drüben immer noch Gegensätze heraus, und die Unklarheit über Ziele und Wege erschwert ungemein jeden praktischen Fortschritt zu der erwünschten engeren Verbindung der evangelischen Landeskirchen. Statt in diese Diskussion einzugreifen, soll hier lieber zum Schlusse kurz angedeutet werden, auf welchen Gebieten jetzt bereits Ansätze und Keime zu einer lebensvollen Sammlung der deutschen Landeskirchen vorhanden sind.

Da ist vor allem das ausgebildete Vereinswesen zu nennen. Alle die großen Vereine für innere und äußere Mission, Gustav-Adolf-Verein und Evangelischer Bund, evangelisch-sozialer Kongreß und freie kirchlich-soziale Konferenz erstrecken ihre Organisationen ohne Rücksicht auf die Landeskirchen über ganz Deutschland. Ihre Versammlungen, die bald im Norden, bald im Süden, jetzt am Rhein und dann wieder an der Oder und Weichsel stattfinden, sind Brennpunkte des evangelischen kirchlichen Lebens. Mit ihrem frohen Ringen der Geister, wie mit Momenten erhebender Einmütigkeit stellen sie recht eigentlich die eine evangelische Kirche Deutschlands dar, darum gehören sie auch fast durchweg zu den stärksten Trägern der evangelischen Sammlungs-Bestrebungen.

Daneben dürfen wir ein Gebiet nicht vergessen, das zwar meistens übersehen wird, aber darum nicht minder wichtig ist. In der Armee und Marine ist für einen großen Teil unseres Vaterlandes thatsächlich bereits eine kirchliche Einigung, wenigstens auf einem Gebiete erzielt, und zwar nicht nur dadurch, daß die Militär-Gemeinden oft Angehörige der verschiedensten Landeskirchen umfassen und die Militärgeistlichen einen einheitlichen Organismus bilden, auch der Militär-Gottesdienst fast in ganz Nord- und Mitteldeutschland, sowie in Baden und in den Reichslanden in derselben Weise gehalten wird, sondern noch darüber hinaus. So ist gerade aus den gottesdienstlichen Bedürfnissen der Armee heraus ein Melodieenbuch für unsere gebräuchlichsten Choräle entstanden, das auf dem Gebiete des Kirchengesanges störende Verschiedenheiten zwischen den einzelnen Gegenden ausgleichen soll.

Am bedeutsamsten als Einigungsmittel bleibt natürlich die schon erwähnte Eisenacher Konferenz. Ihren Anregungen und Beschlüssen verdanken wir einen einheitlichen Text für die Lutherbibel, den Katechismus und die gebräuchlichsten Kirchenlieder, sowie maßgebende Leitsätze für den evangelischen Kirchenbau und dergl. m. Alle brennenden Fragen der letzten Jahrzehnte sind im Schoße der Konferenz behandelt, und viele konnten der Lösung zugeführt werden. In diesem Jahre ist in Eisenach auch eine wichtige praktische Aufgabe aufgenommen durch Gründung eines deutsch-evangelischen Instituts für die Altertums-Wissenschaft des heiligen Landes. An die Eisenacher Konferenz wird in jedem Falle die Organisation der „verbündeten evangelischen deutschen Landeskirchen" anknüpfen müssen — so dürfte die Formel lauten, in der die Lösung unseres Problems beschlossen liegt.

Zu einer gedeihlichen Lösung wird es freilich nur kommen, wenn aus den Gemeinden und Laienkreisen heraus immer mehr auf das Zustandekommen einer engeren Verbindung zwischen den deutschen evangelischen Landeskirchen hingewirkt wird. Die Gewissen müssen dabei unter allen Umständen geschont, Bekenntnisfragen möglichst wenig berührt werden. Aber auf allen andern Gebieten und

besonders in allen äußeren Fragen, gilt es auf einen engen Zusammenschluß hinzustreben. Das preußische Kultusministerium hat sich hier, wenigstens für die preußischen Landeskirchen, ein großes Verdienst erworben, indem es vor drei Jahren ein Pfarrer-Besoldungsgesetz durchsetzte, wodurch das Einkommen der evangelischen Geistlichen in der ganzen Monarchie ziemlich gleichmäßig geordnet wurde. Wird nun, wie es in der letzten Zeit mehrfach den Anschein hat, das Interesse für die evangelischen Sammlungs-Bestrebungen auch in den Gemeinden rege, so ist zu hoffen, daß die Bewegung diesmal nicht im Sande verläuft, sondern zu einem gedeihlichen Ende gelangt, zu einer Stärkung der Stellung, die unserer evangelischen Kirche im deutschen Volksleben gebührt. **Christian Rogge.**



Allerlei Unverstandene.

(Von den Berliner Bühnen.)

Am Sonnabend, den 3. November, wurde im „Deutschen Theater" Tolstojs „Macht der Finsternis" gegeben. Zum ersten Male auf einer öffentlichen Bühne des Reichs, und also war es ein Ereignis. Wer in den Kreisen, aus denen unsere Premièrenbesucher sich rekrutieren, etwas auf sich hält, hatte schon Wochen zuvor sich vormerken lassen, und wer vor dem großen Klingelzeichen die Erschienenen musterte, fand sie alle beisammen, die in so stattlicher Fülle nur Autoren von erstem Berlinischen Rang — nur Sudermann, nur Hauptmann, nur Blumenthal und Kadelburg (wenn sie just verboten wurden) — zu vereinigen pflegen. Sagen wir also immerhin: die Elite, und wenn es noch eines charakterisierenden Beiworts bedarf: die künstlerische und geistige Elite. Hernach begab sich mit dieser erlesenen Gesellschaft aber etwas Seltsames. Wie oft hatte ihre Presse die Zensurbehörde und die richterlichen Organe verspotten müssen, die uns aus kleinlichen Bedenken durch zehn lange Jahre das gewaltige Werk vorenthielten! Nun, da ein glückhafter Theaterdirektor uns erstritt, worauf wir Deutsche nachgerade allen Anspruch hatten, geschah den Erwählten genau dasselbe, wie ehedem den verhöhnten, mit Blindheit geschlagenen Polizeibeamten. Sie konnten einfach nicht mit; auch sie verstanden den Ljew Nikolajewitsch nicht und lachten in den schwermütigen Ernst seiner erschütternden Bußpredigt hinein. Schon im ersten Akt begann diese unbefangene Heiterkeit, die man milde aus mangelndem Verständnis erklären soll. Knapp, schlicht, aber dabei durchsichtig und klar enthält er die Exposition. Der mürrische, kränkelnde Bauer; das gelangweilte Weib auf der gefährlichen Altersgrenze der dreißiger Jahre; der stutzerhafte, nicht übermäßig erleuchtete Knecht, der sich in ihren Netzen verfing, weil die Gunst der Bäuerin seiner Eitelkeit schmeicheln mochte; in weiterem Abstand dann des Bauern Tochter aus erster Ehe, ein wenig beschränkt und ein wenig lüstern wie alle Beschränkten — das sind die Hauptpersonen, zwischen denen die Tragödie sich entwickeln soll. Und in diesen Kreis von Menschen, die zwar schlecht

werden können, aber es von Natur nicht sind, treten nun wie eine Verkörperung des guten und des bösen Prinzips die Matrona und der Akim, des Knechts Nikita Eltern. Sie eine habsüchtige Gelegenheitsmacherin; er ein schlichtes Bäuerlein voll tiefer, ursprünglicher Frömmigkeit. Und über diese Gestalt, die in all ihrer äußeren Armseligkeit und kindlichen Herzenseinfalt zu den rührendsten der Weltlitteratur gehört, lachten sie! Sie lachten über die stammelnde Sprechweise des Alten, der, was sein inneres Auge in lichter, von keinem Zweifel getrübter Klarheit schaut und dieses dürftigen Lebens unendlichen Reichtum ausmacht, doch niemals in die rechten Worte zu fassen vermag. Und wie Leute, die es in der Weisheit ungleich viel weiter brachten — verzeihend halb und halb geringschätzig — kicherten sie über die verbohrte Thorheit, die verständnislos vor dem Tiefsinn des Zinsennehmens steht und sich nicht anders helfen kann als mit dem Aufschrei einer geängstigten Seele: „Das ist eine Niederträchtigkeit, also nämlich eine große Sünde ... Sie vergessen Gott; also nämlich Gott vergessen sie.“ Zinsen nehmen eine Niederträchtigkeit? Es ist ganz selbstverständlich, daß ein modernes Großstadtpublikum, das zur guten Hälfte aus Bankiers und „volkswirtschaftlich gebildeten“ Kaufleuten bestand, von solcher Verkehrtheit belustigt wurde. Und überhaupt, dies fortwährende „Also nämlich“ — wer spricht denn so! Ein alter Narr ist's, der Akim. Durch den frühen Winterabend ist er vier Stunden lang über verschneite Wege gewandert, um zum Sohn zu gelangen. Nun sollte er bei ihm ausruhen; er hat sich auch schon auf dem behaglichen Schlafofen niedergelegt. Da auf einmal hält's ihn nicht mehr; mit einer unheimlich geräuschlosen Hast, als ob der Boden ihm unter den Füßen brenne, hat er die Sandalen sich wieder angeschnürt; dann geht er fort. Hinaus in die furchtbare Einsamkeit der russischen Winternacht; in das Schneetreiben hinein, das Wege und Stege verweht, mit den alten müden Füßen über viele, viele Werst: Nur nicht länger unter diesem verruchten Dache weilen! Wie eine wilde Energie ist es über den Alten gekommen; alles Verschüchterte fiel von ihm ab. Zornig stößt er den allmählich wieder nüchtern gewordenen Nikita zurück: „Laß mich! Ich bleibe nicht. Ich nächtige lieber hinter irgend einem Zaun als bei dir und in deinem Unglückshaus.“ Auch darüber haben sie zunächst gelächelt; aber hinterher besannen sie sich, wie es doch eigentlich brutal wäre, wenn der Stiefvater den Arm um die dreist und höhnisch grinsende Stieftochter schlinge und das betrogene, getretene Weib ihnen demütig aufwarten müßte. Und so geschah's, daß etliche chokiert und in ihrem Sittlichkeitsempfinden getroffen den Mund spitzten und „die Macht der Finsternis“, dreizehn Jahre nachdem ihr Schöpfer sie allen Kulturnationen geschenkt, zu Berlin von feinfühligen Kennern der Zinseszinsrechnung und der doppelten Buchführung verurteilt wurde. Bis sich schließlich droben auf der Studentengalerie der gesunde Sinn empörte und aus jugendfrischen Kehlen ein brausendes, immer von neuem anhebendes Bravo die Herrschaften da unten belehrte, daß es albern sei, den Leo Tolstoj auszuzischen wie irgend ein Literatlein, das aus Tantièmenhunger und Neid über die Erfolge anderer den Antrieb holt, jahraus jahrein den geistigen Besitzstand der Deutschen um ein neues Stück zu bereichern. Der Leo Tolstoj ist nun 72 Jahre alt geworden und über diese Art der Beifallsbezeugungen wuchs er wahrhaftig hinaus. Verdikte von Leuten, die nach den Lasten der Arbeitswoche im Schauspiel Zerstreuung und Unterhaltung suchen, treffen ihn nicht; die fallen

höchstens auf die zurück, die sie abgaben. Freilich — vor zehn Jahren sollen die Zischer und die Begeisterten auch einander erbittert bekämpft haben, und das sei noch dazu in der „Freien Bühne“ gewesen, deren Publikum gewiß eine bessere Auslese darstellte, als die Stammgäste unserer abendlichen Theater. Schon recht; aber sollen wir diese zehn Jahre wirklich so ganz nutzlos verlebt haben? Lernten wir nichts, so gar nichts aus ihnen? Ließen wir deshalb all die dumpfen Zustandsschilderungen über uns ergehen, um dem ersten Grauen zu erliegen, um auch jetzt noch über das rein Stoffliche nicht hinauszukommen? Ich weiß, was man gegen das Drama einwenden kann. Tolstoj hat nicht überall gleich scharf charakterisiert; in den Männergestalten schuf er bäurische Individualitäten; bei der Zeichnung der Weiber mußten ihm schon ein paar Striche genügen. In manchem Moment stehen auch sie lebensvoll und greifbar vor uns; aber dann erbleichen sie wieder zu Schemen; sie interessieren den Dichter nicht; sie erscheinen ihm für seine Zwecke nebensächlich und nicht von Bedeutung. Denn er hat einen Zweck im Auge; einen ganz bestimmten und keineswegs künstlerischen Zweck. Moralisieren will er; genau so wie in den kleinen „Volksgeschichten“, die er daheim unter dem Landvolk verteilen läßt. Ein Stück von Bauern für Bauern hat er ersonnen, die mit der eben vernommenen Lehre heimkehren sollen in das eigene Haus, wo es vielleicht auch Nikitas giebt und auch Annißjas und Akulinas. Der Untertitel spricht es zudem deutlich aus: „Reich dem Teufel einen kleinen Finger, so packt er die ganze Hand“. Man sieht: die trockene nüchterne Nutzanwendung. Aber der Poet ist stärker gewesen als der Moralist. Der seinen Bauern eine Warnung vor allzu groben Sünden zu erteilen gedachte, ist — gewollt oder ungewollt — der große Seelenkünder geworden, der uns allen an die Herzen greift. Allen. Und nun sehen wir nicht mehr das fremdartige Kulturbild und nicht die Leiden einer in Dummheit und Unrat verkommenen Kaste, mit der wir weder das Volkstum noch sonst etwas gemein haben; nun sehen wir nur noch ein Menschenschicksal. Das Schicksal eines, der schwach war und darum schuldig wurde, und der doch groß wird, — größer als wir alle es jemals werden — da er die Menschenfurcht überwindet und reuig bekennt und büßen will; gutmachen und büßen. Nie ist die befreiende und läuternde Kraft der Buße machtvoller, eindringlicher, erschütternder geschildert worden. Und doch hat unsere Zensurbehörde das gewaltige Drama zehn Jahre unter Verschluß gehalten. „Aus sittlichen Bedenken.“ Oder that sie am Ende recht daran? Fürchtete sie, daß die Mehrzahl den keuschen, heiligen Atem, der dem Werk entströmt, nicht verspüren würde und im Rohstofflichen stecken bliebe? Ich traue unserer Polizei zwar solche Sorgfalt nicht zu, aber ich weiß nicht: seit ich am Sonnabend, 8. November, im Deutschen Theater erleben mußte, wie die ernstesten Scenen in der „Macht der Finsternis“ sie fröhlich stimmten; wie sie mit vergnügtem Kichern, als ob's sich um den neuesten Börsenwitz handele, in der großen Pause einander mit einem heiteren „Also nämlich“ begrüßten, und wie beim Hinausgehen vor mir ein nachdenklicher Mann zu seinem Nachbar sagte: „Na, die beiden letzten Akte sind ja ganz interessant“ — gleichsam froh darüber, das Geld doch nicht ganz umsonst verthan zu haben — ich weiß nicht, aber seit ich das alles mit ansah, mag ich mich über die irrende und strebende Polizei nicht mehr so recht entrüsten.

* * *

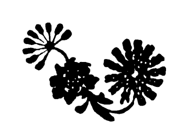
Man kann derlei Beobachtungen übrigens auch sonst an unserm Berliner Premièrenpublikum machen. Gerade die Gesellschaft, die in den sogenannten litterarischen Premièren zu bestimmen pflegt, versagt allemal, sobald es sich um religiöse Probleme handelt. Das ist gar nicht so merkwürdig, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. An der Spree geht der Geist Nikolais auch heute noch um; die Leute sind nicht ungläubig, weil sie sich in schweren inneren Kämpfen mit diesen Dingen abfanden und blutenden Herzens von ihnen sich losrissen. Nein, die hier sind in dem Stück immer Fertige gewesen; um die metaphysische Wahrheit haben sie nie gerungen, und religiöse Probleme gab es für sie nicht. Trotzdem hat es ein eigentümlicher Zufall gefügt, daß gerade Berlin zur Heimstätte der ersten ständigen Mysterienbühne ausersehen ward. Schon ein Jahr lang ging von ihr gar wundersame Rede. Wie hier alle Künste zusammenwirken würden, um uns dieser derben Gegenständlichkeit zu entrücken; wie in einem stillen heimlichen Raum, den künstlerisch Empfindende für ebenso Veranlagte schufen, sich uns eine stille heimliche Kunst aufthun sollte. Eine neue Kunst. Keine Hochlands- und auch keine Heimatskunst; nein, die neue Kunst schlechtweg. Die Kunst der neuen Menschen, die gewöhnt seien, mit allen Nerven zugleich zu genießen; der ganz feingeistigen, an deren zartbesaiteter Seele die gewaltigste Dichtung eindruckslos vorüberrauschte, wenn nur ein Tapetenmuster im Zuschauerraum sie störte. Die Kunst der „Nervenaristokraten", die bislang heimatlos gewesen; die „andere" festtägliche Kunst für die Anderen und Festtäglichen — mit einem Wort: die Kunst der Secession. Du lieber Himmel, was ist derweil aus all den stolzen Vorsätzen geworden? Wir sehen nur eine unendliche Qual; ein fortgesetztes Mühen um das Absonderliche. Aber nichts, was den Aufwand an Gespreiztheit und die prätentiöse Art, sich zu geben, rechtfertigen könnte. Der Gedanke der „Secessionsbühne" — man kann dafür auch freie Bühne sagen — an sich ist gut. Es muß auch Bühnen geben, die frei von gemeinem Zwang schaffen können; die nicht bei allem und jedem ängstliche Rücksicht zu üben brauchen. Und als die Leiter des jetzigen Secessionstheaters sich im vorigen Jahre mit ein paar Experimenten einführten, begrüßte man sie allenthalben mit sympathischer Voreingenommenheit. Aber in dem Moment, da sie aus ihren Versuchen ein ständiges Institut machten, raubten sie dem Unternehmen alle früheren Voraussetzungen. Nun sind sie in der nämlichen Lage wie alle anderen Direktoren, die durch die Bank zu kalten und nüchternen Finanzgenies werden sollen, auch wenn sie noch so litterarisch begannen. Nun müssen auch sie Rücksichten nehmen; nun dürfen auch sie's nicht darauf ankommen lassen, das Publikum vor den Kopf zu stoßen, und jetzt thut's auch ihnen not, zu lauschen, ob draußen beim Herrn Kassier das Geld im Kasten klingt. Wozu also der ganze Spuk? Es ist wahr, sie haben ihre Spezialitäten. Sie suchen uns zuerst durch Maeterlincks körperlose Romantik gruselig zu machen, um dann hinterher durch ausgesuchte derbe Späße uns vom Grauen zu befreien. Immer wieder sollen wir über die „Grotesken" des Anton Tschechow lachen, und wir thun es wohl auch; aber allemal stellt sich dann die unbehagliche Empfindung ein, daß wir uns dessen eigentlich schämen müßten. Daß das im Grunde keine Kunst sei; keine secessionistische und keine neue; überhaupt keine. In seinen Skizzen hat Tschechow gewiß ein respektables Geschick bewiesen, das Leben, das er verachtet, lächelnd zu verachten; aber das Drama scheint sein Gebiet nicht zu sein; wenigstens

noch nicht. Es ist auch nicht das Gebiet des Herrn Wassermann, von dem wir am Secessionstheater die Lügenkomödie „Hockenjos" bewundern durften. Jakob Wassermann hat vor kurzem in einem bei S. Fischer in Berlin erschienenen Roman „Die Geschichte der jungen Renata Fuchs", gezeigt, daß er ein Dichter ist. Noch kein ausgereifter; es ist noch viel Manier in ihm und wenig Oekonomie und Maßhalten. Aber es giebt ein paar feine Partien in dem Buch, die von Wassermanns Zukunft etwas erhoffen lassen. Sein „Hockenjos" weckt solche Zuversicht nicht; derlei Biermimiken erstehen auf deutschen Universitäten in jedem Semester zu Dutzenden. Dergleichen sollte man schon aus Menschenfreundlichkeit nicht aufführen; zumal wenn man anspruchsvoll als „litterarische Bühne" auftritt. Aber man hätte auch Hugo von Hofmannsthals dramatisches Gedicht vom „Thor und Tod" nicht aufführen sollen. Wer will, mag's lesen. Es sind recht hübsche Verse darin; obschon die meisten nur klingen und die wenigen, die dazu auch noch etwas sagen, lediglich wiederholen, was uns in anderer Fassung ungleich vertrauter ist. In der Johann Wolfgang Goetheschen nämlich: Faust hat uns längst geklagt, was an des „Edelmann Claudio" Leid allgemein menschlich ist. Trotzdem mag man's immerhin lesen; nur auf das Theater gehört dieser Wortreichtum nicht. Die vielen, vielen prunkvollen Worte ersticken den einen dürftigen Gedanken. Und weil sie verrauschen, ehe man sie fassen kann, wecken sie nicht einmal Stimmung; wir vernehmen eine leise, getragene Musik; wir hören ein weitschweifiges Deklamieren, dessen eigentlicher Sinn uns ohne vorhergehende Lektüre verborgen bleibt, und sind froh, wenn der Vorhang sich über dem Schattenspiel senkt. Aber das Pubikum? Das benahm sich musterhaft. Die Secessionsbühne ist modern und Maeterlinck ist es und Hoffmansthal ist es auch. Und über moderne Dinge darf man nicht lächeln, wenn man gebildet sein will. Für die muß man Verständnis heucheln. Nur bei religiösen Problemen kann man getrost mit den Achseln zucken und lächelnd sein mangelndes Interesse vorschützen.

* * *

Zu den Unverstandenen des letzten Monats gehört auch Herr Hugo Ganz. Der hat eine Zeitlang in Ungarn gelebt und dabei bemerkt, daß mancherlei im Lande der Stephanskrone faul und verschlampt sei. Aus welchen Wahrnehmungen er dann ein Schauspiel, „Der Rebell", formte. Ein fleißiges Stück; nur bleibt es leider ganz in der Milieuschilderung, und ich kann den Leuten nicht so unrecht geben, die da fanden, daß die Leiden Ungarns uns eigentlich nichts angingen. Bei Ganz hat den Politiker, der sich über die Magyarenwirtschaft ärgerte, der Poet nicht überwunden, und man kann von einem deutschen Publikum wirklich nicht verlangen, daß es sich für die innere Politik der ungarischen Reichshälfte interessiert. So wurde im nämlichen Monat Hugo Ganz zum Schicksalsgenossen Tolstojs. Gut und trostreich für Herrn Ganz; aber schlecht und gar nicht verheißungsvoll für uns.

Richard Bahr.



Stimmen des In- und Auslandes.

Wie Tolstoj lebt und arbeitet.

Man hört und liest so oft von Tolstoj als dem „Einsiedler von Jaßnaja Poljana" oder dem „Nazarener von Tula", daß man unwillkürlich die Vorstellung eines weltfremden Sonderlings bekommt, eines menschenscheuen Grüblers, der allenfalls in der dürftigen Tracht eines armseligen russischen Bauern die Hütten dieser Aermsten aufsucht und Enthaltsamkeit, Temperenzlertum und Vegetarianismus predigt. Wie so ganz anders tritt uns die Menschlichkeit, und wir können gleich hinzufügen: die schöne Menschlichkeit des großen russischen Poeten entgegen aus einem Büchlein, das einer seiner Intimen, **Peter Sergejenko**, vor kurzem aus seinen Erinnerungen verfaßt und **Heinrich Stümcke** in einer trefflichen Uebersetzung soeben deutschen Lesern zugänglich gemacht hat.*)

Nichts von Einsiedlertum. Im Gegenteil, mitten im allerbewegtesten Leben steht der nunmehr Zweiundsiebzigjährige; schon die eigene Familie ist so groß — zur Zeit des Sergejenkoschen Besuchs waren sechs Söhne und drei Töchter anwesend, — daß, zumal die junge Generation beständig Kameraden, Freunde und Verwandte ins Haus zieht, man „immer den Eindruck hat, als ob bei Tolstoj eine Liebhabervorstellung stattfinden solle oder ein Kränzchen. Das ganze Haus immer voll Leben und Heiterkeit, woran sich Lew Nikolajewitsch bisweilen mit gutem Humor beteiligt", mit jugendlicher Elasticität namentlich noch alle Bewegungsspiele und Sportübungen aller Art mitmacht, wie Turnen, Wettlaufen, Croquette, Lawn Tennis, Radfahren, Reiten, Schwimmen, Schlittschuhlaufen; in Ermangelung anderer Körperübung hackt er wohl auch Holz oder pumpt Wasser für den Hausbedarf oder hilft den Bauern bei den Feldarbeiten. — Aber mehr noch als die zahlreichen Familienmitglieder zieht die Persönlichkeit Tolstojs selbst Gäste in Massen ins Haus. Tagaus tagein kommen und gehen die Besucher, Gelehrte und Schriftsteller, Künstler, Staats- und Finanzmänner, hohe Verwaltungs- und Gerichtsbeamte, Sektierer, Studenten, Militärs, Fabrikarbeiter, Bauern, Journalisten aller Nationen; namentlich das kleine Arbeitszimmer im Moskauer Hause, in dem Tolstoj den Winter verbringt, kann als ein Brennpunkt des zeitgenössischen Kulturlebens Rußlands angesehen werden. „Bei Tolstoj einen Abend verbringen, bedeutet, tief in das Wesen der brennendsten Fragen eindringen, die die denkende Menschheit bewegen, und mit den Repräsentanten aller denkbaren Bevölkerungsschichten und Richtungen bekannt werden." Seine bäuerliche Kleidung und seine Ungezwungenheit im Umgange lassen ihn überall zu dem Volke in Beziehungen treten und die wahre Meinung der Leute erfahren. Läßt er sich doch täglich an einer alten Ulme vor seinem Hause, dem sogenannten „Baum der Armen", von einer Unzahl von Bittstellern, Bettlern

*) **Wie Leo Tolstoj lebt und arbeitet.** Erinnerungen von P. Sergejenko. Deutsch von Heinrich Stümcke. Mit 15 Abbildungen und 2 Faksimiles. Leipzig, Georg Wigand. Preis: brosch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

und Bauern sprechen. Dem einen macht er eine Eingabe an das Gericht, den andern beschenkt er mit Geld oder Büchern, einer bekümmerten Witwe verspricht er, ihr beim Einfahren des Getreides zu helfen, und so fort. Nur aufdringliche Preller, deren sich auch eine Menge an ihn zu drängen suchen mit der Begründung, er, Tolstoj, wäre ja Millionär und seine Werke brächten ihm dazu noch ungezählte Tausende ein, weist er ab. Von Besuchern besserer Kreise belästigen ihn Damen am meisten, die entweder ebenfalls Geld von ihm wollen oder auch nur mit „Rußlands größtem Schriftsteller" gesprochen zu haben wünschen. Zu den lästigen Besuchern dürfte auch der französische Chauvinist Déroulède gehört haben, der Tolstoj zu seinen Revancheideen zu bekehren gekommen war. Zum Beweise der Richtigkeit seiner Theorie, daß nur der Deutsche die Russen und Franzosen hindere, sich als Brüder zu umarmen, und der Deutsche daher beiseite geschoben werden müsse, schlug Déroulède vor, seinen Verbrüderungsplan dem ersten besten ihnen begegnenden russischen Bauern vorzutragen. Gesagt, gethan. Der Muschik hört aufmerksam zu, überlegt einen Augenblick und sagt dann: „Nein, Herr, es soll lieber so sein: Ihr Franzosen werdet arbeiten und wir Russen auch, und nach der Arbeit wollen wir ins Wirtshaus gehen und den Deutschen mitnehmen." — Dagegen hat dem Dichter der Besuch des bekannten italienischen Kriminalanthropologen Cesare Lombroso großes Vergnügen bereitet. Tolstoj nannte Lombroso scherzhaft „seinen lieben Alten", obgleich der Turiner Gelehrte viel jünger ist als er selbst, aber lange nicht so beweglich und irgend welchen Strapazen gewachsen. Tolstoj amüsierte es, wie hilflos sich dieser am Reck und im Schwimmbad benahm. Aber erfreut war er, daß sich Lombroso nicht, wie sich das Tolstoj vorgestellt hatte, als „Fanatiker der Wissenschaft" erwies.

Wie Tolstoj in seinen täglichen Gewohnheiten in unmittelbarer Fühlung mit dem vollpulsenden Leben bleibt, so strebt er auch unablässig danach, daß seine dichterischen Erzeugnisse realstes Leben atmen, er verwirft unverzüglich alles Erdachte, wenn das Leben ihm eine fertige Episode darbietet. Bei seinem Roman „Anna Karenina" dachte er anfangs gar nicht daran, die Heldin sterben zu lassen, aber in der Nähe von Jaßnaja Poljana ereignete sich eine ähnliche romanhafte Katastrophe, deren unglückliche Heldin Anna sich vor einen heranbrausenden Eisenbahnzug warf. Das bewog Tolstoj zu einer Neubearbeitung und einer bedeutenden Veränderung des ursprünglichen Schlusses. Auch wie er den Roman begonnen, ist charakteristisch. An einem Abend des Jahres 1873 trat Tolstoj ins Speisezimmer, wo sein ältester Sohn Sergej einer Tante eine Erzählung von Puschkin laut vorlas. Der Vater nahm einen Augenblick das Buch in die Hand, und als sein Blick auf die Worte fiel: „Die Gäste versammelten sich im Landhause", rief er vergnügt: „So muß man immer anfangen zu schreiben, das flößt dem Leser sofort Interesse ein." Die Tante bemerkte, wie es doch schön wäre, wenn Lew Nikolajewitsch einen Roman aus der großen Welt schriebe. Tolstoj erwiderte nichts, ging in sein Kabinet zurück und begann noch am selben Abend zu schreiben: „Im Hause der Oblonsky herrschte allgemeine Verwirrung". Die „Kreuzersonate" entstand unter folgenden Umständen: In Jaßnaja Poljana weilten einmal der Maler Rjepin, der Komiker Andrejew-Burlak, der Tolstoj durch seine Erzählungen ungemein erheiterte, und eine ausländische Dame zum Besuch. Letztere spielte eines Abends Beethovens Kreuzersonate mit solchem Ausdruck, daß alle, auch Lew Nikolajewitsch, der ein leiden-

schaftlicher Musikfreund ist, tief ergriffen wurden, und Tolstoj unter diesem Eindruck zu Rjepin sagte: „Wollen wir auch jeder unsere Kreuzersonate schreiben, Sie mit dem Pinsel, ich mit der Feder, und Freund Andrejew wird die Geschichte auf der Bühne vorlesen, auf der auch Ihr Bild ausgestellt wird." Der Vorschlag fand allgemeine Billigung. Nach kurzer Zeit machte sich Tolstoj mit der ihm eigenen Ausdauer an die Arbeit, deren Idee er vermutlich schon lange mit sich herumtrug. Der Inhalt der „Macht der Finsternis", die soeben am Berliner „Deutschen Theater" aufgeführt worden, ist vollständig einer Kriminalgeschichte entnommen, die in Tula passierte. Und daß er gerade in diesem Stück dem realen Vorgang nicht ganz gefolgt ist, macht es, daß es ihn auf der Bühne nicht befriedigt. „In der wirklichen Geschichte, der ich dieses Sujet entnommen habe", bemerkte er nach der Moskauer Aufführung im Winter 1895, „erschlägt der Bauer Nikita in einem Wutanfalle seine Frau mit einem Deichselbaum, und dann erst vollzieht sich der moralische Umschwung in ihm. Ich glaubte, das würde zu kraß wirken, aber ich habe vergeblich gekünstelt und gemildert, man müßte diese Scene doch einschieben." Ueber die Darstellung selbst äußerte er sich damals ebenfalls nicht befriedigt. Die Personen seines Stückes waren ihm nicht ganz so herausgekommen, wie er sie sich gedacht hat. „Dieser Nikita ist kein Stutzer, kein Geck, sondern nur ein Produkt städtischer Kultur, und mein Akim ist kein salbungsvoller Prediger, sondern im Gegenteil, das Wort kommt ihm schwer vom Munde und das Denken bereitet ihm sichtliche Anstrengung." Uebrigens ist Tolstoj keines seiner Werke so leicht von der Hand gegangen, wie gerade „Die Macht der Finsternis". Während der Feldarbeit in der Gesellschaft der Bauern, denen er, wie so oft, beim Einfahren des Getreides half, hat er die Arbeit vorbereitet. Als er sich dabei den Fuß an einem Wagenrad verletzt, achtet er nicht darauf, trotz des Schmerzes arbeitet er weiter, der Fuß verschlimmert sich, und seine Frau, die Gräfin Sophie Andrejewna, fährt voll Sorge nach Moskau und holt ohne Wissen des Gatten einen Arzt. Der erklärt, daß einen Tag später eine Katastrophe hätte eintreten können, das Fieber war schon bis 40° gestiegen. Tolstoj muß mehrere Wochen zu Bett liegen, und in dieser unfreiwilligen Muße diktiert er sein Stück.

Sonst schreibt er seine Manuskripte selbst. Nachdem er den Plan zu seiner Arbeit festgestellt und eine Anzahl Studien gesammelt hat, bringt er sie rasch, ohne an Einzelheiten zu denken, zu Papier, übrigens billiges Conceptpapier in Quartformat, wovon er am Tage, d. h. in den Vormittagsstunden von 9—3 Uhr, oft zwanzig Seiten mit seiner großen Handschrift bedeckt. Er hat sich weder an ein besonderes Papier, noch an eine besondere Stahlfeder gewöhnt, und als es einer spekulativen Firma einmal einfiel, Tolstojfedern in den Handel zu bringen, war er davon gar nicht erbaut. Das Concept läßt er dann von der Gräfin oder einer seiner Töchter, oder einem intimen Freunde, dem diese Arbeit Vergnügen bereitet, ins Reine schreiben. Die Gräfin ist gewohnt, wenn es irgend etwas für den Gatten abzuschreiben giebt, sofort alle andere Arbeit beiseite zu legen. Nun geht Tolstoj an die Um- und Ausarbeitung, dann wird das jetzt ganz von Strichen, Einschiebseln, Korrekturen besäte Manuskript neu ins Reine geschrieben, und diese Prozedur wiederholt sich zuweilen noch ein paar Male, ja einige Abschnitte werden von Tolstoj zehn und mehrmal umgeschrieben. Nur wenige Scenen gelingen ihm gleich beim ersten Entwurf, wenn er unter einem

lebhaften Eindruck steht. So wurde beispielsweise die Schilderung des Pferderennens in „Anna Karenina“ unter dem Eindruck der interessanten Erzählung des Fürsten Obolensky sofort zu Papier gebracht. Sitzt er an einer gar zu schwierigen Stelle ganz fest, dann nimmt er zu einer Partie Patience seine Zuflucht. Ist das Werk vollendet, so liest Tolstoj es im Kreise seiner Intimen vor, um sich ihre Bemerkungen vor der Drucklegung zu nutze zu machen. „Die Macht der Finsternis“ las er sogar einigen Bauern vor, aber bei den ergreifendsten Stellen, die der Dichter nicht ohne Rührung lesen konnte, begannen einige der Zuhörer zu grinsen und zu lachen, ganz wie die Berliner Premièrenlöwen (vgl. den Theateraufsatz von R. Bahr)! Der strengste Kritiker ist gewöhnlich seine Gattin, und oft giebt er ihren aufrichtig geäußerten Einwänden recht, manchmal aber verteidigt er auch hartnäckig seine Ansicht. Eine Novelle, die von der Gräfin beim Vorlesen für untauglich erklärt wurde, ließ er unvollendet liegen. Die gedruckten Korrekturbogen sehen meist noch bunter aus als die korrigierten Abschriften. „Man kann“, meint Sergejenko, „ohne Uebertreibung sagen, daß, wenn Tolstoj neunundneunzig mal Korrektur lesen dürfte, auch die neunundneunzigste noch ganz bunt von Verbesserungen sein würde.“ „In der Kunst“, äußerte Tolstoj, „darf man auch die geringste Kleinigkeit nicht unbeachtet lassen, weil z. B. ein lose sitzender Knopf zur Charakteristik einer bestimmten Person nicht wenig beitragen kann, und der Knopf muß mathematisch genau geschildert werden. Aber diese Genauigkeit muß durchaus auf den Kern der Sache gerichtet sein, nicht etwa die Aufmerksamkeit von einer Hauptsache auf unnütze Nebendinge ablenken.“ Das ist ihm wichtiger, als die schöne Form, die ihn so wenig kümmert wie alle akademischen Stilregeln.

Sobald sich die Kunde verbreitet, daß Tolstoj ein neues Werk vollendet habe, kommen Verehrer und Verehrerinnen von allen Seiten mit der Bitte, ihnen die neue Arbeit zu überlassen und ihnen dadurch zugleich pekuniär aufzuhelfen. In der That giebt Tolstoj sein Manuskript denn auch an irgend jemand ab.

Sehr interessant ist, was Sergejenko über das Verhältnis Tolstojs zu andern Autoren berichtet. Zu Shakespeare fühlt er sich im allgemeinen nicht hingezogen, er scheint auch nicht genau genug mit ihm bekannt zu sein, denn er citiert ihn fast niemals, was er z. B. oft und gern mit Goethes Gedichten thut, wiewohl er durchaus kein warmer Verehrer des Menschen Goethe ist. Heines Werke hat er erst in letzter Zeit kennen gelernt und sehr lieb gewonnen; „manchmal stockt er mitten im Gespräch und deklamiert meisterhaft in deutscher Sprache irgend ein Heinesches Gedicht, das auf das in Rede stehende Thema gerade Bezug hat. Besonders gefallen ihm die Verse: ‚Laßt die frommen Hypothesen‘. Auch mit Schiller hat sich Tolstoj neuerdings wieder beschäftigt. Am meisten gefällt ihm die jugendlich feurige Sprache in den Räubern. ‚Don Carlos ist nicht mehr das‘, sagt er.“ Mit dem Anschaffen der Werke der westeuropäischen Schriftsteller ist es ihm aber eigen ergangen. Als er in den fünfziger Jahren im Ausland war, kaufte er sich die Originalausgaben in den betreffenden Sprachen, aber o weh: „an der Grenze,“ erzählte er, „hat man mir alle Bücher weggenommen, um sie von der Censur durchsehen zu lassen, und die ist bis jetzt noch nicht damit fertig geworden.“ Zu Tolstojs Lieblingsautoren gehören Sokrates, Epiktet, Pascal, Rousseau, Victor Hugo, Dickens. Den größten Einfluß haben Rousseaus „Confessions“ auf ihn ausgeübt. „Ich habe“, sagt er, „einst Rousseau so vergöttert, daß ich sein Porträt

in ein Medaillon fassen und zusammen mit meinem Heiligenbildchen auf der Brust tragen wollte." Den ersten Anstoß zur Schriftstellerei hat ihm indes Laurence Sterne gegeben, das hat Tolstoj einmal einem Gymnasiasten gestanden, der ihn fragte, mit wieviel Jahren er angefangen habe, zu schriftstellern. Tolstoj lächelte: „Sie fürchten wohl, daß Sie schon den Anschluß versäumt haben? Mein erstes Opus habe ich mit 16 Jahren geschrieben, es war ein philosophischer Traktat, eine Nachahmung von Sterne." — Von den russischen Schriftstellern hat am meisten Lermontoff auf ihn gewirkt, unter den zeitgenössischen hat ihn Grigorowitsch beeinflußt, vor allem aber sein eigener ältester Bruder Nikolai. Mit Turgenjew war er befreundet, aber von dessen Werken hält er nicht viel, mit Ausnahme der „Memoiren eines Jägers", in denen er namentlich die Naturschilderungen als unerreichbar bewundert. Bei der Lektüre des Manuskripts von „Väter und Söhne" schlief er sogar ein, wodurch sich Turgenjew sehr verletzt fühlte. Bei Dostojewsky stößt ihn vieles ab, wenn er auch den „Raskolnikow" (Schuld und Sühne) bewundernswürdig findet.

Den Einfluß russischer Schriftsteller auf das Publikum schätzte Tolstoj einmal folgendermaßen ab: Puschkin 90 Proz., Gogol 50 Proz., Turgenjew 10 Proz., Herzen, den er für „glänzend und tief" erklärt, 18 Proz. Für die modernen Symbolisten hat er nur ein Lächeln. Als eine Verwandte ein solches Gedicht vorlas, sagte er: „Wenn man schon den Mund voll tönender Schellen nehmen will, so lese man doch Fjet, der hat Poesie und Musik." „Den Kopf ein wenig in die Höhe hebend, gleichsam als ob er halb Vergessenes ins Gedächtnis zurückrufen wollte, citierte er gleich darauf von diesem Poeten ein Gedicht, in dem der Sternenhimmel mit einer umgeworfenen Urne verglichen wird. Die Gräfin sprach von einem, von Fjet ihr gewidmeten, in Musik gesetzten Gedichte, konnte sich aber auf die Melodie nicht besinnen. Da setzte sich Tolstoj an den Flügel und spielte mit leichtem Anschlag das Lied." Dann begleitete er noch seiner Tochter Tatjana zur Mandoline. „Um elf Uhr nachts fuhr der Wagen vor, in dem zehn Personen Platz fanden. Die ganze Familie stand auf der Treppe und wünschte den Abreisenden glückliche Fahrt." Mit diesem Idyll aus Jaßnaja Poljana beschließt der Verfasser seine interessanten Erinnerungen an „eine der bedeutendsten Persönlichkeiten in der Geschichte der Menschheit". **S.**



Auf dem Meeresgrunde.

Erst in den letzten Jahren hat die Tiefseeforschung uns mit Meerestiefen von mehr als einer deutschen Meile bekannt gemacht. Und selbst diese tiefsten Stellen der Weltmeere sind nicht ohne tierisches Leben. In Tiefen von 5000 Meter lebt noch eine kriechende Holothurie (Seewalze oder Seegurke, Verwandte der bekannten Seesterne und Seeigel) von abenteuerlichster Form, einer sonderbaren Tagfalterraupe ähnlich, und eine andere, nicht minder phantastische Art in dieser ungeheuren Tiefe ähnelt einer etwa von Kinderhand gezeichneten Maus. Eine

Seespinne von durchsichtiger Bernsteinfarbe, fadendünn und 3 cm lang, stelzt auf Beinen, die 6—7 mal so lang wie ihr Körper sind, in einer Tiefe von 4000 Meter umher. Die wunderlichsten Fische treiben ihr Wesen zwischen 1000 und 3000 Meter Tiefe; so das pelikanartige Weitmaul, das am ehesten noch einem schwimmenden Aufschöpflöffel von stattlicher Größe (1/2 Meter) gleicht, und der nicht minder bizarre Melanocetus Johnstoni, dessen ungeheuerliches Maul in Verbindung mit dem gleich ungeheuerlichen Hängebauch wie ein Fußsack aussieht, woran der übrige lächerlich kleine Fischkörper mit Schwanz- und Rückenflosse wie eine Mohrrübe angeklebt erscheint.

Ein anschauliches Bild von dem Leben auf dem Meeresgrunde in geringeren Tiefen entwirft nach Mitteilungen des Tauchers C. Lindström M. Dankler in der Zeitschrift „Die Natur“ (Halle, G. Schwetschkescher Verlag): Entweder gleich unterseeischen Wäldern mit reich verästelten Bäumen und Sträuchern oder orgelpfeifenartig in die Höhe strebend und Säulen, Bogen und überhängende Wölbungen bildend, oder aber auch festgeschlossene kompakte Massen darstellend, erheben sich die Korallenriffe vom Boden. „Diese Zauberwälder, diese Höhlen und Grotten glänzen im verschiedensten Lichte. Dort erscheint ein rosenrot beleuchteter Abhang, dort verliert sich der Blick in grünlich und bläulich schimmernde Tiefen.“ Auf diesen Riffen haben die Algen, diese charakteristischen Seepflanzen, Wurzel gefaßt und darüber schwimmen die Gebüsche des Blasentangs. Im Umkreise von Helgoland hat Lindström nicht weniger als 315 Algenarten gefunden. „Jede Strecke zeigt neue Arten, jede Tiefe hat ihre Formen. In die größeren Tiefen führt der Knotentang über, dann folgt der gesägte Tang und der Riementang, der mit seinem 6—12 Fuß langen Laubwerk weit ausgedehnte unterseeische Wälder bildet. Hier wohnt der prächtige Schuppenfisch, die schlanke Meernadel schießt pfeilschnell durch das Blattgewirr, und der blaugrüne Meerskorpion fällt durch seinen Silberschimmer ins Auge. Glatt- und Stachelroche bevölkern den Boden des unterseeischen Waldes, während goldglänzende Makrelen gleich den Vögeln des Festlandes in den Wipfeln spielen. Aus dem tiefsten Dickicht streckt der gepanzerte Hummer seine Scheren, und dazwischen flimmern die Borstenbüschel der Seeraupen. Größere und kleinere Delphine tummeln sich gleich spielenden Hunden umher.“ Die Riesentange nehmen merkwürdigerweise an Größe zu, je näher es den Polargegenden zugeht, und dort im Dunkel der ungeheuern unterseeischen Urwälder haust der gewaltige Meerriese, der Walfisch. Der Pflanzenwuchs hört auf, wo Licht nicht mehr in genügendem Maße hindringt. Das ist bei 80 bis 120 Meter der Fall. Die letzte Spur von Licht verschwindet aber erst, wie durch empfindliche photographische Platten festgestellt wurde, bei etwa 500—600 Meter. Weiterhin herrscht völlige Finsternis, und die Temperatur sinkt bei 1000 Meter Tiefe unter + 4° C herab, in den großen Tiefen von mehr als 5000 Meter schwankt sie zwischen + 2° und 0°, in den Polarmeeren wurden sogar Bodentemperaturen von — 3° beobachtet. Stellt also der Boden des Meeres in diesen Tiefen eine vollständig leere Wüste dar, aus rotem Thon bestehend, der sich aus einem Gemenge von Schalen und Skeletteilen von Milliarden Seetierleichen und Flußwasserschlamm zusammensetzt, so ist das Tierleben des Wassers, wie schon erwähnt, noch bis in die größten Tiefen reich, ja, nimmt an seltsamer Eigenart mit der Tiefe zu. Diese Tiefseetiere sind auch noch insofern interessant, als ihr Körper so eingerichtet ist, daß er dem furchtbaren Wasserdrucke, der für

je 1000 Meter Tiefe 10850 kg pro Quadratzentimeter beträgt, Widerstand leisten kann. Und so eigentümlich sind diese Körper auf einen bestimmten Wasserdruck hin organisiert, daß sie in höheren Wasserschichten, in denen der Druck geringer ist, nicht leben könnten. Werden sie durch besondere Apparate und Netze herausgehoben, so kommen sie tot und zerrissen an der Oberfläche an. Die Gewalt des Drucks in jenen Tiefen erweist aber die Thatsache, daß „die Korkstöpsel, die an den Netzen befestigt sind, in der Tiefe auf die Hälfte ihres Umfanges zusammengedrückt werden und beim Heraufziehen nicht mehr schwimmen".

Der Taucher schützt sich gegen den Druck dadurch, daß er 3—4 Unterjacken, Beinkleider und Strümpfe übereinander anzieht. Dann erst kommt der eigentliche Taucheranzug aus feinem, mit gegerbtem Leder beiderseitig überzogenem Gummielastikum, über dem wieder Helm und Brustharnisch aus verzinntem Kupfer luftdicht befestigt sind. Die ganze Ausrüstung wiegt 160—180 Pfund. Der Taucherberuf verlangt also schon einen kräftigen Körper, vor allem aber ein völlig gesundes Herz, der geringste Herzfehler könnte sofortigen Herzschlag zur Folge haben. Die modernen Taucherapparate enthalten im Helm außer der Luftröhre mit künstlichen Ventilen zur Regelung des Luftzu- und Abzuges elektrische Beleuchtungsapparate und Telephonverbindung mit der Oberfläche. Die Stiefel aus stärkstem Leder mit Bleisohlen wiegen die Kleinigkeit von 30—35 Pfund. Im breiten Gürtel stecken Arbeitszeug und ein starkes Messer. Dies ist nötig zum Kampf gegen die Haifische. Der einzelne Haifisch flieht vor dem Taucher, jedoch in Rudeln, ganz wie die Wölfe der russischen Urwälder, werden die Bestien kühn. Mehr aber noch als der Hai wird der Meeraal gefürchtet, der mehrere Meter lang wird, sehr kühn und furchtbar gefräßig ist, und erst recht in Scharen zum Angriff vorschreitet. „Von unten, von oben, von allen Seiten angreifend und beißend, schnappen sie besonders nach den Händen der arbeitenden Taucher. Was ihr furchtbares Gebiß erreicht, ist verloren, und ihre Angriffe sind um so gefährlicher, als die pfeilschnell dahinschießenden, schlangenartigen Tiere kaum zu fassen und zu verwunden sind. Beim Angriff stoßen sie einen dumpfen Laut aus, welcher dem Bellen eines Hundes ähnelt." Die Angriffe großer Polypen gehören zu den Ausnahmen. Der modern ausgerüstete Taucher hat zudem nichts von ihnen zu fürchten, da er in jedem Fall dem Tiere die Fangarme abschneiden und es so wehrlos machen könnte, bevor es den Taucheranzug zu durchdringen vermöchte. Die jährlich auftauchenden Zeitungsnotizen über solche Anfälle beruhen also meistens auf Erfindungen und Uebertreibungen, gehören ins Reich jenes eingebildeten Meerwunders, der fabelhaften Seeschlange.



War Columbus Spanier von Geburt?

Bisher galt allgemein Genua als die Wiege des großen Entdeckers, und die Spanier beneideten die alte historische Stadt Italiens um diesen Ruhm, man hätte nur allzugern Columbus, den großen Cristobal Colon, als Sohn einer

spanischen Mutter, als Nachkommen des vaterländischen Bodens begrüßt und gekannt. Jetzt veröffentlichen der bekannte Geschichtsforscher Don Celsio Garcia de la Riega und Justo E. Areal einen Artikel in der Wochenschrift „Alrededor del Mundo“, der nichts weniger behauptet, als daß Columbus in Spanien geboren, und daß seine Familie überhaupt spanischer Herkunft gewesen. Die Gründe, welche Don Celsio Garcia für seine Behauptung anführt, scheinen in der That eine große Beweiskraft zu besitzen, und die zukünftige Geschichtsforschung wird sich vielleicht genötigt sehen, ihm recht zu geben.

„Von Colon (der spanische Name für Columbus) können wir nur mit Sicherheit behaupten, daß er sich vor seinem Aufbruch nach Lissabon in Genua befunden hat, wo er sein abenteuerreiches Leben begann, um dann später nach Castilien überzusiedeln, von wo aus er unter dem Schutze Isabel der Katholischen seine goldenen Träume und welterschütternden Pläne realisieren konnte und das ‚non plus ultra‘, das die Phönizier in die Herkulessäulen gegraben, umstieß. — Ueber seine Kindheit wissen wir nichts, er selbst sprach niemals davon. Warum nun mochten sich sowohl er als auch sein Bruder Bartolomé über Vaterland und Ursprung mit dem Schleier des Geheimnisses umhüllen?

Es heißt, daß man in den Archiven des Klosters des Heiligen Stephan in Genua Dokumente mit den Namen von Dominico Colombo und Susanna Fontarossa und deren Söhnen Cristóbal (Christoph) Bartolomé und Diego entdeckt habe. Und daß man mit diesen Dokumenten Herkunft und Ursprung des Columbus für gesichert und nachgewiesen erachte. Jedoch außer diesen sind in Genua keine anderen Dokumente über die Familie und die Vorfahren des großen Entdeckers auffindbar, die Familien Colombo-Fontarossa sind in Genua unbekannt gewesen und geblieben, und aus diesem sowohl wie aus anderen schwerwiegenden Gründen hält man die oben erwähnten Dokumente für apokryphisch. Dagegen lassen sich in Galicien echte, unanfechtbare Dokumente nachweisen, die nicht nur über die Person des großen Colon, sondern auch über seinen ganzen Stammbaum ein helles Licht verbreiten.

Im Archäologischen Museum von Pontevedra finden wir untrügliche Beweise dafür, daß im Jahre 1519 ein gewisser Don Juan de Colon mit seiner Frau Constanza de Colon in der Stadt lebte. Im Jahre 1496 Cristobol de Colon, 1454 Jacobo Fonterosa, 1444 Benjamin Fonterosa, 1437 Domingo Colon, 1434 Maria, Catalina und Blanca de Colon, 1428 Bartolomé Colon und 1413 Nicolas Oderigo.

Nun wissen wir aber, daß ein großer Freund des Entdeckers Nicolás Oderigo hieß. Konnte dieser nicht ein Enkel des oben angeführten Oderigo sein? Stammte die Freundschaft der Familien Colon, Fonterosa und Oderigo nicht schon aus früheren Zeiten?

In der uns bekannten Familie des Seefahrers finden wir die Namen Cristobal, Domingo, Bartolomé, Juan und Blanca, d. h. eine Erneuerung früher schon bekannter Familiennamen.

Während seiner ersten Reise taufte Columbus zwei von ihm entdeckte Inseln mit den Namen San-Salvador und Portosanto. Nun nimmt man gewöhnlich an, daß ‚San Salvador‘ (Heiliger Erlöser) die Dankbarkeit ausdrückt, mit welcher Columbus das rettende Land erblickte, niemand hat aber darauf hingewiesen, daß eine Besitzung des Juan de Colon bei Pontevedra an der kleinen

Bucht von Portosanto im Parochialgebiet der Kirche von San-Salvador lag. Ist diese Uebereinstimmung nicht auffallend?

Auf seiner zweiten Reise nannte Columbus eine Insel ‚La Galleza' (die Gallicierin). Das Schiff Santa Maria, welches der Entdecker zum Einschiffen wählte, befand sich in schlechterem Zustande, als die beiden anderen ‚La Ninna' und ‚La Pinta', die es begleiteten, dafür aber war es in Pontevedra erbaut worden und hieß früher La Galleza . . .

Columbus bediente sich in seiner Unterhaltung niemals einer anderen Sprache, als der spanischen und lateinischen. „Wenn er nun Italiener von Geburt war, warum sprach oder schrieb er niemals Italienisch?" fragt Don Celsio Garcia weiter, „warum verbarg er so sorgsam seine Herkunft und erzählte nie von seiner Kindheit? Das Geheimnis löst sich, wenn wir ihn für einen Gallicier und vielleicht gar für einen Nachkommen der aus Spanien vertriebenen Juden halten. Denn damals genossen die Gallicier ebenso wie heute noch den gewiß unverdienten Ruf, etwas dumm zu sein (das spanische Schilda), besonders wenn sie zu den einfacheren Ständen gehörten; und vollends sobald man am katholischen Königshofe auch nur einen Tropfen jüdischen Blutes in seinen Adern gewittert hätte, so wäre für immer die Realisierung seiner hochfliegenden Pläne unmöglich geworden . . ."

Vielleicht gelingt es einer kommenden Geschichtsforschung die hier angedeuteten Fäden vollständig auszuspinnen und den wirklichen Nachweis zu führen, daß Don Celsio Garcia de la Riega mit seiner Aufstellung recht oder unrecht hat. In Spanien will man ihm nur allzugerne Glauben schenken. —

E. v. Ungern-Sternberg, Madrid.





Einheitliche Rechtschreibung.

Die orthographische Frage ist seit einiger Zeit auf die Tagesordnung gesetzt, und es haben bereits mehrfach Verhandlungen über sie in der Presse und in Konferenzen stattgefunden, auch in der Reichstagssitzung vom 31. Januar kam sie bei Beratung des Post- und Telegraphenetats zur Sprache. Die ganze Frage ließe sich sehr einfach lösen: man brauchte nur die Anordnungen, welche vor 20 Jahren dicht hinter einander die Unterrichtsbehörden der beiden größten deutschen Staaten, nämlich Bayerns und Preußens, für die Orthographie im Schulunterricht erließen, noch mehr zu verallgemeinern, als es bis jetzt geschehen ist, und die schönste Einheit wäre da. Damals haben sich auch andre deutsche Regierungen dem Vorgehen der beiden genannten Bundesstaaten angeschlossen, und viele der größeren Zeitschriften und Zeitungen bedienten sich sofort der neuen Orthographie, ohne daß es ihren Lesern sonderlich aufgefallen wäre — ein Beweis, in wie maßvollen Grenzen sich die Neuerungen hielten. Wir freuen uns, daß auch der Türmer diese Bahnen wandelt und uns den Anblick des gänzlich unmotivierten h erspart!

Aber merkwürdig: kaum war dieser verständige und maßvolle Fortschritt geschehen, so setzte man sich in Preußen selbst höhern Orts in Widerspruch mit dem eigenen Unterrichtsministerium, und die Behörden erhielten Befehl, sich nicht der neuen Rechtschreibung zu bedienen, sondern bei der bisherigen zu bleiben. Wie dies zugegangen, soll hier nicht weiter erörtert werden; es war ein Beleg dafür, daß auch große Geister kleine Schwächen haben. Nun schleppen sich die Behörden weiter mit dem überflüssigen Ballast, von welchem uns bereits vor 20 Jahren das auf Anordnung des Kultusministers herausgegebene Regelbuch und Wörterverzeichnis glücklich befreit hat. Dadurch ist ein bedauerlicher Zwiespalt zwischen Schule und Leben hergestellt, und der Lehrer, welcher seinen Schulkindern soeben beigebracht hat, daß sie „Abteilung“ zu schreiben haben, erhält vielleicht gleich darauf ein amtliches Schriftstück, in welchem sich seine Regierung als „Abtheilung für Schulwesen“ bezeichnet! Die reine Ironie!

Was für ein unverständiges Geschrei hat man doch von manchen Seiten über die „Puttkamersche“ Orthographie erhoben, und wie hat man versucht, die segensreiche Bedeutung dieser längst als nötig erkannten Neuerung (oder vielmehr Festsetzung der richtigen Schreibweise) herabzusetzen und lächerlich zu machen!

Die Gegner gebärdeten sich, als handle es sich hier lediglich um einen plötzlichen Willkürakt des damaligen Kultusministers, der ja ohnehin gewissen Leuten eine persona ingrata war. Nichts verkehrter als diese Auffassung! Vielmehr war das, was jetzt angeordnet wurde, schon seit mehreren Jahrzehnten vorbereitet und sorgfältig erwogen, und es war jetzt gerade die höchste Zeit, daß ein entscheidender Schritt gethan wurde. Es würde zu weit führen, wenn wir dies hier näher erörtern wollten; wer sich darüber genauer unterrichten will, sei auf den i. J. 1880 bei Weidmann in Berlin erschienenen „Kommentar zur preußischen Schulorthographie" von Prof. Dr. Willmanns hingewiesen.

In der bereits genannten Reichstagsverhandlung am 31. Januar erwähnte der Abgeordnete, Hofprediger a. D. Stöcker, den Umstand, daß ein Erlaß der Postverwaltung nicht die Puttkamersche Orthographie, sondern die des Bürgerlichen Gesetzbuches für die Postbehörden vorgeschrieben habe, und bemerkte dazu: „Ich habe nichts dagegen, sondern halte die letztere für besser; man kehrt von falschen Neuerungen wieder zum alten zurück." Wie kann man nur so unbesonnen von „falschen Neuerungen" reden! Eher noch dürfte man an der Puttkamerschen Orthographie das aussetzen, daß sie nicht noch radikaler mit der Aufräumung überflüssiger Dehnungszeichen, welche sich erst im Laufe der Zeit eingeschlichen haben, verfahren sei. Warum sollen wir nicht z. B. Stat, Har, Jar, wonen, füren, wälen u. dergl. schreiben? Aber auch so stellt die Orthographie vom Jahre 1880 einen gesunden und dankenswerten Fortschritt dar, und es wäre ein bedauerlicher Anachronismus, wenn man diesen Fortschritt wieder rückgängig machen wollte, nachdem die Schulen zwanzig Jahre lang sich in die neue Orthographie eingelebt haben. Vielmehr muß jede Weiterbildung unsrer Rechtschreibung von der Grundlage aus geschehen, welche die Erlasse der bayrischen und der preußischen Unterrichtsbehörde gegeben haben.

Eine Zeitlang schien die Stimmung in den höheren Regionen wenig Aussicht dazu zu gewähren, und es war zu befürchten, daß die orthographische Misere sich noch weiter hinziehen würde, und zwar in vermehrter Auflage. Durch die Zeitungen ging die Nachricht, daß der Reichskanzler die orthographische Reform in die Hand nehmen würde, und zwar im engen Anschluß an das Bürgerliche Gesetzbuch. Ein Teil der Presse erging sich darob in einer geradezu widerwärtigen Lobhudelung des alten Herrn, welcher noch in seinen hohen Jahren den Unternehmungsgeist zu einem so gewaltigen Werke hätte! Aber auch die Gegner einer derartigen Reform erhoben ihre Stimme, und der Börsenverein deutscher Buchhändler wandte sich an das Kultusministerium mit einer Petition, in welcher aufs nachdrücklichste darauf hingewiesen wurde, wie sehr der Buchhandel durch solche Maßnahmen beunruhigt und geschädigt würde. Denn nicht nur sämtliche Schulbücher, sondern ein großer, vielmehr der größte Teil der belletristischen Journale und viele wissenschaftlichen Werke seien in der vor 20 Jahren eingeführten Orthographie gedruckt, man möge es daher bei dieser belassen. Diese Petition soll denn auch beim Minister wohlwollende Aufnahme gefunden haben, und so ist zu hoffen, daß uns ein bedauerlicher Rückschritt auf diesem Gebiete erspart bleiben wird. Vielleicht kommt auch bald die Zeit, da sich die Behörden dem gesunden Fortschritt der Puttkamerschen Orthographie nicht länger entziehen, sondern sich des überflüssigen h und andrer Antiquitäten entledigen, welche schon allzu lange in ihren Verordnungen paradiert haben! **R. R.** in Z.



Glocken- und Menschenzungen. — Ethik und Politik. — Entgleisungen. — Die Moral mit dem doppelten Boden. — Psychologisches.

Bald klingt es wieder von Glocken- und Menschenzungen in die heilige Nacht hinaus: „Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen!“

Die Glocken läuten es, die Prediger auf den Kanzeln verkünden es, also muß es doch wahr sein.

Zwar glauben wir weiser zu sein, als Gott, dessen Gebote wir für undurchführbar halten und unserer Vernünftigkeit und Staatsraison unterordnen. Gott gebietet uns, am ersten nach seinem Reiche zu trachten, dann werde uns auch alle irdische Nahrung und Notdurft zufallen. Wir wissen es besser: wir trachten am ersten nach „solchem allem“ und dann noch lange nicht nach dem Reiche Gottes. Aber — „Ehre sei Gott in der Höhe“!

Zwar herrscht wieder ein Blutvergießen und Massenmorden, wie es seit den Tagen der Hunnen nicht erlebt worden ist. Aber — „Friede auf Erden!“

Zwar hat kein Mensch Wohlgefallen an solchem Thun, zwar empört sich das Innerste auch des rohesten Kriegers gegen solche Greuel, zwar hat das ganze System von Lüge, Neid, Eifersucht, Hochmut, Rache und Gewaltthat, nach dessen Regeln die Völker ihren Verkehr miteinander gestalten, die Menschheit durch Ströme Blutes und unendliche Qualen geführt. Aber — der Mensch gewöhnt sich an alles und zuletzt ist ihm auch das „ein Wohlgefallen!“

„Ehre sei Gott in der Höhe, Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen“: — die Glocken läuten es, die Prediger auf den Kanzeln verkünden es, also muß es doch wahr sein . . .

* * *

Und es *ist* wahr, dennoch!

Wahr wie süßes Frühlingsahnen im starren Winter, wahr wie das Immergrün der Tanne auf schneebedecktem Zweige, wahr — wie die Sehnsucht nach dem Ideal.

Nicht daß in dieser unvollkommenen Welt das Ideal keine Stätte hat, ist das Entmutigende, sondern daß der Versuch gemacht wird, das Unvollkommene, Unvernünftige, Allzumenschliche und Zeitliche zum Ewig-Notwendigen und -Vernünftigen zu stempeln. Das geschieht in diesen Tagen besonders bei der Beurteilung des Problems „Ethik und Politik".

„Man riskiert", so schreiben die „Grenzboten" in einem neueren Hefte, „als ein zu Thaten unfähiger Schwächling, wenn nicht gar als schlechter Patriot und vaterlandsloser Geselle kurzer Hand abgethan zu werden, wenn man es wagt, das Problem: Ethik und internationale Politik des Nachdenkens überhaupt für wert zu halten und den Krieg nicht schlechthin als etwas Gutes, Gott Wohlgefälliges zu preisen, sofern nur Aussicht ist, dabei etwas für die Nation, der man angehört, zu profitieren. Dieses Verhalten steht mit der ethischen und idealern Lebensauffassung, die wir Freunde der humanistischen Bildung dem Volk erhalten wollen, doch in schroffem Widerspruch ... Auch mit dem deutschen Volkscharakter steht dieser Materialismus in der Politik im Widerspruch. Das deutsche Volk ‚bedenkt' die Politik, und vollends die Weltpolitik, die es zu treiben veranlaßt wird, und die von andern Völkern getrieben wird. Diese Bedenklichkeit unsers Volks ist eine Tugend, auf die wir stolz sein müssen gegenüber der Unbedenklichkeit, durch die sich andere Völker ausgezeichnet haben, wenn wir auch deshalb scheinbar von den Skrupellosen übers Ohr gehauen worden sind. Man sollte sich hüten, den Nachwuchs der gebildeten Klassen auch in dieser Beziehung zu anglisieren und ihn für das leuchtende Vorbild der Engländer in Transvaal zu begeistern, wie es einzelne schon versuchen."

Es war mir eine Genugthuung, gerade in einem Blatte, das mit Begeisterung für die Weltmachtstellung des Deutschen Reiches eintritt und in der rückhaltlosen Unterstützung des gegenwärtigen Kurses oft viel weiter geht, als ich ihm folgen kann, eine so entschiedene Verurteilung des Materialismus in der Politik zu finden. Die „Grenzboten" knüpfen an die Verhandlungen des letzten Evangelisch-sozialen Kongresses an. Die dort zu Tage geförderte „Kreuzzugsidee", die uns Deutschen als den Auserwählten das Recht und die Pflicht beimesse, mit Blut und Eisen das „Reich Gottes" auf der ganzen Erde aufzurichten, sei „angelsächsischer Import". Der Vertreter dieser Idee auf dem Kongreß, Herr Pfarrer Lepsius, ziehe „auch vor der Chamberlainschen Praxis den Hut, indem er meine, eine besonnene politische Erwägung könne England das ‚moralische Recht' nicht bestreiten, „seine Vorherrschaft über Südafrika gegenüber der holländischen Rasse und die Durchführung seiner großartig angelegten Afrikapolitik sicher zu stellen". Er habe diese Anerkennung des Chamberlainismus mit dem im Munde eines deutschen Pfarrers nicht gerade anmutigen, zum imperialistischen Schlagwort aber vorzüglich berufenen Satze geschlossen: ‚Die Politik der Vorsehung ist nicht sentimental.'"

Der Artikel beschäftigt sich dann mit den Ausführungen des Herrn Pfarrers Naumann. Zwar habe dieser die „Kreuzzugsidee“ des Herrn Lepsius mit „gewohnter Schneid“ abgefertigt, „aber“, sagen die „Grenzboten“, „wie es geschah, kennzeichnete den Naumannschen Standpunkt denn doch als einen so ausgesprochen materialistischen, so grobrealistischen, daß auf ihm von christlicher Ethik, deutscher Gemüts- und Verstandestiefe oder gar Wissenschaftlichkeit schlechterdings nicht mehr die Rede sein kann.“ „Wie kommen nun“, hatte Naumann gefragt, „die Mächte, die auf dem Wege der Auslese (Zuchtwahl) entstanden sind, dazu, bis zu dem allgemeinen Endpunkt zu gelangen, in den die Auslese mündet? Es scheint doch wohl dadurch, daß jede einzelne davon die größte Lebensfähigkeit zu bethätigen sucht, und das bedeutet die Politik, worin der einzelne zunächst sehen muß, daß er eine Macht ist. Was aus der Weltgeschichte am Ende wird, scheint mir Gottes Sache zu sein. Aber was aus der Weltgeschichte unsers Volkes wird, scheint mir Sache unsers Volkes zu sein. Und wir sind nicht im stande, eine Philosophie zu machen, die alle Welt so überschaut, daß wir unsere Politik danach einrichten können, sondern wir können nur fragen: Wie erhalten wir die Lebenskraft, die uns jetzt gegeben ist? Und über diese praktische Gegenwärtigkeit hinaus können wir reell politisch kaum etwas leisten.“

„Giebt es wohl“, bemerken die „Grenzboten“ hiezu, „ein traurigeres Beispiel der auch für gebildete Leute leider immer noch so bestechenden Sophistereien à la mode, mit denen in dem als Axiom hingestellten Darwinischen ‚Kampf ums Dasein‘ auch zwischen den menschlichen Klassen, Rassen und Völkern jede Sittlichkeit und alles Ideale wegdisputiert werden kann und, wie bekannt, auch wegdisputiert wird, so daß nur noch der nackte tierische Egoismus als causa movens übrig bleibt? Man kann sich doch nicht verheimlichen, daß, was zwischen Nationen, Rassen und Klassen gilt in diesem Kampf ums Dasein, auch plausibel erscheinen muß für den Kampf zwischen den Personen. Es ist dieselbe materialistische Sophisterei, die dem Imperialismus dient und den Anarchismus begründet. Wer die materialistische Weltanschauung ablehnt, der muß auch diesen Imperialismus verabscheuen.“

Solchen „Sophistereien“ müsse aber „das idealistische Mäntelchen ganz abgestreift werden, damit auch unkritische Leute sehen, was der Kern und das Wesen ist, nämlich die Ableugnung jeder göttlichen, sittlichen Weltordnung, die Vernichtung alles Humanen und Idealen in der Menschheit. Ist schon der Satz: ‚Macht geht vor Recht‘ im Munde der Modevölkerrechtslehrer eine Verirrung, so ist er doch tausendmal berechtigter und vernünftiger als das, worauf Naumanns Sophismen hinauslaufen: in der Politik giebt's ebensowenig einen sittlichen Maßstab wie im Tierreich.“

In besonderer Art beachtenswert finden die „Grenzboten“ auch die Bemerkungen, die der Heidelberger Professor der Theologie D. Deißmann zur Sache machte, der sich als „politischer Anhänger und Schüler Naumanns“ be-

kannte, das Problem Ethik und Politik aber als das ernsteste und wichtigste, das der neuen ethischen Wissenschaft gestellt sei, bezeichnete, das zu lösen er sich jedoch nicht berufen fühle. Mit seinem „praktischen Menschen" stelle er sich „auch" (d. h. wohl wie Naumann) auf den Standpunkt, „daß zur Zeit, in dieser Welt der Sünde, in dieser Welt der Niedertracht, eine andere als eine Kampfesstellung der Völker gegeneinander nicht möglich ist".

„Das heißt, möchte man fast glauben, so viel, als daß er das ganze Problem überhaupt nicht verstand. Denn was kann es sonst heißen? Mit der Sünde und der Niedertracht der Welt hat auch die Individualethik immerfort zu rechnen. Sie und das Christentum und die christliche Kirche — und die nicht einmal allein — sind ihrem Wesen und Zweck nach immerfort im Kampfe gegen die sündhafte und niederträchtige Kampfesstellung und Kampfsucht der Individuen, die sie sowohl die geltenden Sittengesetze zu respektieren anhalten wie zu höherer Sittlichkeit erziehen sollen. Wie man ihnen in der Politik, d. h. zwischen Staaten und Völkern, nicht das gleiche Recht und die gleiche Aufgabe zuweisen kann, ist mir ganz unverständlich, da doch die Geschichte der Menschenkultur trotz aller noch vorhandenen und nie ausrottbaren Sünde und Niedertracht auf jeder Seite beweist, daß sie das schon mit Erfolg besorgt haben seit unvordenklichen Zeiten. Und was kann denn Professor Deißmann unter der ‚Kampfesstellung der Völker' anders meinen, als was Naumann meint, nämlich nicht etwa die Defensive, sondern die Offensive, die Schnapphahnstellung der Nationen zu einander, die mit Gewalt nimmt, was sie kriegt, und schießt, wo Gewinn lockt? Dagegen müssen Ethik, Christentum und christliche Kirche kämpfen ohne Unterlaß, wenn sie nicht selbst der Sünde und Niedertracht dienstbar werden wollen. Mit den Suttner-Hirschischen Marotten vom ‚ewigen Frieden', der jetzt eingerichtet werden soll, oder mit dem Abrüstungsschwindel hat das gar nichts zu thun. Aber schämen müßten sich die Ethiker, auch die nichtzünftigen, d. h. die Pfarrer und Theologen, denn doch, wenn sie praktisch, durch Lehre in Wort und Schrift, gerade heutzutage, bei dieser überspannten Kampfstellung der Völker, statt zum Frieden zu mahnen, den akuten Ausbrüchen der Sünde und Niedertracht in der Form von Kriegen geradezu das Wort reden und vernünftige Bemühungen, den Frieden zu wahren, wohl gar verspotten wollten. Weder die Kreuzzugsidee noch die Nichtsalsmachttheorie, die auf dem evangelisch-sozialen Kongreß vertreten wurden, könnten ihnen irgendwie zur Entschuldigung dienen."

Das sind strenge Urteile. Ich hätte mich vielleicht mit Rücksicht auf die Persönlichkeit Naumanns anders ausgedrückt, hätte mich vielleicht gegen das immerhin mögliche Mißverständnis verwahrt, als zöge ich den subjektiven Idealismus Naumanns irgendwie in Zweifel, aber in der Sache kann ich die Ausführungen der „Grenzboten" nur Satz für Satz unterschreiben. Diese Bestätigung der Grundsätze, die für den Türmer von Anfang an maßgebend waren, erscheint mir um so bedeutsamer, als sie von einem Organ erfolgt, mit

dem ich, wie schon angedeutet, im übrigen durchaus nicht immer durch dick und dünn gehen kann.

* * *

„... Das Wort Hunnen ist jetzt in die sozialdemokratischen Blätter übergegangen Es stammt aus einer Bremerhavener Kaiserrede. Aber es ist aus dem Zusammenhang gerissen worden; man muß dem ganzen Gedankengang der Kaiserrede nachgehen und dann kann man doch die Auffassung vertreten, daß der jetzige Feldzug gegen China ein Rachefeldzug auch wegen der Greuelthaten ist, die die Mongolen vor 1500 Jahren (!!!) in Deutschland und Europa begangen haben. (Stürmische Heiterkeit.) Gottes Mühlen mahlen langsam, aber sicher. (Stürmische Heiterkeit.) Man muß die Weltgeschichte nicht nach Einzelheiten betrachten, sondern sie nehmen, wie sie im ganzen ist." (Erneute Heiterkeit.)

Dies und mit diesem Erfolge sprach der Kriegsminister von Goßler in der ersten Sitzung des wiedereröffneten Reichstags. Man sieht hier an einem beredten Beispiele, wohin man gelangen kann, wenn man durchaus vertreten und rechtfertigen will, was sich nun einmal nicht vertreten und rechtfertigen läßt, mag es menschlich immerhin sehr leicht erklärlich und begreiflich sein. Ich muß gestehen, daß mich die Anrufung Gottes in diesem Zusammenhange peinlich berührt hat, und daß ich die Logik derjenigen — allerdings wenigen — Herren im hohen Hause, die nicht umhin gekonnt hatten, den obigen Gedankengang „sehr richtig" (!) zu finden, — bewundert habe. Man kann ebensowenig Gott und seine Gebote aus der Politik wegdisputieren, wie göttliche Vorsehung und weltgeschichtliche Gerechtigkeit spielen. Rache zu üben an den Chinesen für das, was die Mongolen (also nicht einmal die Chinesen des „Reiches der Mitte") vor fünfzehnhundert Jahren verbrochen haben, dazu hat das Deutsche Reich von unserm Herrgott kein Mandat erhalten.

* * *

Selbstverständlich werden alle derartigen Entgleisungen von der Sozialdemokratie ausgiebig und nachhaltig verwertet. Da seht, heißt es dann, die „Moral mit dem doppelten Boden", die man beliebig verengern, erweitern, aus- und wieder einschalten kann. Leider trifft sie damit in vielen Fällen den Nagel auf den Kopf, was sie aber nicht hindert, der so streng verurteilten „Moral" selbst zu huldigen, wo es ihr im Parteiinteresse zweckmäßig scheint. Jetzt wird folgender Fall mitgeteilt: Einer der jüngeren, zur positiven Arbeit hinneigenden Sozialdemokraten, der Mannheimer Arbeitersekretär Katzenstein, hat in dem über seine Thätigkeit erstatteten Jahresbericht sich nicht darauf beschränkt, in herzzerreißenden Klagetönen die Unterdrückung der Arbeiter und die himmelschreiende Ungerechtigkeit der Unternehmer zu schildern, sondern gelegentlich ganz programmwidrig auf seiten der Arbeiter vielfach Leichtsinn, mangelnde Selbstzucht, Alkoholismus, Betrügereien beim Versicherungswesen u. dgl. festgestellt und manche Unzuträglichkeiten

auf diese Thatsachen zurückgeführt. Da ist er aber bei den führenden Geistern schlecht angekommen und hat sich eine scharfe Kritik durch das pfälzische Parteihaupt zugezogen. Die Arbeiter seien zwar keine Engel, aber — das ist der kurze Sinn der Kritik — so etwas dürfe man nicht sagen. An allen unerquicklichen Erscheinungen in Arbeiterkreisen sei doch nur der böse Gegenwartsstaat mit seiner schlechten Ordnung der Dinge schuld; daher habe man alle Uebel nur auf seiten der Arbeitgeber festzustellen. „Sehr bedenklich“ sei es, daß der Arbeitersekretär gewagt hat, offenbaren, betrügerischen Mißbrauch der Versicherungsgesetze seitens der Arbeiter zurückzuweisen, anstatt die ungerechtfertigten Ansprüche zu vertreten; gegenüber der „Brutalität und Rücksichtslosigkeit“ der Unternehmer sei die „verd..... Korrektheit und Anständigkeit“ des Arbeitersekretärs durchaus nicht am Platze. Der sozialdemokratische Oberkritiker schließt: „Der Bericht enthält sehr viel Interessantes und manchen guten Wink für die Arbeiter; aber der Geist, in den alles getaucht ist, gefällt uns nicht. Es ist der ermahnend wohlwollende Geist, der uns an der sozialpolitischen Professoren-Korona so widerlich geworden ist. Die Arbeiter brauchen rücksichtslose Vertreter ihrer Klasse, Vertreter, die die Arbeiter nehmen, wie sie sind, die nicht erst einen ethischen Läuterungsprozeß von ihnen erwarten.“

Nur ja keine Selbstkritik und Selbsterziehung, die Arbeiter brauchen keinen ethischen Läuterungsprozeß durchzumachen, „Korrektheit und Anständigkeit“ in ihren Reihen soll der T..... holen, rücksichtslose Vertretung der Klasseninteressen ist alles! In der That findet man auch in den sozialdemokratischen Blättern fast nie ein Wörtchen der Selbstkritik, um so voller wird aber der Mund genommen, wenn es sich um die Sünden der anderen Klassen handelt. Da trieft es nur so von Moral und Lauterkeit der Gesinnung, und die Bibel, über die man sich sonst lustig macht, muß herhalten, um der „Bourgeoisie“ ihre Schändlichkeit und Verworfenheit zu Gemüte zu führen. Pharisäertum, wie es im Buche steht! Nur wo es sich um den Profit handelt, da werden auch die eigenen Genossen u. U. nicht geschont. Davon weiß ein Flugblatt der ehemaligen Arbeiter der Berliner sozialdemokratischen Genossenschaftsbäckerei zu erzählen. „Von vornherein“, heißt es dort, „erwartet man von einer Genossenschaft, deren Mitglieder auf dem Boden der Arbeiterbewegung stehen wollen, die stets an die Parteigenossen um Abnahme von Brot appelliert, die auch nur einzig und allein ohne Gründungskapital durch ihre Arbeiter groß und wohlhabend geworden ist, daß sie danach strebt, die in dieser Bäckerei notorisch sehr schwere Knochenarbeit zu erleichtern durch Schaffung gesunder Arbeitsräume, Anlegung maschineller Einrichtungen und vor allen Dingen eine Verkürzung der Arbeitszeit. Von Jahr zu Jahr vertröstete man die Arbeiter, daß, sobald genügend Kapital vorhanden sei, dies geschehen solle. Der Reingewinn wuchs von Jahr zu Jahr, doch nichts geschah: statt dessen

trieb man nur Dividendenjägerei, man ging an die Teilung des Reingewinns. Leute, die keinen Finger krumm gemacht hatten, als nur das Risiko, 5 Mark einzuzahlen, erhielten im Vorjahre 500 Mark, in diesem Jahre (nach der in No. 260 des „Vorwärts" veröffentlichten Bilanz) weit über 1000 Mk. Von Jahr zu Jahr wiederholt sich das Schauspiel, die Arbeiter aber schwitzen, schuften und warten weiter. Wurden Forderungen der Arbeiter gestellt, wies man sie einfach ab, man rief uns höhnisch zu: ‚Streikt nur, die Geschädigten seid ihr doch, weil wir im schlimmsten Fall nur 5 Mark verlieren, wir bewilligen einfach nichts.'"

Noch habe ich im sozialdemokratischen Centralorgan keine Widerlegung dieser schweren Anschuldigungen gefunden, aber ich muß die Stelle wohl übersehen haben?

* * *

Wann werden wir endlich zu der Einsicht kommen, daß es mit dem Aufspüren der Fehler unserer Nächsten nicht gethan ist, und daß auch Parteien sowohl wie Regierungen um so fester dastehen, je weniger sie sich auf eine Vollkommenheit versteifen, die doch von niemand geglaubt wird? Wir Menschen ertragen schließlich unsere gegenseitigen Verfehlungen, unerträglich ist uns nur die angemaßte Unfehlbarkeit, weil wir sie als bewußte Rechtsverletzung und beleidigenden Hochmut empfinden. Mehr Erbitterung als das Unrecht selbst erzeugt dessen Verteidigung, und größere Genugthuung als die thatsächliche Einräumung unseres Rechtes bereitet uns dessen bloße Anerkennung. Das liegt in der sittlichen Natur des Menschen tief begründet, die auf die Dauer doch den Ausschlag geben muß; weil Staat, Gesellschaft und Kultur auf ihr beruhen. Graf Bülow hat als Psychologe gehandelt, als er mit den Worten „Indemnität" und „Mißgriff" (Zwölftausendmarksache) seinen Gegnern den Wind aus den Segeln nahm. Es wäre zu wünschen, daß die Psychologie auch sonst in der Politik mehr zu ihrem Rechte käme, was freilich voraussetzt, daß man in erster Instanz die „Psyche" als entscheidendes Prinzip anerkennt, nicht aber die grobsinnlichen, rohmaterialistischen Vorstellungen von der „Zuchtwahl" und dem „Kampf ums Dasein".





An den

Weihnachtsmann

Hochedeltannengeboren

Vertraulich!

Hotel zum grünen Baum.

Lieber und mit Recht geschätzter Weihnachtsmann!

Aus vielen Zuschriften habe ich mit Dank und Freude entnommen, daß Deine Hochedeltannengeboren mir schon in den beiden letzten Jahren manchen Leser zugeführt hat. Und wie mir von mehr als einem dieser durch Dich gewonnenen Freunde versichert wurde, hast Du dabei keine unglückliche Hand bewiesen. Das veranlaßt mich zu der Bitte, auch bei dem heurigen Feste meiner freundlich zu gedenken. Wenn Deine Hochedeltannengeboren sich die Sache recht überlegt, wird Dir die Erfüllung meiner Bitte nicht schwer fallen. Du giebst ja jetzt Unsummen für Geschenke aus, und Bücher vollends schleppst Du den Leuten die schwere Menge ins Haus. Warum nicht, statt irgend eines goldglitzernden Prachtbandes oder dergl., Deinen alten, ergebenst unterzeichneten Freund? So bleibt doch die Ausgabe wenigstens in der Familie, denn in Deine Familie hast Du ihn ja schon lange aufgenommen.

Also, Hochedeltannengeborener, Teurer, Verehrter, überlege Dir, da Du doch schon einmal von Amts und Berufs wegen die Spendierhosen anhast, überlege Dir, bitte, recht gründlich, ob Du nicht dem einen oder andern Deiner Lieben, die Du beglücken willst, mit Deinem alten Türmer vielleicht eine größere Freude bereitest, als mit einer beliebigen andern Gabe. Und glaube mir: ich bitte weniger für mich — ich schlichter Türmersmann muß ja zufrieden sein — als um Deinen und meinen Freunden und der Sache, die uns beiden teuer ist, der schönen und heiligen Sache, der Du die schimmernden Kerzen anzündest, noch thatkräftiger, noch freier von materiellen Rücksichten zu dienen, als bisher. Du siehst auch aus den Beigaben zu diesem Hefte, daß es mich drängt, meinen lieben Lesern recht viel Gutes und Liebes zu erweisen, und dabei kannst Du mir ein gut Stück weiter helfen. Um Dir den Entschluß zu erleichtern, hat der Verlag ein hübsches Kärtchen beigefügt, das sich, von Deiner Hand ausgefüllt, im grüngoldigen Glanze Deines Tischleindeckdich gewiß recht artig und erbaulich ausnehmen wird.

So, und nun wünsche ich Dir und mir, Deinen und meinen Freunden ein reich gesegnetes, frohes, glückliches Fest als

Deiner Hochedeltannengeboren
getreuer und sehr ergebener

Türmer.

N. S. Damit der Brief recht weite Verbreitung und Beherzigung findet, habe ich ihn — bewährtem neueren Brauche folgend — als „Vertraulich“ bezeichnet. D. O.

E. B., mag. hist., D. — A. O., T. i. H. — J. v. W., W. — J. S., G.-K. — J. M., G. — O. S., S., Pr. H. — H. P., Pfr., L. (C.) — A. H., A. — M. B., R. — Dr. H. B., H. — W. K., H. b. W. i. W. — A. R. in H. — S. 100. — Saïs. — W. H., H. — M. T., B. — H. P., Pfr., L., R. K. — J. S., D.-G. b. J. — A. J., T.-S. i. B. — A. B., P. — E. W., M.-H. — D. L., St. Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Den verehrl. Einsendern zum Kapitel „Prügelstrafe und Humanität“ zur gefl. Kenntnisnahme, daß ihre Beiträge in der „Offenen Halle“ des nächsten Heftes, soweit es der Raum gestattet, Aufnahme finden werden. Einmal war das Gedränge in diesem Hefte wieder besonders groß, dann aber atmet das zugkräftige Thema, bei all seiner „durchschlagenden“ Bedeutung, doch nicht gerade ausgesuchte Weihnachtsstimmung! Also um des lieben Weihnachtsfriedens willen Geduld, bitte ja? Als kleine Abschlagzahlung heute ein paar objektive Mitteilungen über die Stellung Jean Pauls zu der Frage. Ja, Jean Paul war, wie die „Tägl. Rundschau“ zu seinem 75. Todestage erinnerte, ein heftiger Gegner der Prügelstrafe in der Erziehung, wenn er auch in diesem Punkte nicht so weit ging wie Schleiermacher, der die Strafe als Erziehungsmittel überhaupt verwirft. „Der alleinseligmachende Stock, das ‚Saftrohr und der Stechheber‘, der an den Kinderrücken angesetzt wird und sie mit wissenschaftlichem Nahrungssaft tränkt, ist der Gegenstand Jean Pauls kräftiger Satire. Er fragt, warum beim Lehrerexamen die Kandidaten nicht einige Buben zur Probe regelrecht auszuwichsen hätten, da dies doch später die Hauptbeschäftigung der jungen Pädagogen werde, und selbstverständlich läßt sich Jean Paul die Aufzeichnungen des alten Häberle nicht entgehen, der dadurch unsterblich wurde, daß er nach seinem eigenen Prügeldiarium in 51 Jahren 7 Monaten bloß 911 527 Stock- und 124 000 Rutenschläge nebst 20 989 Pfötchen mit dem Lineal, 10 235 Maulschellen nebst 7905 Ohrfeigen als Nachschuß und 22 763 NB. mit der Bibel oder dem Katechismus verabreicht. Satirisch bemerkt Jean Paul dazu, es werde zwar wenig Lehrer geben, die diesem an Ruhm gleichkämen, aber er fürchte, daß die meisten dem Cäsarius glichen, welcher der milde hieß, weil er keiner Nonne über 36 Streiche aufzählen ließ.“ So möge denn der selige Jean Paul für heute die Kosten des Verfahrens bestreiten, im nächsten Hefte aber soll's fürchterlich tagen!

E. H., Basel. Ihren freundlichen und anregenden Brief haben wir mit Interesse gelesen und an unseren Mitarbeiter F. L. weitergesandt. Er schreibt uns: „Vielen Dank! Diese Stelle aus dem Buche E. Rods ‚Au milieu du chemin‘ deckt sich ja genau mit dem, was ich immer wieder sage: daß man über so viel Litteratur und Papier das köstliche Leben, im tiefsten Sinne des Wortes, und den unsterblichen Kern des Menschen, die Seele, nicht übersehen möge. Die Stelle ist wohl wert, auch den „Türmer“-Lesern mitgeteilt zu werden, zumal sie von einem Franzosen stammt, aus dem Lande, wo das ‚l'art pour l'art‘ (die Kunst als Kunst) feinste und vornehmste Mode ist. Rod schreibt: ‚Die Kunst als Kunst, die Rechte der Kunst — das ist eine Erfindung der Eitelkeit und der Ohnmacht . . . Was ins Gewicht fällt, ist das Uebel, das man gethan hat, ist das Gute, das man hätte thun sollen . . . Ein Werk der Einbildungskraft, und sei es noch so glanzvoll, ist eine recht minderwertige Sache gegenüber dem einfachsten Leben . . . Eines schönen Tages entdeckt man, daß über Büchern, über Versen, über der Kunst überhaupt eine große und einfache Sache steht: das Leben, das gewöhnliche Leben, das oft so unglückselige Leben der armen Leute u. s. w.‘ Und zum Schluß spricht er vom ‚mal littéraire‘, was man etwa mit ‚Litteratur-Krankheit‘ übersetzen könnte, worüber schon der kernige Bogumil Golz in seinem Buch von den Deutschen (1864) ein saftig und zornig Kapitel schrieb. Ja, man fühlt das und wir werden das unsere thun, daß man es immer mehr fühle in diesem viel zu papierenen, viel zu herzensarmen und lebensunfröhlichen Zeitalter! Herzlichen Gruß, lieber Türmer!“ — Diesen Zeilen unseres Mitarbeiters schließen wir uns an und senden auch Ihnen Dank und Gruß.

„Eifrige Leserin“, Düsseldorf. Von Karl Schwerin, dessen Beitrag im T. Ihnen so gut gefällt, ist im Buchhandel noch nichts erschienen. Der Verfasser bereitet aber eine Sammlung mehrerer seiner Arbeiten vor. Sobald das Nähere darüber bestimmt sein wird, werden wir es hier mitteilen. Uebrigens hat der T. bereits eine weitere Erzählung von Schwerin erworben, die in nicht allzu ferner Zeit erscheinen soll. Freundlichen Gruß! — Warum aber anonym?

O. P., Z. Die vorgelegten Proben sind zwar noch nicht das, was der T. braucht, aber sie berechtigen zu der Hoffnung, daß dies vielleicht bei andern der Fall sein wird. Wir

sehen also weiteren Einsendungen — ohne freilich eine Verbindlichkeit übernehmen zu können — gern entgegen.

Prof. B. M., G. a. Rh. Die Verlagshandlung hat uns Ihren lieben Brief zur Kenntnisnahme übersandt, damit auch wir unsere Freude daran haben. Der T. fühlt sich nun gedrängt, Ihnen zu sagen, daß der Brief ihn wahrhaft gerührt hat. Nehmen Sie hiermit seinen herzlichsten Dank entgegen. Solche gütige Anerkennung und Treue konnte er unmöglich mit kaltem Stillschweigen übergehen. Herzlichen Gruß!

Dr. C. W., G. Auf die Frage Bezug nehmend, „ob eine reinliche Scheidung der wahren Anhänger von Christentum und Monarchie von einem ekelhaften Schranzentum nicht nachgerade zur Pflicht wird", berufen Sie sich auf Götz von Berlichingen und drücken die Hoffnung aus, daß der T. auch fernerhin „diesen echt deutschen Standpunkt des wackern Götz beibehalten werde". Das wird er zweifellos. Herzlichen Dank für die freundliche Zustimmung.

Baronin A. v. B., G. b. B., K. Gern kommen wir Ihrem Wunsche nach, obwohl er nicht leicht zu befriedigen ist, wenn man die Individualitäten der Betreffenden nicht genau kennt. Indessen dürften Sachen wie die folgenden wohl jedem guten Geschmack entsprechen: Von Wilhelm Raabe Bücher wie der „Hungerpastor" und die „Chronik der Sperlingsgasse", die fein-humoristischen Arbeiten von Peter Rosegger, Theodor Fontane, Heinrich Seidel und Johannes Trojan. Nicht zu vergessen „Auch Einer" von Friedrich Theodor Vischer. Einiges aus Ernst von Wolzogens „Heiteres und Weiteres", aber nur einzelnes, wie „Die Gloriahose", dürfte Sie ebenfalls ansprechen. Auf der Suche nach neueren oder gar neuesten Büchern „mit geistreichem, feinem Humor" ist man leider gar schnell durch. Von „ernsten Büchern, die man gerne fürs Leben behält," empfehlen wir Ihnen Roseggers soeben bei Staackmann in Leipzig erschienenes Buch „Mein Himmelreich", ein Werk voll Gehalt und Schönheiten, das aber freilich nicht jedem religiösen Standpunkte entspricht. Die Bücher von Fr. Bettex, wie „Naturstudium und Christentum" und „Natur und Gesetz" dürften ebenfalls Ihren Wünschen entgegenkommen.

„Zwei Freunde des Türmers." Sie unterschreiben das Urteil Rogge's über die Bestrebungen des Dr. Joh. Müller-Schliersee, beanstanden aber in dessen Ausdrucksweise „häufige, manchmal ermüdende Wiederholungen" und den Gebrauch „überflüssiger Fremdwörter", die dem Leser mit Durchschnittsbildung das Verständnis erschweren und die immerhin lästige Zuhilfenahme des Konversationslexikons beanspruchen." Warum aber diese Ausstellungen, die nur von erfreulichem Interesse zeugen, — ohne Namen?

W. D., S. (R—n). Herzlichen Dank für die Einsendung und die freundlichen Begleitworte. Das traurige Motiv ist öfter novellistisch bearbeitet worden, und es dürfte sich auch im vorliegenden Falle um ein solches Phantasieerzeugnis handeln, das auf eine sensationelle Zeitungsnotiz reduziert worden ist. Deshalb würde es sich vielleicht nicht empfehlen, sie zum Ausgangspunkte so ernster Betrachtungen zu machen. Nicht, daß die Geschichte sich nicht abgespielt haben kann, wie sie aber hier erzählt wird, trägt sie gar zu sehr das Gepräge des Romanhaften, ein Eindruck, der doch bei der Erörterung so furchtbar realer Probleme möglichst ausgeschieden werden muß. Auch würde die Frage im Türmer kaum mit derjenigen Gründlichkeit untersucht werden können, welche die soziale Gerechtigkeit und die christliche Wahrhaftigkeit erheischen. Daß der T. mit dem Geiste Ihrer Ausführungen völlig übereinstimmt, braucht er wohl kaum zu sagen: ja, die Welt ist groß im Richten und klein in der Liebe!

H. K., N. (O.-L.) Verbindlichsten Dank auch für die freundlichen Schlußworte. Soll mit einigen kleinen Kürzungen Aufnahme finden.

J. F., K. Wird mit verbindl. Dank in der „O. H." verwertet. Freundl. Gruß!

O. P., Z. i. S. Von Ihrer Sendung haben wir gerne Kenntnis genommen, hoffentlich können wir bei Gelegenheit etwas verwenden. Für alle Fälle senden Sie uns vielleicht eine größere Auswahl?

O. K., M. a. M. In Ihren Gedichten hat uns das innige Empfinden erfreut. Beides wird gerne verwertet.

B. G., P. Leider hat sich bisher noch keine passende Gelegenheit gefunden. Sobald eine solche sich bietet, soll die Einsendung in der „O. H." erscheinen.

E. F., D. Die „Betrachtung" u. s. w. ist zwar zum Abdruck im T. nicht ganz geeignet, erfreut aber als das Zeugnis eines nach innen gerichteten Strebens. Verbindl. Dank.

Cl. T., D. Gern gelesen, wenn auch nicht zum Abdruck bestimmt. Verbindl. Dank.

GR. M. G., G. Von Ihrer gefl. Zuschrift haben wir gerne Kenntnis genommen. Es wird sich wohl noch öfter Gelegenheit zur Erörterung des Themas bieten. Frdl. Gruß und verbindl. Dank.

Getreuer Türmerleser in Ostfriesland. Wir können Ihnen jetzt mitteilen, daß die Theaterartikel, die Dr. Rudolf Presber im Laufe der beiden Winter 1898/1900 für den Türmer geschrieben hat, nunmehr unter dem Titel „Vom Theater um die Jahrhundertwende" bei Greiner & Pfeiffer in Stuttgart als Buch erschienen und durch jede Buchhandlung zu beziehen sind (Preis 3 Mk., geb. 4 Mk.). Der erste, einleitende Aufsatz, „Die rote Loge" betitelt, ist von den zwölf in dem Buche enthaltenen der einzige, der nicht im Türmer gestanden hat.

G.—W., Berlin. Für den T. leider nicht geeignet. Wir bitten auch alle, die es angeht, wiederholt, freundlichst davon Kenntnis zu nehmen, daß Gedichte und sonstige kleine Handschriften nicht zurückgesandt und ausschließlich in den „Briefen" beantwortet werden können. Wir müßten ja sonst bei den Tausenden derartiger Eingänge einen besonderen Beamten nur dafür einstellen! Ferner dürfen die Herren Einsender nicht immer schon im nächsten Hefte Antwort erwarten. Schön wäre es ja, wenn sich das immer so schnell machen ließe und nach Einwurf eines Gedichtes gleich die fertig gedruckte Antwort aus dem Redaktionsbriefkasten herausfiele. Aber leider sind derartige Apparate noch nicht erfunden worden. — Weitere Einsendungen sind wir unter obigen Bedingungen zu prüfen gerne bereit. Verbindl. Dank.

Preiserhöhung. Der erste Jahrgang des Türmers (Oktober 1898 bis September 1899) ist nur noch in wenigen Exemplaren vorhanden. Für diese tritt ein erhöhter Preis in Kraft. Es kostet der I. Jahrgang in 12 Heften Mk. 26.—, in 2 Leinenbänden Mk. 28.—, in 2 Halbfranzbänden Mk. 30.—. Der II. Jahrgang kann bis auf weiteres zum regulären Preise (16 Mk., in 2 Leinenbdn. 18 Mk., Halbfranz 20 Mk.) geliefert werden.

W. L. in D. Es ist der II. Jahrgang des Türmers, der den Roman von Grotthuß, „Die Halben", enthält. Das Werk ist jetzt auch als Buch erschienen (s. die Anzeige auf der dritten Umschlagseite dieses Heftes!). Der Verlag.



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin W., Wormserstraße** 3 zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den **„Briefen"** erfolgt und **Rücksendung nicht verbürgt** werden kann. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man **abonniert** auf den „Türmer" bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.

Beilage zum TÜRMER 1900/1901 Heft 4



J. P. Hasenclever pinx. Photogravure Bruckmann

HIERONYMUS JOBS IM EXAMEN



Wir dürfen nicht?

Seit Jahrzehnten [illegible] wir uns an des neuen Deutschen Reiches unvergleichlicher Pracht und Herrlichkeit, und niemals haben wir uns stolzer in die Brust geworfen, als in den Tagen der Weltmachtpolitik und des großen Wortes vom Civis germanus. Nicht mehr genügt uns die rauhe Rede der Wirklichkeit, unsern Glanz, unsere einzige Größe unter den Völkern des Erdballs würdig zu [illegible]. Kunst und Dichtung müssen uns ihre geschmeidige Sprache leihen, in [illegible] Kostümfesten und pomphaften Aufzügen unserm [illegible] zu werden. Lorbeeren sind für den Deutschen billig geworden wie Brombeeren, denn er darf sie getrost auf Vorschuß in seinem [illegible] pflücken, nichts Einschneidendes auf der weiten Welt soll sich vollziehen dürfen, ohne daß der Deutsche sein Machtwort mit gepanzerter Faust in die Wagschale schlüge. Wie, ihr Nörgler, ihr Kleingeister, wagt es, unsere hohe Bestimmung, fremde Weltteile mit Waffengewalt der christlichen Kultur zu erschließen, durch den Hinweis auf mögliche Verwicklungen und die Unzweckmäßigkeit des Unternehmens zu bemäkeln? Muß nicht jeder, der Großes ...



J. P. Hasenclever pinx.

HIERONYMUS JOBS IM EXAMEN



Wir dürfen nicht?

Seit Jahrzehnten berauschen wir uns an des neuen Deutschen Reiches unvergleichlicher Pracht und Herrlichkeit, und niemals haben wir uns stolzer in die Brust geworfen, als in den Tagen der Weltmarschallschaft und des großen Wortes vom Civis germanus. Nicht mehr genügt uns die rauhe Rede der Wirklichkeit, unsern Glanz, unsere einzige Größe unter den Völkern des Erdballs würdig zu feiern, Kunst und Dichtung müssen uns ihre geschmeidige Sprache leihen, in historischen Kostümfesten und pomphaften Aufzügen unserm Hochgefühl gerecht zu werden. Lorbeern sind für den Deutschen billig geworden wie Brombeeren, denn er darf sie getrost auf Vorschuß in seinem Hausgarten pflücken, nichts Entscheidendes auf der weiten Welt soll sich vollziehen dürfen, ohne daß der Deutsche sein Machtwort mit gepanzerter Faust in die Wagschale schlüge. Wie, ihr Nörgler, ihr Kleingeister, wagt es, unsere hohe Bestimmung, fremde Weltteile mit Waffengewalt der christlichen Kultur zu erschließen, durch den Hinweis auf mögliche Verwicklungen und die Unübersehbarkeit des Unternehmens zu bezweifeln? Muß nicht jeder, der Großes ge-

winnen und vollführen will, auch Großes wagen? Fern seien von uns die kleinlichen Rücksichten früherer Tage, das ängstliche Schielen auf die Gunst oder Mißgunst der andern! Civis germanus sum — wir können alles, wir dürfen alles!

Wir können alles, nur das können wir nicht: unsere eigenen Staatsangehörigen in der Fremde vor schmachvollen Vergewaltigungen, vor Raub und Mißhandlungen schützen. Wir können es nicht hindern, daß der weltgebietende civis germanus im Transvaal von unsern englischen Freunden aufgegriffen, wie das liebe Vieh verladen und, unter Verlust seines Eigentums, wochenlang dem Hunger und dem Durste preisgegeben, abgeschoben wird, wohin? — das nur zu fragen, darf er sich kaum erkühnen. Dafür ist er auch civis germanus — auf gut Englisch: only a German!

Wir dürfen alles, nur das dürfen wir nicht: den greisen, schwergeprüften Vertreter eines schändlich niedergetretenen Heldenvolkes, einen Patriarchen von alttestamentarischer Glaubenstreue, in dem wir das Unglück aber auch das Recht eines blutsverwandten Stammes verkörpert sehen, in unserer Reichshauptstadt auch nur begrüßen, ihm die Ehren erweisen, die dem anerkannten Oberhaupte eines befreundeten Staates von Rechts wegen gebühren, ihm von Hand zu Hand und von Mund zu Mund bloß die Gefühle rein menschlicher Teilnahme und Verehrung ausdrücken, die jeder, der nicht ein ausgemachter Lump ist, angesichts solchen Unglücks, solcher Heldengröße, solchen Gottvertrauens empfinden muß. Was das zerfahrene, besiegte Frankreich, das kleine Holland mit dem jungen Mädchen an der Spitze dürfen — wir dürfen es nicht!

Wir d ü r f e n nicht! Das ist die einzige mögliche Erklärung für die Abweisung, die der greise „Pilger des Rechtes“ an unseren Pforten erfahren hat. Nur die Ueberzeugung von einer unerbittlichen politischen Notwendigkeit kann Sr. Majestät dem Kaiser diesen Entschluß abgerungen haben. Denn niemand wird ernstlich annehmen wollen, daß verletzte „Formalien“ oder „anderweitige Dispositionen“ in einem solchen Falle den Ausschlag gegeben haben. Wie könnte ein deutscher Kaiser mit dem Unglücke in solchem Augenblicke über Formalien rechten! Das zu glauben, dazu gehörte schon die Weltanschauung eines Hofmarschalls Kalb. Und Dispositionen sind keine unwiderruflichen Thatsachen dem einmütigen heißen Wunsche eines ganzen Volkes gegenüber. Aber in irgend eine harmlose Form mußte die bittere Wahrheit doch gekleidet werden.

Wenn wir aber im eigenen Hause nicht empfangen dürfen, wen wir wollen, uns nicht aussprechen dürfen, wie wir wollen, dann muß sich uns doch die Frage aufdrängen, worin denn unsere so laut gepriesene Macht und Herrlichkeit eigentlich besteht? Hat ein Volk, das im eignen Hause nicht Herr ist, die moralische Berechtigung, in der Welt eine gebietende Rolle zu spielen? Wahrlich, wir hätten dann näherliegende Aufgaben, als in Asien, die Aufgabe vor allem, erst selbst sittlich mündig zu werden. Ein Volk, das durch Rücksichten irgend welcher Art genötigt ist, seine edelsten und tiefsten sittlichen Empfindungen, sein Gefühl für Recht und Unrecht zu unterdrücken, ein so unfreies Volk darf sich nicht anmaßen, mit seinem Wesen die Welt durchdringen zu wollen.

Wir dürfen nicht! Denn nicht auszudenken für den Monarchisten wäre ja der Gedanke, daß der Kaiser selbst so ganz, so von Grund aus anders empfinden könnte, als die Seele des Volkes, dessen oberster Vertreter er ist. Solche Gedanken darf der Monarchist nicht in sich aufkommen lassen. Dann aber bleibt es eben dabei und giebt es keine andere logische Möglichkeit als: wir dürfen nicht!

Freilich, diese Lösung der Frage giebt uns nur neue, schwierigere auf. Warum dürfen wir nicht? Niemand hat eine Intervention Deutschlands erwartet. Ob sie — nicht nur nicht zu Deutschlands Schaden, sondern in seinem eigensten Interesse — vielleicht doch hätte erfolgen können, erfolgen müssen, das wollen wir hier nicht erörtern. Thatsache ist, daß der Besuch und Empfang Ohm Pauls mit allen Ehren, die ihm von Rechtes wegen vor Gott und Menschen gebührten, dem Deutschen Reiche ebensowenig eine Verpflichtung zu irgend welchen gefährlichen Schritten auferlegen konnten, wie Frankreich oder einem andern Staate. Was hätte denn England thun können, wenn Kaiser Wilhelm dem alten Herrn die Hand gedrückt und etwa zu ihm gesagt hätte: „Ich nehme von Herzen Anteil an Ihrem und Ihres Volkes schwerem Geschick, ich ehre Ihren Schmerz und bewundere Ihre Treue und Opferfreudigkeit. Aber helfen kann ich Ihnen leider jetzt nicht. Mir steht die Wohlfahrt meines Volkes ebenso obenan, wie Ihnen, Herr Präsident, die des Ihren. Dieses Gebot aber zwingt mich, von irgend welchen Schritten zu Ihren Gunsten abzusehen. Gott, zu dem wir beide in unerschütterlichem Vertrauen aufblicken, er tröste Sie in Ihrem Leide und gebe Ihnen Kraft und Hoffnung." Daß England uns den Krieg erklärt, wenn der deutsche Kaiser so oder ähnlich gesprochen hätte, das glaubt wohl niemand.

Aber es wäre vielleicht verstimmt, von feindseligen Gefühlen gegen uns erfüllt worden? Sehr möglich, und wenn schon — die Engländer sind nicht diejenigen, die sich bei ihren Geschäften von Gefühlen, gleichviel welcher Art, bestimmen lassen. Die Geschäfte, die ihnen vorteilhaft erscheinen, hätten sie auch weiter mit uns gemacht. Schenken werden sie uns auch jetzt nichts, wohl aber behandeln sie uns wie ihre bezahlten Subjekte und rechnen uns (in der „Westminster Gazette") die Trinkgelder nach, die wir angeblich für unsere Dienstfertigkeit von ihnen bekommen haben und bei fernerem Wohlverhalten vielleicht noch bekommen könnten! Die Schamröte muß uns ins Gesicht steigen, wenn wir so als lungernde Bedientennation traktiert werden, die gegen Bezahlung von Fall zu Fall das Blut und die Freiheit eines stammverwandten Volkes verschachert. Der Gedanke, daß es anders sein könnte oder daß sie uns gar zu Dank verpflichtet seien, kommt ihnen nicht in den Sinn. Wir armen Schächer leisten ihnen Dienste, und sie, das reiche, vornehme Handelshaus, löhnen uns dafür ab. Die Rechnung ist glatt. Geschäft.

Welche Demütigung nach den rauschenden Reden, Festen und überschwenglichen Hochgefühlen: der Gast, dem das Herz des ganzen Volkes entgegenschlägt, darf nicht einmal mit den Ehren empfangen werden, die er zu fordern ein Recht hat. Noch bevor es England gelungen ist, ihn seiner Würde als Oberhaupt eines souveränen Staates zu entkleiden, ist er in Deutschland schon zum einfachen Privatmann degradiert. Nicht einmal der Wartesaal des Bahnhofs öffnet sich dem Präsidenten der Südafrikanischen Republik, geschweige denn das Fürstenzimmer. Mit Mühe und Not muß er durch die Menschenmassen hindurch geschoben werden: „Sonst sind Dutzende von Beamten zur Stelle, um mit scharfem ‚Zurück!' die Leute in Schranken zu halten. Wenn der hochedle Li-Hung-Tschang erscheint oder der Schah von Persien huldvoll seine ‚Sonne' erstrahlen und im Hintergrunde den dazu gehörigen ‚Orden' als Zierstück der Brust eines freien Mannes winken läßt, dann sind sie alle da. Wenn aber der 75jährige Ohm Paul, den die ganze Welt verehrt und hochschätzt, ankommt, so muß er froh sein, wenn er am Arme des Stationsvorstehers, der weder die rote Mütze noch den üblichen Degen trägt, den Bahnhof unter Drängen und Stoßen der Umgebung verlassen kann. . . . Ohm Krüger bewohnt im Domhotel dieselben Räume, die vor einigen Jahren Li-Hung-Tschang innegehabt hat. Damals hat man den schlitzäugigen chinesischen Halunken

mit allen Würden durch alle Behörden, durch eine Ehrenkompagnie vom 7. Fußartillerie-Regiment mit Musikkapellen u. s. w. im Fürstenzimmer empfangen. — Präsident Krüger wird in das Dienstbureau des Stationsvorstehers geführt!"

Und dann jene weise, weltkluge, diplomatische Jugend, die sich weigert, an Ovationen für Ohm Paul teilzunehmen, weil sie sich angeblich „nicht in die Politik mischen will". Man kennt das Verhalten eines großen Teils der Bonner Corps und Burschenschaften aus den Zeitungen: es konnte nicht — korrekter sein. Ob wir aber mit diesen politisch so wohlerzogenen, strebend sich bemühenden Jünglingen mit dem frommen Augenaufschlag nach „oben" gewagt hätten, uns gegen die französische Fremdherrschaft aufzulehnen? Fern sei indes jeder Tadel so mustergiltiger Korrektheit in so jungen Jahren, so löblicher staatskluger Mäßigung, so rühmlichen Eifers, den Wünschen der hohen Obrigkeit entgegenzukommen und — „jeder Zoll ein Staatsbürger" und künftiger Staatsbeamter — die „Pflichten der Neutralität" zu wahren. Und in Bonn hat ein Ernst Moritz Arndt gewirkt und gelehrt!

Aber über all die Leisetreter, die Strebsamen und Korrekten hinweg ging das deutsche Volk zur Tagesordnung über: „Eine großartige Scenerie: hier der gewaltige Dom, starr und steinern in die graue Herbstnacht hineinragend, und zu seinen Füßen tobend und singend und vor Begeisterung rasend eine ungeheure Menschenmenge. Sie will Krüger sehen. . . . Endlich erscheint er auf dem Balkon, und dann noch einmal, mit dem historisch gewordenen Cylinderhut in der Manier eines geborenen Herrschers grüßend. Der Jubel ist grenzenlos, unbeschreiblich, ergreifend. Zehntausende von Hüten werden geschwenkt, orkanartig tost die Flut der Hochrufe auf Krüger und sein Land. So ehrt man in Deutschland den besiegten Helden. Niemals ist im monarchischen Deutschland ein Herrscher so begrüßt, mit solchen vom Augenblicke geborenen Ovationen und ohne alles Zuthun der Behörden, ja gegen deren Willen so glänzend gefeiert worden, wie jetzt der Präsident eines republikanischen Staatswesens." So ist es. Und Gott sei es aus tiefster Seele gedankt, daß unser Volk noch solcher elementaren Wallungen fähig, daß in ihm noch ein so mächtiges Gefühl für Recht und Wahrheit lebendig ist. Wir brauchen noch nicht zu verzweifeln. Nur die feilen Soldschreiber müssen wir uns vom Leibe halten, die geistigen Gift-

mischer und Weinfälscher, die unser Volk für unechte Werte, für eitle Selbstbespiegelung und Großmannssucht, für blinde Erfolganbetung und chauvinistisch verbrämte Geschäftspolitik zu berauschen versuchen, in seine wahre, echte Begeisterung aber, in sein unverfälschtes sittliches Empfinden Wasser oder richtiger Gift zu gießen bemüht sind. Das sind die Leute, die sich für einen Li-Hung-Tschang, einen Cecil Rhodes oder einen Spielhöllenfürsten von Monaco begeistern, wenn diese Edeln unser Vaterland der Ehre ihres Besuches würdigen, dem ehrwürdigen Ohm Paul aber achselzuckend mit kalter Verachtung den Rücken kehren: Was willst du armer, alter Mann bei uns? Wir kennen dich nicht!

Dem Volke soll die Religion erhalten werden, des Gejammers über die zunehmende Abneigung und Gleichgiltigkeit der Massen gegen alles religiöse und kirchliche Leben, über das Schwinden der Autorität und das Ueberwuchern der materialistischen Denkweise ist kein Ende. Welche Schlüsse aber soll der naive Sinn des Volkes ziehen, wenn es mit eigenen Augen ansieht, wie ein Präsident Krüger als lästiger Bettler abgeschoben wird, wo ein Li-Hung-Tschang mit fürstlichen Ehren empfangen wurde? Wir wollen angeblich das Kreuz Jesu im fernen Ostasien aufrichten, zu Hause aber weisen wir dem christlichen Bruder, einem Glaubenshelden, der mehr Frömmigkeit im Leibe hat, als unsere ganzen hurraschreienden, panzerrasselnden Kulturträger zusammen, die Thüre, wo wir doch den ausgetragenen Heiden als unsern teuren Gast gefeiert haben. Und das Volk braucht nicht einmal auf den „schlitzäugigen Chinesen“ zurückzugreifen, es genügt, wenn es gewisse andere hochgeehrte „sittliche Persönlichkeiten“ mit der eines Ohm Paul vergleicht!

Wir haben im Sternberg-Prozeß gesehen, wie der Polyp des Geldes mit seinen unzähligen Fangarmen Ehre und Gewissen nicht nur von Privatpersonen, sondern auch von staatlich bestellten Hütern der Gerechtigkeit zermalmt. Und wir bekreuzigen uns mit Schaudern vor diesem Abgrunde feiler Gesinnung und Ruchlosigkeit, dessen Tiefen schier nicht mehr auszumessen sind. Aber thun wir doch nicht so ahnungslos, als ob sich hier ganz plötzlich und völlig unvorbereitet der Höllenrachen vor uns aufgesperrt hätte. All diese tieftraurigen Erscheinungen sind doch nur Symptome, sichtbare Beweise für eine unsichtbare Allgewalt des Geldes, vor der wir im Prinzip schon längst den Nacken gebeugt haben, die wir im sozialen und Völkerleben nachgerade als zu Recht bestehend anerkennen. Denn vor wem beugt sich

das mächtige Deutsche Reich, da es den Präsidenten der Südafrikanischen Republik nicht zu empfangen wagt, wenn nicht vor der Macht des Geldes? Wer hat denn den verruchten Mordbrand im Transvaal entfacht und wer ist der eigentliche Sieger in diesem scheußlichen „Kriege", wenn nicht das gierende Geld? Das gierende Geld! Es hat nicht nur die armen Buren, es hat auch das sittliche Gewissen des ganzen rechtlich fühlenden Europa, es hat den aufrechten sittlichen Stolz des deutschen Volkes gedemütigt!

Man kann nicht Gott dienen und dem Mammon. Man kann sich nicht nach rechts vor dem Geldsack und nach links vor dem Kreuze Jesu verneigen. Man kann nicht Christentum in China verbreiten und dem Antichristentum in Afrika seine Reverenz erweisen. Dann freilich lieber alle die Phrasen von Christentum und Gerechtigkeit und ethischer Kultur aus der Politik ausschalten und sich offen auf den Standpunkt des skrupellosen politischen Geschäftsmannes stellen, wie es ja auch thatsächlich schon geschehen ist. Denn aus diesen, alles sittliche Gefühl verwirrenden und auflösenden Widersprüchen giebt es zuletzt kein Entrinnen mehr: es sind die Schlingen, die der Teufel auswirft!

J. E. Frhr. v. G.

Fürchte die Nacht....

Von

Anna Dix.

Fürchte die Nacht,
So du den heiligen Tag verletzt.
Aufwärts schauend schreitest du wohl
In der duldsamen Sonne Glanz.
Aber die Schatten sinken.
Der farbigen Bilder
Einschläfernder Reichtum verblaßt, —
Und die großen Augen der Ewigkeit
Schauen dich an....
Zitternd schreckst du empor
Vom heißen Pfühl,
Streckst deine Hände aus
In flehender Abwehr —
Doch der Ewigkeit
Große, fragende Augen
Schauen dich an — — —

Fürchte die Nacht,
So du den heiligen Tag verletzt.





Vor hundert Jahren.

Aus dem Tagebuche einer reisenden Engländerin.

Von

Joh. Biegler.

Die Verfasserin des Reisetagebuches, welches wir in folgendem in nur wenig gekürzter Uebersetzung bringen, ist eine vornehme Engländerin, Melesina St. George. Sie entstammte einer durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes aus Frankreich vertriebenen Hugenottenfamilie; ihr Mädchenname war Chenevix, und ihr Großvater, der anglikanische Bischof Chenevix von Waterford, ist einer der Korrespondenten Lord Chesterfields gewesen. Mit 18 Jahren verheiratete sie sich im Jahre 1786 mit dem Obersten St. George, einem Irländer, der ihr nach einigen Jahren glücklichster Ehe durch den Tod entrissen wurde. Während der nächsten zehn Jahre lebte sie hauptsächlich in London, verkehrte dort mit vielen bedeutenden Männern und Frauen und erregte durch ihre Schönheit, ihre Liebenswürdigkeit, ihren Geist und ihr poetisches Talent überall große Bewunderung. Von Herbst 1799 bis Frühjahr 1801 machte sie die in den Tagebuchblättern geschilderte Reise durch Deutschland, wobei sie besonders die Hofgesellschaft von Hannover, Braunschweig, Berlin, Wien und Dresden kennen lernte. Das Tagebuch war nicht für den Druck bestimmt, aber eben in dieser Naivetät und Ungeschminktheit besteht sein hauptsächlichster Reiz. Die Schilderungen, die es enthält, sind sowohl für den Kulturhistoriker als auch für den politischen Geschichtsforscher von hohem Interesse. — Bald nach ihrer Rückkehr nach England ging Melesina St. George eine zweite Ehe mit Sir Richard Trench ein und wurde später die Mutter des berühmten anglikanischen Erzbischofs Dr. Trench von Dublin,*) eines der genialsten Männer und bedeutendsten Redner, die England hervorgebracht hat.

* * *

*) Erzbischof Trench starb am 28. März 1886. Von diesem ausgezeichneten Gelehrten sind in deutscher Uebersetzung erschienen: „Erkoren, dennoch verloren“ (bei E. Röttger in Kassel) und „Weisheit von oben her“ (bei Enßlin und Laiblin in Reutlingen).

20. Oktober 1799, Yarmouth. — Ich verließ London am 16. Oktober mit dem tröstlichen Gefühl, daß alle meine Freunde von mir schieden, wie man von einem geliebten Kinde scheidet. Die Fürsorge, die sich in ihre Zärtlichkeit mischte, bewies, daß sie ganz vergaßen, daß ich älter als fünfzehn Jahre bin. Hier muß ich nun seit Freitag still liegen und auf günstigen Wind warten, was sehr langweilig wäre, wenn mir nicht ein junger Mann, Mr. Hudson Gurney, dem ich durch einen Brief des gütigen Mr. Sanford empfohlen bin, einen großen Teil seiner Zeit widmete. Nach dem Briefe Herrn Sanfords, worin von einer Dame die Rede war, die allein und um ihrer Gesundheit willen reise, hatte Herr Gurney eine ältliche, hinfällige Dame zu sehen erwartet, und seine Beschreibung seines Erstaunens bei meinem Anblick war sehr schmeichelhaft. Er ist sehr unterrichtet und liebenswürdig.

27. Oktober, Cuxhaven. Gestern angekommen — unhöflicher Kapitän — sehr schlechte Ueberfahrt — heftiger Wind — keinen Augenblick im stande, mein elendes kleines Bett zu verlassen. Ich hielt mich für eine gute Seefahrerin, weil ich meine portugiesische Reise ertragen hatte, wo ich das ganze Schiff für mich allein, mehrere Dienstboten und allen möglichen Luxus hatte, und wo jedermann an Bord bemüht war, mich auch nicht den leisesten Schatten einer Unannehmlichkeit fühlen zu lassen. Das Reisen unter dem Schutze eines Gatten, der einen vergöttert und mit jeder Bequemlichkeit umgiebt, die für Geld zu haben ist, gewährt nur eine schwache Vorstellung davon, wie mißlich einsames und sparsames Reisen werden kann!

28. Oktober. Wir fuhren in einem Fischerboot, das von zwei Matrosen gerudert wurde, die Elbe hinauf bis Hamburg. Die Ueberfahrt dauerte 36 Stunden. Ich schlief auf einer Bank in einer Höhle, welche Kabine genannt wurde. Zum Glück hatte ich einige wollene Decken bei mir, in die ich mich wickeln konnte.

4. November, Hamm bei Hamburg. — Ich kam am 29. Okt. in der „Stadt Petersburg" an, einem netten Gasthof mit der Aussicht auf eine Promenade. Hier bekommt man ein regelrechtes Mittagessen von mehreren Gängen für dasselbe Geld, das in einem Londoner Hotel ein Huhn kostet; aber Logis und Bedienung sind fast so teuer, wie in Pall Mall. Am Morgen nach meiner Ankunft besuchte mich Baron Breteuil*); er sowohl als seine Tochter, Frau von Matignon, und seine Enkelin, die Herzogin von Montmorency, begegnen mir äußerst liebenswürdig und aufmerksam. Komisch ist das Interesse der letzteren für meine Toilette; während meines ganzen hiesigen Aufenthaltes hat sie sich damit beschäftigt, Muster abzuschneiden von allem, was ich besitze, und es mit dem Geschick einer Putzmacherin nachzuahmen. Gestern abend begleitete

*) Ein französischer Emigrant von 1790, der unter Ludwig XV. und XVI. eine politische Rolle gespielt hatte.

mich die ganze Familie ins Theater, und dem Gesetze zum Trotz, wonach die Thore Hamburgs um halb sechs Uhr geschlossen werden müssen, kehrten wir erst um zehn nach Hamm zurück. Zu diesem Zweck mußten wir eine kleine List gebrauchen und an einer schmalen, seichten Stelle über die Elbe übersetzen, was etwa eine Viertelstunde dauerte. Ich bemerkte, daß der Baron von der Tour nicht gerade entzückt war, und das wundert mich nicht, denn im Monat November ist so etwas ein schlechtes Vergnügen für jemand, der über 25 Jahr alt ist.

6. November, Soltau. — Ich verließ Hamm gestern, sehr gerührt von der Freundschaft des Baron Breteuil, die weder Zeit noch Abwesenheit haben verringern können. Ich reiste nur bis zur nächsten Poststation, setzte über die Elbe und schlief in einem kleinen Gasthaus am Ufer des Flusses. In einem solchen Gasthaus an einer deutschen Landstraße darf man keinen Luxus erwarten; kleine Zimmer mit sandbestreutem Fußboden, weder Teppiche, noch Vorhänge, kleine, dunkle Betten in Winkeln und hölzerne Stühle waren alles, was ich vorfand. Das Nachtessen von Milch und Eiern schmeckte mir sehr gut. Nicht um zu klagen, sondern nur um zu erzählen, will ich eine Beschreibung meiner heutigen Reise geben. Ohne irgend welchen Aufenthalt, ja ohne nur einmal den Wagen zu verlassen, bin ich heute in einer mäßig beladenen, von vier Pferden gezogenen Postchaise von Hopen bis hieher gelangt, in einem Tempo von zwei englischen Meilen in der Stunde! Die Wege sind entsetzlich schlecht, aber da das Land so flach und nirgends weder eine Erhöhung noch ein Graben vorhanden ist, nicht gefährlich. Gelegentlich hat ja solch langsames Reisen nichts zu bedeuten, aber ich möchte doch nicht in einer Gegend wohnen, wo die Kommunikation so schwierig ist. Wie schrecklich würde es sein, ein Kind oder sonst ein geliebtes Wesen in einer Entfernung von hundert Meilen in größter Not zu wissen und fünfzig Stunden zu brauchen, um zu ihm zu gelangen, selbst wenn man Tag und Nacht reisen würde, was auf diesen Wegen nur wenige Konstitutionen aushalten könnten. — Die Gegend, die ich durchfuhr, ist in ihrer Unfruchtbarkeit und Unbewohntheit über die Maßen melancholisch. Der Boden ist völlig flach, teilweise ohne allen Pflanzenwuchs, teilweise von etwas elendem Heidekraut dünn bedeckt; und so streckt sich die Gegend manchmal drei bis vier Meilen weit hin, ohne eine Spur von Leben und menschlicher Arbeit. Nachdem ich etwa zwei Stunden durch eine solche Wüste gefahren war, ist das Vergnügen unbeschreiblich gewesen, das ich beim Anblick von drei oder vier Gänsen empfand, welche eine in meinen Augen äußerst interessante Gruppe bildeten.

8. November, Celle. Die zweite Hälfte der gestrigen Reise war erträglicher als alles, was ich bis jetzt hier gesehen habe; ein Fluß und einige Bäume unterbrachen wohlthuend den öden Totaleindruck. Die Bäume waren zum Teil Fichten, und ihr tiefes Grün kontrastierte angenehm mit den braunen und gelben welken Blättern der übrigen. Hier bin ich in einer kleinen Stadt

ohne Gewerbe und ohne irgendwelche Anziehung; ich bin aber doch für heute hier geblieben, teils um zu ruhen, teils um mit Muße das Schloß zu betrachten, wo die Königin Mathilde von Dänemark*) in der Blüte ihrer Jugend starb, nachdem sie durch eine dreijährige Gefangenschaft ihre Unvorsichtigkeit oder ihr Verbrechen gebüßt hatte — denn die Geschichte läßt die Frage unentschieden, ob sie schuldig oder nur unklug war. Das Schloß ist ein von einem Graben umgebenes Viereck, war einmal getüncht, ist aber jetzt sehr schmutzig und macht einen düsteren Eindruck, wie er für ein Gefängnis paßt. Die fünf Gemächer, welche Mathilde bewohnte, sind würdig eingerichtet und mit Tapeten behängt, und das Bett, welches seit ihrem Tode unberührt geblieben, ist mit grünem Damast bezogen. Ich sah auch die mit Malerei und Bildhauerarbeit geschmückte Kirche. Auf nervöse Personen hätte der Anblick einer großen Oeffnung in dem Fußboden, durch welche man eine Reihe von Stufen erblickte, die zu einem Grabgewölbe führten, und auf deren beiden Seiten je ein schwarzgekleideter Mann mit einer brennenden Kerze stand, erschütternd wirken können. Man erklärte mir bald, daß die Gruft hier der Hauptgegenstand der Neugierde ist. Der Sarg der Königin von Dänemark ist der am meisten verzierte, und nicht weit davon steht derjenige Dorotheas, der Gemahlin Georgs I. Wie ähnlich war das Schicksal der beiden, deren Staub hier so nahe bei einander ruht. Beide wurden der Untreue gegen ihre Gatten beschuldigt; beide beschlossen ihre Tage in Verbannung und Dunkelheit; keine von beiden war einer Schuld überführt; und beider angebliche Liebhaber endeten durch gewaltsamen Tod.

Hannover, 9. November. Noch ein ermüdender Reisetag, und nun bin ich hier angelangt. Die Gegend war an diesem letzten Tage weniger öde. Wir fuhren auf einer mit Bäumen bepflanzten Straße, anstatt auf der elenden, kaum erkennbaren Wagenspur durch Sand oder Heide; und hie und da erquickte ein bebautes Feld oder der ferne Anblick eines Waldes das Auge. Obgleich die deutsche Art zu reisen so langsam ist, gefällt sie mir doch nicht übel. Ich habe alle Leute, die mich bedienten, gefällig, wenn auch nicht besonders dienstbeflissen gefunden, und ihre ruhige Art berührt wohlthuend. Die Postillone fluchen weder, noch schlagen sie ihre Tiere, und sie sowohl als die Hausmädchen in den Gasthäusern sind mit sehr geringen Trinkgeldern zufrieden. Sechzehn gute Groschen für die ersteren und acht oder zehn für die letzteren, befriedigen sie vollständig.

15. November. Prinz Adolf kam gestern abend hier an und besuchte mich heute morgen. Sein Aeußeres ist in hohem Grade einnehmend. Er ist sehr schön, groß und wohlgebaut. Seine Gesichtsfarbe ist hell, aber doch männ-

*) Die Gemahlin Christians VII. von Dänemark, Schwester Georgs III. von England, deren Ehe wegen der Beziehungen der Königin zu Struensee geschieden wurde. Sie starb 1775.



lich; seine Züge sind regelmäßig, aber ausdrucksvoll. Seine ganze Art, sich zu geben, ist zugleich würdig und zutrauenerweckend und trägt den Stempel wahrer Herzensgüte, den keine Kunst nachahmen kann. Seine Unterhaltung ist interessant und fließend.

16. November. Prinz Adolf besuchte mich gegen 12 Uhr und machte mich mit Frau von dem Bussche bekannt, deren Mann eine Hofcharge bekleidet, und die er dazu ausersehen hat, mich auf meiner Besuchstournée zu begleiten. Sie ist eine schöne, liebenswürdige Großmutter. Um sechs Uhr holte sie mich zum Besuchemachen ab; wir gaben nur Karten ab, und dann führte sie mich bei Frau von Wallmoden ein, wie es der Prinz angeordnet hatte. Der Marschall von Wallmoden ist ein Sohn Georgs II. und der schönen Lady Yarmouth. Unsere Gesellschaft war klein, aber gewählt; es war ein entzückender Abend, und Prinz Adolf sang ungemein ausdrucksvoll mit seiner schönen Stimme. Er ist äußerst anregend, und seine offene und herzensgute Art gefällt noch mehr als seine Talente.

18. November. Der Prinz, der mir täglich Zeitungen schickt, brachte mir um fünf Uhr ein französisches Journal, und nachher saß Herr Tabler, der zu seinem Hofe gehört, den Rest des Abends bei mir und erging sich in Lobpreisungen seines Prinzen, den er wahrhaft anbetet. Er sagt, der Prinz stehe morgens um sechs Uhr auf und nehme täglich vier Unterrichtsstunden in verschiedenen Fächern.

20. November. Heute speiste ich an der Hoftafel; etwa dreißig Personen waren eingeladen. Natürlich ist Prinz Adolf der Repräsentant unseres Königs, aber es wird kein Ceremoniell beobachtet, und das Diner unterscheidet sich von einem privaten nur dadurch, daß die Dienerschaft zahlreicher ist, und daß die Plätze der Gäste nach ihrem Rang angeordnet sind. Man bleibt etwa zweieinhalb Stunden bei Tisch, trinkt Kaffee und geht zwischen fünf und sechs Uhr auseinander. Hofkleidung giebt es nicht. Als ich es am wenigsten erwartete, spielte die Kapelle „God save the king“. Es war das erste Mal, daß ich es hörte, seitdem ich England verlassen habe, und zu den Gefühlen, die es immer erweckt, kamen nun noch tausend zärtliche Gedanken an die Heimat und all die Lieben, die ich dort zurückgelassen. Es war ein schmerzlich-süßer Augenblick.

24. November. Anstatt des beständigen Kommens und Gehens von zehn bis ein Uhr, wie es in den Londoner Assembleen üblich ist, kommt hier alles etwa um halb sieben Uhr zusammen, um etwa um neun wieder auseinanderzugehen. Dies gefällt mir besser; hier ist man sicher, seine Bekannten zu treffen, mit denen man zusammen eingeladen wurde, was in London durchaus nicht immer der Fall ist. Man spielt hier so niedrig, daß es wirklich nur ein Spiel ist, und niemand ein Geschäft daraus machen kann.

30. November. Assemblee beim Prinzen Ernst. Er hat ein schönes, wohl eingerichtetes Haus, welches dem König gehört. Die Bekanntschaft des Grafen Münster*) machte mir viel Vergnügen.

3. Dezember. Ball beim Prinzen Adolf. Dieser war freundlich genug, ihn mit mir zu eröffnen. Das Schloß des Prinzen zeigt ebensoviel Geschmack als Pracht, und ersterer herrscht gerade in dem richtigen Maße vor. Ein großer Teil der Zimmer ist mit Lyoner Seidenstoffen drapiert, und die Decken, Fußböden, Thüren &c. sind im auserlesensten italienischen Stile gemalt. Die Einrichtung ist vollkommen, und ein Marmorsaal und ein Spiegelzimmer geben einen deutlicheren Begriff von einer Scene aus „Tausend und Eine Nacht", als irgend etwas, was ich bis jetzt gesehen habe. Der Ball verlief glänzend; es waren viel mehr Herren als Damen da, was mich sehr in Staunen versetzte, denn in London kommen immer sieben Damen auf einen Herrn. Ich habe niemals etwas so Gutmütiges gesehen, wie die hannoverschen Damen — da giebt es kein boshaftes Achselzucken und Zischeln, keine versteckten Sarkasmen, kein satirisches Mustern der Toilette von Kopf bis zu Fuß, kein Zeichen des Aergers über die Freundlichkeit, die der Prinz einer Fremden erweist.

18. Dezember. Ich war etwas erkältet und bin deshalb seit dem Hofkonzert am 9. abends nicht ausgegangen, außer einmal, wo ich en famille beim Grafen Münster war. Der Graf hat eine treffliche Gemäldesammlung und malt selbst sehr gut in Oel. Bei ihm traf ich Frau Zimmermann, die Witwe des Verfassers des Buches „Ueber die Einsamkeit". Sie scheint sehr klug und ist sehr liebenswürdig. Zu den großen Gesellschaften der Leute der ersten Rangklasse hat sie keinen Zutritt, darf diese aber privatim besuchen. Der Unterschied zwischen dem Adel und der übrigen Gesellschaft wird hier mit peinlicher Strenge aufrecht erhalten. Zuerst ärgerte mich das. Aber bei näherem Nachdenken bin ich zu der Ansicht gekommen, daß es besser ist, als die Art, derzufolge in London die verschiedenen Stände sich vermischen. Hier bewegt sich jeder zufrieden in dem Kreise, in den er gehört; dort strebt alles danach, mit Höherstehenden zu verkehren, und daraus entsteht viel Neid, Luxus und viele unnötige Ausgaben. Das alles fällt zum großen Teil weg, wo es durch keine Anstrengung möglich ist, über die Gesellschaft von seinesgleichen hinauszugelangen; und da diese Regel sich nur auf große Gesellschaften bezieht, so leiden die Bande der Freundschaft nicht darunter, denn wer wollte seinen Freund nicht lieber in einer Gesellschaft von sechs, als in einer von sechzig Personen sehen? — Die Charlotte im Werther ist ein nach dem Leben gezeichneter Charakter und lebte einige Zeit in dieser Stadt. Sie gehörte ebenfalls zu der zweiten Klasse und soll nicht hervorragend schön gewesen sein.

---

*) Damals Minister der hannoverschen Angelegenheiten am Londoner Hofe.

21. Dezember. Prinz Adolf hat eine Gesellschaft gegeben zu Ehren des Herzogs von Altenburg, der gekommen war, um Seine Königliche Hoheit und den General Wallmoden zu bitten, sich für ihn bei dem englischen Minister zu verwenden, damit er von der Lieferung von Truppen und Geld für den gegenwärtigen Kontinentalkrieg befreit würde. Sie lehnten die Vermittlung ab.

24. Dezember. Heute war ich Zeuge der Weihnachtsabendfeier, die im Werther so interessant erzählt wird. Frau von Wallmoden wußte, daß der Anblick der Scene mir gefallen würde. An diesem Tage erhalten alle Kinder und jungen Leute einer Familie Geschenke von ihren Angehörigen. Diese Geschenke werden auf hell erleuchteten, mit natürlichen und künstlichen Zweigen und Büschen verzierten Tischen geschmackvoll arrangiert. Da sieht man, in buntem, absichtlichem Durcheinander, Shawls, Bänder, Blumen, Kragen, Schmucksachen, Spielzeug, Konfekt, Bücher — kurz, alles. Ein Tisch war für die Comtessen Lippe, zwei Mündel des Feldmarschalls, gedeckt, und einer für jedes seiner Kinder und Enkel. Wenn alles arrangiert ist, wird die Jugend hereingelassen, und nichts kann ein schöneres, abwechslungsreicheres Bild geben als das Entzücken der Kinder, ihre unmittelbaren Ausbrüche der Dankbarkeit und die Freude der Eltern über diesen köstlichen Anblick. Die Scene rührte mich tief, und das innige, aber zurückhaltende Gefühl Frau von Wallmodens interessierte mich ebenso sehr wie der lebhafte Ausdruck von Glück in den Blicken und Bewegungen der schönen Frau von Kielmannsegge, die oft einen etwas gleichgiltigen Eindruck macht, aber in den Armen ihrer Kinder auftaut. Der Feldmarschall war, wie gewöhnlich, verständig und überlegen und macht immer mehr den Eindruck eines Beobachters als eines Mitwirkenden. Ich sang einige englische Lieder, die durch ihre Neuheit gefielen; und der Erzieher des Grafen Lippe bemerkte, er sei ganz erstaunt darüber, daß die englische Sprache sich so gut zum Gesang eigne. Da sie viel weicher als die deutsche ist, war mir die Bemerkung ein neuer Beweis für die schon oft gemachte Erfahrung, daß nichts Englisches von Ausländern richtig gewürdigt wird. Das Individuum überschätzen sie gern, aber die Nation unterschätzen sie fast immer.

26. Dezember. Da sich am Weihnachtsfest nicht nur die Familienangehörigen beschenken, sondern auch unter Freunden ein allgemeiner Austausch von Andenken stattfindet, habe ich einen weißen gestickten Schleier nebst einem kleinen Gedicht auf dem Tisch der Frau von dem Bussche niedergelegt.

27. Dezember. Ein Abschiedstag. Der Prinz gab mir eine Karte von Deutschland und sandte mir ein freundliches Billet nebst einem Empfehlungsbrief an die Herzogin von Braunschweig.

28. Dezember. Um fünf Uhr morgens habe ich Hannover Lebewohl gesagt. Die ganze Familie meines Wirtes war aufgestanden, um mich abreisen

zu sehen; sie hatten Glühwein für mich bereitet und bewiesen mir jede Art von Aufmerksamkeit. Natürlich war es noch ganz dunkel, als ich aufbrach, und da der Boden mit Schnee bedeckt war, schien die Dämmerung mehr von der Erde als vom Himmel auszugehen. Ich reiste 8 deutsche oder 38 englische Meilen mit denselben Pferden, rastete eine Stunde und kam um sechs Uhr in Braunschweig an.

Braunschweig, 30. Dezember. Ich habe die Hofdame der Herzogin benachrichtigt, daß ich einen Empfehlungsbrief für Ihre Königliche Hoheit habe. Die Antwort war eine Einladung auf morgen abend sechs Uhr.

31. Dezember. Ich ging um sechs Uhr zu dem „Kasino" der Herzogin, wie man hier eine Tanzgesellschaft mit Souper nennt. Die Herzogin empfing mich mit der liebenswürdigsten Herablassung. Es ist unmöglich, von der Leichtigkeit, Natürlichkeit und Freundlichkeit ihres Benehmens nicht entzückt zu sein. Sie spricht sehr gut und hört sehr aufmerksam zu, wobei sie ihre Billigung lebhaft zu erkennen giebt, wenn man etwas sagt, was ihr gefällt. Es giebt kaum etwas, wodurch Höherstehende diejenigen, mit denen sie reden, mehr ermutigen und erfreuen können; und doch trifft man diese Kunst nicht gerade häufig. Die Herzogin ist blond, sieht gut aus, und ich glaube, daß sie in ihrer Jugend schön war; jetzt ist sie viel zu dick, und durch ihren Anzug schien sie es noch mehr; sie trug ein dickes, gelbbraunes Atlaskleid mit langen Aermeln, das, wie sie mir sagte, durchweg mit wolligem Trikotstoff gefüttert war. Sie lud mich ein, an ihrem Tisch mit etwa zehn anderen Personen zu speisen, und wies mir den Platz an ihrer Seite an. Ihre Unterhaltung würde mich noch mehr erfreut haben, wenn sie mich nicht, nach vielen anderen Fragen, nach meinem Alter gefragt hätte. Da es so wenig Leute giebt, die in diesem Punkt die Wahrheit sagen, so bekommen die, welche es thun, immer noch ein paar Jahre hinzugerechnet. Ihre Ausrufe des Erstaunens und ihre Beteuerungen, daß niemand mich für mehr als vierundzwanzig Jahre halten würde, konnten mich nicht darüber trösten, daß ich zum Bekennen gezwungen worden war. — Der Herzog von Braunschweig*) ist ein großer, militärisch aussehender, schöner Mann von höflichen, aber gemessenen Manieren.

1. Januar 1800. Heute habe ich bei der Herzogin zu Mittag und zu Abend gespeist und jedesmal neben dem Erbprinzen gesessen. Schon beim Diner war er in Anbetracht dessen, daß wir uns noch keine vierundzwanzig Stunden kannten, über die Maßen liebenswürdig. Beim Souper war unsere Bekanntschaft bereits so weit gediehen, daß er mich versicherte, ich sei die interessanteste

*) Karl Wilhelm Ferdinand, der i. J. 1806 bei Auerstädt tödlich verwundet wurde und dann zu Ottensen starb, nachdem Napoleon den Todwunden aus seiner Hauptstadt vertrieben hatte.

Persönlichkeit, die er je gesehen, und nichts könne ihn so glücklich machen, als wenn er mich bewegen könne, in Braunschweig zu bleiben. Diese Aeußerungen begleitete er mit vielen Seufzern, zärtlichen Blicken und Ausrufen, und ich antwortete auf dies alles durch tiefe Verbeugungen und vernehmliche Aeußerungen der Dankbarkeit. Diese kleine Bosheit konnte ich mir nicht versagen; denn alle jene Zärtlichkeiten wurden ganz leise geflüstert, und ich sah wohl, daß nichts unwillkommener sein und den Herzensergießungen besser Einhalt thun würde, als meine lauten Antworten. — Im Laufe des Abends wurde ich der Herzogin-Witwe, einer prächtigen Frau von 85 Jahren, vorgestellt. Sie ist die Enkelin Georgs I. und die Großmutter der Prinzessin von Wales, steht also zu England in doppelter Beziehung. Sie gleicht sehr den Bildern ihres Bruders, Friedrichs des Großen, hat sehr lebhafte Augen und zarte, ausdrucksvolle Züge; das Gesicht sieht aus, wie aus Elfenbein gedrechselt. In der Unterhaltung ist sie sehr liebenswürdig, und ihre ganze Erscheinung ist von einer Nettigkeit, ich möchte sagen Reinheit, die einen wohlthuend berührt. Ich spielte an ihrem Tisch um den Einsatz eines Guldens — welch ein Gegensatz zu dem hohen Londoner Spiel. Am Abend vorher war ich auch der Erbprinzessin vorgestellt worden. Sie ist etwa 29 Jahre alt, hält sich sehr gut und scheint sehr klug und lebhaft zu sein.

2. Januar. Ich speiste bei der Erbprinzessin und ging abends zu einem Konzert bei der regierenden Herzogin. Nirgends finde ich eine Spur von dem Zeremoniell, das ich an den deutschen Höfen zu erwarten gelehrt wurde. Die Herzogin und die Damen, welche Raco mit ihr spielten, arbeiteten in den Spielpausen. An einem anderen Tisch war eine große Gesellschaft mit Handarbeiten, zum Teil sogar mit dem häuslichen Strickstrumpf beschäftigt, und die, welche keine Arbeit mitgebracht hatten, zupften Charpie für das Hospital. Die Herzogin war wieder äußerst freundlich gegen mich und lud mich ein, morgen mit ihr zu speisen, wenn ich nichts Besseres vorhätte.

3. Januar. Nach dem Essen drang die Herzogin in mich, wenigstens bis zum Eintreffen der Lady Minto in Braunschweig zu bleiben; sie meinte, es sei nicht passend für mich, so als ganz Fremde nach Wien zu gehen, und überhaupt habe eine Frau von meinem Alter und meinem Aeußeren „alle Vorurteile gegen sich", wenn sie in dieser Weise reise. Wir waren allein, und sie verbreitete sich sehr liebevoll über diesen Gegenstand; zuletzt küßte sie mich und versicherte mich, ich sei trotz alledem in Braunschweig allgemein beliebt, was sie sehr freue. Zu Abend speiste ich bei der Herzogin-Witwe. Nach dem Essen unterhielt sie sich mit mir: „Der König von Preußen ist in England nicht sehr beliebt?" Ich gestand offen, daß es so sei. „Aber", sagte sie, „er ist nicht reich genug, um die Kosten eines Krieges mit Frankreich zu bestreiten, und mit dem Kaiser von Rußland kann er sich nicht alliieren. Die Franzosen haben

ihm Hannover geben wollen, aber er hat es ausgeschlagen.“ Sie bedauerte lebhaft, nicht Englisch gelernt zu haben. „Sie haben in England große Schriftsteller; ich liebe Pope außerordentlich; ich stelle ihn über Voltaire.“ Dann kam sie wieder auf die Politik zurück, rühmte Herrn Pitt und sagte, jeder Engländer müsse ihn im Herzen tragen.

4.—9. Januar. Seither hat mir jeder Morgen eine Einladung der Herzogin zur Mittags- und Abendtafel gebracht, außer wenn sie wußte, daß ich zu der Erbprinzessin oder zu der Herzogin-Witwe eingeladen war. Sie ist immer sehr herzlich und gütig gegen mich gewesen und hat einmal zu mir gesagt: „Sie werden mich doch noch lieb haben.“ Ich wäre wirklich sehr undankbar, wenn ich es nicht thäte. Das einzige Mal, wo sie zu einer Privatgesellschaft ging, hat sie mich mitgenommen und mich der Dame des Hauses, Frau von Münchhausen, vorgestellt. Das Zeremoniell bei der Hoftafel an gewöhnlichen Tagen ist folgendes: Man geht um 3 Uhr hin, in beliebiger Kleidung, nur darf man nicht mit Hut, Shawl oder Muff erscheinen. Die Herzogin steht mit ihren Hofdamen an der Thür der inneren Gemächer. Die ganze Gesellschaft steht, bis es zur Tafel geht (der Herzog und die Herzogin setzen sich niemals, wenn ihre Gesellschaft es nicht auch thun kann). Der Kammerherr meldet der Herzogin, daß serviert ist, und führt sie zur Tafel. Sie macht dem Herzog und der Gesellschaft eine tiefe Verbeugung. Die Damen folgen nach ihrem Rang, indem sie sich gleichfalls vor dem Herzog verbeugen; Ausländer, selbst wenn sie keinen Titel führen, haben den Vorrang vor allen anderen. Bei der Tafel sitzt die Herzogin in der Mitte der Damen auf der einen Seite, und der Herzog ihr gegenüber in der Mitte der Herren; nur die Prinzen dürfen sich zwischen die Damen setzen. Mein Nachbar war gewöhnlich der Prinz Salm, und einmal Prinz Georg. Es sind jeden Tag vierzig Personen bei der Tafel, und natürlich ist die Unterhaltung selten allgemein. Nur einmal kam die Politik aufs Tapet; jemand sprach die Hoffnung aus, daß die Monarchie in Frankreich wieder aufgerichtet werde, worauf der Herzog sagte: „Ich wünsche es, aber hoffen kann ich es nicht.“ Er spricht gut und verständig, und seine gebückte Haltung thut der Würde seiner Erscheinung keinen Eintrag. Mit einer Frau habe ich ihn niemals sprechen sehen. In seinem Benehmen gegen die Herzogin liegt eine offenbare Kälte, und in dem ihrigen gegen ihn eine Gezwungenheit, die sie vergebens zu verbergen bemüht ist. (Ihre Nebenbuhlerin, eine adelige Dame, wohnt im Schlosse, und der Herzog speist einmal in der Woche an einem festgesetzten Tage bei ihr.) Nachdem die Tafel aufgehoben ist, begiebt sich die Gesellschaft in den Salon, wo Thee und Kaffee stehend genommen werden. Etwa um halb sechs Uhr verabschiedet die Herzogin ihre Gäste; die Damen verbeugen sich vor dem Herzog und begeben sich nach Hause, selbst wenn sie zu der Abendgesellschaft, die kurz nach sechs Uhr beginnt, eingeladen sind. Einmal forderte mich die Herzogin auf, sie nach der Tafel in ihre Privatgemächer zu begleiten,

was als große Gunst betrachtet wird. Sie sprach davon, wie dankbar sie den Engländern für die ihrer Tochter*) bewiesene Liebe sei; von dem Prinzen von Wales sprach sie mit großem Zartgefühl, aber doch so, daß man merkte, wie tief sie sein Benehmen empfindet. — Zweimal speiste ich bei dem Erbprinzen; dort sind die Diners munterer, etwa zehn Personen sitzen in bunter Reihe um einen runden Tisch. Man speist dort nicht allzu gut, aber das macht mir nichts aus. Die Diners der Herzogin-Witwe sind mehr im Stil der herzoglichen; sie hat jeden Tag nicht viel weniger als dreißig Personen an ihrer Tafel, so daß, wenn nicht gerade die Familie zusammen speist, die drei Höfe täglich fast achtzig Personen zu Gaste haben. Die interessante alte Frau gleicht einer Mumie; sie besteht nur aus Haut und Knochen, aber so wohl erhalten, wie nur möglich. Am 9. Januar hatte ich eine Privat-Abschiedsaudienz bei ihr. Sie besitzt in hohem Maße die Gabe, ihre Unterhaltung dem Alter, der Stellung und dem Vaterland desjenigen, mit dem sie spricht, anzupassen. Die Herzogin küßte mich beim Abschied sehr zärtlich, und die ganze Familie sagte mir Lebewohl, als ob ich eine alte Freundin wäre. Am zärtlichsten ist die Prinzessin-Aebtissin (Augusta von Gandersheim); sie ist sehr lebhaft und gescheit, soll aber unaufrichtig und leichtfertig sein und den Herzog ganz in der Tasche haben, was, wie mich dünkt, schwierig sein muß.

10. Januar. Ich habe die Reise von Braunschweig nach Berlin — 127 englische Meilen — angetreten und vier Pferde für zehn Louisdor gemietet. Noch gerade vor meiner Abreise sandte mir die gütige Herzogin einen Empfehlungsbrief an den Prinzen August in Berlin. Ich fuhr 25 Meilen über eine ununterbrochene Schneefläche, die in weiter Ferne von einigen Baumreihen begrenzt erschien; es war, als führe ich durch ein Schneemeer. Ich übernachtete in Helmstedt, das noch im Herzogtum Braunschweig liegt. Es soll eine der ältesten Städte Deutschlands sein, und gerade so sieht es auch aus. Im Vergleich zu dem geschäftigen, dicht bevölkerten, lebhaften England erscheint dieses Land seltsam arm und menschenleer.

11. Januar. Die heutige Reise war ebenso monoton und melancholisch, wie die gestrige. Ich übernachtete in Magdeburg. Im Bezirk Seiner Preußischen Majestät sind die Vorsichtsmaßregeln an den Thoren der Städte sehr viel größer und verletzen den Stolz des englischen Reisenden, der gewohnt ist, überall unbefragt und unbelästigt zu passieren. Man muß Name, Stand, Herkunftsort, Bestimmungsort niederschreiben, und dieses Papier wird nachher in dem Gasthause beglaubigt, wo der Wirt dieselben Fragen stellt und ein Duplikat unterzeichnet.

*) Karoline von Braunschweig, die Gemahlin des Prinzen von Wales, späteren Georgs IV.



13. Januar. Soviel ich bei dem tiefen Schnee beurteilen kann, bessert sich das Aussehen des Landes in der Nähe von Brandenburg. Diese kleine Stadt ist regelmäßiger und bequemer gebaut als irgend eine andere, die ich bis jetzt in Deutschland gesehen habe.

14. Januar. Ich übernachtete in Potsdam. Auch dem oberflächlichsten Beobachter muß es auffallen, wie sehr sich im Gebiet des Königs von Preußen das Aussehen des Landes bessert. Straßen, Pflanzungen, nette Bauernhäuser, hübsche Landsitze, wohlgebaute Städte und gute Gasthöfe treten an die Stelle der Armut und Oede, die in den Teilen Deutschlands, welche ich bis jetzt gesehen, so stark ausgeprägt war.

15. Januar. Nach einer langweiligen Fahrt kam ich frühzeitig in Berlin an und logierte mich sogleich im Russischen Hof ein. Die Gasthöfe in Preußen sind außerordentlich viel reinlicher und komfortabler, als die im übrigen Deutschland.

16. Januar. Ich habe dem Prinzen August den Empfehlungsbrief der Herzogin von Braunschweig gesandt und eine sehr höfliche Antwort erhalten. Er will meine Vorstellung bei Hofe veranlassen und bedauert, mich wegen Unwohlseins nicht besuchen zu können. Man sagt, er befinde sich völlig wohl, gehe aber nicht aus, um dem französischen Gesandten nicht zu begegnen.

17. Januar. Heute bin ich in dieser sehr schönen Stadt spazieren gefahren. Es sind eine Menge prächtiger öffentlicher Gebäude vorhanden, die alle reichlich Platz haben und nicht zusammengedrängt erscheinen, wie die unsrigen in London.

18. Januar. Ich empfing Besuche von dem Legationssekretär Dr. Garlike und dem Leibarzt des Königs Dr. Brown, an welche ich Briefe mitgebracht hatte, und sehr höfliche Schreiben von den Hofdamen der Prinzessin Ferdinand und der Prinzessin Radziwill, denen ich durch die Herzogin-Witwe und die Erbprinzessin von Braunschweig empfohlen war.

21. Januar. Dr. Garlike überredete mich, in die italienische Oper zu gehen, um die Königin zu sehen. Es war die erste der acht Opern, die in der Karnevalszeit durch den König für das Publikum veranstaltet werden. Das Haus ist schön und gut erleuchtet. Die königliche Loge ist ganz vorn, sehr breit und so hoch wie der ganze Zuschauerraum. Sie ist auch heller erleuchtet, als die übrigen Logen, so daß jeder im Theater Anwesende die königliche Familie aufs deutlichste sehen kann. Von Damen werden in diese Loge nur solche aus königlichem Geblüt und deren Oberhofmeisterinnen zugelassen; dagegen haben außer dem König und den Prinzen viele Hofbeamten, alle Fremden und die Gesandten der fremden Höfe freien Zutritt. Der König sieht gut aus, die Königin ist wunderschön. Sie ist etwa 25 Jahre alt, groß, schlank und von

schöner Figur; ihr Hals und ihre Schultern sind besonders schön geformt; ihr Haar ist blond, ihre Gesichtszüge fein und angenehm. Die hervorstechendsten Züge ihres Charakters sollen ein völliges Eingehen auf alle Wünsche des Königs und eine wahre Leidenschaft für Toilette und fürs Tanzen, besonders für Walzertanzen sein. Sie nahm nicht an der Unterhaltung teil, sondern las den ganzen Abend in dem Textbuch. Sie trug ein dunkelrotes Atlaskleid mit flachem Rücken und langen Aermeln und im leicht gepuderten Haar nichts als zwei oder drei Reifen.

Das Beste an der Oper ist die Ausstattung; Gesang und Tanz erheben sich nicht über die Mittelmäßigkeit. Allerdings hörte ich die Primadonna, die Marchetti, nicht, da sie unwohl ist. Die Musik machte dem Geschmack des Königs, der sie auszuwählen hat, keine Ehre. Es war die Semiramis des deutschen Komponisten Himmel, die in Neapel ausgezischt worden ist. Mir, die ich Bianchis Semiramis gehört habe, war sie ganz besonders langweilig. Die regelmäßigen Besucher der Oper sind dazu verurteilt, sie viermal zu hören, denn es werden nur zwei Stücke während des Karnevals gegeben. Da es, außer an diesen acht Abenden, keine italienische Oper in Berlin giebt, so muß ich annehmen, daß die Musik hier nicht besonders gepflegt wird.

22. Januar. Gerade als ich zum Essen ging, sandte Frau von Haugwitz, die Gemahlin des Premierministers, die sich gestern abend durch eine Lobrede auf meine Toilette bei mir einführte, ihren Schneider — den sie in einem Brief, welchen er mir zeigte, mon ami nennt — zu mir mit der Bitte, ihm das Muster meines Kleides zu geben und es in seiner Gegenwart anzuziehen, damit er den Effekt sehen könne. Einer völlig Fremden gegenüber scheint mir das eine unerträgliche Zudringlichkeit.

10 Uhr abends. Soeben machte mir Prinz August einen zweistündigen Besuch. Er ist größer als Prinz Adolf; sein Aeußeres ist, mit Ausnahme seines allzu sorgfältig arrangierten Haares, angenehm. Er spricht fließend, und seine Eitelkeit giebt sich so unverhüllt, daß sie als Offenheit erscheint und keinen Widerwillen erregt. Ich erwähnte, daß ich seinen vortrefflichen Gesang habe rühmen hören, und er gab dies ohne das mindeste Zögern zu, indem er beifügte: „Ja, ich hatte die wunderbarste Stimme, die man je gehört hat — drei Oktaven — und ich verstehe viel von Musik. In Italien übte ich acht Stunden täglich. Seiner Stimme darf man sich rühmen, da sie eine Gabe ist.“ Trotz dieser Eitelkeit ist er aber so höflich und gefällig, daß man ihm nicht böse sein kann.

Frau von Ritz, die Maitresse des verstorbenen Königs, hat ein Vermögen von etwa achtzigtausend Louisd'or angehäuft. Sie war von sehr niedriger Geburt, brachte aber den König etwa ein Jahr vor seinem Tode dazu, sie als Gräfin Lichtenau in den Adelsstand zu erheben, und erschien dann bei Hofe, was großes Aergernis erregte. Der König war noch keine Viertelstunde tot, als sie verhaftet, nach einer Festung geschleppt und dort auf Lebenszeit ein-

gesperrt wurde; ihr ganzes Vermögen, mit Ausnahme einer Pension von dreitausend Thalern jährlich, wurde konfisziert und den Armen gegeben. Und das alles ohne Prozeß! Wie viel besser sind wir in England daran!

Die lutherische Religion, welche hier die herrschende ist, gestattet, daß jemand zwei oder mehr Schwestern nacheinander heiratet, und von dieser Erlaubnis wird oft Gebrauch gemacht; desgleichen ist es sehr leicht, eine Ehescheidung zu erlangen auf Grund von Unverträglichkeit der Gemütsart, was ein sehr bequemer Scheidungsgrund ist. In diesem Augenblick ist ein den besten Kreisen angehöriges Ehepaar im Begriff, sich scheiden zu lassen, damit die Dame einen jungen Offizier und der Herr die jüngere Schwester seiner Frau heiraten kann. Auf diese Weise kann sich eine Frau, so oft sie will, scheiden lassen, ohne daß dies ihrem Rufe schadet. Und das alles, obwohl der König und die Königin das beste Beispiel geben.

Der König von Preußen ist außerordentlich sparsam. Als er 1797 den Thron bestieg, war kein Goldstück in dem Staatsschatz zu finden, und jetzt nimmt man an, daß er in fünf Jahren wieder so voll sein wird, wie er beim Tode Friedrichs des Großen war. Wenn es dann noch einige Jahre so fortgeht, hat man berechnet, daß er alles Geld, das im Lande umläuft, verschlungen haben wird.

Dresden, 18. Februar. Die Anstrengungen meiner Reise und eine heftige Erkältung sind die Ursache, daß eine große Lücke in meinem Tagebuch entstanden ist. Am 23. letzten Monats verließ ich Berlin, um mich hierher zu begeben. Eine Schneelandschaft, bei heiterem Himmel, wenn der Schnee in der Sonne glitzert, ist schöner, als wir es uns vorstellen. Doch hatte ich auf dieser Reise mannigfache Mühseligkeiten und Gefahren zu bestehen. Eines Abends schwebte ich in großer Gefahr, mich im Schnee zu verirren, da die Postillone in einem großen Fichtenwald die Spur verloren hatten. Ich mußte Fitz mehrmals ein Glas Branntwein aus dem Wagenfenster heraus reichen, damit er nicht durch die grimmige Kälte einschlief, was sicherer Tod gewesen wäre. Zuletzt wies uns ein entferntes Licht den Weg nach einer Hütte, wo wir einen Führer erlangten. Ich schlief in den elendesten Löchern, hatte eine Nacht kein Bett und zwei Tage keine andere Nahrung als Kaffee und Eier. Auf einer der Poststationen hielt es der Posthalter für seine Pflicht, mir Gesellschaft zu leisten, während meine Dienerschaft beim Abendessen war. Es war ein junger Mann, über sechs Fuß hoch, mit Pelzen bedeckt und von wildem Aussehen. Er setzte sich mir gegenüber, rauchte seine Pfeife, legte seine großen Tatzen auf meine Arbeit und fing eine Unterhaltung an. Ich suchte meine Furcht unter einem Schein von Unbekümmertheit zu verbergen, faßte aber endlich Mut und sagte, ich sei schläfrig und wünsche ihm gute Nacht. Die Dienstmädchen in diesen elenden Gasthäusern scheinen halb wild. Unzweifelhaft führen Kultur, Kunst und Wissenschaft leicht zu Luxus und anderen Uebeln; aber ohne sie ist der Mensch weniger als das Vieh.

Mr. Eliot, unser Gesandter hier in Dresden, ist ein sehr angenehmer Mann von etwa 40 Jahren; seine Unterhaltung ist sehr fesselnd. Auch seine zahlreiche Familie ist sehr liebenswürdig.

10. März. Die Gesellschaft hier zählt viele liebenswürdige Individuen, aber das Ganze ist nicht auf einen angenehmen Ton gestimmt. Ein gewisser Zwang, der jeglichen Genuß zerstört, ist manchmal sichtbar und immer fühlbar. Ich habe mich kaum jemals weniger behaglich gefühlt, als in der hiesigen Gesellschaft, obwohl man mir aufs freundlichste entgegenkommt. Mr. Eliot besucht mich fast täglich, und ich erhalte beständig Einladungen von seiner Familie. Frau von Münster, meine intimste Bekannte, thut alles, was sie kann, um mich zu amüsieren. Morgens gehe ich mit ihr zu Ausstellungen, abends in Gesellschaften. Eine der letzteren bei Frau von Loß, der Gemahlin des Premierministers, war so glänzend, wie ich nur eine in London gesehen habe. Eine lange Reihe geschmackvoll ausgestatteter Zimmer; eine zahlreiche Gesellschaft, prächtiger, wenn auch weniger elegant gekleidet, als die englische; und eine würdige, angenehme Wirtin.

Ich war auch in einem Konzert, wo ich eine Italienerin, Mad. Paravicini, entzückend Violine spielen hörte. Sie versteht ihre Kunst so gut, daß man das Lächerliche, das der Idee einer geigespielenden Frau anhaftet, ganz übersieht. Einige Abende habe ich in ganz engen Familienkreisen zugebracht — es ist ein großes Kompliment, wenn Fremde darin zugelassen werden. Einmal war ich auch im Theater und hörte die Oper Axur von Salieri; die Musik ist sehr anmutig, aber das Libretto absurd. Das Orchester ist das beste, das ich jemals hörte; nur das Münchener macht ihm den Rang streitig.

Auch eine schöne Gemäldesammlung, worin der heilige Sebastianus von Raphael das bemerkenswerteste Stück war, habe ich bei dem Grafen Hagedorn, wo ich zum Frühstück gewesen bin, gesehen.

Gestern wurde ich bei Hofe vorgestellt. Das geschieht hier in einer Abendgesellschaft ohne jegliches Zeremoniell. Damen werden niemals eingeladen, machen aber ihre Aufwartung an Sonntagabenden, so oft sie Lust haben. Die Kurfürstin ist von der größten Leutseligkeit und Herablassung; ihr Perlenhalsband ist das schönste, das ich jemals sah. Der Kurfürst*) hat etwas Starres, Gläsernes in seinem Blick. Die einzige Tochter ist ein hübsches junges Mädchen von etwa 17 Jahren. Ich brauche nicht zu sagen, daß die ganze Familie Fremde mit der größten Höflichkeit empfängt; denn das scheint wirklich in Deutschland selbstverständlich zu sein. Selbst diejenigen, die den Kurfürsten nicht mögen, bestreiten nicht, daß er ein guter und frommer Mann ist. Die Kurfürstin sagte, sie gebe jetzt keine Bälle, weil der Kurfürst derartige Vergnügungen mißbillige, solange Europa in seinem jetzigen traurigen Zustande sei. Der Hof

*) Friedrich August III.

verkehrt niemals mit der übrigen Gesellschaft. Als der Oheim des Kurfürsten mehrere Monate krank war und im Sterben lag, besuchte ihn niemand von der Familie, weil er sich außerhalb der Mauern des Palastes befand und dies ein Bruch der Etikette gewesen ist. — Bei Frau von Loß wurde mir Alexis Orloff*) und ich seiner Tochter vorgestellt. Er sieht nicht so aus, wie man sich ihn denkt; seine Gestalt ist kolossal, aber sein Gesichtsausdruck eher mild als wild. Der Gedanke an die Scheußlichkeiten, die er begangen hat, verwirrte mich so, daß ich mir ihn nicht mehr genau vorstellen kann. Er spricht kein Französisch, aber wir unterhielten uns ein wenig auf italienisch. Seine Tochter**) ist sehr nett, sanft und bescheiden; sie ist blaß und zart, mit schönen dunklen Augen. Als Schmuck trug sie nur einige Reihen der schönsten Perlen. Ihre Diamanten werden auf 40000 L. St. geschätzt. Ihr Vater betet sie an und erklärt, sie dürfe heiraten, wen sie Lust habe. Orloff trägt ein Bild von Katharina II., das, anstatt mit Glas, mit einem einzigen Diamanten bedeckt ist.

12. März. Dresden ist voll von Ausländern, besonders Polen und Russen. Von letzteren erzählte mir Mr. Eliot schreckliche Dinge. Einmal war er bei einem russischen Major eingeladen, und einer der Diener, ein Rekrut, der wegen Kränklichkeit nicht im Heere dienen konnte, deckte den Tisch etwas ungeschickt. Sein Herr schlug ihn wütend, erst mit einem Stock, dann mit einer Eisenstange. „O Himmel," rief Mr. Eliot, „Sie werden den Mann töten!" „Ach," versetzte der Major, „es ist wirklich recht hart, daß ich schon sieben oder acht getötet habe und noch keinen brauchbaren Diener habe bekommen können." Ein andermal speiste Mr. Eliot bei einem Herrn, der von der Abneigung der Kosaken gegen die Juden sprach. „Ich glaube gewiß," rief er, indem er sich an einen jungen Kosaken von etwa 13 Jahren wandte, der hinter ihm stand, „dieser kleine Kerl hat sie schon zu Dutzenden umgebracht. Komm, sage mir, wie viele hast du schon auf einmal getötet?" „Das meiste, was ich auf einmal tötete, waren elf," versetzte der junge Wilde grinsend. „Unmöglich," sagte Mr. Eliot, „wie kann dieser Knabe elf Menschen töten." „O doch," antwortete er, „mein Vater band ihnen die Hände, und dann stach ich sie tot."

14. März. Die Prinzessin Fürstenberg und Frau von Münster werden täglich aufmerksamer. Ich habe von den Besuchen, die ich den Gattinnen der verschiedenen Minister vor meiner Vorstellung bei Hofe machen mußte, eine Erkältung davongetragen.

16. März. Gestern abend war ich zum Souper bei dem preußischen Gesandten eingeladen. Die Gesellschaft bestand meistens aus Russen, außerdem aus fünf Engländern und dem französischen Botschafter Lavalette mit seiner

*) Alexis Orloff erdrosselte den Kaiser Peter III. von Rußland mit eigener Hand.

**) Gräfin Anna Alexejewna Orloff, später Hofdame der Kaiserinnen Elisabeth und Alexandra von Rußland.

Frau. Das hat hier großes Aufsehen erregt, denn es gilt für einen Mann in der Stellung des Gesandten als sehr unpassend, Russen oder Engländer mit Lavalette zusammen einzuladen. Ich war nicht dort, aber ich habe ihn und seine Frau auf einem Ball gesehen. Er ist nicht gepudert, sieht schmutzig und ordinär aus; die Frau ist nicht übel, war aber sehr unpassend gekleidet; ihr Arm war ganz entblößt vom unteren Rand ihres Aermels, etwa einen Zoll unter ihrer Schulter, bis zum oberen Rand ihres Handschuhs, etwa einen Zoll über ihrem Ellbogen.

20. März, Prag. Ich habe die Reise von Dresden nach Wien angetreten und die letzte Nacht hier zugebracht. Anfänglich war die Reise sehr interessant, besonders in den romantischen Gebirgsgegenden an der Elbe zwischen Aussig und Leitmeritz; später wurde das Land wieder flach und langweilig. Prag sieht von außen großartig aus,' ist aber eine schmutzige, schlecht gebaute Stadt mit sehr hohen Häusern und sehr engen Straßen. Ich war so müde, daß ich heute den ganzen Tag in dem Gasthaus (Rotes Haus) blieb, wo Suwarow drei Monate des letzten Jahres wohnte. Er stand jeden Tag zwei Stunden nach Mitternacht auf, aß um acht Uhr zu Mittag und ging um drei Uhr nachmittags zu Bett. „Er ist ein großes Schwein", sagte der Kellner, den ich über Suwarow befragte, wovon ich aber bald ablassen mußte. Er fürchtete, ich verstünde nicht, was für eine Art von Gesellschaft der General bei sich hatte, und fand schließlich nichts Passenderes als das französische Wort coquette, das er für vollständig bezeichnend hielt.

Iglau, 22. März. Wie übertrieben sind die meisten Berichte von den Unbequemlichkeiten einer Reise in Deutschland. Die Postillone sind höflich und durchaus nicht zudringlich und verlangen selten mehr, als sie erhalten; eine einfache Ablehnung bringt sie zum Stillschweigen. Sogar die Bettler — deren es in Böhmen eine Menge giebt — bitten bescheiden und lassen bei der ersten Weigerung ab.

Wien, 26. März. Ich habe die gewöhnlich sehr gefürchtete Reise von Dresden hierher ohne die geringste Unannehmlichkeit in sechs Tagen gemacht, indem ich jeden Tag etwa 50 Meilen zurücklegte, was mit Leichtigkeit geschah, da die Straßen gut sind. Wien kann keine gesunde Stadt sein; die Bevölkerung ist so dicht zusammengedrängt, die Häuser sind so hoch und die Straßen so eng. Man kann in einer Stunde rings um die Mauern herumgehen, und doch zählt die Stadt 53000 Einwohner. Die ersten Läden sind lange nicht so schön wie selbst die in abgelegenen Teilen der City von London.

(Schluß folgt.)





Eine Erinnerung an Adolf Pichler.

Von

Peter Rosegger.

Es giebt Bücher, hinter denen ein Künstler steht, und es giebt Bücher, hinter denen ein Mann steht. Des Künstlers Werk ist Form und Spiel, des Mannes Werk ist Geist und That. Der Künstler will überreden, der Mann will überzeugen. Wo Künstler und Mann sich vereinigen, da giebt's Vollendung.

In Adolf Pichlers Dichtungen ist Mann und Künstler oft vereinigt, aber nicht immer. Bisweilen hat dieser Autor so elementar etwas zu sagen, daß er Form und Spiel außer acht läßt, daß er gerade und derb seine Natur ausspricht. Da ist er ganz Mann und als solcher mir am liebsten. Denn da ist er — Adolf Pichler. Man muß den Mann persönlich gekannt haben, um manche seiner Schriften just so zu verstehen, wie sie gemeint sind. Ich wäre beinahe um diesen Vorteil gekommen. Denn von Graz bis Innsbruck ist ein weiter Weg, und so viele Briefchen und Kärtchen im Laufe der Jahre auch hin- und herflogen zwischen Steiermark und Tirol, so oft wir uns auch Stelldichein gaben, persönlich begegnet sind wir uns doch nur dreimal.

Das erstemal etwa vor zwölf Jahren in München. In ein Kaffeehaus hatten wir uns zusammenbestellt, beide trafen wir genau zur Stunde ein, fanden und erkannten uns aber lange nicht. Ich hatte mir den Professor als altes Stadtherrchen gedacht und er sich den Waldpoeten als bärtigen Bauernkerl. In der That: den Verfasser der „Hymnen", der „Tarquinier", der „Marksteine" u. s. w., der in den Revolutionszeiten die Freiheitsfahne schwang, der dann so und so lang als Naturforscher in den Bergen umherhämmerte und in den Lehrsälen docierte, und dessen Name mir seit Kindheit als Halbvergangener erschien, — diesen Mann stellte ich mir vor als gebrechliches Greislein mit weißem Haar und eingekniffenem Mund. — Aber der Recke, der dort am Pfeiler saß, wo die Mäntel hingen, den breiten Schlapphut auf dem Kopf, das Gesicht oft nach dem Eingange wendend! Das braune Gewand, mehr Bauernloden als Herrentuch, war gebirglerisch, das Glas Milch, das er vor sich hatte und in das er vorhin sein Brötchen getaucht, wies weniger auf einen Berg-

bauer als auf einen Poeten. Kurz, ich stand auf und ging langsam gegen seinen Tisch hin. Er faßte mich ins Auge, erhob sich ebenfalls und sagte: „Sind wir's oder nicht?"

„Ich denk', wir sind's."

Und wir waren es. Ein stattlicher, aufrechter Mann mit breiten Schultern und mächtigem Haupte, das noch dunkle Haar reich über den ein klein wenig vorgeneigten Nacken wallend, das längliche, markige Gesicht schlicht bebartet, das Auge buschig und mild, der Mund zart und voller Zähne, die sich bei seinem Lächeln zeigten — so stand er da, der alte Tiroler Dichter Adolf Pichler. — Er hatte sich an mir wohl in der umgekehrten Weise getäuscht, nämlich statt des derben Waldmenschen so etwas wie eine Dorfschulmeistergestalt gefunden. Solche Ueberraschung hatte uns beide einigermaßen gedämpft, und wir nebelten längere Zeit mit banalen Redensarten umher, von der Reise, vom Wetter, von der Gesundheit. Dann fielen Bemerkungen über Anzengruber, den er einen Hauptkerl nannte, und über Hamerling, dem er nicht gerecht wurde. Dann kam das Gespräch auf die Aehnlichkeiten und Verschiedenheiten der Tiroler und Steirer, auf den ewigen Kampf der freisinnigen und klerikalen Elemente in Tirol, auf die Vor- und Nachteile des Fremdenzuflusses. Der Achensee, wo er bei der Scholastika die Sommer zuzubringen pflegte, war ihm bereits verleidet worden. Er gehe nicht auf Sommerfrische, um den Berliner Schöngeistern und den Wiener Juden die Honneurs zu machen oder von den Dresdener Blaustrümpfen angestaunt und um Autographen angebettelt zu werden. Er gehöre zu den Tirolern, und auch da wieder nur zu den Steinschädeln, die Funken geben, wenn man auf sie schlägt. Ja, der alte Pichler war einer von denen, deren trotzige Kraft durch Anfeindungen geweckt wird, einer der Feuersteine, die in der weichen Hand kalt bleiben und erst sprühen, wenn sie geschlagen werden. Im Grunde friedfertige Menschen, aber der unbändigsten Opposition fähig, wenn ihre geraden Wege tückisch durchkreuzt werden.

Nach etwa einer Stunde trennten wir uns, und jeder mochte nachher gesagt haben: Ich hatte mir ihn anders gedacht. Die Briefe und Karten, die wir wechselten, waren seit dieser Begegnung nicht länger, aber doch wärmer geworden. Die seinen, oft mit Bleistift auf Papierschnitzeln geschrieben, waren schwer zu entziffern, aber es lohnte sich der Mühe. Irgend eine treffende Bemerkung über Zeitfragen, ein Kernspruch, ein Zuruf, manchmal auch ein kräftiger Fluch über moderne Dummheiten. Dem „Heimgarten" war er ein ständiger Mitarbeiter als Erzähler und Lyriker, besonders auch als Vertreter der jungen Tiroler Poeten, denen er ein verehrtes Vorbild und ein herzhafter Ermutiger gewesen. „Unsere jungen Leute dürfen nicht auf Abwege kommen", schrieb er einmal, „was wir begonnen, müssen sie vollenden. Es ist unsere Rebe, es ist unser Gären, es wird unser Wein." Er hat die Freude gehabt, eine urkräftige Tiroler Litteratur um sich erstehen zu sehen, die — ich denke besonders an den Schererkreis — sich nur erst selber bändigen muß, um die

widerstrebenden Geister des Tages bändigen zu können, die noch einen großen Schritt zu machen hat aus der Verneinung zur Bejahung, aus dem Kritischen zum Schöpferischen.

Meine zweite persönliche Begegnung mit Adolf Pichler war vor drei Jahren in Innsbruck. Er lag auf dem Krankenbette an einem gichtischen Leiden. Aber sein Geist, obschon nahe dem achtzigsten Lebensjahre, kam mir frischer, munterer vor, als damals in München. Er hörte noch gut und verstand zu hören; sein Sprechen hatte nichts Greisenhaftes, es war lebhaft, deutlich, klar, bestimmt. In leichter Tirolerbetonung gab er von den Gedankenschätzen, den Erfahrungen, den überzeugten Meinungen, die ein langes, reiches Leben in ihm gezeitigt hatte. Wir waren übrigens beide aufgeregt, denn es war nach den beispiellosen Vorgängen im österreichischen Abgeordnetenhause, an dem Tage nach dem Sturze Badenis. Ich war gerade aus Graz gekommen, wo die Menge durch die Straßen tobte und wo von bosnischen Soldaten auf das Volk geschossen worden. „Oesterreich so weit!" murmelte Pichler. Dann richtete er sich, mit dem Ellbogen stützend, ein wenig auf, und das Donnerwetter, das aus ihm losbrach, darf ich nicht beschreiben! — Mit rücksichtsloser Schärfe bezeichnete er die Grundursachen solch politischer Katastrophen in Oesterreich. Das Römertum, dieses —! Niemals zuvor hatte ich an einem Greise diesen wilden Zorn gesehen. Die loderndsten Proteste und Kraftreden seiner Gedichte, hier waren sie, ins Grandiose gesteigert, in wenigen Sätzen zum Ausdrucke gekommen! —

In dieser schlichten Poetenstube, deren einziger Schmuck die Sonne war und die Bilder des Hochgebirges, die zum Fenster hereinleuchteten, wohnte das Feuerherz, an dem die jungen Poeten Tirols sich entzündeten.

Daß er mit den Deutschen, die er doch so sehr liebte, gar besonders zufrieden war, kann man nicht behaupten. Auf den geringen Absatz seiner Bücher anspielend, sagte er: „Giebt es einen schundigeren, launenhafteren Herrn als den deutschen Michel? Seine angebliche Verehrung für Poesie — Heuchelei; in seinem Herzen kniet er nur vor zwei Göttern: dem hohen Titel und dem Geldsack. Ich verdanke mein bescheidenes Einkommen dem Hammer des Geologen." Er hatte außerdem noch in seinen letzten Jahren schlechte Erfahrungen mit Verlegern gemacht. „Die Schriftstellerei", schrieb er mir schon früher einmal, „verleidet's mir nach und nach, man muß nur der Mode huldigen, und dazu habe ich nicht das Zeug. Liegt mir auch nichts dran, ich treibe lieber geologische Allotrias." Ein anderes Mal, als ich ihm vorgehalten, daß der „Heimgarten" wieder lange nichts von ihm bekommen, antwortete er: „Was haben Sie denn zu klagen, Sie alter Bär! Ich bin alt, ein Schlagfluß hat mich heimgesucht. Kommen Sie lieber nach Tirol! Müssen Sie denn immer an der Schürze der Mutter Styria hängen?"

Nun, so hatte ich ihn endlich vor mir, und in dieser einen Stunde des persönlichen Verkehres zeigte es sich, wie traut wir uns unvermerkt geworden

waren. Seine Tochter Mathilde, die ihm das Haus besorgte, die ihn pflegte, man merkte ihr's an, wie froh sie war über die geistige Frische und Wärme ihres Vaters. „Wir wollen auch was zu lachen haben," sagte er plötzlich und zeigte mir ein klerikales Tiroler Blatt, in welchem er heftig angegriffen war. „Solche Ergötzlichkeiten fehlen auch mir in Steiermark nicht," darauf meine Bemerkung, „sie können uns nur stärker und zielbewußter machen. Besonders ich habe von Zeit zu Zeit solche Gifttränklein nötig, um nicht in Vertrauensseligkeit einzuschlafen." Er lachte und citierte einen bekannten Spruch Mephistos. Als ich mich verabschiedete, sagte Pichler: „Allzulang dürfen Sie nicht ausbleiben, wenn Sie mich noch einmal sehen wollen."

Und zwei Jahre später, da sah ich ihn noch einmal. Er hatte die Ehren des achtzigsten Geburtstages hinter sich; das deutsche Volk, besonders aber die Tiroler, hatten sich erinnert daran, was Adolf Pichler bedeutet. Er hatte noch einmal die Fahne umarmt, unter der er einst den Freiheitskampf mitgerungen, er war ein begeisterter Mitarbeiter des jungen deutsch-nationalen Kampfblattes „Der Scherer" geworden — er fühlte sich wieder jung. Schlank aufrecht im bequemen Hausrock mit lustigem Willkommgruß empfing er uns, als wir, der junge Tiroler Dichter Arthur von Wallpach und ich, bei ihm eintraten. Mit teils mildem, teils scharfem Humor leitete er das Gespräch, in seinem Wesen lag eine ebenmäßige Ueberlegenheit über Welt und weltliche Werte. Aber die Glut für das deutsche Vaterland und seine Freiheit war noch vorhanden. Mancherlei brennende Tagesfragen wurden besprochen, darunter der verbrannte erzbischöfliche Hirtenbrief gegen den „Scherer". Pichler machte gleich ein paar Epigramme über die „Los von Rom"-Bewegung, und blitzenden Auges sagte er: „Nun, nun, Freunde, ich wollt' schon noch dreinschlagen! Aber das Gerüst ist morsch."

Als ich mich erhob, um wieder der Steiermark zuzutrachten, stand er hochaufgerichtet vor mir, und bei dem Händedrucke sagte er: „Leben Sie wohl! Auf dieser Welt sehen wir uns nicht mehr — gewiß aber in einer anderen."

Die Berufung auf dieses Stelldichein war sein Glaubensbekenntnis. So unversöhnlich Adolf Pichler gegen den Ultramontanismus stand, so innig war er im Herzen Christ. Sein Beruf als Naturforscher hinderte ihn, wie er mir einmal schrieb, nicht einen Augenblick, an ein ewiges Leben der Menschenseele zu glauben. Für sein Grab erbat er sich ein einfaches Holzkreuz.

Acht Monate nach jenem Abschiede ist es aufgerichtet worden.





Der goldene Vogel.

Die Geschichte eines Traumlebens.

Von

Wilhelm Jensen.

(Schluß.)

Mit großer Auszeichnung als der Beste hatte Lenhart sein Abgangsexamen von der Schule bestanden, die Hauptstadt im Herbst verlassen und den Winter auf der Landesuniversität zugebracht; er war als Student der Rechtswissenschaft immatrikuliert, nicht aus eigner Neigung dafür, doch Mathieu Sautelet hielt diese Laufbahn am aussichtsvollsten und zugleich am schnellsten zu einer guten Stellung bringend. Nach der trachtete er selbst auch, hatte sich deshalb ohne Widerstreben dem Wunsch seines Pflegevaters gefügt, dem Pastor Schüddekopf beigestimmt; pflichtgetreu besuchte er die Kollegien, das gleiche stillabgeschlossene Leben wie als Schüler weiterführend. Ebenso gingen die Briefe zwischen ihm und Margret hin und her, oder wohl häufiger, als früher. Sie unterschieden sich in ihrer Art nicht von denen vor dem letzten Zusammensein der beiden, doch im Gefühl trug er's, der Kuß bei ihrer Trennung sei nicht nur ein Abschiedsgruß gewesen, sondern habe stumm ein wechselseitiges Gelöbnis für das Leben ausgesprochen. Anders als ihr Gerede aus Kindertagen her von künftiger Zeit, in der sie als Mann und Frau miteinander leben würden; das Wort hatte er nicht dafür, doch die Empfindung, seit dem Kuß sei sie seine Braut und gehöre ihm an, wie er ihr. Einmal schimmerte aus einem ihrer Briefe hervor, daß auch sie das nämliche in sich trage; es stand drin: „Hörtest du den Goldammer rufen, als wir voneinander gegangen waren? Das war hübsch von ihm, und ich verstand zum erstenmal, daß er's wirklich so sagte, wie du es schon früher gehört hattest. Auch das Gedicht in dem Heft meines Vaters kommt mir seitdem verständlicher vor; freilich doch nicht recht, denn ich weiß nicht,

wer darin etwas nicht gedacht und gewollt hat, und nicht was. Aber wenn ich es wieder lese, ist's mir wie in der Dämmerung am Sommerabend, wenn man nichts deutlich sieht, nur ahnt und fühlt, daß beim Aufgehen der Sonne alles so schön wird. Und darüber liegt der Himmel mit dem ‚glimmernden Sternenkleide', und der ‚goldene Vogel ruft und ruft'. Ich habe ihn auch sehr, sehr lieb gewonnen und wollte, es wär' erst Sommer, daß ich ihn wieder hören kann." Den Brief und diese Stelle in ihm las Lenhart oftmals wieder; aus ihr klang nicht der ruhig bedachtsame Sinn Margrets, sondern es zitterte etwas drin, wie goldene Luftwellen in der Mittagssonne, sehnsüchtig und halb traumhaft, mit seinem eignen Innern zusammenklingend. Sie hatte wohl eine Verständigkeit zur Mitgift bekommen, die keiner Einbildungstäuschung unterlag, aber die eigentliche Herrschaft führte die doch nicht in ihr, und er fühlte beim Lesen an seinem Herzschlag, er habe Margot unsäglich lieb. Gern hätte er das Gedicht, von dem sie schrieb, noch einmal in der Hand gehabt, um es wieder lesen zu können, denn den Wortlaut hatte er nicht behalten. Nur eigentümlich stand's ihm in der Erinnerung wie aus schon unendlich ferner Zeit, als sei's ein Märchen von einer Königstochter und einem goldenen Vogel, das Hanne-Soffe ihm, als er noch ganz klein gewesen, erzählt habe. Das ging in seiner Vorstellung wohl durcheinander, weil er damals den Ruf des Vogels zuerst gehört hatte.

Zu langsam für sein Begehren, nach Fronsheim zurückzukommen, ging der Winter vorüber, doch endlich ward es Frühling, und als die Sonnenluft ihn einmal ins Freie hinausgezogen, schimmerte ihm's im Waldgrund weiß entgegen, aber nicht mehr von Schneeflocken, sondern Maiglöckchen sahen vom Boden auf. Er pflückte sich einige davon, ihr Duft rief ihm den von Veilchen wach, die er im vorigen Jahre um diese Zeit so in der Hand gehalten, nur noch feiner und lieblicher war dieser. Wie damals schritt er mit geschlossenen Augen, fühlte dabei wie in einem Traum, es müsse etwas um ihn sein, wovon ein geheimer Zauber auf die kleinen Blüten ausgegangen sei; den verkünde ihm ihr wundersamer Duft. Stimmen klangen unfern auf dem schattigen Weg, und plötzlich wußte er, unter den dort gegen ihn Herankommenden befinde sich seine Aglaja, ohne daß Auge und Ohr ihm noch etwas von ihr kundgab. So erwies sich's auch in der That als Wirklichkeit; von einem betreßten Diener gefolgt, lustwandelten einige vornehme junge Damen im frischgrünenden Gehege und als die Höchstgestellte und Schönste von ihnen die Prinzessin Ermengart. Lenhart

trat, seinen Hut ablüftend, zur Seite, sie sah ihn an, und aus ihrem Gesicht sprach's, daß sie ihn wie im Vorjahr wiedererkenne. Doch drückte sich zugleich drin aus, ihn in Gegenwart der andern anzureden, vereinbare sich nicht mit der Hofsitte, sie erwiderte seinen Gruß nur mit einem freundlichen Nicken, schien wortlos vorübergehen zu wollen. Dabei fiel ihr Blick auf die Maiglöckchen in seiner Hand, und das gab ihr doch einen Grund, kurz den Fuß noch anzuhalten und zu sagen: „Blühen sie schon? Ich habe sie gern, so wie die Veilchen; findet Ihr einmal mehr von ihnen, so danke ich's Euch, wenn Ihr sie mit mir teilen und ins Schloß bringen wollt.“ Damit setzte sie ihren Weg fort, und von ihrer Begleitung konnte sich niemand drüber wundern, daß sie einem unbekannten Menschen bürgerlichen Standes den Auftrag oder vielmehr den Befehl erteilt hatte, ihr Blumen, an denen sie Gefallen fand, zu besorgen; was die Natur auf dem Boden des Landes hervorbrachte, gehörte dem fürstlichen Hause an, und zur Ausführung der Geheiße desselben war das Volk vorhanden. Doch nach ihrer Sonderart hatte die Prinzessin Ermengart ihren Willen nicht in gebietendem Ton kundgegeben, sondern ihn leutselig in die Form eines Wunsches gekleidet; so lag's einmal in ihrem Wesen, wie in dem ihrer Mutter, von der sie nicht zu den richtigen fürstlichen Anschauungen und dem entsprechenden Benehmen erzogen worden. Das war bedauerlich, ihre Umgebung indes daran schon gewöhnt, so daß diese den Mangel an Vornehmheit im Auftreten und Sprechen der jungen Prinzessin nur mit einem heimlichen Achselzucken begleitete.

Von dieser Stunde an aber erlitt das Thun und Treiben Lenharts die gleiche Veränderung, wie seit seiner frühesten Knabenzeit während der Wochen, in denen der Hof auf dem Schloß L'Innocence verweilt. Sein Leben stand wieder völlig unter dem nämlichen Bann, er blieb aus den Kollegien fort und nahm kein Buch zur Hand; das Denken an Margret war in ihm ausgelöscht, auf einen von ihr eintreffenden Brief antwortete er nicht. Einzig die Aglaja stand vor seinen leiblichen und geistigen Sinnen; wachend und im Traum wiederholte er sich, was sie zu ihm gesprochen und er allein verstanden hatte. Wie sie die Veilchen mit ihm geteilt, so sollte er es mit den Maiglöckchen thun; sie gedachte daran und verlangte es als ein ihr zustehendes Recht. Das war der geheime Verband zwischen ihnen, den sie in gleicher Weise empfand, und sie deutete ihm den Weg, an das Ziel seines Hoffens und Sehnens zu gelangen. Durch Erkundigung erfuhr er, der Prinz Eomar halte sich mit seiner Gemahlin und Tochter

zum Besuch bei nahen Verwandten im Schloß der Universitätsstadt auf; dorthin hatte sie ihn geheißen, ihr die weißen Blumen zu bringen. Nun suchte er täglich in den Wäldern umher und pflückte die schönsten und duftreichsten zum Strauß, mit dem er am Nachmittag auf unbewacht-vereinsamtem Zugang in den großen Schloßpark eintrat. Hier hielt er sich, wie ehmals hinter dem Fliedervorhang des Kastellanhauses, harrend in dichtem Buschwerk verborgen, sah auch jedesmal die Prinzessin Ermengart weiter oder näher vorübergehen. Doch war sie niemals allein, und in der Gegenwart anderer wollte er ihr die Maiglöckchen nicht geben. Da hätte sie ihn nur freundlich mit den goldbraunen Augen anblicken und dazu sagen können: „Ich danke Euch, daß Ihr meinen Wunsch erfüllt habt." Dann wäre der Augenblick seiner Lebenssehnsucht erfüllungslos vorüber gewesen, um vielleicht nicht mehr wiederzukehren. So wartete er stets umsonst, bis die Dämmerung grau herunter fiel und sich die Lichter im Schloß entzündeten. Dort hinein konnte er nicht, denn Farnsamen machte nicht unsichtbar; wie unbegreiflich thöricht war's, daß er daran geglaubt hatte. Und doch war ihm ebenso unerklärbar dadurch das Schönste zu teil geworden, nach dessen Wiederholung das Herz in seiner Brust klopfte, noch einmal die Aglaja so zu halten. Nur den Arm wollte er nochmals um ihre Schulter legen, sie zu küssen kam ihm nicht in den Sinn und Wunsch. Damit hätte er einen Frevel und eine Untreue an Margot begangen; küssen würde die auch niemand auf der Welt als ihn. Wohl eine Woche lang verging so ein Tag um den andern, an dem er mit den weißen Blumen in der Hand im Dunkel heimkehrte; seine Stube füllte sich ganz mit ihrem Duft an. Denn er stellte sie bei der Rückkunft sorglich in Wasserkrüge und ging am nächsten Tage wieder zum Suchen von neuen davon.

Eines Abens aber mußte die Prinzessin Ermengart durch eine Blätterlücke im Vorbeikommen den hellen Schein der Maiglöckchen wahrgenommen und eine Weiterfolgerung daraus gezogen haben, denn ihre Hand hatte eine leichte Bewegung gemacht, als ob sie dem hinterm Laubwerk Verborgenen ein Zeichen zum Warten geben gewollt. Und als das Zwielicht sich in einen geheimnisvollen Schimmer der weich in glimmerndem Sternenkleid heraufgezogenen Frühlingsnacht verwandelt, klang nochmals ein leichter Fußtritt auf dem Parkweg, der Schattenumriß einer schlanken Gestalt kam allein daher, und ein Schauer, der Lenhart überlief, sagte ihm, es sei die Erwartete. Er trat hervor, ein weißer Schein ging von den Glöckchen in seiner Hand aus, und

die Stimme der Prinzessin Ermengart erklang: „Seid Ihr's, Lenhart? Mir schien's vorhin so; habt Dank, daß Ihr mir die Blumen bringt. Aber alle gehören sie mir nicht, kommt, wir wollen sie hier teilen, wie die Veilchen." Sie nahm den Strauß, ging zu einer nur wenige Schritte entfernten Bank und sagte: „Setzt Euch zu mir und sprecht einmal, wer Ihr seid und wie Ihr hierher kommt. Ich freute mich, als ich dich im Wald wiedersah — verzeiht, es gerät mir so vom Mund bei Euch, ich weiß nicht, warum, aber nicht, weil ich Euch geringer hielte, als mich. Schon auf dem Kirchhof, wo ich dich zum erstenmal wahrnahm, hätte ich gerne gewußt, wie du hießest, und ich habe auch den hübschen Namen behalten, den du mir gegeben. Manchmal sage ich ihn vor mich hin und wollte, ich hätte ihn wirklich, Aglaja klingt mir viel besser als Ermengart."

Aus dem, was sie gesprochen, rührte kein leisester Anhauch an, es komme vom Munde einer Prinzessin, der Ton eines einfachen jungen Mädchens besseren Standes war's, doch ein vertraulicher, nicht wie einem Fremden, sondern einem ihr von Kindheit auf Befreundeten und Nahstehenden gegenüber. Nun saß er neben ihr, ganz in ein seliges Gefühl eingewoben, die Stunde sei's, auf die sein Leben immer als auf einen höchsten Zaubertraum gehofft, und ohne zu wissen, daß er es that, erwiderte er ihr mit der gleichen Anrede: „Ich war dir oft, in jedem Sommer so nah, hattest du mich denn niemals vorher gesehen? Meine Augen sahen immer nur nach dir, so lang du im weißen Schloß warest, bis du im Wagen wegfuhrest, dann lag's für ein Jahr kalt und tot." Aber daß er sie ebenso mit Du ansprach, verletzte unverkennbar keine Hoffart in ihr, schien ihrem Ohr nur natürlich zu klingen, denn sie antwortete: „Nein, ich habe dich nicht vorher gesehen, wo war'st du denn, daß du mich sah'st?" Darüber gab er nun Auskunft, erzählte von seinen frühesten Knabenerinnerungen, wie er hinter dem Fliederbusch des Kastellanhauses gestanden, nach dem Schloß geblickt und sie zum erstenmal noch ganz klein gewahrt habe. Wie sie dann mit jedem Sommer größer wiedergekommen, doch er sie immer auf den ersten Blick in jedem Kleide erkannt, und wie sie auch angefangen, die goldnen Federbälle zu fangen und zu schlagen, und es sein sehnsüchtig höchster Wunsch gewesen sei, einmal dort mit ihr spielen zu dürfen. Sommer um Sommer, bis er vor zwei Jahren an dem Abend in den Schloßsaal gekommen, wo sie und die andern Blindekuh gespielt und er dies mit gethan habe. Beim letzten sagte sie einfallend: „Blindekuh, was ist das? Ich kenne es nicht." Er antwortete: „Heißt

Ihr es anders? Das Spiel, bei dem Einem mit dem Tuch die Augen verbunden werden und er nach denen im Kreis umher haschen soll. Mir schwindelte es zuletzt von dem Herumdrehen im Kopf, daß ich mich auf den Stuhl setzen mußte, und ich durfte eigentlich nicht fangen. Aber als du so nah an mir vorbeikamst, konnte ich's nicht lassen und haschte dich, daß du beinahe gefallen wärest und dich auf meine Knie setzen mußtest.“ Neben ihm jedoch entgegnete die Stimme jetzt wieder: „Ich verstehe nicht, was du meinst, und weiß nichts von solchem Spiel, noch habe ich dich im Schloß dort jemals gesehen.“ Das brachte eine Verwirrung im Kopf über ihn, er erwiderte: „Du riefst, der Sessel halte dich fest und lasse dich nicht los; da erschrak ich und zog meinen Arm von deiner Schulter, daß du aufspringen konntest. Hast du's vergessen, oder war ich — war ich doch unsichtbar an dem Abend vom Farnsamen geworden?“ — „Habt Dank für die Blumen, ich muß nun ins Schloß zurück“, klang's ihm jetzt als Antwort, nicht so wie bisher, in einem etwas unruhig veränderten und befremdeten Ton; zugleich gab eine Bewegung zu erkennen, die Sprechende sei im Begriff, aufzustehen. Das aber ließ ihn alle Besinnung verlieren, er stieß aus: „Nein, du darfst noch nicht fort, ich muß dich noch einmal wieder so fest an mir halten!“ und sein Arm schlang sich um ihre Schulter. Sie suchte, sich loszumachen, von ihren Lippen kam: „Was wollt Ihr? Laßt mich! Ihr seid — ich weiß nicht, was Ihr seid.“ Aber er wandte seine stärkere Kraft auf, zog sie mit stürmischer Gewalt an sich, und nun flog ihr ein lauter Ruf um Beistand vom Mund. Was danach geschah, faßte er nur mehr mit halbem Bewußtsein auf, hörte die Stimme Ermengarts — und jetzt war es die einer Prinzessin — erzürnt sprechen: „Es muß ein Narr sein oder ein Betrunkener; ich saß hier, und er wollte mich umarmen.“ Dann fühlte er, daß ihm die Hände und Füße zusammengebunden seien; mit einer Erinnerungswelle ging's kurz durch seinen Kopf, so habe er's einmal als kleiner Knabe geträumt, wie er beim Spiel einer Prinzessin einen Federball ins Auge geschlagen; man brachte ihn fort, irgendwohin ins Dunkel, und Denken und Empfinden schwanden ihm weg.

* * *

In der Universitätsstadt herrschte große Erregung, denn die Hochschule mußte eine schwere Ungnade des Landesherrn befürchten. Ein junger Student war spätabendlich in den Schloßpark eingedrungen und hatte sich an der dort lustwandelnden Tochter des Prinzen Eomar vergangen; was er gewollt und versucht, wußte niemand genau, doch

handelte sich's um eine an ihr verübte Gewaltsamkeit, da sie um Hilfe rufen gemußt. Das war durch Aeußerungen der Diener bekannt geworden, der Schuldige befand sich bei Wasser und Brot hinter dem Gefängnisgitter und sah der schweren Strafe für den Ueberfall einer nächsten Angehörigen des Fürstenhauses entgegen. Ein Majestätsverbrechen war's, und der Oberhofprediger betonte, zugleich eine Schändung des Heiligsten, da die ordnende Vorsehung das ganze erlauchte Geschlecht als ein von ihr auserwähltes unter die Weihe ihres Schutzes gestellt habe. Nur ein Bösewicht sondergleichen könne seine ruchlose Hand an eine der Nächsten des von Gott gesalbten und gesegneten höchsten Herrn wagen, und ein Schauder des Abscheus und des Entsetzens erfasse jeden gläubigen Christen, die Brust jedes treuen Unterthanen vor solcher unglaubhaften Missethat.

Der Prinzessin Ermengart dagegen that's leid, daß sie die Veranlassung zu der Festnahme und schlimmen Lage Lenhart Goldammers gegeben. Der Schreck hatte ihr nur im ersten Augenblick den Ruf, wie die Erklärung dafür entfliegen lassen, und das war nicht mehr ungeschehen zu machen, sonst hätte sie's schon in der nächsten Stunde gern gethan. Sie begriff freilich, wie's so gekommen sei; aus seinen unverständlichen Reden vom Blindekuhspiel, und daß er sie unsichtbar auf seinen Knien festgehalten, hatte sie's unheimlich angerührt, er müsse etwas irr im Kopf sein, und dann Furcht sie übermannt, als er den Arm um sie geschlungen. Aber nachträglich kam's ihr zum Empfinden, das habe nichts Freches und Widerwärtiges an sich gehabt, es sei grundlos und eigentlich gegen ihr eigenes Gefühl gewesen, darüber zu erschrecken. An seinem gegenwärtigen Unheil trug sie ja im Grunde die Hauptschuld; auf dem Kirchhof, als er allein sich nicht vor dem Hof auf die Knie geworfen, hatte er ihr beim ersten Anblick so gut gefallen, daß sie sich im vorigen Jahr gefreut, ihn wiederzusehen, ihm von ihren Veilchen gegeben und neulich beim abermaligen Antreffen im Wald gebeten, er möge Maiglöckchen für sie suchen und ihr hierherbringen. Nicht um die Blumen war's ihr dabei zu thun gewesen, sondern einmal mit ihm allein zu sein, zu fragen und hören, wer er sei und wie er heiße. Sein Gesicht war so fein und schön, eigentlich konnte sich keines der vornehmen Herren am Hofe damit vergleichen, und in seinen Augen hatte zu lesen gestanden, er werde auch gern zu ihr kommen. Wie gern und daß er seit mehr als zehn Jahren in jedem Sommer so nach ihr hinübergeblickt, immer den sehnsüchtigen Wunsch in sich getragen, einmal mit ihr zusammen

sein zu dürfen, das hatte sie freilich nicht ahnen können, sondern jetzt erst erfahren. Und nun war das schwere Unheil über ihn geraten, weil er gethan, was sie gewünscht und gewollt, und sie trug doppelt die Schuld daran.

Drüber sprechen konnte sie nicht, denn ihre Mutter befand sich für ein paar Tage abwesend, und außer der stand ihr niemand im Schloß, überhaupt nirgendwo vertraulich und menschlich nahe. Fast am wenigsten ihr Vater; als er am andern Morgen mit ihr zusammentraf, warf er einen Blick auf sie und sagte mit einem Lachen, das ihr abschreckend im Ohr klang: „So übel nehmen kann man's dem Burschen grad nicht, wenn man dich genauer ansieht; er hat Augen im Kopf getragen und braucht sonst nicht viel drin gehabt zu haben. Ihn um den Kopf kürzer zu machen, wäre hartherzig und machte dazu noch Kosten. Das kann man von anderen besorgen lassen, dann bringt er statt dessen vorher noch etwas ein.“ Was mit dem letzten gemeint sei, verstand Ermengart nicht, es erklärte sich ihr erst am nächsten Tag, wie sie hörte, der Gefangene solle mit andern als Soldat nach England zum Kämpfen gegen die Amerikaner verkauft werden. Die Nachricht versetzte sie so in Betrübnis, daß ihr die Nacht fast schlaflos verging, denn sie sah immer das Gesicht Lenharts vor sich, dessen Augen sie stumm mit dem Vorwurf anblickten, um ihretwillen werde er drüben jenseits des Weltmeers von einer Kugel getroffen tot am Boden liegen. So war sie bei der Wiederkunft ihrer Mutter in großer Beängstigung, suchte sogleich mit dieser unter vier Augen zu sein und einen Beistand an ihr zu gewinnen. Die Prinzessin Willegart hatte bereits unterwegs von dem Vorfall vernommen, ohne ihm viel Bedeutung beizumessen, doch da sie die ungewöhnliche Erregung ihrer Tochter wahrnahm, fragte sie jetzt und ließ sich genau berichten, was eigentlich geschehen sei. Ermengart teilte ihr wahrheitsgetreu alles bis ins kleinste mit, was sie von Lenhart wußte, wo sie ihn zuerst und dann wieder angetroffen und welche Sehnsucht er immer von kleinauf in sich gehabt, einmal mit ihr zusammen sein zu dürfen. Am Schluß aber quollen ihr Thränen aus den Augen, wie sie sagte: „Und ich bin an seinem Unglück schuld, daß ich so sinnlos war, um Hilfe zu rufen — und ich habe ein furchtbares Mitleid mit ihm, — du hast mich ja gelehrt, daß nicht Stand und Rang den Wert bei einem Menschen ausmacht — er ist so gut und schön und ich habe ihn wirklich lieb — jetzt weiß ich's erst, da er um meinetwillen nach England verkauft werden und sterben soll.“

Der ausführliche Bericht vor allem aber mußte der Prinzessin Willegart doch anders klingen, als das, was sie bisher von dem Vorgang gehört, denn in ihrem Gesicht ward eine Bestürzung erkennbar, die augenscheinlich noch höher anwuchs, bis die Erzählung zu Ende gekommen. Dann fragte sie kurz noch nach dem Namen des jungen Studenten, und als Ermengart diesen genannt, schwieg sie eine Zeitlang, um danach mit einem strengen Ton, wie jene ihn nie von ihren Lippen vernommen, zu sprechen: „Du hast sehr unbedachtsam und unschicklich, die Pflicht deines Standes vergessend, gehandelt, kannst bei dem Gerede, das darüber in der Stadt sein wird, hier nicht länger bleiben, sondern wirst noch in dieser Stunde nach einem unserer Landgüter fortfahren, wohin ich dir morgen nachkomme. Weil du mit Recht sagst, daß du die Schuld an dem Geschick des Unglücklichen trägst, bleibe ich heute noch zurück, um zu versuchen, ob ich ihm helfen kann. Das fühle ich als die Pflicht einer Mutter für ihr Kind, denn ich muß dein übles Thun gutmachen, damit du und ich heute Nacht ruhig schlafen können."

Das letzte hatte sie milder, mit ihrer sonstigen sanften Stimme gesprochen, und ihre Hand glitt zärtlich über die Wangen Ermengarts; doch bei der Fortschickung derselben verblieb's, ein Wagen brachte sie schon in der gleichen Stunde nach der stillen Abgelegenheit des Landschlosses davon. Die Gemahlin des Prinzen Comar hielt offenbar in der Wirklichkeit des Lebens für ihre Tochter doch mehr auf die Anforderungen des fürstlichen Standes und Ranges, als ihre Erziehung Ermengart diese anschauen und Menschen nicht mit solchem Maß zu messen gelehrt. Ihrer Zusage indes kam sie unverzögert nach; in Verbindung mit einem Geldaufwand fiel's ihrem Ansehen nicht schwer, zu bewirken, daß die Gefängnisthür Lenharts sich bei Nacht öffnete und jemand ihn auf dunklem Wege unbemerkt in einen Raum fortführte, wo er stärkende Kost, sowie ein Bett vorfand und in dem Zimmer geräuschlos warten sollte, bis er gerufen werde; das Gitterwerk seines Verwahrsams zeigte sich am Morgen ausgebrochen, so daß es den Anschein weckte, er habe selbst durch das Fenster seine Flucht bewerkstelligt. Seitdem er überwältigt und eingesperrt worden, hatte er in einem Zustand halber Betäubung gesessen, der in seinem Kopf sich kein wirkliches Denken aufringen ließ. So blieb's auch hier in dem neuen Aufenthalt; wo er sei, wußte er nicht, empfand nur dunkel, ihm müsse etwas zur Hilfe gekommen sein, er könne nichts thun, als abwarten, was weiter geschehe. Der Morgen kam, doch brachte kaum Licht in

den Raum, denn die Fenster waren fest mit Läden geschlossen. Er vermochte nur eine vornehm-reiche Ausstattung des Zimmers zu unterscheiden, und daß allmählich die Tageshelle draußen wieder mehr abnahm, der Abend heranzunahen scheine. Da trat der, von welchem er hergebracht worden, wieder herein und hieß ihn mitkommen; durch einen dämmernden Gang gelangte er in einen Saal, drin schon einige Wachskerzen brannten. Eine hochgewachsene Dame saß im Hintergrund und stand auf, als der Führer sich zurückbegeben. Sie war nicht jung mehr, doch noch von großer Schönheit; bei ihrem langsamen Herantreten ging in Lenhart etwas Sonderbares vor. Ihn überkam plötzlich ein Gefühl, als sei er ein kleiner Knabe und spiele auf einem Sandhaufen, aus dem er perlenhaft schimmernde, weiße Steinchen zusammensuche. Doch nur einen Augenblick lang dauerte es an, dann klang, ihn ansprechend, die Stimme der Dame: „Ich bin die Mutter der Prinzessin Ermengart. Sie hat mir eingestanden, daß sie sich seit zwei Jahren daran belustigt hat, ein Spiel mit Euch zu treiben, und Ihr waret thöricht verblendet, es nicht zu erkennen. Dafür habe ich meine Tochter gestraft, denn ich dulde nicht, daß fürstliche Laune einen Menschen als Spielzeug benutzt, um über ihn lachen zu können. So tragt nicht Ihr für mich an dem Geschehenen die Schuld, sondern sie, deshalb habe ich ihr Unrecht an Euch gut gemacht. Ihr seid frei und könnt, sobald das Nachtdunkel gekommen, von hier gehen, doch müßt Ihr das Land verlassen, damit Ihr nicht wiedererkannt und als Soldat verkauft werdet. Dazu fehlt es Euch vermutlich vorderhand an den nötigen Mitteln, darum habe ich hier dafür gesorgt. Denn ich bin die Mutter derjenigen, die Euch leichtfertig ins Unglück gebracht, und ich will nicht, daß Ihr sie verwünschen, sondern ihrer Jugend das Ueble, das sie Euch angethan, verzeihen sollt. Darum bitte ich Euch mit meiner Hand."

Die Prinzessin Willegart hatte eine seidene Geldbörse in die eine Hand Lenharts gelegt, erfaßte seine andere und hielt sie in der ihrigen. Er stand und wußte nichts zu sagen, nicht was in ihm vorgehe. Nur war's seinem Empfinden, als sei er plötzlich von einem beängstigenden Albdruck, der ihm von frühester Kindheit auf die Brust beengt, erlöst, daß er frei zu atmen vermöge — erlöst durch die Worte, daß er nur ein Spielzeug zur Belustigung einer fürstlichen Laune der Prinzessin Ermengart gewesen. Als sei er jetzt eben erst aus einem Traum seines ganzen bisherigen Lebens zu der Wirklichkeit des Lebens, einem unsagbar ruhvollen Glückgefühl desselben aufgewacht.

In diesem Augenblick geschah etwas Unerwartetes. Draußen ertönten Stimmen, die eines Dieners, der laut erwiderte, daß er niemand vorlassen dürfe, und eine andere, die mit sicherer Festigkeit darauf bestand, Einlaß bei der Prinzessin Willegart zu erhalten. Und jetzt flog's Lenhart als ein Freudenruf vom Mund: „Das ist Margot!" und ohne Besinnen stürzte er zur Thür, sie zu öffnen.

Die Kunde, daß er ins Gefängnis gebracht worden, war nach Fronsheim gedrungen, weshalb, wußte man nicht, doch Margret Schübbekopf hatte sogleich bei dem Eintreffen der Nachricht ihrem Vater kundgegeben, sie mache sich auf den Weg, ihm in seiner Verlassenheit beizustehen, denn er sei ihr der Nächste auf der Welt, sie hätten sich einander zugelobt, und ihre Liebe und Pflicht heische von ihr, in einer Gefahr bei ihm zu sein. Sie trug ein starkes und furchtloses Herz in sich, das jedem Einwand des Vaters mit der Entgegnung widerstanden, wenn er es ihr verbiete, bekümmere sie's tief, ihm zum erstenmal nicht zu gehorchen, aber sie müsse es, dürfe und könne nicht anders. Doch hatte der Pastor sie nicht mit Zwang zurückgehalten, sondern nach einem Schweigen gesagt: „So thu's, mein Kind, wenn du das Gebot in dir hast; gegen das des Herzens gilt kein anderes. Wir ließen dich als kleines Kind schon deinen Weg allein gehen, denn wir wußten, du gingest nicht fehl. Darauf vertraue ich auch heute; allein bist du stärker, als wenn dich jemand geleitete. Bring ihn uns zurück, dir und mir; daß er nichts Schlechtes begangen hat, weiß ich. Er ist deiner Liebe wert, und Liebe kennt nicht Vorbedacht, noch Menschensatzung. Ihr Gesetz ist, was unser Mund göttlich heißt. Geh' mit ihr!" So war Margret die Nacht und den Tag hindurch gegangen, hatte bei ihrer Ankunft erfahren, Lenhart drohe schlimme Strafe, weil er eine Angehörige des Fürstenhauses, die Prinzessin Ermengart, beleidigt habe. Und mit ihrem mutig-verständigen Sinn ratschlagend, war sie schnell zu dem Entschluß gekommen, gradenwegs aufs Schloß zu gehen, um jene zu überzeugen, es müsse nur ein Mißverstand oder Ungeschick von ihm gewesen sein, und sie zu bitten, ihr Fürwort für ihn einzulegen. Nun stand sie plötzlich unvermutet vor der hastig aufgerissenen Thür ihm selbst gegenüber, fühlte im nächsten Augenblick ihren Nacken von seinem Arm umschlungen, hörte seinen jubelnden Ruf: „Margot!" Es klang daraus, er habe sie wieder und an ihr einen unerschütterlichen Halt, und alles Geschehene, jedes Bangen falle wie Schatten vor der Sonne von ihm ab. Glückselig zog er sie mit sich in den Saal, wo die Prinzessin Willegart verständnislos auf die beiden

hinblickte; doch dann kam ihm zum Bewußtwerden, daß er sich eines ungeziemlichen Handelns vermessen, und er sagte wie mit dem feinen Anstand eines am Hofe Aufgewachsenen: „Verzeihe mir Eure fürstliche Durchlaucht, was ich ohne Bedacht gethan. Aber meine Braut ist's" — er fand ohne Besinnen zum erstenmal das Wort auf der Zunge — „und ich fühle im Herzen, sie steht hier, weil ihr kund geworden, ich sei in Gefahr, und sie hoffte, mir helfen zu können. Denn Liebe ist stärker, als jede Scheu und zwingt mit Gewalt; Eurer Durchlaucht wird es befremdlich gewesen sein, doch auch in mir war es die Liebe, die mich ungeziemend vergessen ließ, wo wir sind. Das, bitte ich, möge ihr die Güte, die mir hier widerfahren ist, vergeben."

Der Prinzessin Willegart kam vom Munde: „Deine Braut? Da hast du Besseres, junger Mann, als ich an dir gutzumachen vermocht." Ihr Blick wandte sich dem Gesicht des Mädchens zu, blieb eine Weile drauf haften, dann richtete sie ihre Worte an Margret Schüddekopf. „Du bist noch sehr jung, Kind, ungefähr gleichen Alters, scheint es, mit meiner Tochter. Und doch hattest du den Mut, dich allein hierher zu wagen, als du hörtest, dein Anverlobter sei in Gefahr. Das spricht von einer Kraft, die im Herzen wohnt, und sagt, du mußt ihn sehr lieb haben."

Die Angeredete entgegnete einfach: „Ich that nur, was ich thun mußte, denn sein Leben ist meines."

In den Augen der fürstlichen Dame gab sich ein Wohlgefallen an dem schlichtsicheren Wesen des jungen Mädchens kund, doch sie kehrte das Gesicht gegen Lenhart zurück und sprach: „Euch ist nicht Güte von mir widerfahren, nur Gerechtigkeit, die eine an Euch begangene Schuld sühnte. Ihr glaubtet, es sei mir fremd, was Ihr von der Macht der Liebe sagtet; wenn es das war, so habe ich sie durch Euch kennen gelernt, denn die Liebe redet aus euch beiden. Wie seid Ihr, so jung noch, zu solchem Bund eurer Herzen gelangt?"

Die Fragende schien ermüdet, sie ließ sich in einen Sessel nieder und stützte ihren Kopf auf den Arm, die vornehm schöne Hand über die Augen legend. Doch Lenhart kam dem Geheiß nach, berichtete kurz, daß sie von frühester Kindheit miteinander aufgewachsen und immer unzertrennlich beisammen gewesen seien; von der kurzen allsommerlichen Zwischenzeit während der Gegenwart des Hofes im Schlosse schwieg er. Er fühlte sie nicht mehr als Wirklichkeit, nur als einen verworrenen Traum, der aus dem Anblick des weißen Schlosses und alles weißen Glanzes drumher über ihn geraten war, in dem er geglaubt, die Welt

sei etwas Weißes. Aber sein freudiger Herzschlag sagte ihm, er sei aufgewacht und der Himmel blau wie die Augen Margots und die Sonne goldfarbig wie das Haar ihres Scheitels.

Als er schwieg, regte es den Eindruck, von der Müdigkeit überwältigt, habe die Prinzessin Willegart nichts von seinen Worten vernommen. Sie saß noch eine Minute lang reglos, wie in Schlaf gefallen; aber dann hob sie mit einer plötzlichen Bewegung den Kopf, stand auf und sagte: „So bringt und erhaltet euch wechselseitig das Glück, für das euer Leben euch zusammengeführt, und kehrt jetzt in eure Heimat zurück.“ Die Hand ausstreckend, glitt sie mit ihr einmal über das blonde Haar Margrets und setzte hinzu: „Nur eine schwache Menschenhand ist's, doch wenn sie's vermag, so segnet sie dich, daß deine Liebe Segen bringe. Wie ist dein Name, Kind?“

Die Befragte gab Antwort, indes, wie's erschien, der Prinzessin nicht verständlich, denn diese sah ihr ein paar Augenblicke lang stumm ins Gesicht, dann erwiderte sie langsam: „Margret sagtest du — das verstand ich nur, nicht deinen Zunamen.“

So nannte das Mädchen ihn nochmals und fügte bei: „Mein Vater ist Pastor im Dorf Fronsheim bei dem Schlosse L'Innocence.“

„In Fronsheim beim Schloß L'Innocence,“ wiederholte die Fürstin — „dort seid ihr zusammen aufgewachsen — und so weit — bis dahin habt ihr zu gehen?“

Offenbar hatte ihr die Antwort Margrets etwas notwendig Erforderliches zur Vorstellung gebracht, sich abwendend, trat sie rasch fort und zog mit hastigem Riß an einem Glockenstrang. Ein Diener erschien, dem sie Auftrag erteilte, schnell eine Abendmahlzeit herrichten zu lassen; kurz sprach sie noch zu den beiden: „Für so weiten Weg bedürft ihr erst der Kräftigung; wartet auf mich, bevor ihr geht.“ Und schnellen Schrittes verließ sie durch eine Seitenthür den Saal.

In diesem aber ward bald für die Zurückgebliebenen Speise und Trank aufgetragen, die ihnen als etwas unbekannt Köstliches herrlich mundeten, vor allem, weil jede Sorge von ihnen abgefallen war. Sie sprachen in dem vornehmen Raum nur flüsternd miteinander, doch das Glück leuchtete herüber und hinüber aus ihren Augen. Wundersam hatte sich Lenhart bestätigt, was er dann und wann von der menschlich-edlen Sinnesart der Gemahlin des Prinzen Eomar vernommen, und daß ihre Tochter, im Innern dem Vater nachgeartet, ihn nur zu einem Spielzeug ihrer Laune benutzt hatte, trug er nicht als Schmerz, sondern als eine Befreiung in der Brust. Womit er ihr die Beleidigung zu-

gefügt, fragte Margret nicht; sie wußte, wie's ihr Vater ebenso gesagt, etwas Schlechtes könne er nicht begangen haben, und die Freundlichkeit der Mutter legte aufs deutlichste Zeugnis dafür ab. Das Mädchen fühlte sich nicht minder, als er, zu der schönen, fürstlichen Dame hingezogen, die so hoch über ihnen stand und doch so einfach, vom Herzen kommend, wie zu ihresgleichen mit ihnen geredet hatte. Fast nur von ihr sprachen sie; leise sagte Margret einmal aus weiblicher Empfindung hervor: „Ich habe in ihren Augen gesehen, sie ist nicht glücklich, darum wünscht sie, daß andere glücklicher sein sollen, und hat ein Mitgefühl in sich für unsere Liebe. Dir beizustehen, war ich hier nicht nötig, aber ein Lohn für mein Kommen ist's, daß auch ich die edle Frau kennen gelernt habe, und ein frohes Gedenken wird es für mein Leben sein."

Die, von der sie redeten, trat jetzt wieder herein, doch einen anderen Eindruck erregend, als vorher. An der helleren gegenwärtigen Beleuchtung mußte es liegen, denn der Diener hatte für die Abendmahlzeit mehr Kerzen angezündet, aber Lenhart und Margret berührte gleichzeitig und in gleicher Weise eine Empfindung, als ob die Prinzessin Willegart während der Stunde ihrer Abwesenheit um ein Jahrzehnt gealtert habe. Jetzt, in diesem deutlicheren Licht, sah man, sie sei keine junge Frau mehr; der täuschende Anschein forterhaltener Jugendlichkeit war von ihren Zügen weggelöscht, Schattenstriche durchfurchten die schöngebildete Stirn, und eine Trübung lag in den Augen. Mit ihnen sah sie wie ins Leere an den beiden vorüber und sagte: „Nun ist es Zeit, daß ihr aufbrecht; ich hieß euch hier am Tisch warten, denn ihr habt Kraft für euren Weg nötig. Bis ihr sicher aus dem Umkreis der Stadt gelangt, gebe ich euch einen Führer mit, dann wird das Mondlicht euch geleiten. Ich leistete euch gern weiter Beistand, doch das liegt nicht in meiner Macht. Dein Vater wird das Beste auszufinden wissen, Margret Schüddekopf, denn er ist euch der Nächste und ich mache mir ein Bild von ihm nach dir. Gieb ihm diesen Brief, es steht darin, was er wissen muß, um eine Gefahr von dir abzuwenden, Lenhart Goldammer. Ich sagte vorhin, dich bedroht es, wieder ergriffen zu werden, wenn dein Aufenthalt kund wird, und zum andernmal vermöchte ich nicht, dir zu helfen. Lebt wohl — für euch und für mich ist es Zeit — nein, dankt mir nicht —"

Beide hatten unwillkürlich zugleich eine Hand der gütigen Fürstin erfaßt und küßten sie. Doch bei den letzten Worten entzog die Prinzessin Willegart sie ihnen mit einem hastigen Ruck, kehrte sich ab und

ging sichtbarlich mit mühsamer Fortbewegung davon. Der Reisetag und was sein Weiterverlauf gebracht, hatte sie zu stark angestrengt, und ihr wohnte nicht mehr jugendliche Kraft inne, sich dagegen aufrecht zu erhalten. Erschöpft, wie von einem Schwindel befallen, sank sie im Nebengemach auf einen Sessel nieder und preßte die Hände über ihr Gesicht.

* * *

Der Führer brachte Lenhart und Margret ein gutes Wegstück vor die Stadt hinaus, dann verließ er sie; erhellend ging der Mond auf, und die beiden wanderten allein Hand in Hand miteinander weiter. Ihre Herzen waren voll Glück, noch immer sprachen sie fast nur von der Prinzessin Willegart; zur Rede auch kam's, daß sie sich anfangs bei dem geringen Lichtschein gleichmäßig über ihr Alter getäuscht und dies erst nachher beim Abschied mit Ueberraschung erkannt hatten. Das Mädchen meinte: „Da sah man's noch deutlicher, daß sie nicht glücklich und es auch nie gewesen ist. Ich glaube, das Glück wohnt nur selten in einem Fürstenschloß, und gut ist's, daß wir kein Prinz und keine Prinzessin sind.“ Das empfand Lenhart tief ebenso in sich, aber wie sie's sprach, merkte er, sie gehe langsamer, mit schwankendem Fuß, und ihm kam's plötzlich, daß er ganz vergessen, sie sei Nacht und Tag hindurch unterwegs gewesen, um zu ihm zu kommen, müsse davon so ermüdet sein, daß sie kaum mehr weiter könne. So war's auch, nur hatte sie ihrer Erschöpfung mutig getrotzt und nichts gesagt; doch nun gestand sie's zu und war froh, wie er für ihre Füße nach einer Unterkunft zum Ausruhen umsah. Die fand sich unverhofft bald in einem kleinen Feldschuppen, drin etwas wohl erst am Abend eingebrachtes Heu für die Nacht geborgen lag; darauf streckten sie sich so nah beisammen hin, daß jedes den Arm um den Nacken des andern legen konnte, tauschten ein Weilchen noch Worte dicht von Mund zu Mund, doch bald kaum mehr mit rechtem Bewußtsein, und fielen, von dem süßen Heuduft des engen Raums zugedeckt, in festen Schlaf. Als sie daraus noch in der gleichen Lage aufwachten, war die Junisonne schon über den Himmelsrand heraufgekommen, beide mußten sich erst besinnen, wo sie seien. Doch zugleich ward's ihnen bewußt, und wie sie sich anblickten, lasen sie in ihren Augen das nämliche Gefühl, eine wundersame Nacht sei's gewesen, die sie, zum erstenmal im Leben, gemeinsam miteinander zugebracht. Mit Worten sagten sie's nicht, ihre Lippen fanden sich nur unwillkürlich einmal rasch und kurz zu einem Kuß zusammen, dann brachen sie zur Fortsetzung ihres Weges auf. Um Mittag

stillten ihnen in einem Bauerngehöft Brot und Milch den Hunger; erst bei dieser Rast gedachte Lenhart der Gabe, welche die Prinzessin Willegart in seine Hand gelegt, um die ihm von ihrer Tochter zugefügte Unbill zu sühnen. Er zog die seidene Börse hervor, und freudig staunend sah er sie mit neuglitzernden Dukaten angefüllt; dazwischen blickte etwas weiß, wie Silber, war's jedoch nicht, sondern einige kleine Quarzsteinchen waren durch einen Zufall unter das Gold hineingeraten. Jetzt erklärte er Margret, wofür ihm das Geschenk zu teil geworden sei, weil die Geberin dazu gesagt, er müsse, um sich in Sicherheit zu bringen, das Land verlassen. Nach ihrer letzten Aeußerung stand das gleiche in dem Schreiben an Margrets Vater, der bestimmen sollte, was am ratsamsten zu thun sei; das Mädchen nahm den Brief aus der Tasche und beide betrachteten ebenfalls das Wachssiegel, das ihn geschlossen hielt. Kein großes Fürstenwappen stand drauf ausgeprägt, nur ein kleiner Bildabdruck, der im blendend drauffallenden Sonnengefunkel nicht gewiß erkennen ließ, was er vorstelle. Sie wendeten das Siegel ein paarmal hin und her, ohne sich's deuten zu können; Lenhart sagte nur zuletzt: „Am meisten sieht's fast noch aus wie ein Vogel, der auf einem Zweig sitzt." Danach aber kam die Rede zwischen ihnen auf Wichtigeres, die Gefahr, von der Lenhart noch bedroht wurde. Doch nahmen sie die leicht; wenn er wirklich fort mußte, so ging er auf die Universität eines anderen Landes und Margret begleitete ihn dorthin, sie wollte sich keinen Tag im Leben wieder von ihm trennen. Mit Gold war er ja überreich ausgerüstet und ihnen beiden kein Unheil, sondern das höchste Glück widerfahren. Das erfüllte Margret noch besonders, denn sie empfand an allem, er gehöre ganz jetzt ihr allein, sie habe ihn fortan mit nichts mehr zu teilen. Ein wolkenloser Junitag lag über Feld und Wald, wie sie ihn tausendmal so als Kinder miteinander durchlebt hatten, und wie zwei glückselige Kinder wanderten sie Hand in Hand weiter.

Beim Sonnenuntergang erreichten sie Fronsheim, Pastor Schüddekopf empfing die ins Pfarrhaus Eintretenden mit einem aus innerstem Herzen entfliegenden Ausruf. Seiner ernstruhigen Gewohnheit entgegen schloß er die heimgekehrte Tochter in die Arme, that danach bei seinem ehmaligen Schüler das gleiche. Dann ließ er sich das Vorgefallene berichten; wie Lenhart von der Güte der Prinzessin Willegart erzählte, hörte der Pastor, die Augen schließend, wortlos zu, sagte erst, als er die Lider aufhob: „Ich habe von der fürstlichen Frau gehört, sie solle anderen Wesens sein, als ihre Umgebung; das hat sie an dir be-

währt." Er stand auf und fügte nach: „Eure Rückkunft unterbrach mich in einer dringlichen Amtspflicht, die ich beendigen muß. Bringe mir nachher deine Erzählung zum Schluß; ich denke, du gehst heute nicht mehr zu deinen Pflegeeltern hinüber, sondern verbleibst die Nacht bei uns." Er wandte sich zur Thür, Margret geriet etwas Versäumtes ins Gedächtnis. Sie ging ihm nach und sagte: „Ich hatte vergessen, daß die durchlauchtige Frau mir ein Schreiben an dich mitgegeben hat, damit du Lenhart und mich am besten beraten kannst." Anhaltend erwiderte ihr Vater: „Einen Brief an mich?" Er stand einen Augenblick, eh' seine Hand sich ausstreckte. Es dämmerte schon stark, seine Augen gingen kurz auf das Wachssiegel nieder, dann verließ er die Stube.

Nun lag Lenhart nach der langen Tageswanderung in tiefem Schlaf. Er hatte den Pastor, der von seiner Amtsobliegenheit doch länger zurückgehalten worden, am Abend nicht mehr gesehen, war, von Müdigkeit bewältigt, in die Kammer gegangen, die man ihm für die Nacht bereitet. Doch er fuhr empor, es weckte ihn etwas, der Mond warf eine breite Lichtbahn durch den engen Raum. Drin stand der Pastor Schüddekopf vor seinem Bett, hielt ihn an der Schulter gefaßt und sprach: „Steh auf, Lenhart, und kleide dich an. Du mußt sogleich von hier fort, ein Wagen wartet drunten auf dich. Ich habe den Brief deiner Beschützerin erst spät gelesen; sie schreibt, noch vor Morgen drohe dir's, in meinem Hause aufs neue festgenommen und als Soldat verkauft zu werden. Beeile dich!"

Die Stimme des Sprechers ließ hören, er bringe die Worte nur schwer von den Lippen. Verworrenen Sinnes folgte der jäh aus dem Schlaf Gefahrene dem Geheiß, legte seine Kleider an. Er begriff nicht, daß die Prinzessin nicht selbst ihm gesagt habe, was sie in dem Brief geschrieben, doch sie hatte es freilich vorher gethan, als sie die Börse in seine Hand gelegt, und in seinem Gefühl war sie einem Schutzengel gleich, der über ihm wachte. Auch sein väterlicher Freund trug hörbar die Ueberzeugung von der drängenden, unabweisbaren Notwendigkeit in sich, hatte in der tiefen Nacht noch die Vorkehrung zum eiligen Entkommen des Bedrohten getroffen. Der Pastor faßte ihn unterm Arm, führte den zum Denken noch Unfähigen durch das lautlose Haus die Treppe hinunter; erst auf der Diele besann Lenhart sich und fragte: „Wo ist Margot?"

„Was willst du von ihr?"

„Sie geht mit mir, wenn ich in die Fremde muß, wir haben es heute zusammen beschlossen."

Kurz schwieg Pastor Schüddekopf, eh' er entgegnete: „Das kann sie nicht, denn sie befindet sich nicht mehr hier. Ein Wagen hat auch sie vor einer Stunde zu Verwandten von mir fortgebracht."

Wie ein Schlag durchfuhr es den Körper des jungen Hörers, er brachte nur stotternd hervor: „Fort? Warum? Wohin?"

„Weshalb willst du das wissen?"

„Weil ich zu ihr will — weil sie meine Braut ist —."

Der Pastor legte ihm den Arm fest um die Schulter. „Das ist sie nicht, Lenhart, du hast nur davon geträumt. Ich habe meine Tochter einem anderen bestimmt und hätte nie eingewilligt, daß sie deine Frau würde. Verstehe mich: Niemals; du weißt, wenn ich das spreche, ist es unverbrüchlich, und du wirst ihren Aufenthalt niemals erfahren. Sie hat selbst erkannt, daß eine Täuschung zwischen euch gewesen, läßt dir zum Abschied sagen, sie habe dich nur lieb gehabt wie eine Schwester. Du hast aus meinem Munde seit dem ersten Tag, an dem du zu mir gekommen bist, Wahrheit gehört, und mein Wort gilt an Stelle eines Eides, so sprach ich sie dir jetzt eben. Nun drängt die Zeit, daß du fortkommst."

Mit einem feierlichen Ernst hatte Theophil Schüddekopf es gesprochen; in seinem Arm schwankend, war Lenhart keiner Erwiderung und keines Widerstandes mächtig. Doch hielt jetzt der Pastor ihn noch zurück, ein Zittern der Lippen bezwingend, von denen seine Stimme weich verändert klang: „Du thust mir leid, mein Kind, mehr als Menschenworte sagen können, denn ich habe dich lieb gehabt, wie einen Sohn, und hab' es so in dieser Stunde. Aber das Leben ist ein Traum, deines war's bis heute. Suche, aus ihm aufzuwachen — in diesem Lande ist keine Stätte für dich, geh in das des Königs Friedrich von Preußen. Dort findest du einen Säemann besserer Zukunft des deutschen Volkes, aus seiner Hand kommt die Saat, die auch ich in dich gelegt. Trachte mit danach, sie zum Aufgehen zu bringen, wo deine Kraft es vermag; dein Leben steht noch im Morgen und wird unter seiner Sonne noch neu beginnen. Wir wollen das Unabänderliche schnell thun, kurzen Abschied nehmen, Lenhart. Gieb mir Nachricht, wohin du gekommen, wenn du einer Hilfe bedarfst. Ich warte darauf, und die schwesterliche Liebe Margrets thut es mit meiner."

Theophil Schüddekopf hob über seine gewöhnliche Stärke hinaus den auch zum Gehen Machtlosen wie ein Kind in den Armen auf, trug ihn zu dem vor der Pfarrhausthür wartenden Bauernwagen, bog rasch einmal das Gesicht auf ihn herab und drückte ihm einen Kuß

auf die Stirn. Der Fuhrmann war von dem Ziel der Fahrt unterrichtet, trieb die kräftigen Pferde an, und der Wagen rollte schnell davon. In diesem lag Lenhart ausgestreckt, wie gelähmt am Körper und mit betäubtem Haupt, nichts denkend, noch fühlend. Nur mit geöffneten Augen sah er in die helle Mondnacht, und sie zeigten ihm, daß er an einem weißen Glanz vorüberkam. Ein Schloß war's mit andern Gebäuden im Halbkreis drumher, steinernen Terrassen, Marmorstatuen und blühenden Buschwänden, alles weiß wie Schnee geisterhaft in den Mondstrahlen glitzernd. Und einen Augenblick durchging es Lenhart zu halbem Bewußtwerden, er sei ein kleiner Knabe und schlafe auf einem Sandhaufen, wo er nach Perlen gesucht, und träume von einer weißen Welt. Dann fielen die Lider ihm herunter und er versank in todgleiche Besinnungsleere.

Im Arbeitsgemach des Pfarrhauses brannte die kleine grün umschirmte Lampe noch, und vor ihr auf einem Stuhl saß der Pastor Theophil Schüddekopf. Er hatte Wahrheit gesprochen, ein anderer Wagen trug Margret in entgegengesetzter Richtung durch die Nacht fort; seine Frau schlief fest, ohne eine Ahnung von dem, was geschehen war. In der Hand hielt er noch einmal das Schreiben der Prinzessin Willegart, dessen Wachssiegel beim ruhigen Lichtauffall jetzt deutlich das ausgeprägte Bild eines kleinen, auf einem schwanken Zweig sitzenden Vogels erkennen ließ. Doch zwischen seinen Fingern zitterte das Blatt hin und her, er mußte es hinlegen, sein Kopf glitt haltlos drauf nieder, und aus den Augen quollen ihm Thränen auf eine Schriftstelle des Briefes: „So weißt du, deine Tochter kann nicht seine Frau werden, wie meine es nicht könnte.“ —

Lenhart Goldammer hat einmal Nachricht gegeben, daß er im Heer des Königs Friedrich Dienst genommen habe. Doch einen neuen Morgen hat der Sonnenaufgang im Lande des großen Säemanns der Zukunft ihm nicht mehr begonnen. Es ist keine weitere Botschaft von ihm gekommen, und er ist im Siebenjährigen Kriege verschollen. Sein Leben war ein Traum, im Morgenschimmer vergangen.





Johann Jakob Moser.

Zu seinem 200. Geburtstag.

Von

Rudolf Krauss.

Johann Jakob Moser gehört zu den volkstümlichsten Gestalten der an Volkshelden keineswegs armen schwäbischen Geschichte. Sein Andenken wird nicht nur von seinen Heimatgenossen heilig gehalten: es lebt fort unter allen Deutschen ohne Rücksicht auf politische Anschauungen. Der Mann paßt aber auch ganz und gar nicht in eine Parteischablone. Wie können ihn, der Fürsten so furchtlos entgegengetreten ist, durch einen Fürsten so schwer gelitten hat, die bedingungslosen Royalisten zu den Ihrigen zählen? Aber noch weniger darf diesen in manchen Stücken konservativ gesinnten und in der geistigen Atmosphäre des Pietismus heimischen Helden die Demokratie für sich in Anspruch nehmen. Sein Ideal war nicht sowohl die Freiheitsliebe als die Gerechtigkeitsliebe. Einen mannhafteren und unerschrockeneren Kämpen fürs Recht hat es niemals gegeben, und daß ihm die Märtyrerkrone auf das Haupt gedrückt wurde, setzte seinen Wert bei der Menge vollends ins rechte Licht. Dabei verkörperten sich in ihm strenges Pflichtgefühl und glühender Patriotismus. So ausgedehnt und verdienstlich seine litterarische Thätigkeit gewesen ist: nicht diese hat ihn wahrhaft volkstümlich gemacht, vielmehr sein Leben, das durch edles Beispiel und Bethätigung von Grundsätzen reichen Segen stiftete. Es waren die Grundsätze der rücksichtslosen Ehrlichkeit und Wahrheitsliebe, der strengen Rechtlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Schon in dem Aeußeren des Mannes hat sich sein inneres Wesen widergespiegelt: das volle Gesicht, worin über breitem Mund und energischer Nase eine hohe, gewölbte Stirn thront, verrät mehr Charakter als Geist. Nein, so kann kein Mensch aussehen, der etwas von Schwäche oder Unentschiedenheit, von Treulosigkeit oder Bestechlichkeit weiß. Was man aber aus Mosers Bild kaum herauslesen kann, das ist die leidenschaftliche Raschheit des Wesens, die sich mit seinen Vorzügen gepaart hat, der Mangel an Weltklugheit, der dem zeitlebens kindlich harmlos Gebliebenen so manche böse Stunde bereitet hat.

Man wird den Charakter Johann Jakob Mosers besser verstehen, wenn man ihn nicht als vereinzelte Erscheinung auffaßt. Stahlharte Naturen, Eisenköpfe giebt es ja auch sonst in Deutschland und bei andern Nationen: aber nirgends wohl in einer verhältnismäßig so großen Anzahl, wie im schwäbischen Kernland, in Württemberg. Treten hier doch noch heutzutage dann und wann Gewissens- und Rechtsfanatiker auf, Menschen, die Amt und Brot ihrer Ueberzeugung opfern, von denen einzelne bei unendlich verfeinertem und gesteigertem Rechtsbewußtsein hart bis an die Grenze, hinter der Wahnvorstellungen lauern, oder gar darüber hinaus gehen. In die Reihe solcher Männer ist Johann Jakob Moser einzugliedern, und zwar steht er oben auf der mannigfach abgestuften Leiter. Es mag sein, daß sich die besonders starke Ausbildung des Rechtssinns unter den Schwaben teilweise auf eigentümliche Anlagen zurückführen läßt, die sich in diesem deutschen Volksstamm seit uralten Zeiten fortgeerbt haben. Jedenfalls reicht man aber mit dieser Erklärung nicht aus. Vielmehr muß man die historisch-politischen Verhältnisse, wie sie sich im altwürttembergischen Herzogtum gestaltet haben, zu Rate ziehen. Seit den Tagen des ersten Herzogs, Eberhards im Bart, der so eigentlich den württembergischen Staat geschaffen und seine Grundgesetze festgelegt hat, kannten die Württemberger kein höheres Kleinod als ihre ständische Verfassung. Man war stolz darauf, wie sie sich immer mehr im freisinnigen Geist entwickelte, und man rühmte sich, daß in keinem anderen deutschen Staate dasselbe Maß bürgerlicher Freiheiten von den Unterthanen genossen werde; ja bis zu einem Vergleiche mit der englischen Musterverfassung verstieg man sich. In der That teilte sich die gemeinhin als Landschaft bezeichnete ständische Vertretung mit dem Herzog fast gleichmäßig in das Regiment. Die württembergische Landschaft setzte sich aus dem Landtag, dem größeren Ausschuß und dem engeren Ausschuß zusammen. Letzterer riß allmählich fast die ganze gesetzliche Macht an sich. Der Landtag wurde oft jahrelang nicht einberufen, und der größere Ausschuß führte neben dem engeren nur ein Schattendasein. Da in diesem die vorhandenen Rechts-, Staats- und Verwaltungskenntnisse meist nicht allzu groß waren, so gewann mit der Zeit das — von der Verfassung allerdings nicht vorgeschriebene — Amt der Landschaftskonsulenten, juristisch gebildeter und geschäftsvertrauter Berater der Landschaft, mehr und mehr Bedeutung.

„Es war verhängnisvoll, wenn auch durch die Umstände leicht erklärlich," sagt ein neuerer württembergischer Geschichtschreiber, „daß die altwürttembergische Verfassung von Anfang an nicht sowohl die gegenseitigen Rechte und Pflichten des Fürsten und der Volksvertretung festsetzte, als vielmehr neben die absolutistische Regierungsform eine ihrem Wesen nach republikanische stellte." Darin lagen die Keime zu häufigen Zusammenstößen zwischen der herzoglichen und der landständischen Gewalt. Das Haus Württemberg hat neben trefflichen Regenten auch eine Reihe gewaltthätiger oder schwacher, verhängnisvollen Einflüssen unterworfener hervorgebracht. In solchen Perioden pflegten sich die

Gegensätze zu verschärfen und hartnäckige Kämpfe heraufzubeschwören. Die Machthaber in der Landschaft waren in der Regel keineswegs frei von menschlichen Schwächen: sie sorgten oftmals mehr für die eigene Macht als für das Wohl des Landes, dann wieder ließen sie Mut und Entschlossenheit vermissen. Mit gutem Grunde warf man ihnen übertriebenen Kult des „Familienhimmels“, Bevorzugung der Verwandtschaft bei der Besetzung der Aemter vor. Obgleich man darum im Volke vielfach mit der Landschaft unzufrieden war, betrachtete man sie doch immer wieder als Hort der Freiheit, und gerade in schweren Zeiten richteten sich die Blicke aller hilfeverlangend und hoffnungsvoll auf sie, als auf die Verteidigerin der verfassungsmäßigen Rechte gegen fürstliche Uebergriffe. Je heißere Kämpfe zum Schutze der bedrohten Verfassung durchgefochten werden mußten, desto leichter versteht man, wie ängstlich die Württemberger an das „gute alte Recht“ auch noch dann sich klammerten, als die veränderten und erweiterten Staatsverhältnisse nach dem Zusammenbruche des alten Deutschen Reiches eine neue Verfassung gebieterisch erheischten.

Im 18. Jahrhundert hatte das württembergische Volk besonders bittere Leidenskelche zu leeren, gab es für die Landschaft besonders ernste Anlässe, Bedrückungen von oben her entgegenzutreten. Unter Eberhard Ludwig ließ der unselige Einfluß einer Maitresse, unter seinem Nachfolger Karl Alexander das Treiben des berüchtigten jüdischen Finanzkünstlers Süß Oppenheimer das Land nicht zur Ruhe kommen. Kurze Zeit konnte es aufatmen, als 1737 nach Karl Alexanders raschem Tod für dessen unmündigen Erstgeborenen eine vormundschaftliche Regierung eingesetzt ward. Schon 1744 durfte der erst sechzehnjährige Karl Eugen, ein glänzend begabter, aber in jeder Hinsicht noch unreifer und unfertiger Jüngling, sich der Herrschaft bemächtigen. Anfangs ließ sich alles gut an. Bald jedoch rief die Zügellosigkeit und Verschwendungssucht des jungen Herzogs den Widerspruch der Landschaft hervor. Die Leistungsfähigkeit der damals vorhandenen drei Konsulenten war aus verschiedenen Ursachen sehr beschränkt. So beschloß 1751 der engere Ausschuß im Hinblick auf die drohenden Stürme die Anstellung eines weiteren Konsulenten. Der wackere Kammerpräsident von Hardenberg, damals noch leitender Staatsmann in Württemberg, lenkte die Wahl auf Johann Jakob Moser, der schon früher der Landschaft nicht unwichtige Dienste geleistet hatte.

Ein bewegtes, an Erfahrungen reiches Leben lag hinter dem Fünfzigjährigen. Johann Jakob Moser, geboren zu Stuttgart am 18. Januar 1701, stammte aus einer protestantischen Familie, deren Angehörige sich seit der Mitte des 15. Jahrhunderts im württembergischen Staats- und Kirchendienst nachweisen lassen. Kaiser Maximilian II. erhob sie 1573 in den Adelsstand mit dem Prädikat von Filseck und Weilerberg, wovon jedoch schon die direkten Ahnherren Johann Jakobs nicht mehr Gebrauch gemacht hatten. Sein gleichnamiger Vater, „des löblichen Schwäbischen Kreises Rechnungs- und herzoglich württembergischer Expeditionsrat“, starb 1717, die Witwe und zahlreichen Kinder

ohne Vermögen hinterlassend. Unter Entbehrungen absolvierte der Jüngling, der sich bereits durch eisernen Fleiß und rastloses Vorwärtsstreben hervorthat, das Stuttgarter Gymnasium und die Tübinger Hochschule. Hier wandte er sich von Anfang an mit erklärter Vorliebe dem Staatsrecht zu und erwarb sich, im wesentlichen Autodidakt, rasch umfassende Kenntnisse. Schon als Student begann er Bücher zu schreiben und mit den ersten Gelehrten und Staatsmännern in ganz Deutschland brieflichen Verkehr anzuknüpfen. Mit 19 Jahren war er außerordentlicher Professor und titulierter Regierungsrat. Da jedoch dieser Posten dem Mittellosen nichts eintrug, so pilgerte er Herbst 1721 an den Kaiserhof, um dort sein Glück zu machen. Leicht wäre ihm dies um den Preis des Konfessionswechsels gelungen, den er aber dafür nicht bezahlen wollte. So reiste er 1722 nach Stuttgart zurück, wo er Hochzeit hielt mit Friederike Rosina Vischerin, einer braven, aber nicht eben bedeutenden Frau, die ihn im Laufe der Jahre mit vier Söhnen und fünf Töchtern beschenkte. Von dem Reichsvizekanzler Grafen Schönborn, der Moser wohlwollte, als Privatkonsulent angestellt, siedelte er 1725 mit Familie nach Wien über, wo es ihm gut ging. 1726 kehrte er als wirklicher Regierungsrat heim, vertauschte 1729 dieses Amt mit einer ordentlichen Professur in Tübingen, auf die er jedoch allerlei Verdrießlichkeiten halber bald wieder verzichtete. Nachdem er unter Karl Alexander nochmals kurze Zeit der württembergischen Regierung angehört hatte, wurde er 1736 als Universitätsdirektor, Geheimerat und Ordinarius des Spruchkollegiums nach Frankfurt a. d. O. berufen, um diese tief gesunkene Hochschule wieder in die Höhe zu bringen. Mit dem ihm eigenen feurigen Eifer begann er das Reformwerk, das indessen an der Kleinlichkeit und Mißgunst seiner Kollegen sowie an der geringen Unterstützung, die ihm von Berlin aus geliehen wurde, scheiterte. Bald zog sich Moser die Ungnade Friedrich Wilhelms I. zu, weil er bei einem Besuche des Königs in Frankfurt im Jahre 1737 die Zumutung entschieden zurückwies, an einer Disputation, welche die Professoren mit dem Hofnarren des Monarchen zu dessen Belustigung halten mußten, teil zu nehmen. Die Aufregungen, die mit diesen Vorgängen für Moser verbunden waren, stürzten ihn in schwere Krankheit. Er forderte seine Entlassung, die er jedoch erst 1739 erhielt. Die nächsten acht Jahre führte er ein nur dann und wann durch diplomatische Missionen unterbrochenes stilles Gelehrtenleben in der freundlichen reußischen Residenz Ebersdorf. Hier reifte hauptsächlich sein großes deutsches Staatsrecht heran. Hier durfte er, der schon während seiner Stuttgarter Aufenthalte in den dortigen Versammlungen frommer Christen zur außerkirchlichen Erbauung eine einflußreiche Rolle gespielt hatte, den Umgang der Herrnhuter Gemeinde genießen, die sich um seinen Landsmann, den reußischen Hofprediger Maximilian Friedrich Christoph Steinhofer, scharte. Es war nach Mosers eigenem Urteil die glücklichste Zeit seines Lebens. Dennoch ließ er sich 1747 vom Landgrafen Karl Friedrich von Hessen-Homburg zum dirigierenden Geheimerat anwerben. Die ihm hier gestellte Aufgabe, die zerrütteten Finanzen

eines deutschen Duodezstaates in Ordnung zu bringen, mochte ihn reizen. Doch legte er schon nach zwei Jahren das undankbare Amt nieder. Jetzt rief er, auf einen alten Lieblingsplan zurückgreifend, mit Hilfe seines ältesten Sohnes Friedrich Karl in Hanau eine Staatsakademie ins Leben, ein Privatinstitut, das die praktische Ausbildung junger Standespersonen in den juristischen, administrativen und politischen Fächern bezweckte. Die blühende Anstalt ging 1751 wieder ein, nachdem Moser die Berufung zum württembergischen Landschaftskonsulenten angenommen hatte.

Leicht wurde ihm dieser Entschluß keineswegs. Er konnte sich nicht verhehlen, daß angesichts der im Wachsen begriffenen Mißhelligkeiten zwischen Fürst und Land sein ehrliches, gerades, derb dreinfahrendes Naturell, das von klugem Lavieren und Temporisieren nichts wußte, ihn leicht den größten Gefahren überantworten konnte. Aber just vor Gefahren war dieser Tapfere noch niemals zurückgeschreckt. Das Vaterland bedurfte in einer Notlage seiner: also mußte er sich ihm zur Verfügung stellen. Am 1. Oktober 1751 traf er in Stuttgart ein. In die Geschäfte lebte er sich bei seiner seltenen Arbeitskraft rasch ein. Aber die Verhältnisse in der Landschaft fand er über Erwarten schlimm. Die wichtigsten Dinge wurden saumselig und unordentlich betrieben, von Einigkeit, Initiative, Entschlußfähigkeit zeigte sich nirgends eine Spur. Mosers hitziger Reformeifer begegnete bei den mit dem alten Schlendrian zufriedenen Herren des Ausschusses keiner Gegenliebe. Als er erkannte, daß auf diesem Wege nichts zu erreichen sei, versuchte er seine Ideen mit Hilfe des Herzogs zu verwirklichen, dessen einflußreicher Privatratgeber er nach dem Sturze des Präsidenten von Hardenberg im Sommer 1755 wurde. Wirklich kam durch die Verbindung einiges Nützliche zu stande. Aber Moser mußte dadurch in eine schiefe Stellung geraten und das Mißtrauen der Landschaft, in deren Diensten er doch stand, erregen, woran er selbst, ganz von patriotischem Pflichtgefühl hingerissen, in seinem arglosen Gemüt am wenigsten gedacht hatte. Und den unsteten Fürsten langweilten bald genug die volkswirtschaftlichen Bestrebungen. Der siebenjährige Krieg war ausgebrochen. Karl Eugen trat offen — den Sympathien des protestantischen Landes für den Preußenkönig zum Trotz — auf die Seite Oesterreichs und Frankreichs und gefiel sich nun in einer Feldherrnrolle. Februar 1758 trat Graf Montmartin in württembergische Dienste, der bald den Herzog ganz in seine Netze ziehen und des Landes böser Engel werden sollte. Jetzt begannen die Gewaltthätigkeiten, die Ungesetzlichkeiten, die Verfassungsverletzungen im großen Stil. Mit Pressungen von Landeskindern zu Soldaten gingen schwungvoll betriebener Aemterhandel, willkürliche Gelderhebungen, eigenmächtige Steuerausschreiben Hand in Hand; denn das Kriegführen und die üppige Hofhaltung verschlangen ungeheure Summen. Es war hohe Zeit, daß die Landschaft und ihr vornehmster Konsulent miteinander Frieden schlossen. Als Moser nicht mehr zweifeln konnte, daß es der Herzog auf nichts Geringeres als auf die völlige Vernichtung der Verfassung abgesehen habe, gab er

sich unendliche Mühe, den noch immer zögernden Ausschuß zu energischen Maßnahmen zu bereden. Er war die Seele des Widerstands, das letzte Bollwerk des Rechts und der Gesetzlichkeit. Das wußten der Herzog und Montmartin genau. Nachdem sie vergeblich durch Versprechungen den Unbestechlichen auf ihre Seite zu ziehen gesucht hatten, beschlossen sie Gewalt zu gebrauchen, in der Erwartung, die Landschaft werde sich fügen, wenn sie ihrer festesten Stütze beraubt sei. Am Morgen des 12. Juli 1759 wurde Moser zur Audienz nach Ludwigsburg befohlen, und als er endlich nach zweistündigem Warten vor Karl Eugen stand, erklärte ihm dieser, er müsse sich seiner als des Verfassers der respektswidrigen und ehrenrührigen landschaftlichen Schriften versichern. In einer vor dem Schlosse harrenden Kutsche wurde Moser nach der Feste Hohentwiel gebracht. Hier wurde er ohne Verhör und Urteil über fünf Jahre lang festgehalten — ungeachtet aller Fürbitten und Anbringen der Landschaft. Erst im letzten Viertel der Gefangenschaft traten in der anfangs sehr strengen Haft bemerkenswerte Erleichterungen ein. In den ersten Jahren war die Kost kärglich, die Heizung ungenügend. Als ihn sein altes Leiden, das Gliederweh, überfiel, blieb er ohne ärztliche Hilfe und Pflege. Keinen Besuch des Geistlichen durfte er empfangen, an keinem Gottesdienst oder Abendmahl teilnehmen. Keine anderen Bücher als eine Bibel, ein Predigtbuch und ein Gesangbuch wurden bei ihm geduldet. Schreiben durfte er nach Verlauf der ersten Monate nur an seine Frau, sonst blieb ihm Papier und Feder verweigert. Er beschrieb nun mit einer scharf gemachten Lichtputzschere die weißen Kerkerwände, die leeren Seiten und Zwischenräume in seinen Büchern und in den erhaltenen Briefen. So konnte er seine Gedanken und vor allem die frommen Lieder aufzeichnen, die ihm aus dem Herzen quollen. In unerschütterlichem Gottvertrauen verzagte er nicht. Er hielt sich auch dann noch aufrecht, als er im Kerker erfuhr, daß seinem treuen Weibe das Herz gebrochen sei, als seine Lieblingstochter bald der Mutter ins Grab nachfolgte.

Inzwischen hatte die Landschaft wider die Berechnung des Herzogs den Kampf fortgesetzt. Nach dem Hubertusburger Frieden bedurfte der Kaiser seines württembergischen Verbündeten nicht mehr, und die Freundschaft zwischen den Höfen von Wien und Stuttgart kühlte sich ab. Es stand jetzt der Landschaft frei, einen Prozeß anzustrengen. Da der Herzog es immer toller trieb, raffte sich der Ausschuß, durch die zunehmende Mißstimmung im Lande genötigt, im Juli 1764 zu einer förmlichen Klage beim Reichshofrat auf. Die drei Garanten der württembergischen Verfassung, Preußen, England-Hannover und Dänemark, liehen dazu ihre Unterstützung. Die Freilassung Mosers stand unter den Forderungen der Landschaft obenan. Am 6. September 1764 erteilte der Kaiser auf Grund eines Beschlusses des Reichshofrats Karl Eugen den Befehl, den Gefangenen unverzüglich in Freiheit zu setzen. Nach einigen Weitläufigkeiten, die nur dazu bestimmt waren, seinen Rückzug zu decken, willfahrte der Herzog.

Am 26. September 1764 verließ Moser die Festung. Seine Reise durch das Land glich einem Triumphzug. In Stuttgart harrten indessen seiner neue Verdrießlichkeiten, neue Fehden mit der Landschaft. Sie drehten sich hauptsächlich um seine Zulassung zu den Vergleichsverhandlungen zwischen dem Herzog und den Ständen, die mittlerweile an Stelle des Prozesses getreten waren. Die Landschaft mochte Moser weder unbeschränkt in sein Amt wieder einsetzen noch auch seiner Erfahrungen und Kenntnisse völlig entraten, während er entweder ganz Konsulent oder ganz frei sein wollte. Weit entfernt von kleinlicher Rachsucht gegen seinen Peiniger, warnte er nachdrücklich davor, dem Fürsten mehr zuzumuten, als er halten könne. Schließlich scheuten sich die Herren von der Landschaft nicht, den Mann, der um ihretwillen so viel gelitten hatte, zu verdächtigen und zu beleidigen. Moser antwortete mit einem langen Promemoria von maßloser Heftigkeit. Damit war das Tischtuch zwischen ihm und den Ständen vollends entzwei geschnitten. Er wurde mit ansehnlichem Ruhegehalt entlassen, und der Herzog, der in diesen Streitigkeiten für den Konsulenten Partei ergriffen hatte, gab am 10. Juli 1770 dazu seine Einwilligung. Schon vorher war unter dem Drucke des wiederum seinerseits durch das energische Drängen Friedrichs des Großen beeinflußten Wiener Hofes der Friede zwischen Land und Fürst hergestellt worden. Am 27. Februar 1770 hatte der Herzog, am 2. März der zu diesem Behufe einberufene Landtag den sogenannten Erbvergleich bestätigt: die letzte Revision der altwürttembergischen Verfassung vor ihrer Aufhebung.

Nachdem sich Moser von den öffentlichen Geschäften zurückgezogen hatte, war ihm noch ein friedlicher Lebensabend von fünfzehnjähriger Dauer beschieden, den er in seiner Vaterstadt verbrachte. Aber er feierte nicht, fuhr vielmehr bis zu seinem am 30. September 1785 eingetretenen Tode in rastloser wissenschaftlicher Arbeit fort.

Der Umfang der litterarischen Thätigkeit Mosers hat schon das höchste Staunen der Mitwelt erweckt. In einer 6½ Jahrzehnte von der Studienzeit bis ins höchste Alter umspannenden, durch nichts, nicht einmal durch den aufreibenden Konsulentenberuf unterbrochenen Schriftstellerlaufbahn hat er zwischen 500 und 600 Schriften, darunter vielbändige Werke, zu stande gebracht. Eine solche kaum von irgend einem Autor der Welt erreichte Fruchtbarkeit konnte natürlich nur durch den unermüdlichsten Fleiß erzielt werden, der wiederum von einer genau geregelten und sehr mäßigen Lebensführung abhängig war. Moser pflegte sommers um sechs Uhr, winters um sieben Uhr aufzustehen, mit einer anderthalbstündigen Mittagspause bis acht Uhr abends zu arbeiten und um neun Uhr zu Bett zu gehen; für gewöhnlich war ein Spaziergang die einzige Erholung, die er sich gönnte.

Moser selbst hat in seine Autobiographie ein Verzeichnis seiner Schriften eingefügt, das (in der dritten Auflage von 1777) mehr als 60 Druckseiten füllt, und sie in 31 Kategorien eingeteilt. Obenan stehen seine staatsrechtlichen

Werke, und unter diesen ragt sein zwischen 1737 und 1753 in 50 Teilen und einigen Zusatzbänden erschienenes „Teutsches Staats-Recht" hervor, an das sich zahlreiche Staatsrechte einzelner deutscher Reichsstände und sonstige Spezialarbeiten anreihen. Eine Darstellung der Verfassung seines engeren Vaterlandes fehlt merkwürdigerweise darunter. Eine Einleitung in das württembergische Staatsrecht ist von ihm zwar ausgearbeitet worden, nicht aber in Druck gekommen. „Selbige ist in der landschaftlichen Zensur dem Vernehmen nach so umgeschmolzen worden, daß ich sie nicht mehr als meine Arbeit erkenne," sagt er in seiner Lebensgeschichte. In dem deutschen Staatsrecht — wie in seinen Schriften überhaupt — sah er vor allem auf praktische Brauchbarkeit. Er hat darin nicht sowohl ein systematisches Lehrgebäude geliefert als eine aus der gründlichsten Kenntnis der Rechtsverhältnisse in sämtlichen deutschen Staaten geschöpfte Zusammenstellung und Zusammenfassung von historisch Gewordenem, von Gewohnheitsrecht und Herkommen. Nach Verdienst gilt er noch heute als der Vater des deutschen Staatsrechts. Ebenso hat er sich durch seine Bücher über europäische Staatssachen und Völkerrecht den Ruhm eines Begründers des positiven europäischen Völkerrechts erworben. Ferner behandelte er Gegenstände des deutschen Privatrechts, des deutschen Lehenrechts, des Kirchenrechts, der Münzwissenschaft, der Finanz- und sonstigen Staatsverwaltung, der deutschen Staatsgeschichte, der Kirchengeschichte, beteiligte sich an der Abfassung landesherrlicher Gesetze, gab Urkundensammlungen heraus, verfertigte allerlei Streit- und Schutzschriften, lieferte Beiträge zur Gelehrtengeschichte, Biographie und Genealogie, förderte fremde Werke zum Druck, wie z. B. die bekannte Schwäbische Chronik des Martin Crusius. Eine besondere Rubrik bilden seine Württemberg betreffenden Erzeugnisse. Hier stoßen wir auf Sammlungen von Stipendien, schwäbische Merkwürdigkeiten, ein württembergisches Gelehrtenlexikon und sogar einen anonymen Führer durch das Wildbald.

Unser Staunen wächst, wenn wir hören, daß Moser dies alles ohne nennenswerte Beihilfe vollbracht, daß er meist die Korrekturen selbst besorgt hat. Daß bei solcher Vielschreiberei, die übrigens zum großen Teil durch pekuniäre Rücksichten veranlaßt war, manches oberflächlich und flüchtig ausgefallen ist und einen kompilatorischen Charakter trägt, läßt sich nicht anders erwarten. Seine unerschöpflichen positiven Kenntnisse, sein hervorragendes Gedächtnis, seine vorzügliche Urteilskraft machten seine Stärke aus, während Phantasie und Witz nur schwach bei ihm entwickelt waren. Er befleißigte sich nicht, wie sein Sohn Friedrich Karl, einer geistreichen und amüsanten, sondern nur einer klaren und deutlichen Darstellungsweise. Daß er als erster seine gelehrten Werke alle grundsätzlich in deutscher Sprache abgefaßt hat, soll ihm ganz besonders hoch angerechnet werden.

Der fast beispiellosen Fruchtbarkeit Mosers entspricht die ebenso einzigartige Vielseitigkeit seines litterarischen Wirkens. Denn seinen wissenschaftlichen Leistungen setzte er noch populäre an die Seite, die ihm selber und anderen

zur Erholung und Freude dienen sollten. Verfertigte er auf dem Hohentwiel doch sogar unter dem Titel „Eines alten Mannes muntere Stunden während eines engen Festungsarrests“ humoristisch-satirische Fabeln, worin er die Herren von der württembergischen Landschaft nicht unverdientermaßen geißelte. Vor allem aber wurden ihm seine zahlreichen religiösen und erbaulichen Schriften, seine hymnologischen Arbeiten und seine geistlichen Lieder zu Quellen der Erquickung und des Trostes. Von den letzteren sind die meisten auf dem Hohentwiel entstanden. Er vereinigte sie 1766/7 zu einer zweibändigen Ausgabe von 1190 Nummern. Um einen massenhaften Absatz zu erzielen, ließ er einzelne Bogen daraus partienweise zu billigem Preis verkaufen. Die Eitelkeit, als Dichter glänzen zu wollen, lag dem bescheidenen Manne fern. Nur sich und andere wollte er damit im Glauben stärken. So konnte er es verschmerzen, daß schon Zeitgenossen über seine Lieder wegwerfend urteilten. Sie sind in der That, wie die Mehrzahl der damaligen pietistischen Lyrik, in der Form ungelenk und höherer Poesie bar. Wohl aber spricht aus ihnen echte Frömmigkeit, ein kindlich reiner Sinn, ein gesunder Gedankengehalt. In die Gesangbücher haben nur wenige Stücke Aufnahme gefunden; in dem heute giltigen württembergischen Landesgesangbuch steht das eine „Großer Hirte deiner Herden“. Ein paar Verse von ihm sind dagegen noch in vieler Mund:

Unverzagt und ohne Grauen
Soll ein Christ,
Wo er ist,
Sich stets lassen schauen.

Er sprach sie in jener bangen Schicksalsstunde vor seiner Verhaftung, da er in einem Vorzimmer des Ludwigsburger Schlosses den herzoglichen Geboten entgegenharrte, aus der Fülle seines Herzens heraus geschwind zu einem anwesenden Geheimsekretär. Das Wort ist die Losung seines ganzen Erdenwallens gewesen. Er hat es nicht nur gesprochen, er hat auch zeitlebens darnach gehandelt.





Sternschnuppen.

Von

Reinhard Volker.

Du fragst mich, mein Kind, was es bedeute, wenn unversehens ein Sternlein vom Himmel fällt. Da laß dir nur sagen, daß die Leute nicht recht haben, wenn sie behaupten, es seien Cigarrenstummel, die der Mann im Monde noch glühend herunterwerfe. Denn erstens ist das ein vorsichtiger alter Herr, und dann würde es ihm die Polizei nicht erlauben. Die merkt ja alles, was im Himmel und auf Erden passiert; nur was es mit den Sternschnuppen auf sich hat, das ahnt auch sie nicht, und darum will ich's dir erzählen.

Die Sterne sind Herzen, Herzen aus rotem Golde, die droben hängen und leuchten. Wenn sie über Nacht angelaufen sind, müssen die Engelchen sie wieder blank putzen.

Dabei wird dann tüchtig geplaudert. Allerhand Neuigkeiten schütten sie aus, die pausbäckigen Schelme; Schnurren, die sie auf ihren Fahrten erlebten. Doch am liebsten erzählen sie von der Erde, unserer schönen Erde, wo die Veilchen blühn und die Menschenkinder sich küssen.

Da ergreift Sehnsucht die Sternenherzen und es wird ihnen einsam am weiten Himmel.

Wenn dann die Erde tief unten schlummert, zartverschleiert wie eine Braut, wenn die Linden duften und Verliebte eins das andere umfangen, da zittern und glitzern sie vor banger geheimnisvoller Begier, und es erfaßt sie süß und gewaltsam, und sie stürzen hinunter.

In dunkle Weiher, wo das Rohr im Nachtwinde bebt, sinken ... versinken sie. —

Wasserrosen wachsen am Grunde und treiben Knospen. Und die Knospe erbarmt sich des verlassenen Sternes und birgt ihn im Schoße und trägt ihn empor.

Da begiebt sich ein Wunder. Wie sie schwellend emportaucht und die Blätter entfaltet, siehe, da blüht ein lockiges Köpfchen hervor, und klare Augen, Arme und Beinchen. Und da sitzt es und guckt und hat keine Ahnung, daß es ein goldenes Herz hat. Und dann kommt der Storch, und das übrige weißt du.



Aber da mehr Kinder gebraucht werden, als Sterne vom Himmel fallen, können auch nicht alle ein Goldherz haben. Die es aber haben, sind gut und liebreich gegen jeglich Geschöpf, und manchmal, wenn der Sternenhimmel still und herrlich über der Erde steht, überschauert sie Heimweh.

Aber ein Weilchen müssen sie schon noch warten. —

Ob du, mein Kind, so ein goldenes Herz hast, das wissen wir heute noch nicht, da müssen wir erst einmal zusehen.

Dein Mütterchen aber hat eins, das wissen wir ganz genau, und was für ein schönes!



Die Geliebte.

Von

Ludwig Jacobowski.

(Gestorben am 2. Dezember 1900.)

Für meiner Seele süße Ueberfülle,
Fand ich nicht Worte vor, die keusch genug;
So schwieg ich oft und liebte unsre Stille
Und fühlte deiner Wange Gegendruck.

Doch war mein Sehnen allzutief beklommen,
Hob ich wohl deine Hände sacht und zag,
Und hab' sie vor die Augen mir genommen,
Daß jedes nun in holdem Dunkel lag.

Du lachtest nur und fühltest mir nicht nach,
Die Zärtlichkeit, die meinen Blick geschlossen,
Die aus der Seele meiner Seele brach,
Die aus den Wimpern in die Hand geflossen.

Heut' hör' mir zu, da wir uns nie mehr sehn —
. . . .
So gab die Mutter oft mir beide Hände,
Die welken, ach von Gicht gebog'nen Hände,
Um meine Knabenthränen nicht zu sehn.

Drum, wenn ich so in tiefster Schweigsamkeit
Dein Händchen hob aus hilflosem Gemüte, —
Es war mir Abglanz jener stillen Güte,
Die du nicht kennst, weil sie dich nie geweiht!





Staatsmann und Gelehrter.

(Neue Veröffentlichungen über Wilhelm von Humboldt.)

Das Altertum, das unser einseitiges Fach- und Schachtelwesen nicht kannte, heftete noch nicht jedem hervorragenden Manne einen Papierstreifen mit der Weisung „Nach Vorschrift zu gebrauchen" um den Hals. Gelehrte und Künstler wurden ohne Vergewaltigung ihrer forschenden oder schaffenden Psyche dem öffentlichen Leben gewonnen und Staatsmänner fanden Muße genug, sich alle Bildungsschätze ihrer Zeit anzueignen.

Auch der preußische Staat hat mit der Heranziehung von gelehrten oder gar universalgebildeten Geistern zu wichtigen Vertrauensstellungen nicht gerade schlechte Erfahrungen gemacht. Männer wie Niebuhr, Wilhelm v. Humboldt, Kurd v. Schlözer, Theodor v. Bernhardi erhöhten seinen Glanz nach außen, ohne dabei in der Besorgung selbst der nüchternsten Geschäfte hinter den Aktenmenschen zurückzustehen.

Humboldt könnte man ja vielleicht als einen geschulten Beamten bezeichnen, wenn er nicht mehr als das gewesen wäre, wenn er nicht soviel Anderes und Größeres daneben bedeutet hätte. Die Ergebnisse seiner staatsmännischen Thätigkeit entsprachen allerdings nicht immer dem aufgewendeten Geist und Eifer, denn es läßt sich nicht leugnen, daß Humboldt stärker im Planen und Entwerfen als im Ausführen war. Er wünschte daher auch, daß man ihn nach seinem Thun, nicht nach seinen Thaten beurteilen möge. Aber diese Thaten sind nur gering im Verhältnis zu seinen eigenen vielverheißenden Anläufen, nicht etwa im Vergleich zum Tretmühlenwerk der Männer der Schablone und der Routine.

Der preußische Staat mußte nach 1806 förmlich von neuem geschaffen werden und bedurfte daher der schöpferischen Geister. Die Ideenmenschen kamen und befruchteten mit ihren Gedankenströmen die von den Wöllner, Bischoffwerder, Lucchesini hinterlassene große Oede. Wenn Humboldt so wenige der Keime aufgehen sah, die er als unermüdlicher Säemann einer größeren Zukunft aus dem Ueberfluß seines Wissens und Könnens auswarf, so lag das zum Teil auch daran, daß er es nicht zu einer völlig selbständigen, unabhängigen Stellung, nicht einmal zum unmittelbaren Vortrag beim König brachte. Der Kanzler Hardenberg verfolgte die Thätigkeit des fruchtbaren Denkschriften-Verfassers mit Eifersucht und Mißtrauen und verstieg sich in seinem Uebelwollen sogar bis zu der

Behauptung, dieser wäre „falsch wie Galgenholz“. Nur vorübergehend vollzog sich eine Annäherung zwischen den beiden Männern. Und doch war die grundsätzliche Uebereinstimmung zwischen ihnen so groß, daß beispielsweise der von Humboldt ausgearbeitete Entwurf für eine preußische Verfassung sich nur wenig von dem Hardenbergs unterschied. Beide suchten das veredelnde Reis aufgeklärter, volkstümlicher Ideen auf den festen Stamm des geschichtlich Emporgewachsenen und Gewordenen zu pfropfen, keiner von ihnen strebte Undurchführbares an. Aber auch Hardenberg kam ja nicht zum Ziel, denn wie die Not des Staates nach den reformatorischen Geistern geschrieen hatte, so stieß seine rasche und überreiche Sättigung sie wieder von sich ab. Humboldt war nicht der einzige, der mit seiner ganzen staatsmännischen Persönlichkeit als Curtius in die durch die Erschütterung des Staatswesens geöffnete Kluft sprang, um von ihr hinabgeschlungen zu werden.

Wilhelm v. Humboldt hatte sich nicht bloß an der geistigen Hinterlassenschaft des Altertums gebildet, sondern er war auch in der kühlen, abgeklärten Ruhe seines Denkens und Fühlens ein wahrhaft antiker Charakter. Seine Bildung, seine Welterfahrung und Menschenkenntnis, sein Skeptizismus machten ihn nicht bloß zum Staatsmann, sondern auch zum scharf beobachtenden, feinberechnenden Diplomaten. Ihm fehlte nur der leidenschaftliche Impuls, wie er beispielsweise Steins ganzes Wesen durchglühte, er verstand nicht zu überreden, hinzureißen, selbst nicht immer vollkommen zu überzeugen, da sein kritischer Sinn ihn dazu verleitete, in den von ihm ausgearbeiteten Denkschriften zu viele Einzelheiten zu berücksichtigen, zu viele Möglichkeiten zu erwägen. In seinen Jugendjahren stand er dem Staat gleichgiltig, ja fast feindlich gegenüber. Das Wöllnersche System hatte alle seine Begriffe von menschlicher Würde und Selbständigkeit zur Empörung gereizt, das freie Ausleben der Persönlichkeit ohne störende Eingriffe der öffentlichen Gewalten wurde sein Ideal, das er mit unzähligen Zeitgenossen teilte und das ihn in der ersten Zeit auch zu einem Bewunderer der französischen Revolutionsbewegung machte. Aber die Zeiten waren der Absonderung, der ungehemmten Entfaltung des Einzelnen überhaupt nicht günstig. Humboldt stellte seine Kräfte dem Staate zur Verfügung, als dieser ihrer bedurfte, und indem er der Gesamtheit diente, verwuchs er mit ihr, machte er sich den ehernen Pflichtbegriff völlig zu eigen, der ihm, als nahezu dem einzigen geborenen Preußen unter den führenden Männern der Befreiungsjahre, ohnehin vertraut und verständlich sein mußte.

Zur Beurteilung Wilhelm v. Humboldts liegen neuerdings zwei verdienstvolle und bemerkenswerte Veröffentlichungen vor. Der Briefwechsel zwischen Schiller und Humboldt, der im Jahre 1876 in zweiter Auflage erschienen ist, ist von Albert Leitzmann in dritter Auflage neu bearbeitet worden, und zwar zum erstenmal unter durchgehender Vergleichung sämtlicher Originalhandschriften, wodurch fast in jedem Satz der Briefe Humboldts kleinere Fehler und Versehen zurechtgestellt werden konnten. Umfangreiche Forschungen in den Akten des preußischen Unterrichtsministeriums haben ferner die Grundlagen zu dem zweibändigen Werk geliefert, das Bruno Gebhardt, ein Berliner Gymnasialprofessor, unter dem Titel „Wilhelm von Humboldt als Staatsmann“ herausgegeben hat. Beide Arbeiten sind im Verlage von J. G. Cotta in Stuttgart erschienen.

Mit welcher förmlich hellseherischen, dem liebevollsten und eingehendsten Seelenstudium entsprungenen Schärfe Schiller den Freund beurteilte, geht aus der folgenden Stelle eines aus Jena vom 22. Juli 1796 datierten Briefes des Dichters hervor: „Ich bin überzeugt, was Ihrem schriftstellerischen Gelingen vorzüglich im Wege steht, ist sicherlich nur ein Uebergewicht des urtheilenden Vermögens über das frey bildende und der zu voreilende Einfluß der Critik über die Erfindung, welcher für die letztere immer zerstörend ist. Ihr Subject wird Ihnen zu schnell Object und doch muß alles auch im wissenschaftlichen nur durch das subjective Wirken verrichtet werden. In diesem Sinne würde ich Ihnen natürlicherweise die eigentliche Genialität absprechen, von welcher Sie doch, in anderer Rücksicht, wieder so vieles haben. Sie sind mir eine solche Natur, die ich allen solchen Begriffs-Menschen, Wissern und Speculatoren — und wieder eine solche Cultur, die ich allen genialischen Naturkindern entgegensetzen muß. Ihre individuelle Vollkommenheit liegt daher sicherlich nicht auf dem Wege der Production, sondern des Urtheils und des Genusses . . . . ."

In dem Gebhardtschen Buche dürfen die auf den sorgfältigsten Untersuchungen beruhenden Abschnitte, welche die Thätigkeit Humboldts als Leiter der Abteilung des Ministeriums des Innern für Kultus und öffentlichen Unterricht, seine unsterblichen Verdienste um die Gründung der Berliner Universität und des Museums behandeln, besondere Aufmerksamkeit beanspruchen. Dem damaligen Vertreter des preußischen Unterrichtswesens war es zu danken, daß bei der Errichtung der Hochschule auf kleinliches Stückwerk, auf einseitige Fachausbildung verzichtet und im größten Stil unter Heranziehung der bedeutendsten Lehrkräfte das ins Leben gerufen wurde, was ihm wie seinem ebenso genialen Bruder und allen höhergerichteten Zeitgenossen als Ideal vorschwebte: Die Universitas literarum, die Einheit und Gemeinsamkeit der Wissenschaften, die Harmonie der Bildung, deren glänzendster Vorkämpfer er selber war. **E. K.**



Masurenblut. Von Fritz Skowronnek. Geschichten und Gestalten. 8°. 174 Seiten. Berlin, „Vita", Deutsches Verlagshaus.

Es steckt Erdgeruch in diesem Buch, das an Turgenjeffs „Tagebuch eines Jägers" erinnert. Zunächst ist das landschaftliche Milieu ein ähnliches: Pilzreiche Kiefern- und Birkenwaldungen, fischreiche Seen und Heideland. Fischer und Jäger kommen im Masurenlande auf ihre Rechnung, und was den Holzdiebstahl betrifft, so scheint er dort beim Landvolk ebenso verbreitet zu sein wie in Rußland. Das Volk ist arm, ungebildet, dem Trunk ergeben und gedrückt, dabei fast nicht weniger fatalistisch und unbewußt philosophisch, als das russische Volk, dem es trotz seiner sprachlichen und ethnologischen Stammverwandtschaft mit den Polen, gegen die es übrigens von tief wurzelndem Rassenhaß beseelt ist, merkwürdigerweise völkerpsychologisch näher steht als diesen. Vielleicht ist diese Antipathie gegen die Polen eine Remanenz alter Zwistigkeiten derselben mit den Masoviern, von denen die Masuren abstammen.

Skowronneks masurische Geschichten scheinen meist in der Gegend von Lyck und in der Johannisburger Heide zu spielen. Man könnte sich, wie gesagt,

auf den Schauplatz der Turgenjeff'schen Jagdgeschichten versetzt denken: Birkhahnbalze in der Morgenfrühe, nächtlicher Hechtfang in Gesellschaft sündengrauer Fischer und Waldmenschen, hübsche Bauernmädchen in selbstgewebten Hemden und Röcken, deren Gunst nicht allzuschwer zu erlangen ist, Menschen, die mit einem Stof Branntwein im Arm sich wie Tiere im Walddickicht verkriechen, um ohne ein Wort der Klage zu sterben. Das sind die Bilder und Gestalten dieser frisch geschriebenen Novellettensammlung, aus der uns warme Heimatliebe und Heimattreue entgegenatmen.

Die Geschichten sind nicht alle von gleichem Wert. Die letzte, „Die Tante" betitelte, hätten wir dem Verfasser gern geschenkt, da sie in ihrer allgemein erotischen Färbung des Lokaltons und der lokalen Individualität entbehrt, die den Reiz der anderen Geschichten ausmachen und ihren Wert bedingen. Diese Geschichte paßt offenbar nicht in den Rahmen der übrigen fein abgetönten Kulturbilder, die als solche eine nicht nur belletristische Bedeutung haben.

In der Erzählung „Der alte Tramp" fällt uns ein Name auf, dessen Träger mit dem ausdrücklichen Hinweis auf seine Herkunft als „Pastorssohn aus Kurland" in Verbindung mit einer häßlichen, in Königsberg spielenden Affaire gebracht wird. Die Schilderung ist eine so außerordentlich realistische, daß man den Eindruck wirklicher Begebnisse nicht los wird. Das gilt allerdings eigentlich für alle diese Geschichten, die unzweifelhaft jeden Leser fesseln werden!

—n.

Erinnerungen von Ludwig Bamberger. 541 Seiten. Preis brosch. Mk. 7.50. Berlin, Verlag von Georg Reimer. 1899.

Die von Paul Nathan herausgegebenen Lebenserinnerungen Ludwig Bambergers bilden zwar eine ihrer mannigfachen zeitgeschichtlichen Beziehungen wegen interessante, aber in keiner Weise erhebende Lektüre. Um diese bei dem Reichtum des nun abgeschlossenen Lebens eigentlich befremdliche Thatsache richtig zu erklären, müßte man in jene geheimnisvollen Tiefen hinabsteigen, die den Charakter der einzelnen wie der Nationen bestimmen.

Bamberger hat an den politischen Umgestaltungen des letzten halben Säkulums einen lebhaften Anteil genommen. Er hat in seinen wissenschaftlichen und parlamentarischen Bestrebungen, ebenso in seinen geschäftlichen Unternehmungen, großen Fleiß und unermüdliche Thatkraft an den Tag gelegt. Er ist im wesentlichen den Idealen seiner Jugend treu geblieben, ohne sein Verständnis den großen historischen Umgestaltungen gegenüber zu verschließen.

Wenn er uns trotzdem weder als Staatsmann noch als Forscher eine tiefere Teilnahme abzunötigen im stande ist, so liegt das an den Imponderabilien des Charakters. Es fehlten ihm der hohe Schwung und die Idealität des Geistes, durch welche selbst Irrtümer geadelt, und ohne welche selbst die Wahrheit und das Recht kraftlos werden. Wenn uns der Unterschied zwischen Klugheit und Genialität an einer Gestalt des öffentlichen Lebens der Gegenwart recht eindringlich klar gemacht wird, so ist es an Ludwig Bamberger.

Nicht immer angenehm berühren diese „Erinnerungen" durch die Betonung der Eigentumsverhältnisse sowie der gesellschaftlichen Beziehungen. Ein freundliches Bild gewährt jedoch das Familienleben Bambergers. —n.





Eine philosophische Stimme zur Jahrhundertwende.

Der Mensch ist der Zweck des menschlichen Denkens: so lautet der Grundgedanke der Kulturphilosophie Ludwig Steins, mit der er an der Wende des Jahrhunderts die Bilanz der Vergangenheit und die Aufgabe der Zukunft berechnet. (An der Wende des Jahrhunderts. Freiburg, Mohr, 1899.) Fortschrittsoptimismus! das ist die Losung unseres Philosophen. Nicht Aufhellung der dunkeln Urgründe, sondern Verbesserung der Zustände! das sei es, was wir brauchen, das sei es, was wir von der Philosophie fordern können. Stein knüpft damit an das Prophetentum Israels an: denn die Metaphysik der Propheten war Kulturphilosophie. Wie der Prophet solle der Philosoph von höchster Warte als Türmer die Zeichen der Zeit deuten, die Aufgaben der Zukunft verkünden. Die Metaphysik der Griechen entspricht dem Ideale Steins nicht: sie sei, wie er sarkastisch meint, trotz 2500jähriger Anstrengung zu Wasser geworden. — Ignoramus: sei das Ergebnis.

Trotzdem hören wir von Stein das vollberechtigte Wort: Wir haben uns an den Thatsachen gesättigt, übersättigt: es dürstet uns wieder nach Ursachen! Die Welt der Gesetze ist uns bekannt; aber die Innenwelt ist uns nach wie vor das größte aller Rätsel. Hier versagen die Instrumente! — Wofür leben wir? warum sollen wir? Können wir wissen? die Ursachen finden? Wir brauchen sie. — Das Denkmittel der Kausalität ist der Schlüssel ins Paradies des Weltverständnisses. Zwecke ohne zwecksetzendes Bewußtsein sind ein gedankliches Unding. Die Natur sagt uns nur, was wir sind; die Geschichte, was wir sollen. Welches sind die Imperative der Geschichte? Aber nur das Selbstgewollte können wir sollen. Persönlichkeit und Kausalität: die zwei Sterne in unsrer Geistesnacht! Ueberfülle an Individualitäten ist die Gefahr der Gegenwart; deren Mangel war die Not des staatlichen Altertums und des kirchlichen Mittelalters.

Der Lebenszweck des Menschen ist das Problem aller Probleme. Darum Studium der Lebensbilder, methodische Pflege der Biographik. Denn die Persönlichkeit ist im Geistigen, was die Ursächlichkeit in der Natur. — Gewiß: aber beide gehören zusammen; denn Persönlichkeit ist selbstbestimmte Ursächlichkeit. Stein kann der Metaphysik nicht entrinnen, wenn er wirklich den Lebenszweck der Menschheit im Sinne eines gesunden, zukunftsfrohen und arbeitsfreudigen Optimismus überzeugend nachweisen will. „Wille zur Erkenntnis": so be-

stimmt Stein den Lebenszweck des Menschen, und die höchste Aufgabe der Gesellschaft heißt darum allgemeine Verbreitung der Geistesbildung. Durch die Erkenntnis hofft Stein die Ueberwindung des zuchtlosen Individualismus. Er hat recht: wenn die Wahrheit nicht die Geister von innen heraus durch Selbstbeherrschung zu beherrschen vermag, wer soll es dann können? Die Wahrheit macht die Geister frei und zu freien Vollbringern des Gesetzes, zu freien Gliedern des Ganzen. — Steins Forderung ist jedenfalls gesund: und weil sie gesund ist, können wir dem Kulturphilosophen den Mangel einer metaphysischen Begründung nachsehen: geistige Gesundheit ist so gut wie ein Beweis. —

Stein ist offener und scharfer Gegner von Nietzsche. Dem Christentum habe Nietzsche den Krieg geschworen: aber sein Antichrist sei ein arges Unrecht. Nietzsches Kulturideal laute wohl: Erhöhung des Typus Mensch; aber in der That sei es die Rückkehr zum Raubtierideal. Wolle Nietzsche die Bedeutung eines Menschen für die Kultur nach seiner blühenden Leiblichkeit messen? Dann wären die Leibgrenadiere die geschichtlich wichtigsten Personen. Das Mitleid werde von Nietzsche als kulturfeindlich verworfen. Was wäre Nietzsche, von jeher ein „Krankheitsbündel", ohne das Evangelium des Mitleids? — Protest sei zu erheben gegen Fromanns Unterfangen, Nietzsche dem Pantheon der philosophischen Klassiker einzuverleiben. — Ich denke im Hinblick auf den jüngst Verewigten, das tragische Opfer tragischer Gedanken: Die geistige Größe ist auch bei Philosophen nicht nach einem Maßstab allein zu messen. Manche Denker sind groß, nicht durch das, was sie erkannt, sondern was sie gedacht und wie sie gedacht haben oder wie in ihnen gedacht wurde. Es giebt einen Ringkampf der Ideen mit dem Geiste. Er ahnt in ihnen wohl Dämonen; aber er erliegt dem dämonischen Zauber, mit dem ihn der Gedanke anhaucht: Wahrheit und Denken, Ideal und Wirklichkeit sind und bleiben unversöhnte Gegner, sie bekämpfen einander in ewiger Todfeindschaft, und zwar durch die trügerische Vorspiegelung der Versöhnung und der Liebe.

Das nervöse Jahrhundert hat die logische Herrschaft über die Gefühle eingebüßt. Wir leiden an einem Uebermaß von politischen Hysterikern, von künstlerischen Schwarmgeistern, von religiösen Sektierern, . . . von aus dem Geleise geratenen „Individualitäten". p. 302. „Wer das Gefühl zur Richterin über Wahr und Falsch, über Thun und Lassen bestellt, der . . . will die Herrschaftslosigkeit, den Anarchismus." Das Prinzip aller Gefühlsmystiker: „La cœur a ses raisons que la raison ne connait pas," (Pascal) sei die Rebellion gegen Vernunft und Logik. — Mit vollem Recht. Darum lehne ich das Gefühl als den Ursprung der Religion ab: Stein macht es gerade zum Träger der Religion. „Das Organ des Verstandes ist die Logik, das des Gefühls die Religion. Während die Logik seit Aristoteles unausgesetzt fordert, daß wir uns Gott entpersönlicht denken, beharrt das individuelle Gefühl unausbleiblich darauf, Gott immer wieder zu verpersönlichen." p. 305. Es ist nicht das Gefühl, sondern die Vernunft, welche die Forderung vertritt, alle bloße Thatsächlichkeit auf selbstbestimmte Thätigkeit, alles Natursein und Naturwirken auf persönliche Geistesthat zurückzuführen: die Fassung des Kausalgesetzes, welche ich vertrete. Hat nicht auch Stein selber die Persönlichkeit als die höchste Kategorie mit der Kausalität verbunden? p. 214.

Zur nähern Begründung, wie akut die Gefahr des überschwenglichen Individualismus sei, dienen die prächtig geschriebenen Kapitel ‚Gedankenanarchie' und

Gefühlsanarchie'. Der Mangel an Logik und logischer Schulung werde für die Durchschnittsbildung geradezu gefährlich. Der Sinn und Zweck des Denkens und Kunstschaffens werde in der Zuchtlosigkeit jeder individuellen Phantasie, in der Verhöhnung aller Tradition und Autorität gesucht. Trotz der tüchtigsten Philosophen gebe es keine eigentliche Schule. „Wer liest heute, von Fachkreisen natürlich abgesehen, diese Philosophen in der Absicht, in ihnen eine Weltanschauung wieder zu finden, an die man sich anlehnen könnte und die unser Bedürfnis nach einem vollkommen vereinheitlichten Weltbilde zu stillen vermöchte?" p. 295. Es scheint also unsere Philosophie mehr von dem Bedürfnis höherer Unterhaltung zu leben, als Schule zu machen. Der einseitige Individualismus läßt ebensowenig Schulen aufkommen, wie der Absolutismus: beide sind Despoten und wollen in ihrer Art Uniformierung.

Zwischen Vernunft und Gefühl ist ein immerwährender Kampf: oder vielmehr zwischen arbeitsfreudigem Optimismus und sentimentalem Pessimismus und Quietismus. Stein sieht in der Mystik den Herd aller dieser entkräftenden Stimmungen und kämpft darum gegen die mystischen Neigungen des nervösen Zeitalters auf allen Gebieten. Gesunde Mystik ist dem Menschen so notwendig wie das Gemüt; aber deren zuchtlose Ausartungen sind eine Gefahr. Die besondere Verwandtschaft des französischen Genius mit der Mystik zeichnet Stein mit geschicktem Hinweis auf den augenblicklichen Brunetière-Kultus. „Trotziges Freidenkertum schlägt unvermittelt in gefügiges Betschwestertum um." p. 316. Weil die gewissenhafte Geistesarbeit nicht alle Rätsel löst, wird der Verstand überhaupt entwertet und die rückhaltlose Hingabe an irgend eine Autorität als einzige Rettung gepriesen.

„Der religiöse Optimismus," der Vater der ganzen Mittelmeerkultur, wird von Stein mit Recht als das Verdienst der biblischen Offenbarungsreligion dargethan und in wirkungsvollen Gegensatz zu dem religiösen Pessimismus, Quietismus und Asketismus der ostasiatischen Kulturentwicklung gebracht. Stein nimmt die Gelegenheit wahr, die Verdienste und Leiden des jüdischen Volkes mit dem Eifer der Liebe hervorzuheben. Vielleicht hätte er auch einige ernste Mahnungen an das Judentum beifügen können. — Der Zusammenhang von Religion und Kultur tritt wohl nirgends so bedeutungsvoll hervor, wie bei dem Vergleich des theistischen Abendlandes und des monistischen Ostasien: aber auch nirgends erscheint die Idee als eine so gewaltige, weittragende, Segen oder Fluch, Leben oder Tod erzeugende Macht, als das Allerstärkste in der Welt. Es wäre für den Kulturphilosophen vielleicht von allergrößtem Interesse, die Frage zu untersuchen: ob nicht die segensreiche Kulturkraft des Optimismus vom Offenbarungsglauben an den überweltlichen und persönlichen Gott stamme, und ob nicht der Monismus naturgemäß zum Pessimismus führe? Pantheismus und Mystik sind ja eng verwandt.

Ist das Ideal des Weltfriedens erreichbar? Jedenfalls muß es erstrebt werden, sagen wir mit Stein. Es kann auch erstrebt werden: denn die menschliche Natur braucht nur Kampf, nicht Krieg. Die Entwicklung der Kulturgeschichte zeigt den Fortschritt von der rohen Selbstsucht zur Selbstbeherrschung. Wer den Krieg als einen Bestandteil der göttlichen Weltordnung ansehen möchte, soll sich erinnern, daß das messianische Zeitalter die Weltherrschaft des Friedens ist. Je weiter der Gesichtskreis, desto mehr gegenseitiges Ver-

ständnis. Die geistigen Lebensaufgaben, nur mit dem Aufwand von Kraft und Geld in Angriff genommen und gefördert, welche jetzt der Krieg verzehrt, sorgen besser als alle Feldzüge, daß die Welt nicht „in Materialismus", „in saft- und kraftlose Schäferpoesie" entarte. Die Tüchtigkeit, welche die Kriegsvorbereitung fördert, kann um ihrer selber willen erzielt werden, wie es die neutralen Staaten beweisen. Die Kulturfortschritte müssen nicht durch kriegerische Umwälzungen herbeigeführt werden; diesen Preis kann man ersparen, je höher die sittlich-religiöse Bildung der Gesamtheit wird. Die Souveränität der Staaten ist ebensowenig eine absolute Größe oder Selbstzweck, wie die „Freiheit" des Einzelnen. Durch das Verbot des Waffentragens ist die persönliche Freiheit nicht geschädigt, sondern geschützt.

Als die politische Aufgabe des 20. Jahrhunderts verkündet Stein die Weltherrschaft des europäischen Kultursystems, durchgeführt vom Bund der nationalen Kulturstaaten. Die Herrschaft der Vernunft ist der Friede; das Gefühl, die instinktive Leidenschaft bedeutet Kriegsgefahr. In der Zusammenfügung der romanischen, germanischen und slavischen Rassen besteht ein Vorzug unseres Kultursystems; nur gehört der Vorrang gegenwärtig den Germanen, wie in der Vergangenheit den Romanen, vielleicht in der Zukunft den Slaven. Ob die Welt-Herrschaft unserer Kultur durch „Aufteilung" Indiens und Chinas zu erzielen sei, wie Stein annimmt, halte ich für sehr zweifelhaft.

Die soziale Aufgabe ist die vollbewußte, fortschrittsgewisse Weiterführung des Prinzips: „Sozialismus der Institutionen, aber Individualismus der Personen." p. 411: „Die endgiltige Ueberwindung der bête humaine durch soziale Institutionen in Recht und Sitte, in Religion und Moral, in Kunst und Wissenschaft," „die Erhöhung des Typus Mensch" durch allgemeine Geistesbildung und durch gemeinsame Kulturarbeit.

Die Kriegsführung wird durch den Fortschritt der Technik so entsetzlich und menschenunwürdig, daß sie sich selber sittlich und sozial unmöglich machen wird. Die Ueberwindung der Illusionen wird mit dem Fortschritt der Verfassungsverhältnisse immer leichter und damit werden jene Interessen allein maßgebend werden, welche wirklich die Interessen der Völker und Staaten sind, nicht die des Ehrgeizes. Da die Entwicklung der Verhältnisse allmählich vor sich geht, wenn auch der sittlich-religiöse Geist, wie einst in prophetischen Weissagungen, so jetzt in Vernunftforderungen, das Ziel des Strebens mit hochsinniger Strenge schon sofort verwirklicht sehen möchte, so fallen alle Befürchtungen als unbegründet zusammen, die von dem plötzlichen Uebergang aus der Kriegs- in die Friedenspolitik hergenommen sind. Die Aera des Weltfriedens ist erst möglich, wenn die Menschheit sich ihrer innerlich wert gemacht und die geistige Macht herangebildet hat, um sie ohne irgend einen Verlust zu ertragen und gegen alle Gefährdungen aufrecht zu erhalten. Unterdes bleibe die Losung: „Je mehr Geist wir erzeugen und verbreiten, desto sicherer werden die Fundamente unserer sozialen Lebensordnung."

Prof. Dr. **Herman Schell.**



Ernst Eckstein und Ludwig Jacobowski.

Rasch nacheinander hat der Tod diese beiden Dichter hinweggeführt: den älteren erlöste am 18. November ein sanftes Sterben von zweijährigem Siechtum, den jüngeren traf das Schicksal am 2. Dezember, nach kurzem Krankenlager, mitten in der Fülle vielseitiger Thätigkeit. Und so fügt es sich, daß wir die nach Art und Alter, Herkunft und Entwickelung weit Getrennten für die Betrachtung ihres Lebenswerkes näher zusammenrücken.

Ernst Eckstein hatte längst den Höhepunkt seines Schaffens überschritten; was er uns sagen konnte, das hat er reichlich und in mannigfachen Bildungen und Formen ausgesprochen, in eine neue Phase seiner Entwicklung hätte selbst dieser bewegliche, nachgiebig und gewandt jeder Forderung der Zeit sich anschmiegende Schriftsteller nicht mehr eintreten können. Charakteristisch und bedeutsam für ihn ist die Jugendzeit seiner Schriftstellerei.

Unter den Erinnerungszeichen an die Tage holder Jugendeselei bewahrte ich lange eine Postkarte mit den paar Worten: „Senden Sie! E. E." Dieser simple Imperativ hatte lange für mein Gefühl den Klangwert, den etwa das erste Säbelrasseln für die trunkene Seele eines neugebackenen Leutnants hat. Eitel Wonne und Rausch! Wie Tausende von Pennälern, die unter dem Drucke der, Homer als grammatische Beispielsammlung behandelnden Philologen und dem „Seyffert-Elend" (so nannten wir Ellendt-Seyfferts bekannte lateinische Grammatik) seufzten, hatten auch wir aufgejauchzt bei der Lektüre von Ernst Ecksteins schnurriger Humoreske „Ein Besuch im Karzer". Die anderen: „Aus Sekunda und Prima", „Stimmungsbilder aus dem Gymnasium", „Katheder und Schulbank" u. s. w. reichten zwar nicht an den drastischen Witz der Karzergeschichte heran, aber sie nährten die „Eckstein-Stimmung". Ob diese unserem inneren Menschen zuträglich war, lasse ich hier ununtersucht; jedenfalls hatten wir immer ein böses Gewissen, der Lehrer könne die Kontrebande einmal erwischen. Ich selber fühlte mich durch Ecksteins Vorgang angeregt, auch meine nicht immer harmlosen Gymnasialerlebnisse in einer „Humoreske" niederzulegen, und kündigte dann das wichtige Ereignis dem „geistigen Vater" meines Kindes in einem pompösen Briefe an. Als Antwort erhielt ich jene Karte und später eine liebenswürdig eingehende Kritik. Wie viele ähnliche Erfahrungen mag Eckstein damals mit seinen jugendlichen Lesern gemacht haben! Litterarischen Wert haben diese Ecksteinschen Erzeugnisse des Schulhumors ja nicht, — wie viel feiner und stimmungsvoller sind die echt poetischen Gymnasialgeschichten Hans Hoffmanns, — aber sie erreichten hohe Auflageziffern und machten den Namen ihres witzigen Verfassers bekannt: dieser Name genügte, um auch seine weiteren Arbeiten begehrt zu machen. Eins haben diese leichten Sachen mit gewichtigeren Werken Ecksteins gemein: die Abneigung gegen alles steife, pedantische Wesen, das er in den formgewandten Versen seines „Hohen Liedes vom deutschen Professor" mit Scherz, Satire und Ironie gegeißelt hat. Dem Philistertum hatte er schon in seinem ersten humoristischen Epos „Schach der Königin" (1870) Fehde angekündigt.

Die Anfänge des (1845 in Gießen als Sohn des Stiftungsanwaltes Dr. Franz Eckstein geborenen) Dichters fallen in die 60er Jahre. Heinrich Heines Einfluß auf die Jugend war noch ungebrochen, Schopenhauer gab den miß-

gestimmten Seelen Nahrung. In der Heimat Eckstein's — sie ist auch die Heimat Karl Vogts und Wilhelm Liebknechts und bis heute eine Hochburg des „Freisinns" — herrschte eine liberale, antipreußische Volksstimmung. Auch auf Eckstein hat sie tief gewirkt, und im Bann dieser politischen Stimmung veröffentlichte der 21jährige Student ein gegen den damals vielgehaßten Bismarck gerichtetes Gedicht: „Wo steht Germanias Feind?" Später vergaß sich das!

Man hat die Litteratur der siebziger Jahre mit dem Namen Feuilletonismus bezeichnet. Feuilletonistisch hat sich denn auch das Schaffen Ecksteins entwickelt. Bezeichnend für ihn ist es, daß er nach einer kurzen Episode als Privatdozent in Berlin ein ruheloses Wanderleben begann: in Paris, der Schweiz, Italien, Spanien sammelte er bunte Eindrücke, die er zu flotten Essays, kecken Skizzen im Stile Heines und scharfen „Silhouetten" ausmünzte: „Leichte Ware", wie eine seiner Sammlungen heißt, die alle Raschheit und Schärfe des Blicks und geistvolle Auffassung bekunden. Aber wenn diese Art von Arbeit seinen Stil flott und elegant machte, so gewöhnte er sich doch auch daran, seine Stoffe nicht allzu tief zu durchdringen, mehr auf den Glanz der Bilder als auf innere Kraft der Gestaltung zu sehen. Er hat seine Erfolge immer mehr einer glücklichen Begabung als strenger, durch ein Ideal bestimmter Selbstzucht verdankt. Auch als er sich im Gefolge von Hopfen, Schack u. a. an humoristisch-satirische Epen machte (Venus Urania, 1872), da zeigte sich seine natürliche Gabe und Gewandtheit in der Behandlung des Verses ebenso wie sein für alles Lächerliche empfänglicher Geist. Zum eigentlichen Humoristen fehlte ihm der liebende Drang nach Versöhnung der Gegensätze im Menschenleben, das er mehr von einem pessimistisch-satirischen Standpunkt aus ansah. Graziöse Keckheit und ein gewisses ironisches Pathos lagen ihm besser. Formenschönheit, Gefühl für Rhythmik und gelegentlich auch Innigkeit des Tons kennzeichnen seine Lyrik. Sein Sinn für die äußere Form verleitete ihn oft genug zum Ausglätten und Abschleifen, aber auch zu virtuosen Verskunststücken und Spielereien. Wie er meisterhaft aus fremden Sprachen übersetzte, so bereitete es ihm Freude, auch deutsche Gedichte von Goethe, Lenau u. a. in sein „geliebtes Latein" zu übertragen (Lyra germano-latina).

Diese Vorliebe für römisches Wesen wie überhaupt das Altertum muß man im Auge behalten, wenn man Ecksteins Uebergang zum „archäologischen" Roman verstehen und ihm selber gerecht werden will. Ist der vielgewandte Schriftsteller, wie gewöhnlich behauptet wird, wirklich nur durch die Mode und den Erfolg der Freitag, Dahn und Ebers zur Behandlung altertümlicher Stoffe bestimmt worden? So einfach liegt die Sache doch nicht! Die Lust am Erfolg hat, das glaube auch ich, sicher mitgewirkt; aber zu den äußeren Beweggründen kamen doch auch innere. Seine „philologischen Erinnerungen" hat er, wie einer seiner Freunde, Franz Hirsch, in anderem Zusammenhange mitteilt, immer sorgsam gepflegt; er kannte die Quellen und merkte, daß sie gerade seinem Talent angepaßte Stoffe enthielten. Wie er viel auf Reisen in fremden Ländern sich umgesehen, so hat er auch immer exotische Dinge gern abgeschildert: man denke an sein Gedicht „Murillo" (1880), das ganz in spanische Farben getaucht ist, an seine zahlreichen italienischen Novellen und ähnliches. Jedenfalls aber hat er die Mode, gerade die römische Geschichte für den Roman wieder zu benutzen, selbst herbeiführen helfen: da war er nicht bloß „Nachtreter"; denn sein

dreibändiger Roman „Die Claudier“ erschien 1881, also gleichzeitig mit den ersten Römerromanen von Ebers (Der Kaiser) und Taylor-Hausrath (Antinous). Dichterisch ist Eckstein seinen beiden Mitbewerbern überlegen. Aber dichterische Werte waren es nicht, die seinen größeren Erfolg bedingten. Wie jene kam er ja dem archäologischen Interesse der Zeit, das in dem Bildungsstolz wurzelte, entgegen; von seiner feuilletonistischen Vergangenheit her brachte Eckstein den Blick für das Interessante, Pikante, ja Sensationelle mit, auch für seltsame Charaktere und Ereignisse hatte er einen starken Sinn. Er wußte farbenreiche Bilder zu entrollen und eine spannende, ereignisvolle Handlung zu erfinden: so diente er den romantisch-archäologischen Neigungen der Gebildeten und dem Aufregungsbedürfnis der vom Leben Gesättigten. Wie er hier (Prusias 1883, Nero 1889) in den Gewaltzeiten des römischen Kaisertums (Sklavenaufstände, Christenverfolgungen, Cäsarenwahnsinn) einen geeigneten grellen Hintergrund für seine Darstellung fand, so hat er noch in den letzten Jahren mit Vorliebe die dunklen, blutigdüsteren Zeiten des ausgehenden Mittelalters und der beginnenden Neuzeit behandelt: das Zauber- und Hexenwesen in der „Hexe von Glaustädt“ (1899), die greuelvollen Tage der Bauernerhebung in dem „Bildschnitzer von Weilburg“ (1900).

Inzwischen war aber der soziale Roman der modernen Realisten aufgekommen: Kretzer feierte seine Triumphe. Eckstein, in allen Sätteln gerecht, hat auch dieses Stoffgebiet mit Erfolg bearbeitet. Sein bestes Werk dieser Richtung ist „Die Familie Hartwig“ (1894), worin der materielle und moralische Untergang eines tüchtigen Handwerkers im Kampfe mit den Verhältnissen (unlauterer Wettbewerb u. s. w.) geschildert wird. Schon vorher hatte er wiederholt Probleme aus dem Eheleben behandelt (Jorinde, Hertha, Dombrowsky), dann 1897 im „Roderich Löhr“, aber Bedeutendes ist nicht darunter: er kam im allgemeinen über konventionelle Gestalten und untiefe Charakteristik nicht hinaus, nur sein gutes, altes Erzählertalent ist ihm treu geblieben. Eigentümlich ist Eckstein die Freude an den Seelenkämpfen krankhafter, nervöser Gemüter, deren Schicksalswendungen oft auf eine launische Caprice zurückzuführen sind; er scheut nicht vor einem heiklen Thema zurück. Ich denke hier an seine Novellensammlung „Adotja“; auch an „Die beiden Schwestern“, die s. Zt. im „Türmer“ erschienen. Gerade in dieser wie in den meisten seiner Novellen aber offenbart Eckstein eine feine psychologische Darstellungskunst, einen tiefen Blick für die natürlichen Regungen des menschlichen Herzens gegenüber den Forderungen der Sitte und Konvention.

Doch ich fände kein Ende, wollte ich über alle Arbeiten des Dichters reden, — hat er doch 80—90 Bände und Bändchen veröffentlicht, ohne das, was noch in seinem Nachlaß vorhanden ist. Wir bewundern diese Fülle, und doch wäre weniger mehr gewesen. Eckstein blieb dabei ein packender Erzähler, ein feiner Stilist, ein gewandter Schilderer, aber seine poetische Kraft litt unter dem schnellen Schaffen: bei seiner ungewöhnlichen Begabung hätte er mehr aus sich machen können.

* * *

Ludwig Jacobowski ist am 21. Januar 1868 zu Strelno in Posen geboren; früh zog er mit seinen Eltern nach Berlin. Seine Jugend fällt in die Zeit der ersten Gewitterstürme der sogenannten litterarischen Revolution. Dieser neue Sturm und Drang hatte sicherlich das eine Gute, dem künstlerischen Schaffen

das Leben wieder näher zu rücken und durch den Streit um die ästhetischen Probleme das Gewissen der Schaffenden zu schärfen. Auch Jacobowski nahm Stellung zu den Fragen der Zeit: grübelnd versenkte er sich in „Die Anfänge der Poesie" und brachte in seinen ersten lyrischen Sammlungen („Aus bewegten Stunden", 1889; „Funken", 1890) „das Ringen des Gefühls mit der neuen Welt" zum Ausdruck. Bezeichnend für ihn ist, daß er als junger Mensch mit seinem Freunde Richard Zoozmann eine litterarische Zeitschrift begründete, die „mitten in dem Streit der Parteien eine Oase bilden und an Stelle des gegenseitigen Bekämpfens der Richtungen das einheitliche Bestreben nach echter Kunst" setzen sollte (v. Hanstein, Das jüngste Deutschland). Diese kluge Mäßigung und charakteristische Besonnenheit hat er sich immer bewahrt: er hielt stets eine glückliche Mitte zwischen den Alten und Jungen; er war „modern", ohne eine Mode rückhaltlos mitzumachen, aber auch ohne sich dem Geiste und den Manieren der „neuen Zeit" ganz zu verschließen. Geschmackvoll, sorgsam wählend und ausarbeitend, echt in der Empfindung und wahr im Ausdruck, strebte er ehrlich nach Vollendung. Daß er sein Talent nicht forcierte, nicht mit gemachter Genialität kokettierte, sollte eigentlich kein Verdienst sein, aber gegenüber den Verzerrungen vieler Jüngsten wirkt es wohlthuend und zu des Dichters Gunsten. Ueberhaupt kannte der Dichter die Grenzen seines Talents besser als mancher seiner guten Freunde, die gar zu viel aus ihm machen wollten. Genug, daß es vorwärts mit ihm ging, und er seiner nicht ungewöhnlichen Begabung durch Fleiß und einen sorgsamen künstlerischen Verstand geschmackvolle, empfindungsechte Dichtungen abgewann. Von den etwas eintönig auf die erotische Saite gestimmten Gedichten „Aus Tag und Traum" (1895) kam er zu vollerem, vielseitigerem Ausdruck eines reicheren Innenlebens in den „Leuchtenden Tagen" (1899). Ernst und Wärme der Gesinnung, eigene feine Veranlagung verbunden mit geschickter Anempfindung, mehr Weichheit des Gefühls als männliche Kraft, gelegentliche Sentimentalität und ein gewisser Mangel an Anschauung bezeichnen sein Wesen. So hat er sich auch in verschiedenen Prosawerken gegeben, von denen „Loki" (1899) das bedeutendste ist. Ueber dieses Werk habe ich s. Zt. im Türmer berichtet. Er, der Jude, suchte stets ein innigeres Verhältnis zum deutschen Volke zu gewinnen: er hat spezifisch deutsche Stoffe behandelt, hat mit Vorliebe den Volksliederton gepflegt und näherte sich durch seine ganze Art dem Verständnis weiterer Kreise. Den breitesten Volksmassen wollte er die Schätze unserer Dichtung erschließen, um der schändlichen Kolportagelitteratur entgegenzuarbeiten. Ob mit „Neuen Liedern der besten neueren Dichter fürs Volk", „Dichtern fürs Volk" (Goethe, Heine, Uhland u. s. w.) der richtige Weg zur Hebung der Volksbildung beschritten war, ob mit dieser Art Volksaufklärung viel gewonnen ist für eine Reform des Lebens, und ob der volksfremde, wenn auch volksfreundliche Litterat Jacobowski der rechte Mann dazu war, das lassen wir hier dahingestellt: der Wille war sicherlich gut. Erwähnen wir noch seine Anthologien „Aus deutscher Seele" (Volkslieder, 1899) und „Die blaue Blume" (mit F. v. Oppeln-Bronikowski, 1900), ferner seine dramatischen Versuche (die Verskomödie: „Diyab der Narr" u. a.), daneben eine lebhafte Thätigkeit als Kritiker und Herausgeber der „Gesellschaft", so sehen wir, daß der Tod einem arbeitsamen Leben ein Ende machte. Der Rest des Lebenskampfes und vielleicht auch manche Enttäuschungen wurden ihm geschenkt. Welche Zukunft seines dichte-

rischen Schaffens mit seiner sterblichen Hülle zu Grabe getragen wurde, wir wissen es nicht: aber die Art seines Talentes zwingt uns auch nicht zu der Annahme, daß durch diesen menschlich-beklagenswert frühen Tod der Welt das Schauspiel einer ungeahnt großen, eigenartigen Entwicklung vorbehalten worden sei. „Auch in der Jugend zu sterben ist gut!“ ... **Karl Berger.**



Die neueste Schulreform.

Die am 26. November v. J. ergangene Königliche Verordnung über die Reform des höheren Schulwesens bringt eine wesentliche Neuerung, die nach den letzten Verhandlungen in Berlin zu erwarten war: „die grundsätzliche Anerkennung der Gleichwertigkeit der drei höheren Lehranstalten.“ Das wird, wie wir früher an dieser Stelle auszuführen suchten, als ein Fortschritt zu begrüßen sein. Auch werden, nachdem Preußen hierin vorangegangen ist, die anderen deutschen Staaten nachfolgen müssen, da schlechterdings unhaltbare Zustände entstehen würden, wenn Zeugnisse irgendwelcher außerpreußischen Realgymnasien und Ober-Realschulen nicht als Berechtigungsschein zum Universitätsstudium betrachtet würden. Die zweite bedeutsame Bestimmung der Verordnung ist die Abschaffung der 1892 eingeführten Abschlußprüfung in Sekunda. Das werden die preußischen Schulen als die Befreiung von einer sehr lästigen Einrichtung betrachten. Die sächsischen Schulen können sich hier einer gewissen Befriedigung nicht erwehren: haben sie doch dieser Abschlußprüfung von vornherein so mißtraut, daß sie sich zu ihrer Einführung nicht entschließen mochten. Allgemein wird man aber die Lehre zu beherzigen haben, die in diesem Aufgeben einer angeblichen Verbesserung liegt, und man wird hoffentlich künftighin auf die Stimmen der Besonnenen hören, die auf die Gefahr jeglichen Experimentierens mit dem Lehrplane bei jeder Gelegenheit hinweisen. Kein Schulmann wird das witzige Behagen teilen, mit dem der Kladderadatsch nach seinem guten Recht über dieses Eingeständnis eines Irrtums seitens der Behörde spottet, und wird kummervoll gegenüber den Vorwürfen der Generationen schweigen müssen, die seit 1892 gezwungen waren, diese nun als überflüssig und schädlich verworfene Prüfung zu machen. Eine natürliche Folge der angeordneten Gleichstellung ist, daß nunmehr die Möglichkeit vorliegt, „die Eigenart jeder der drei Schularten kräftiger zu betonen,“ und daß daher der Lateinunterricht an Gymnasien und Realgymnasien wieder verstärkt werden darf. Also auch hier ein Zurücknehmen einer Einführung von 1892, die übrigens ebenfalls nicht in allen außerpreußischen Staaten in demselben Maße Nachahmung gefunden hatte. Aber es ist erfreulich, daß man sich auch hier zu dem Grundsatze „gründlich oder gar nicht“ zurückgefunden hat. Die neuen Bestimmungen über die lebenden Sprachen sind so, wie sie die Verordnung ausspricht, nicht ganz leicht auf ihren Wert zu prüfen. Man wird erst abwarten müssen, wie die einzelnen Schulen ihren besonderen „örtlichen Verhältnissen“ entsprechend sich damit

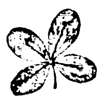


abfinden. Wie es ohne schwere Schädigung des inneren organischen Zusammenhanges alles Unterrichts möglich sein soll, „überall neben dem Griechischen englischen Ersatzunterricht bis Untersekunda (natürlich von Ober-Prima an gerechnet) zu gestatten," d. h. den Untersekundaner vor die Entscheidung zu stellen, ob er sich mit den bisher erlernten Rudimenten des Griechischen zufrieden geben und nun vier Jahre lang Englisch lernen will, das ist schlechterdings nicht erfindlich. Ich habe einmal unter „besonderen örtlichen Verhältnissen" an einem preußischen Gymnasium ein solches Experiment mit einem einzigen Schüler machen müssen und weiß von den dadurch heraufbeschworenen Unzuträglichkeiten etwas zu berichten. Daher kann ich auch die Verwandlung des französischen Unterrichtes in einen fakultativen von Obersekunda an und die obligatorische Einführung des Englischen an seiner Stelle, die auch gestattet sein soll, nur unter ganz absonderlichen Verhältnissen für gedeihlich halten. Alle übrigen Anordnungen betreffen den inneren Betrieb der Unterrichtsfächer und treffen ausnahmslos das Richtige. Ihre Durchführung beruht allerdings, wie in dankenswerter Weise anerkannt wird, „auf der allzeit bewährten Pflichttreue und verständnisvollen Hingebung der Lehrerschaft". Nur der Fachmann kann ermessen, auf welche harten Schwierigkeiten solche an sich trefflichen Forderungen stoßen, wie daß der Unterricht in der Erdkunde in die Hände von Fachlehrern gelegt werden solle, oder daß in den neueren Sprachen der „Nachdruck auf Gewandtheit im Sprechen und sicheres Verständnis der gangbaren Schriftsteller" gelegt werde. Aber, wenn wir uns nach bestem Können mit diesen Schwierigkeiten abzufinden wissen werden, so rechnen auch wir andererseits auf thatkräftigste Unterstützung von seiten der Behörde und öffentlichen Meinung, wie sie in unsern Parlamenten zum Ausdruck kommt. So heißt es beispielsweise: „Im naturwissenschaftlichen Unterricht haben die Anschauung und das Experiment einen größeren Raum einzunehmen und häufigere Exkursionen den Unterricht zu beleben." Die Erfüllung der ersten Forderung hängt in erster Linie nicht von dem guten Willen des Lehrers, sondern davon ab, ob hinreichende Geldmittel für das physikalische und chemische Kabinett bewilligt werden, und sie sind gewiß bei zahlreichen Schulen nicht hinreichend. Hinsichtlich des zweiten Wunsches wird es darauf ankommen, ob der Staat gewillt sein wird, den Lehrern außerhalb der Schulstunden liegende Ausflüge auf ihre Pflichtstunden in Anrechnung zu bringen, was natürlich nichts anderes bedeutet, als eine Vermehrung der betreffenden Lehrer. Also heißt es auch hier: Thu Geld in deinen Beutel.

Im übrigen bedeutet die Königliche Verordnung doch noch nicht die so wünschenswerte Sicherheit, daß in den Reformversuchen nunmehr eine Pause eingetreten sei, die auch von den Behörden ungern unterbrochen würde. Abgesehen davon, daß die Einführung der Bestimmung über das Abschlußexamen und die neuern Sprachen, die wir erwähnten, naturgemäß noch auf einige Zeit Unruhe verursachen wird, so sollen die Altonaer und Frankfurter Reformpläne „wo die Voraussetzungen zutreffen, auf breiterer Grundlage erprobt werden." Immerhin kann man hoffen, daß man sich die seit 1892 gemachten Erfahrungen zur Warnung dienen lassen wird. Für die Eltern schulpflichtiger Kinder bleibt es endlich ein Gewinn, daß sie zwischen drei verschiedenen Bildungsgängen werden wählen können, ohne ihren Söhnen irgend einen Lebensberuf zu verschließen. An den drei Schulen ist es nunmehr, ihre Lebensfähigkeit zu beweisen. Sollte

wirklich eine von ihnen derartig überlebt sein, daß sie ihre Existenz seit geraumer Zeit nur durch die Bevorzugung in der Berechtigungserteilung fristet, dann wird diese im Kampf ums Dasein nunmehr das Los des Schwächeren erdulden müssen.

Dr. **Erich Meyer**, Weimar.



Christentum und Zeitströmungen.

Wenn Lavaters hundertjähriger Todestag († 2. Januar 1801) hier in der kirchlichen Rundschau erwähnt wird, so geschieht es nicht zum wenigsten, weil jene Zeit uns ein Gegenbild liefern soll zu der heutigen Lage. Einzigartig in mancher Hinsicht war die Stellung, die der Züricher Pfarrer unter seinen Zeitgenossen hatte. Seit Luther, so wurde nach Mörikofer damals öfters ausgesprochen, habe keine Persönlichkeit so eingreifend und mächtig in Deutschland gewirkt wie Lavater. Wo er hinkam, strömten die Massen zusammen.

> Kinder, Sünder,
> Matadoren, Weise, Thoren,
> Große, Kleine
> Taumelten als wie vom Weine,

heißt es in einem Bremenser Spottgedicht. Herder jauchzte ihm nach dem Erscheinen der „Aussichten in die Ewigkeit" (1773) zu: „Dieser innere apostolische Charakter . . . hat meine ganze Seele zu Ihnen gerissen. Was müssen Sie für ein Mensch sein, wenn das die ewige Gestalt ihres Geistes und Herzens sein könnte." Goethe hatte sich derart in seine Denkweise eingelebt, daß er zu einer Predigt, von der Lavater nur den ersten Teil ausgearbeitet hatte, die beiden andern so anfertigte, daß Lavater sie ohne weiteres halten konnte*), und Susanna von Klettenberg ergriff nach der Lektüre des oben genannten Werkes „auf der Stelle die Feder, um Ihnen die Freude, die nicht zu schildernde Wonne zu bezeugen, welche meine Seele bei Durchlesung der Briefe durchdrang".

In der That war Lavater ein genialer Mann. Seine Werke, die für uns heute zum großen Teil kaum lesbar sind, geben davon keinen völligen Begriff; ihnen mangelt die rechte Durcharbeitung, die künstlerische Reife. Aber als Seelsorger und Prediger muß er eine geradezu überwältigende Persönlichkeit gewesen sein. Durch peinliche, streng wahrhaftige Selbstbeobachtung, sowie durch einen großen, von seiner glänzenden Unterhaltungsgabe angezogenen Umgangskreis gewann er eine erstaunliche Menschenkenntnis, die in seinen „Physiognomischen Fragmenten" freilich auf Abwege geriet. „Lavaters Einsicht in die einzelnen Menschen", urteilt Goethe, „ging über alle Begriffe, . . . ja es war furchtbar,

---

*) Diese Ergänzung meiner Studie „Goethe und die Predigt" im Oktoberheft verdanke ich der Freundlichkeit eines aufmerksamen „Türmer"-Lesers, Herrn Volt, dem auf diesem Wege bester Dank gesagt sei.



in der Nähe des Mannes zu leben, dem jede Grenze deutlich erschien, in welche die Natur uns Individuen einzuschränken beliebt hat." Dazu kam eine seltene Rednergabe, die die Herzen zu erschüttern vermochte und die eigene Glaubenszuversicht in andere Seelen überströmen ließ.

Was uns an Lavater besonders fesselt, ist, daß er in einzelnen Stücken geradezu als ein Vorläufer der Gegenwart erscheint. In der Wüste des Nationalismus erhob er seine Stimme als bibelgläubiger Prediger. Ohne konfessionelle Engherzigkeit stellte er Christus in den Mittelpunkt seiner Predigt. „Keine äußerliche sogenannte Kirche ist die rechte . . ., sondern die rechte ist das Aggregat aller von Christus allein beseelten Menschen. Wer Christus lieb hat und ihn von Herzen seinen Herrn nennt und sich durch seine Lehre bestimmen läßt, ist ein Christ." Gegenüber der flachen Verständigkeit des Zeitalters, die sich besonders in Nicolai personifizierte, hatte er Sinn und Verständnis für die wunderbaren und geheimnisvollen mystischen Regungen der Menschenbrust, und sein lebhaftes religiöses Empfinden ließ ihn Ruhe nur im Verkehr mit dem lebendigen Gott finden.

Und doch — trotz alledem ist Lavater keine reife, volle Persönlichkeit. Auch wenn wir Goethes Urteil:

> Schade, daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf!
> Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff

als zu hart und aus zeitweiliger Verstimmung entsprungen ablehnen, bleibt genug des Unharmonischen übrig. Zum Teil lag die Schuld davon in ihm selbst. „Es war ein zu andringendes Hervorstellen seiner Persönlichkeit," sagt einer seiner gerechtesten Beurteiler, „ein zu ungeduldiges den Himmel bestürmendes Verlangen nach besonderer Auszeichnung, ein zu unruhiges und heftiges Wirken seines persönlichen Willens, als daß sein Streben zur völligen Einheit mit dem ewigen Willen gelangt wäre." Aber neben diesem persönlichen Moment darf ein anderes nicht vergessen werden, die Ungunst der Zeit. Religiöse und bibelgläubige Männer hatten am Ende des 18. Jahrhunderts die volle Strömung des gesamten geistigen Lebens gegen sich. Sie wurden, zumal wenn sie reizbare Naturen waren, unwiderstehlich in eine geistige Isolierung gedrängt. Was uns an ihrem Glauben als grundlegend und unbestreitbar erscheint, galt jener nüchternen Zeit als wilder Fanatismus und phantastische Ueberschwenglichkeit, die mit allen Waffen der Kritik bekämpft werden mußte. Das blieb nicht ohne Rückwirkung auf die Charakterbildung, und daher kommt es, daß die Männer jenes Kreises, ein Lavater, Hamann, Jung Stilling bei aller Sympathie und Hochachtung, die wir für sie hegen, doch stets für unser Empfinden etwas von „wunderlichen Heiligen" an sich tragen, wenn auch Hases, des geistvollen Kirchenhistorikers*), Charakteristik etwas zu geistreich und zugespitzt ist, der den „redlichen, unwiderstehlichen" Lavater als einen Mann schildert, „der mit magischer Vielgeschäftigkeit Himmlisches und Irdisches geistreich ineinander wirrte".

* * *

*) Im Anschluß an Hases bereits früher erwähnten 100. Geburtstag, 25. Aug. 1900, sei hier das Erinnerungsblatt von G. Fuchs erwähnt, das unter dem Titel: „K. v. Hase, ein Bekenner des Christentums und der Freiheit" bei Fock in Leipzig erschienen ist.



Als Gegenbild zu unserer Zeit sollte uns Lavater dienen. Er mußte als gläubiger Christ gegen eine übermächtig starke Zeitströmung ankämpfen. Heute fließt der Strom der Zeit in günstigerer Richtung. Ein Beweis dafür ist das litterarische Ereignis des vergangenen Jahres auf dem Gebiete der Theologie, Harnacks „Wesen des Christentums", von dem in wenigen Monaten 15000 Exemplare abgesetzt sind.

Sehr verschieden lautet das Urteil über dieses Buch je nach dem Standpunkt, von welchem aus der Leser an es herantritt. Wenn ein schlichter Bibelchrist, der gewohnt ist in den Gedanken und in der Sprache der Bibel den Ausdruck seines Glaubenslebens zu finden, Harnacks Schrift in die Hand nimmt, so ist es wohl verständlich, daß er das Buch enttäuscht beiseite legt. Harnack gestaltet aus der Predigt Jesu drei Kreise: das Reich Gottes und sein Kommen, Gott der Vater und der unendliche Wert der Menschenseele, die bessere Gerechtigkeit und das Gebot der Liebe. Wo bleiben die großen Gedanken der Erlösung und Versöhnung? wird unser Bibelchrist fragen. Sind sie wirklich nur jüdische Schlacken, die das Evangelium in seiner Reinheit trüben? Merkwürdig auch, wie sehr die Begriffe Sünde, Buße, Gnade zurücktreten! Tendenziös ist die Darstellung, als gäbe es in evangelischen Kreisen irgendwie bedeutsame Richtungen, die lehren, „erst müsse man über Christus richtig denken, dann erst könne man an sein Evangelium herantreten", und was über die Fragen der Christologie gesagt ist, wird wenige auch von denen, die Harnack nahe stehen, voll befriedigen. So ist es erklärlich, daß weite und ernste Kreise dem Buche gegenüber eine ablehnende Haltung eingenommen haben.

Und doch halte ich diese Stellungnahme nicht für die richtige. Man denke sich einmal als Leser des Buches einen Menschen, der durch seine Lebensführung ganz eingetaucht ist in sogenanntes modernes Wissen und Denken. Hier schleudert ihm Nietzsche die verächtlichsten Anklagen gegen die erbärmliche Niedrigkeit der christlichen Gesinnung ins Gesicht, und dort schildert ihm die Sozialdemokratie das Christentum als rein soziale Erscheinung, die sich nur um des Volkes willen mit religiösem Mäntelchen verbrämt habe; hier schelten flache Aufklärer Kirche und Religion als überwundenen Standpunkt der Dummen und Rückständigen, und dort löst die ätzende Kritik des radikalen Liberalismus alle urchristliche Geschichtserzählung in blauen Dunst auf. Es giebt doch Menschen genug, die unter dem Einfluß solcher Strömungen zwar innerlich sich nicht befriedigt fühlen, aber mit äußerstem Mißtrauen jeder christlichen Verkündigung gegenüberstehen. Und nun nimmt Harnack ihre Anschauungen auf, spricht sie ruhig und objektiv mit ihnen durch, erkennt an, was wahr daran ist — denn jeder Irrtum ist ja stark durch das Korn Wahrheit, das in ihm steckt — stellt Irrtümer richtig, und beginnt vor allem in geschichtlicher Betrachtung den zeitlosen, ewigen Kern des Christentums von den zeitgeschichtlichen Hüllen zu trennen. Gewiß, ich glaube auch, daß er dabei noch ein Stück von dem Kerne selbst mit fortschneidet. Aber auch, was übrig bleibt, ist genug, um unsern Zeitgenossen ein ganz anderes Bild von unserm Glauben zu geben, als sie bisher vielfach gehabt haben. Und wer nach der Lektüre des Harnackschen Buches nun mit neuem religiösen Verlangen und gefördertem Verständnis an die Quellen unsers Christentums im Neuen Testamente herangeht, wird in ihnen für seine hungernde Seele sicherlich noch weitere und kräftigere Nahrung finden. Darum möchte ich hier, wo es sich nicht

um theologische Auseinandersetzungen handelt, anstatt mit dem Verfasser zu schmälen, lieber meine Freude aussprechen, daß seine Vorlesungen so zahlreiche Zuhörer, sein Buch einen so großen Leserkreis gefunden haben. Das sind bedeutsame symptomatische Zeichen für die Strömungen, die durch unser geistiges Leben gehen. Die einseitige Herrschaft der materialistischen und mechanischen Weltanschauung ist gebrochen. Wir stehen am Sterbebette des Materialismus. Neben „Kraft und Stoff“ treten wieder Geist und Leben.

* * *

In den geistigen Kämpfen um die Weltanschauung geht es wie im Kriege. Den großen Entscheidungsschlachten gehen kleinere, aber oft nicht minder heftige Vorpostengefechte voraus und zur Seite. Von einem solchen Geplänkel mag hier berichtet sein. Professor Krüger in Gießen hatte in einem Aufsatz der „Christlichen Welt“ über „Unkirchliche Theologie“ den Satz aufgestellt: „Ich suche die eigentliche Aufgabe des akademischen Lehrers in etwas, das die Kirche zunächst erschrecken muß. Unsere Aufgabe besteht in erster Linie in dem Berufe, Seelen zu gefährden.“ Ein heftiger Zeitungskampf, den zu verfolgen wir kein Interesse haben, ist über diesem Satze entbrannt und bis in theologische und kirchliche Versammlungen gedrungen. Hier nur ein kurzes Wort. Was Krüger gemeint hat, ist jedem Verständigen klar. Wer ernste Wissenschaft und besonders wer heute Theologie treiben will, muß sich darauf gefaßt machen, daß naive Vorstellungen beseitigt, schwere Probleme aufgeworfen werden, und wer dereinst als Geistlicher den Menschen helfen soll mit dem Lichte des göttlichen Wortes die Rätsel des menschlichen Daseins zu beleuchten, der muß selbst, wenn auch erschauernd, den Mut gehabt haben, diesen Rätseln allen, ob sie sich in exegetische oder geschichtliche, philosophische oder naturwissenschaftliche Masken kleiden, ins Auge zu schauen. Wo es Kämpfe giebt, giebt es aber auch Verwundete und Tote, und in Seelenkämpfen können Seelen in Gefahr geraten. Das ungefähr hat Krüger nach seiner späteren Erklärung auch wirklich gemeint. Und ich meine, als akademischer Lehrer, der ein Herz für seine Schüler hat, hätte er hinzusetzen können: Unsere Aufgabe besteht in erster Linie darin, Seelen, die wir mit den Gefahren, die ihnen drohen, unter allen Umständen ohne Rückhalt bekannt machen müssen, in diesen Nöten zur Seite zu stehen. Statt dessen gab er leider einer in vielen theologischen Kreisen heute überhandnehmenden unglückseligen Sucht nach geistreicher Pointierung nach und schrieb: „Unser Beruf ist, Seelen zu gefährden.“ Ob wohl derselbe Herr Krüger seine Söhne zu einem Schwimmlehrer schicken würde, der verheißungsvoll ankündet: „Ich sehe es als meinen Beruf an, das Leben der mir anvertrauten Schüler zu gefährden!?“

* * *

Vom geistigen zum sozialen Gebiet. Unsere Rundschau wird diesmal etwas bunt, aber das Leben ist ja auch oft genug bunt.

Wer Harnacks „Wesen des Christentums“ liest, wird hier, wie auch in andern Schriften desselben Theologen, öfters herbe, rigoristische Anschauungen finden. So schreibt er S. 62 in Erörterungen über das Evangelium und die soziale Frage: „Ich zweifle auch nicht, es wird die Zeit kommen, in der man w o h l l e b e n d e Seelsorger ebensowenig mehr vertragen wird, wie man herr-

schende Priester verträgt; denn wir werden in dieser Beziehung feinfühliger, und das ist gut. Man wird es nicht mehr für schicklich im höheren Sinne des Wortes halten, daß jemand den Armen Ergebung und Zufriedenheit predigt, der selbst wohlhabend ist und um die Vermehrung seines Besitzes eifrig sorgt. Ein Gesunder mag wohl einen Kranken trösten; aber wie soll der Besitzende den Besitzlosen von dem Unwert der Güter überzeugen?" Die Logik des letzten Satzes bleibt mir verschlossen. Ich glaube eher, daß der Besitzende den Besitzlosen trösten wird, indem er ihm von seinem Ueberfluß darreicht, als daß ein Gesunder einem Kranken zusprechen kann, wenn man derartige Fragen überhaupt aufwerfen will. Der Haken liegt ganz wo anders. Ob ein Seelsorger wohlhabend ist oder nicht, dürfte ziemlich gleichgiltig sein, aber daran, ob er knauserig ist oder nicht, daran hängt allerdings seine ganze Wirksamkeit. Unser Volk erwartet von seinen Seelsorgern stets eine offene Hand, und wohl noch niemals hat ein geiziger Mann, womit nicht nur ganz schmutziger Geiz, sondern jedes Kleben am Gelde gemeint ist, eine irgendwie bedeutsame seelsorgerliche Wirksamkeit entfaltet.

Immerhin ist aber solcher Puritanismus viel herzerfreuender als die Laxheit in Geldsachen, die heutzutage nur zu sehr in kirchlichen Kreisen eingerissen ist. Ich sehe dabei schon ganz ab von den vielen „christlichen Geschäften" und ihrem Handel mit Sprüchen, Traktaten u. dergl. Wenigstens in einigen Fällen handelt es sich hier um solide geschäftliche Unternehmungen, deren Ertrag löblichen Zwecken zu gute kommt. Die christliche Etikette würde allerdings auch bei diesen besser wegbleiben.*) Aber man lese die folgende Zeitungs-Nachricht:

„Der Hauptgewinn der Eisenacher Kirchenbau-Lotterie im Betrage von 100000 Mk., der in die Kollekte eines Herrn Kretzschmar nach Leipzig fiel, scheint einstweilen herrenloses Gut zu bleiben. Aus den Büchern des Kollekteurs ergab sich als Käufer der mit dem Gewinn gezogenen Losnummer der Oberkellner eines Weinrestaurants in Leipzig. Als diesem die Nachricht von seinem fabelhaften Glück überbracht wurde — der Gewinn wird ohne Abzug ausbezahlt —, zeigte er sich durchaus nicht erfreut, denn er hatte alle sieben Lose, die er erstanden hatte, allmählich weiter verkauft. Ueber den Käufer des fraglichen Gewinnloses war er zuerst im Zweifel. Nach längerem Nachdenken konnte er jedoch feststellen, daß dieses Los während der Michaelismesse in den Besitz eines jungen Kaufmanns aus Berlin übergegangen war. Den Namen des neuen Besitzers hatte er nicht notiert und konnte über ihn nichts weiter angeben, als daß er schwarzes Haar und orientalischen Typus hatte. Uebrigens soll der junge Mann in Begleitung einer Dame gewesen sein, der er das Los gleich nach dem Kaufe verehrte. Die Frage, wer die 100000 Mk. gewonnen hat, dürfte unter diesen Umständen nicht leicht beantwortet werden."

Welcher Art diese „Dame" gewesen ist, läßt sich aus dem Milieu, in dem sie auftaucht, unschwer erraten. Kirchenbau-Lotterien zum Besten von Dirnen, damit sind die Bazars mit Tanz zum Besten von Hungernden doch noch erheblich übertroffen. Wann wird in der kirchlichen Praxis endlich mit dem non olet gebrochen werden?

* * *

*) Der Redaktion sind von derartigen Sachen zugegangen: Zwei Serien Postkarten mit religiösen Motiven der „Gesellschaft für christliche Kunst" und Abreißkalender der Berliner Stadtmission für 1901.



Wenn einmal zukünftige Historiker die Wandlung beschreiben werden, die das geistige Leben in den letzten vier Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts durch die immer entschiedenere Abkehr von einer rein mechanischen Weltauffassung machte, so wird von ihnen unter den Vorkämpfern der neuen Zeit auch der Name des Mannes genannt werden, der am 25. November v. J. im Alter von siebenundsiebzig Jahren die Augen geschlossen hat, Willibald Beyschlag. Den Lesern des „Türmers" ist sein Name bekannt. Im ersten Jahrgange wurde auf die Lebenserinnerungen des bedeutenden Mannes, und noch im letzten Hefte auf seine Verdienste um die evangelischen Sammlungsbestrebungen hingewiesen. Beyschlag war Professor, aber der Schwerpunkt seines Schaffens liegt nicht in seiner wissenschaftlichen, sondern in seiner litterarischen und publizistischen Thätigkeit. Dadurch wirkte er weit über die Grenzen seines Amtes hinaus. Selbst sein wissenschaftliches Hauptwerk, ein „Leben Jesu", hat sich seine Verbreitung nicht durch die Methode seiner Forschung oder die Kühnheit seiner Aufstellungen, sondern durch seine reizvolle Darstellungskunst erworben, die den erzählenden Teil zu einem überaus interessanten Gemälde ausgestaltete. Sein wirksamstes Buch war wohl „Aus dem Leben eines Frühvollendeten", in dem er von dem Leben seines Bruders mit künstlerischem Feingefühl und lichtvoller Darstellung ein fesselndes Bild entrollte. Während heute neben dem Fachstudium die Beschäftigung mit nationalökonomischen Fragen stark in den Gesichtskreis der Theologen tritt, verkörperte sich in Beyschlag in glänzendster Weise das Ideal der Zeit, die in einer feinen ästhetischen und litterarischen Durchbildung das allein maßgebende Kennzeichen allgemeiner Bildung sah. Doch stand seine kampfesfrohe Persönlichkeit bis in die letzte Zeit in den kirchlichen Kämpfen der Gegenwart im Vordergrund. Die Universität Halle wußte ihn als rednerisch hochbegabten und zur Repräsentation äußerst geschickten Mann wohl zu würdigen, und noch bei der Jahrhundertwende mußte Beyschlag ihr Mund sein. Auch seine Gegner werden Beyschlag ungerne scheiden sehn, hatte doch in ihm eine wesentliche Richtung unseres evangelischen Lebens gewissermaßen Fleisch gewonnen.

Christian Rogge.



Königsdramen.

(Orestie, Agnes Bernauer, Königssöhne.)

In die karge dramatische Litteratur unserer Gegenwart ragte in diesen Tagen das große gigantische Schicksal der antiken Tragödie und wir sahen die tragische Muse

> Mit fliegendem Haar
> Und düsterm Blick
> Im Winde sausen
> Um Felsenwände . . .

Eine starke Sehnsucht nach höherem Stil des Lebens und der Kunst regt sich nun wieder. Man begehrt von der Dichtung nicht mehr die Spiegelung,

sondern die Steigerung. Was die Mitlebenden bringen, das ist alles mehr Sehnen als Erfüllen. So wendet man sich zurück und gräbt nach verschollenen Schätzen, sucht die Geheimnisse toter Städte und verschütteter Königsgräber, um aus ihnen das Bild des übermächtigen Geschicks, das uns verloren ging, neu zu gewinnen.

Wie stark das Bedürfnis nach einer reicheren, majestätischeren Kunst, nach Königsdramen und Weihfestspielen ist, das zeigte die allgemeine Teilnahme und der in überraschend zahlreichen Wiederholungen sich beweisende innere und äußere Erfolg der Berliner Orestieaufführung.

Schon im vorigen Winter hatte der Akademische Verein für Kunst und Litteratur mit den ersten darstellerischen Intelligenzen unserer Theater den Oedipus und die Antigone auf die Bühne gebracht. Das Unterscheidende von den früheren Versuchen, die antike Tragödie zu beleben, vor allem von den dramaturgischen Bemühungen unserer Gymnasien lag darin, daß man hier nicht dem Bildungsehrgeiz und der Schöngeisterei schmeicheln, sondern daß man fern aller akademischen Pedanterie den menschlichen Vollinhalt ausschöpfen wollte. Diese Freiheit des Umgangs mit der alten Kunst konnte aber nur jemand wagen, der ein Herrscher auf diesem Gebiet war, der die eindringendste, tiefspürendste wissenschaftliche Erkenntnis besaß und daraus Machtfülle und Machtvollkommenheit gewann, alles Rüstzeug der gelehrten Werkstatt in den Hintergrund zu stellen und nur die ewigen Gestalten zu zeigen. Das ist der Professor Ulrich von Wilamowitz-Möllendorff, der Mann mit dem Kopf des griechischen Philosophen. Er hat den Sophokles und jetzt die Orestie des Aeschylos in menschlich und dichterisch hoher Schönheit verdeutscht. In einer Sprache, der das Charakteristische das einzig ästhetische Gesetz ist und das Lebendigmachen oberstes Gebot. Ein geistiger Schliemann hat er goldene Kostbarkeiten herausgefördert, die — es sei Wahrheit unter uns — undurchdringlicher Schulstaub für nur allzuviele verbarg. An der Pforte dieser Welt ward kein Bildungsballast als Zoll gefordert, sondern nur Gefühlsfähigkeit. Wer die hatte, der ging nicht unbeschenkt aus Hellas.

So erlebten wir die Orestie.

Durch die kluge, konzentrierende und das Wesentliche beleuchtende Bühnenbearbeitung Dr. Hans Oberländers waren die drei Teile der Trilogie zu einem Drama zusammengeballt. Seine Wirkung möchte ich auf Wilamowitz' Rat hier ganz frei von allen Bildungsreminiscenzen, rein nach der menschlich-künstlerischen Eindrucksfähigkeit reproduzieren. Und diese erwies sich, das sei gleich vorausgeschickt, mit ungeheurer Wucht.

Elementar in den ersten Akten. Sie geben das Drama Agamemnons, Kassandras und Klytämnestras; die Heimkehr des siegreichen Flottenführers vom eroberten Troja in Begleitung der schönsten Kriegesbeute, der Königstochter und Seherin Kassandra; die Ermordung des Helden und der Magd durch die eigene Gattin Klytämnestra, die so ihre von Agamemnon dem Waffenglücke geopferte Tochter Iphigenie rächt. Stärkerer Impuls aber als das beleidigte Muttergefühl und als das durch die Mitführung der Kassandra beleidigte Gattingefühl ist der alte Dämonenfluch, der auf diesem Hause lastet, der Fluch der Blutschuld, der schon die Ahnen Atreus und Thyestes verstrickte und Söhne und Enkel fortwirkend verdirbt.

„Des Hauses alten Dämon", ihn fühlen wir leibhaftig und seinen grauenvollen Atem. Schon in den ersten Scenen umspinnt uns lähmendes Vorgefühl. Aber der Schauer hat Größe. Und voll tragischer Hoheit ist es, wie Agamemnon, der eben noch auf dem Streitwagen gestanden, zwischen den Frauen, der jauchzenden Klytämnestra und der stummen Kassandra, den purpurbelegten Pfad schreitet, der ihn in sein Haus zurückgeleitet, Sieger und Opfer zugleich. Es ist der Weg des Todes, den er tritt.

„Als Hadespforte grüß' ich dieses Schlosses Thor" — sagt Kassandra von der düstern Flügelthür, die sich nun schließt und die auch sie bald verschlingen wird. In grauenvollem Bilde aber thun sich jetzt die Mauern dieses Unheilhauses auf. Nicht wirklich, nur den geistigen Augen bersten sie. Durch die visionäre Ekstase Kassandras, in der nun der göttliche Wahnsinn der Seherin hoch auflodert, enthüllt sich das Unsagbar-Gräßliche: die Ermordung Agamemnons. „Ein Hauch entströmt dem Schlosse, wie von frischem Blut." Fackelschein umlodert die bleiche Priesterin, und ihre Glieder zucken, von den Schlangen des Entsetzens umwunden. Und nun muß sie selbst denselben Weg, ihr Schicksal zu erfüllen. Als furchtbarer Ausklang dieser Scene der erschütternde, doppelte Todesschrei des getroffenen Königs. Und jetzt mit überlebensgroßer Steigerung öffnen sich wirklich die Wände zu ungeheurer Offenbarung. Die Pforten springen, und im roten Schein steht Klytämnestra purpurn, den blutigen Tropfen an der Stirn, vor ihren Opfern, im grausigen Triumph.

Das sind Momente, wo wir Schicksalsgipfel sehen, wo das Ungewöhnliche Ereignis wird.

Sehr klug ist zur Verstärkung dieser Wirkung der Chor benutzt. Der Chor ist nicht nur, wie die allgemeine Meinung lehrt, das Sprachrohr des Dichters, sondern er scheint mir vielmehr das normale Alltagsleben darzustellen. Er ist der Hintergrund, von dem sich das überragende Thun der großen Helden und der großen Verbrecher abhebt. Daher hat er in manchen Momenten etwas Poloniusmäßiges, er ist unentschieden, preist die goldene Mittelstraße. Etwas Philiströses zeigt er oft und er erinnert an die braven Bürger im Faust:

> Herr Nachbar, ja, so lass' ich's auch geschehn:
> Sie mögen sich die Köpfe spalten,
> Mag alles durcheinander gehn,
> Doch nur zu Hause bleib's beim alten.

Dadurch, daß Aeschylus die Ausnahmenaturen in das Normalgetriebe des Lebens stellt, erreicht er eine höhere Wahrheitswirkung. Auch Shakespeare hat diese Wirkung gut verstanden.

Nach dem Klytämnestradrama die Akte der Koephoren, der opfernden Frauen am Grabe des „höchst unköniglich Gemordeten". In feierlichen, ruhigen Linien beginnend, wie ein Reigen Burne-Jonesscher Gestalten. Aber noch ist das Maß des Grauens nicht erschöpft. Der Fluch wirkt weiter und reckt aus diesem Königsgrabe mahnend seine Hand. Orest, der Sohn, ist heimgekehrt. Er und Elektra, Bruder und Schwester, finden sich zu schmerzensreichem Wiedersehn. Stärker als der Schmerz aber ist die Mahnung der Rache. Der Entschluß ringt sich aus der weichen Seele des Sohns — er gehört schon einer neuen Generation und hat schon nicht mehr die dämonische Wildheit des alten Geschlechts — unter Kämpfen los, und es folgt die entsetzlichste That, der Muttermord. Das ist die

tiefste Tiefe, in die uns der Dichter führt. Aus ihr leitet er zur Auferstehung. Denn das wird mählich deutlicher, in der Gestalt des Orestes bereitet sich der Uebergang der alten, grausen Zeiten zu neuer Sittlichkeit.

Orestes steht über seinem Opfer nicht als Triumphator, wie Klytämnestra einst erschien. In seinem Innern vollzieht sich eine erschütternde Wandlung. Die That mußte er thun, aber ertragen kann er sie nicht:

> mein Herz geht durch. Es sitzt das Graun
> Davor und will sein Lied ihm pfeifen, und das Herz
> Begehrt zu tanzen nach der Schaudermelodie.

Er sieht die Rachegeister, die Erinyen, nahen mit den Schlangen im Haar, sie fassen ihn und werden ihn hetzen von Ort zu Ort.

Das ist dramatisch wieder von stärkstem Eindruck. Naturgemäß muß das leibhaftige Erscheinen der Erinyen, die nun die treibenden Gewalten des letzten Teils werden, im Eindruck dahinter zurückbleiben. Die Phantasie schafft von ihnen ein unheimlicheres Bild, als es die unzulängliche Perrückenwirtschaft des Theaters kann. Die elementaren Wirkungen haben mit der letzten Scene der Koephoren überhaupt ihren Höhepunkt erreicht. Der letzte Teil gehört einer andern Gefühlswelt an und verlangt mehr als nur naive Anteilnahme an den Geschicken der Atridenfamilie. Er weitet sich zu einem Drama großer religiöser Weltanschauung und klingt in einem hohen Weihefestspiel aus. Orest ist nicht mehr Hauptperson, die Götter selber werden es. In großartiger Anschauung — man denkt an Wagners Asen und Nibelungen — führt Aeschylos den schimmernden Gott des Lichts, den fernhintreffenden Apollo gegen das schwarze Geschlecht der Nacht, gegen die Rachegötter der Urzeit. Die neuen Götter gegen die alten. Um Orest entbrennt der Kampf, und seine Sache führt die Entscheidung zwischen beiden herbei.

Den Morgenschein einer neuen Zeit will Aeschylos malen, der die finstern Nebel der fluchbeladenen, durch frevle Selbsthilfe, durch nie rastende Blutrache befleckten Vergangenheit vertreibt. Die Macht und Herrlichkeit des geeinten Staates will er preisen, der nicht mehr der Dämonen zur Züchtigung der Frevelthat bedarf, weil er selbst das Recht spricht, und der mit dem Recht der Strafe auch das Recht der Entsühnung erworben hat.

Darauf will der Dichter hinaus. Und so führt er im letzten Bild nach Athen, wo Pallas Athene ihr Volk mündig spricht, wo Orestes frei der Schuld erklärt wird, und wo die grollenden Urgottheiten selbst erlöst werden. Ihre Aufgabe ist erfüllt, ihre Götterdämmerung angebrochen. Aber nicht in Groll versinken sie, sie kehren — das ist dichterisch groß und hymnisch gesprochen — zur Ruhe als Verwandelte, nicht mehr Rächende, sondern Hüterinnen des Rechtes, nicht mehr Erinyen, sondern Eumeniden:

> Ewigen Bund mit den mächtigen Gästen
> Haben die Bürger Athenas geschlossen . . .

So wandelt das Drama erhabenen Schrittes aus den Abgründen der Blutschuld und grauser Verbrechen in immer reinere Höhen zum Areshügel und klingt in den Jubelchor erhöhter und gereinigter Menschlichkeit aus, eine Fülle von Gesichten und Gefühlen weckend.

* * *

Und noch einer Neubelebung aus dem Geschlecht der Königsdramen müssen wir in diesem Monat gedenken. Das Schauspielhaus hat eine Aufführung der

wenig bekannten „Agnes Bernauer“ von Hebbel gewagt, und auch dies Wagnis hat sich wohl belohnt.

Daß Hebbel, diesen eigensüchtigsten, persönlichsten Betrachter aller Dinge, der in unzähligen Variationen abgeklapperte, singspielmäßige, sentimentale Stoff der Liebe und heimlichen Ehe des jungen Fürstensohns, Albrechts von Bayern, und der schönen Baderstochter und ihr thränenreiches Ende nicht allein reizen konnte, muß jedem, der dieses Geistes einen Hauch verspürt hat, klar sein. Es lockt, die Hebbelsche Faust in diesem Stoff zu finden.

Sie zeigt sich nicht gleich. Die ersten Akte, die von der Liebe auf den ersten Blick, der frischen Werbung und der Heimführung handeln, sind nicht allzu hebbelsch. Erst im zweiten Akte merken wir auf. Jetzt entwickelt sich die ganz originelle Idee. Nicht das blindverliebte, junge, heißblütige Paar wird die Hauptperson, sondern ein ganz anderer, an den man zuletzt gedacht, Herzog Ernst, der Vater Albrechts. In den Alltagsbehandlungen des Stoffes hatte er immer die Rolle des grausamen Tyrannen übernehmen müssen, des blutdürstigen Wüterichs, der den Engel von Augsburg heimtückisch morden läßt. Die allzu einfache Dekretierung dieses Charakters regte Hebbel zur Nachprüfung an. Er mußte immer den Dingen auf den Grund gehen, die verwickeltsten seelischen Komplikationen erkennen und die Herzen und Nieren der Menschen bis ins Tiefste sondieren. Aus der Beschäftigung mit dem Fall der Agnes Bernauer erwuchs die Gestalt des alten Herzogs seiner Phantasieerkenntnis ganz anders, als die primitive Legendenerzählung sie in schlichtfaßlichen Zügen vorlegt.

Dieser Herzog wird ihm ein Kämpfer ums Recht, ums Recht und um die Pflicht der Majestät, des Fürstenberufs. Durch eine ganz restlose, dramatisch meisterhafte Motivierung überzeugt uns Hebbel von dem Zwang der Lage: der Herzog hat nur einen Nachfolger, den jungen Albrecht. Der aber würde auf den Thron die unebenbürtige Frau mitbringen, und seine Kinder würden von den verwandten Fürsten nicht anerkannt werden. Das Unheil, das daraus entsteht, liegt für den Herzog nicht in der Verletzung des Kastengeistes oder im Standesgefühl, es liegt — und dadurch weitet sich dies Drama — darin, daß notwendigerweise der Bürgerkrieg hereinbrechen muß, daß die raubgierigen Nachbarfürsten sofort, wenn sie auch nur einen Schein des Rechts sich anmaßen können, die Fänge regen werden. Der junge Albrecht hatte, als er leichtherzig freite, an sein Glück nur gedacht, nicht an das Wohl des Landes, zu dessen künftigem Lenker ihn das Geschick berufen. Und Agnes Bernauer hat „die Ordnung der Welt gestört, Vater und Sohn entzweit, dem Volk seinen Fürsten entfremdet“. Und that sie es auch unwissentlich, sie muß fallen, sie wird ein Opfer, „das reinste Opfer, das der Notwendigkeit im Laufe aller Jahrhunderte gefallen ist“.

Das ist keine That aus Grausamkeit mehr, auch nicht aus nüchterner Staatsraison, sondern aus dem hohen sittlichen Gefühl der Verantwortung. Dieser Fürst belädt sich freiwillig mit Schuld des Blutes, um seinem Volk den Frieden zu erhalten. Und die größte Scene wird es, als Vater und Sohn sich gegenübertreten, erst mit den Waffen in der Hand, und der Sohn allmählich erkennt, was der Vater gethan, und nun auch in ihm der Fürst erwacht.

Und über den Fürstenberuf werden hier die tiefsten Worte gesprochen. Der Vater sagt zu Albrecht: „Wenn das Gewalt ist, was du erleidest, so ist es eine Gewalt, die alle deine Väter dir anthun, eine Gewalt, die sie sich selbst auf-

geladen und ein halbes Jahrtausend ohne Murren ertragen haben, und das ist die Gewalt des Rechts."

Und als Albrecht tobend sich den Tod wünscht, spricht die ernste, eindringliche Stimme weiter: „Mein Sohn, geh in dich! Es ist wahr, du kannst deine Schuld noch vergrößern, du kannst dir den Tod ertrotzen oder dich, wer will's hindern, hinterrücks aus der Welt stehlen. Du kannst aber auch alles wieder gut machen. Thu's, o thu's; fasse einen Entschluß, daß du vor deinen Ahnen nicht zu erröten brauchst." Die Greuel des Bürgerkrieges malt ihm der Vater. Zahllose würden ihn einst anklagen: „Wir fielen, weil Herzog Albrecht raste," dieselben, die sonst sprechen könnten: „Wir starben in Frieden, weil er sich selbst überwand." Was von beiden eintreten wird, hängt nur davon ab, ob Albrecht das Leben und seine Forderung anerkennt oder ob er, widerstandslos seinem selbstsüchtigen Schmerz hingegeben, Agnes in den Tod folgt.

Und es nimmt — völlig untheatralisch, in allmählichem, von innen wirkendem, ergreifendem Uebergang vollzieht es sich — der Junge sein schweres Amt auf sich. Der alte Herzog legt den Herrscherstab nieder, seine Aufgabe war dornig, schmerzvoll und blutig. Er sucht den Klosterfrieden.

Dies Drama lehrt, wie der Prinz von Homburg Kleists, daß auch patriotische Gefühle künstlerisch stärkster und ergreifendster Verdichtung fähig sind, eine Wahrheit, die die nationalen Festspiele unserer Gegenwart nicht erfaßten. Wie sagt Herzog Ernst von dem überladenen, prahlerischen Denkmal, das ihm der Bildhauer für seine demütig stille Gattin entworfen: „Gräber sollen stillschweigen oder doch so reden, daß der Geringste sie versteht. Aber, das muß immer scharwenzeln, immer, es wäre kein Wunder, wenn man am Ende gar vergäße, daß man von der Erde genommen ist und wieder zur Erde werden soll, und es scheint doch vielen zu gefallen, sonst würden's diese Leute ja nicht bei jedermann versuchen."

* * *

Den beiden großen Künstlern der Vergangenheit folgt in weitem Abstand ein schmächtiger, blutloser Jüngling, dessen Sehnsucht auch Königsgedanken hegt und der mit Scepter und Krone spielt.

Ein junger Däne mit dem Wikingernamen H e l g e R o d e brachte durch Ibsens Namen und Geleitswort gefördert auf der Sezessionsbühne ein Drama „K ö n i g s s ö h n e" zur Aufführung. Helge Rode ist der Typus des Epigonen, er greift nach den tiefsten Problemen des Lebens, nach den ewigen Gegensätzen der Menschennatur, die sich befehden, zerfleischen und nie versöhnen, doch er rüttelt mit allzu schwachen Händen an den geheimnisvollen Pforten, und nur in blassen, schemenhaften Gestalten kann er seinen Gedanken bleichsüchtig anämischen Ausdruck geben. Die großen Kontraste der Weltanschauung schweben ihm vor, Askese, Weltverneinung, und freudige, apollinisch jauchzende Weltbejahung. Die beiden Königssöhne, Telamon, der düstere, und Oinos, das Sonnenkind, sind die Vertreter. Und künstlerische Aufgabe wird es für Helge Rode, beide aus der Einseitigkeit ihrer Kreise zur weiteren Erkenntnis zu führen. Der Weltverneinende, in dessen Kontemplation die Leidenschaft einbricht und ihm das Gefühl verwirrt, büßt die Erkenntnis mit dem Tod. Der freudige Bejaher, dessen gellender Lust das Sterben seine drohende Mahnung zeigt, lernt den Schmerz; er reift an ihm zur Weisheit und erkennt die Pole des Seins, von denen er

frevelnd übermütig früher den einen verleugnet. Das Lachen wandelt sich zum verzichtenden Lächeln, und er spricht nun: „Diese geheimnisvolle Welt liebe ich, Leben und Tod." So wird er wissend und wahrer König.

Das Gefühl, aus dem diese Gedankengestalten erwachsen sind, berührt uns und bleibt nicht ohne Widerhall, und der sehnsüchtig lyrisch-klagende Ton der Dichtung hat melancholischen Reiz. Aber die Schaffens-Ohnmacht dieses Werbers um das Königsdrama ist doch zu sichtlich. Die Krone ist ihm zu schwer, und Heinrichs des Vierten Wort muß sich dieser schwache Prätendent gefallen lassen: „O, blöder Jüngling, die Größe, die du suchst, wird dich erdrücken."

Felix Poppenberg.



Musikalische Gedenktage.

Vergessenheit! -- Ein hartes Wort für uns alle, die wir so gern den Trost hätten, daß man unser noch gedächte, wenn wir selber nicht mehr sind. Am härtesten aber doch für den Künstler, dem so oft der Gedanke an die Gerechtigkeit der Zukunft ein Trost sein muß für die Unbill, den Mangel an Anerkennung in der Gegenwart!

Und doch! — Es schadet dem Künstler eigentlich nichts, wenn sein äußeres Sein in Vergessenheit gerät, es ist sogar wohl der natürliche Gang, daß im Lauf der Zeit sein Name gewissermaßen zum Begriff erstarrt, zum Kunstbegriff, über dem das Menschlich-Individuelle verloren geht. Gerade beim großen Künstler liegt diese Entwicklung nah. Alles Menschliche, wenigstens soweit es äußerliches Erleben ist, ist ja so vergänglich klein gegenüber dem Ewigkeitsdasein des echten Kunstwerks, zu dem der Weg jedem offen steht, der genießen kann, zu dem es keiner Vorstudien, keiner Forschung, keiner Arbeit bedarf; es wirkt und spricht ja für sich allein. Das bleibt Thatsache, wenn ich auch der erste bin, der zugiebt, daß die Kenntnis des Menschen im Künstler von ungeheuerer Bedeutung für das rechte Verständnis des letzteren ist. Aber was wissen wir von den großen Griechen, was wissen wir von Shakespeare, was weiß der Durchschnittsgebildete von Raffael oder Dürer, was weiß man gewöhnlich von seinen Zeitgenossen, wenn diese ihre ersten Werke vor uns stellen? Und sehen wir nicht andererseits, wie schwer fast allen die Erkenntnis jener Großen wird, deren Menschensein noch größer ist, als ihre Werke? Gilt das nicht sogar von unserem Goethe?!

Doch genug davon. Es ist das Geschick alles Irdischen, daß es vergänglich ist. Und so wehe das uns angesichts irdischer Schönheit berühren mag, wir behalten den Trost, daß das Beste in uns doch unvergänglich bleibt, weil es göttlich ist.

Daß es nun eine kleine, recht menschliche, allzu-menschliche Schwäche ist, die dafür sorgt, daß wir immer wieder an die Großen vergangener Zeiten gemahnt werden, soll uns nicht irren. Die Festtage sind ein Bedürfnis für das Leben des einzelnen wie der Gesamtheit, für das Leben der Gegenwart, wie für das der Geschichte. Man lächelt oft über die Gewohnheit, Gedenktage zu feiern.

Man sagt mit Recht, man solle jener, die es verdienen, zu jeder Zeit gedenken, an die andern aber brauchten wir gar nicht erst wieder erinnert zu werden. Das hört sich großartig an, aber die thatsächlichen Verhältnisse belehren uns eines andern. Die Sorgen des täglichen Lebens nehmen uns so in Anspruch, daß wir über den Kleinigkeiten des Augenblicks, die mehr verwirren und zerstreuen, auch das Schönste und Erhabenste der Vergangenheit, das uns über die vergängliche Stunde hinausführt in die Ewigkeit, vergessen könnten, würden wir nicht zu gewissen Zeiten daran erinnert.

So scheint mir die Gepflogenheit, nach gewissen Zeiträumen eines Menschen zu gedenken, der wenigstens unseren Vorfahren etwas zu sagen hatte, wenn er auch nicht mehr unmittelbar zu uns redet, eine sehr heilsame und förderliche. —

In den heurigen Januar fallen auch drei musikalische Gedenktage, die uns nicht nur die Gelegenheit geben, die Erinnerung an einige bedeutende Künstler in uns wachzurufen, sondern auch ein beredtes Zeugnis ablegen für den Wandel des Geschmackes, des Kunsturteils, die ferner Zeugnis ablegen für die ausgleichende Gerechtigkeit der Geschichte. —

Am 11. Januar 1801 starb in Venedig Domenico Cimarosa, als er im Begriff war, sich nach Rußland einzuschiffen. Sein Tod erregte die Oeffentlichkeit in hohem Maße. Aber nicht in künstlerischer, sondern in politischer Hinsicht. Denn Cimarosa war nicht nur italienischer Musiker, sondern auch italienischer Patriot. Und so hatte er sich 1798 trotz seiner fünfzig Jahre am neapolitanischen Aufstand beteiligt. Das Todesurteil wandelte König Ferdinands Gnade in Kerkerhaft, und auch diese wurde aufgehoben. Als aber der Künstler kurze Zeit nachher starb, glaubte das Volk, sein Liebling sei im Gefängnis vergiftet worden. Die ärztliche Wissenschaft widersprach dem Gerücht, indem sie eine natürliche Todesursache feststellen konnte. Doch gründlicher als diese Worte der Wissenschaft brachten die Thaten des großen Korsen den Tod des einfachen Musikers in Vergessenheit.

Eine Weile noch herrschten die zahlreichen Opern des Verstorbenen so mächtig auf der italienischen Bühne und damit auf den Theatern Europas, daß man sich wohl noch vielfach auch mit den Schicksalen des Menschen befaßte. Sein Entwicklungsgang war ja nicht abenteuerlich seltsam, aber doch bemerkenswert genug. Als Sohn eines Maurers, nach andern einer Wäscherin, war Cimarosa im kleinen Aversa geboren. Der früh Verwaiste war in die Armenschule der Minoriten im nahen Neapel gekommen. Hier bewahrte ihn seine früh hervortretende musikalische Anlage vor der Kutte. Italien verdankt ja seine erstaunlich große Zahl von Künstlern vorwiegend auch dem Umstande, daß der bei uns übliche Widerstand gegen diesen „brotlosen" Beruf fast gar nicht vorhanden ist. Auch die Minoritenbrüder hielten sich für verpflichtet, das junge Talent auszubilden. Einer aus ihrer Mitte, der Pater Polcano, war des Jungen erster Lehrer. Der Zwölfjährige kam bereits aufs Konservatorium, und als Jüngling von dreiundzwanzig Jahren feierte er seinen ersten Triumph als dramatischer Komponist mit seiner Oper „Le stravaganze del conte" (1772). Und von jetzt ab folgen sich seine Werke mit jener in Italien selbstverständlichen Fruchtbarkeit, angesichts derer man immer wieder den Vorwurf leichtfertiger Arbeit zurückdrängt und sich wundert, daß noch so viel gearbeitet worden. Wohlverstanden „gearbeitet", das heißt kunstvoll ausgeführt. Die Skizze, die Erfindung der Melodie

ist diesen Leuten, denen immer etwas einfällt, ein Vergnügen. Sie wollen ja nicht mehr sein als die Ergötzer dankbarer Zuhörer. Es geht etwas Dilettantisches, im schärfsten und strengsten Sinne des Wortes, durch diese ganze ältere italienische Opernmusik. Die Kunst ist all diesen Leuten, trotzdem sie sie berufsmäßig treiben, Zeitvertreib und Vergnügen. Für die sinnliche und sinnfällig wirkende Musik liegt diese Gefahr der Verflachung ja am nächsten. Das ist auch der tiefere Grund, weshalb die italienische Oper unausstehlich wird, wenn sie sich an ernste Stoffe wagt, während sie noch heute — wir haben es erst kürzlich beim Gastspiel der italienischen Operntruppe der Sembrich erlebt — uns köstlich unterhalten und ergötzen kann, wenn sie als harmloser Zeitvertreib in der opera buffa auftritt.

Auch Cimarosa unterscheidet sich in der Hinsicht nicht von den andern Vertretern der ersten Periode der komischen Oper in Italien. Sie ist heute tot, die zu ihrer Zeit eine so überreiche Fülle von Blüten getrieben. Daß der große Paesiello in seinem berühmtesten Werke, dem „Barbier von Sevilla“, ein Menschenalter später durch Rossini abgelöst werden konnte, ist ein äußeres Zeichen dafür, wie lange der Geschmack solchen Erscheinungen gegenüber treu bleibt. Auch Cimarosa, Paesiellos bedeutendster Rival, hat das erfahren. Ich brauche die Titel seiner achtzig Opern nicht aufzuzählen, sie sind heute alle vergessen. Eine nur lebt noch — vielleicht liegt es am Reiz des Titels allein — „Die heimliche Ehe“, die er 1792 für Wien schrieb. In vereinzelten Fällen kommt das Werk auch heute noch auf die Bühne. Und dann wundert man sich und bedauert es, daß so viel Liebenswürdigkeit, Lustigkeit, harmlose Fröhlichkeit, Gesundheit und sinnfällige Schönheit in den Theaterarchiven verstauben muß. Man wundert sich darüber, solange man im Banne der Töne bleibt. Ist man draußen, so hat man alles vergessen. Und damit hat man den Grund der Erscheinung. Diese Werke haben unserem inneren Empfinden nichts mehr zu sagen. So mögen sie denn vergessen sein. An gewissen Tagen, gerade solch einem hundertsten Todestage aber, dürfen wir wohl daran denken. Mit einem gewissen Gefühl des Neides vielleicht sogar auf jene Zeit, die sich so harmlos freuen konnte, der die Kunst eitel Vergnügen sein durfte.

So habe ich von Cimarosas Leben kaum etwas gesagt. Es ist auch außer von Anfang und Ende kaum etwas zu berichten. Denn sein Mannesdasein vollzog sich in der für den berühmten italienischen Tonsetzer jener Tage stereotypen Form. Aus der Heimat zog er in die bewundernsfreudige Ferne, hier St. Petersburg und Wien, gewann dort Gold und Ruhm und kehrte dann wieder heim in das damals überall gelobte Land der Musik. —

* * *

In diesen äußeren Zügen ähnlich und doch im Grunde völlig verschieden verlief das Leben Gasparo Luigi Pacifico S p o n t i n i s. Auch er, am 14. November 1774 zu Majolati geboren, gewann mit zweiundzwanzig Jahren in der Heimat Ruhm, verbrachte dann die größte Zeit seines Lebens (1803—1848) als gefeierter Meister in der Fremde (Paris und Berlin), um die letzten Jahre in der Heimat zu leben, wo er in seinem Geburtsort am 14. Januar 1851 starb. Aber er kam als eine g e s t ü r z t e G r ö ß e in die Heimat zurück, und diese Thatsache hatte eine weit über die Person des von ihr Betroffenen hinausgehende Bedeutung: sie bedeutete nämlich den Sturz der musikalischen Vorherrschaft der

Fremden in Deutschland. Auch für die innere Entwicklung der Geschichte der Oper hat dieser traurige Abgang eine symbolische Bedeutung. Es mußte sich auf diese Weise das völlig Ungenügende des bisherigen künstlerischen Wollens in der Oper offenbaren, bevor der Platz für das Wagnersche Musikdrama frei wurde. Wagner hat das selber in seinen warmherzigen „Erinnerungen" an den eben verstorbenen Spontini (Ges. Schr., Bd. V, S. 86 f.), wenn auch nicht ausdrücklich, hervorgehoben. „Spontini war das letzte Glied einer Reihe von Komponisten, deren erstes Glied in Gluck zu finden ist; was Gluck wollte und zuerst grundsätzlich unternahm, die möglichst vollständige Dramatisierung der Opernkantate, das führte Spontini — soweit es in der musikalischen Opernform zu erreichen war — aus." Neben ihm stand Rossini, der „die dramatische Absicht der Oper vollkommen fahren ließ, und dagegen das im Genre liegende frivole und absolut sinnliche Moment einzig hervorhob und entwickelte". Der dritte war Meyerbeer, der geschickte Macher, der, von Rossini ausgehend, immer den vorgefundenen Geschmack des Publikums zum Gesetzgeber für sein künstlerisches Schaffen machte und sich auch von Spontini genug anzueignen wußte, um sein Kunstverfahren als etwas charakteristisch Grundsätzliches erscheinen zu lassen.

Daß die Werke der beiden letzteren noch heute leben, während Spontinis Schaffen tot ist, beweist nicht, daß sie über dem Vergessenen stehen, sondern daß in ihrer Richtung nicht weitergeschritten worden ist, während Spontinis Absichten durch Wagners Werk völlig überholt sind.

Rein für sich oder vom zeitgenössischen Standpunkt aus betrachtet, gehören Spontinis drei Hauptwerke „Die Vestalin" (1807), „Ferdinand Cortez" (1809) und „Olympia" (1819) zu den bedeutsamsten Schöpfungen der Opernlitteratur. Ein großes Können und ein durchaus künstlerisches, großes Wollen offenbart sich in ihnen. Daß das erstere dem letzteren nicht immer gerecht wird, ist allerdings nicht zu leugnen. Spontini blieb trotz allen Strebens zu sehr Italiener, zu ausschließlich Meister des Gesangs. Für die Bedeutung, die das Orchester für das dramatische Leben in der Musik gewinnen konnte, hatte er kein Gefühl; Orchesterkomponist ist er nie gewesen, und so versuchte er durch eine ungeheure Anspannung und Ausnutzung der Menschenstimme und durch äußeren Theatereffekt das zu erreichen, was ihm innerlich vorschwebte. Sodann ist allerdings nicht zu verkennen, daß sein Besitz auch sonst beschränkt war. Ihm fehlte Beweglichkeit und Leichtigkeit des Schaffens, wie Vielheit des Ausdrucks.

Was aber Spontini (neben dem gleichstrebenden Cherubini) aus der unübersehbaren Schar italienischer Opernkomponisten hinaushebt, das ist sein Ringen um die Kunst. Es geht durch sein ganzes Leben. Der Knabe schon, der für den geistlichen Stand bestimmt war, hatte zu kämpfen. Später mußte er, nachdem er bereits schöne Erfolge errungen, erkennen, daß sein bisheriges Ideal, das sich ganz mit dem der echten „Italiener" deckte, einer strengen Auffassung nicht standhielt. So folgt der italienischen von 1803—1820 die Pariser Periode, der sein oben geschildertes Schaffen angehört. Von 1820 ab wirkte Spontini als Herrscher des Berliner Opernhauses.

In Berlin hat er Bedeutendes nicht mehr geschaffen, hier ist er gestürzt worden. Es fehlt mir der Raum, die Geschichte seiner Berliner Wirksamkeit auch nur in den Hauptzügen zu schildern. Wer sich darüber unterrichten will, findet alles Wichtige in Spittas Aufsätzen „Zur Musik" (Berlin 1892). Es sei nur her-

vorgehoben, daß es nicht etwa seine eigenen Werke waren, die das Mißfallen erregten, sondern sein Verhalten deutschen Tonsetzern, insbesondere Karl Maria von Weber gegenüber, sowie seine unangenehmen menschlichen Eigenschaften überhaupt. Die Cäsarennatur, die dem Komponisten und Dirigenten zu großen Triumphen verhalf, schädigte den Menschen. Eine fast wahnwitzige Selbstüberschätzung raubte ihm die Fähigkeit, den Wert anderer recht zu erkennen. Seine Rechthaberei führte zu endlosen Streitigkeiten. Dann aber kam er, der Fremde, der die deutsche Sprache nicht verstand, aus dem Mißtrauen nicht hinaus, und er wählte im Kampf mit seinen wirklichen und vermeintlichen Feinden gar oft die Waffen der Intrigue und Hinterlist. Doch hat er auch als Mensch gute Eigenschaften gezeigt, und für seine Fehler hat er gebüßt. Ein Blick auf den melancholischen Greis, der, fast taub, in seinem kleinen Heimatdörfchen sitzt, nachdem er sich jahrzehntelang als ein Fürst im Reiche der Kunst hatte erscheinen dürfen, stimmt uns mild. Und für sein Schaffen hat er bei der Nachwelt das Recht auf Gerechtigkeit. —

* * *

Acht Tage nach dem Italiener, am 21. Januar 1851, starb in Berlin, wo er am 23. November 1801 geboren war, Albert Lortzing*). Es läßt sich kaum ein größerer Gegensatz der Schicksale denken, als Spontini und Lortzing ihn bedeuten. Jener im Leben gefeiert, Günstling des Hofes, in einflußreichster Stellung, mit Gold überhäuft. — Der Deutsche ohne gründliche Schulung, als Kind schon in den Jammer des Wanderschauspielertums gerissen, nachher immer in Not, im Kampf um die Notdurft des Lebens, überall zurückgesetzt, von der zunftmäßigen Kritik verächtlich behandelt. Mit dem Tode tritt der Wechsel in der Schätzung ein. Um das Ende des fernen Italieners kümmert sich fast niemand, als aber die Nachricht von Lortzings unvermutetem Hinscheiden bekannt wird, fällt es allen wie Schuppen von den Augen, und sie klagen einander, was sie verloren. Und heute ist das Verhältnis noch viel schroffer geworden. Von Spontini wird in langen Jahren kaum einmal ein Werk aufgeführt; Lortzing beherrscht hinter Wagner den deutschen Opernspielplan.

Aber auch der Unterschied im inneren, künstlerischen Wesen. Ein tüchtiger Arbeiter war Lortzing allerdings auch und ein strebsamer Künstler, der sich hohe Ziele gesteckt hatte und ihnen nach Kräften nachstrebte. Das sei besonders betont, weil man so oft das Gegenteil hören kann. Aber welch sonniges, helles Kindergemüt! Keine Not, kein Schicksalsschlag vermochte ihn zu beugen, ihm seinen frischen Humor zu rauben. Gewiß, dieser Humor gründet nicht tief, zuweilen mutet er auch etwas philisterhaft an. Aber, wie kein anderer deutscher Komponist ist er voll des anspruchlosen Behagens, des schlichten Kindergemüts, das aus innerem Instinkt heraus das Richtige trifft, dann auch voll jener lustigen Sorglosigkeit, die ansteckend wirkt und Sorgen und Grillen vertreibt, wie ein leichter, gesunder Wein.

Es ist sicher, Lortzing wird heute vom großen Publikum überschätzt, er nimmt im Verhältnis zur Bedeutung seiner Werke im Spielplan der deutschen Bühnen einen zu breiten Raum ein. Aber fern sei es, darüber zu klagen. Im

*) Ich fasse mich über Lortzing sehr kurz. Die Wiederkehr seines hundertsten Geburtstags im November wird ja Gelegenheit geben, ihn eindringlicher zu würdigen.



Gegenteil, ich freue mich, daß es in unserer nervösen Zeit noch immer so viele giebt, die harmlos genießen und sich so recht brav bürgerlich freuen können. Und wenn auch die äußere Theaterbeliebtheit Lortzings zweifellos zurückgehen wird, so wird doch unser Volk hoffentlich nie aufhören, seinen guten, braven Lortzing zu lieben. —

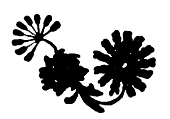
* * *

Und nun zum Schluß noch wenige Worte über einen unlängst Verstorbenen. Am 22. November 1900 meldete der Telegraph das Hinscheiden Arthur Sullivans.

Uns Deutschen ist er nur der Komponist einer der liebenswürdigsten Operetten, des „Mikado“ (1885). Seine „große“ Oper „Ivanhoe“ vermochte uns keinen stärkeren Eindruck zu machen, ebensowenig gelang es, seine übrigen siebzehn Operetten bei uns einzubürgern. Daß bei der Mehrzahl derselben nicht einmal der Versuch gemacht wurde, zeigt, daß es offenbar nationale Unterschiede sein müssen, die diese, bei der heutigen Operettenarmut doppelt auffällige Erscheinung begründen. So ist es in der That. Die Texte zu Sullivans Werken sind so durchaus englisch, nebenbei bemerkt für unsern Geschmack so albern, daß auch die lieblichste Musik sie nicht retten konnte.

Den Engländern ist Sullivan viel mehr gewesen. Bei der völligen Unfruchtbarkeit des englischen Volkes in der Musik der Neuzeit will das allerdings nicht sehr viel besagen. Sullivan erweist sich in seinen zahlreichen Oratorien und Orchesterstücken nicht als selbstherrlicher Geist. Er lebt zumeist von Mendelssohn. Sein eigenstes Verdienst bleibt es, den vornehmen musikalischen Ton, den er von Mendelssohn und auch Schumann übernommen, in die Operette verpflanzt zu haben. Dabei gelang es ihm aufs beste, einerseits leicht, pikant und sinnfällig zu schreiben, andererseits doch nicht trivial zu werden.

Sullivan wurde am 13. Mai 1842 in London geboren. Seine Schule hat er 1858—1861 in Leipzig genossen. In seinem Vaterlande hat er alle möglichen musikalischen Ehrenstellen eingenommen. Aber auch die Musikgeschichte kann ihm eine solche in dem kleinen Kapitel der künstlerischen Operette neben Offenbach und Strauß einräumen. Dr. **Karl Storck.**



Stimmen des In- und Auslandes.

Aus dem kleinsten deutschen Lande.

Als am 23. Februar 1899 das Fürstentum Liechtenstein seinen 200. Namenstag feierte, konnte man vielfach in deutschen Zeitungen die Behauptung finden, Liechtenstein wäre das glückliche Land, in dem es keine Steuern gäbe. Diese Legende zerstört ein Aufsatz in den „Grenzboten“ (Nr. 33) von

Karl Gußmann. „Viel tausendmal," schreibt der Verfasser, „werden die guten Leute gefragt: ‚Nicht wahr, ihr braucht keine Steuern zu zahlen?' Und viel tausendmal müssen sie beinahe beleidigt antworten: ‚Doch, das müssen wir freilich, Herr, und nicht zu wenig!' Dieses ‚Nicht zu wenig' ist jedoch mit liechtensteinischem Maß zu messen, nicht mit reichsdeutschem; nach diesem müßte man die Steuern (Grund-, Gewerbe-, Personal-, Klassen-, Salz-, Hundesteuer) recht mäßig finden." Ganz ohne Steuern wäre das Staatsbudget doch nicht so glänzend, wie es jetzt ist; 1896 lautete es: Einnahmen 207 251 Gulden, Ausgaben 199 538, Aktivvermögen 194 484 Gulden! Freilich, wollte das Ländchen aus Dingen Kapital schlagen, die den andern Kleinsten in der europäischen Staatenfamilie hohe Einnahmen verschaffen, Monako, San Marino, Andorra, es käme thatsächlich ohne Steuern aus. Die wiederholten glänzenden Anerbietungen, in Liechtenstein eine Spielhölle zu errichten, wurden noblerweise stets schroff abgewiesen. Mit seinen Münzen und Briefmarken könnte es ein Hauptgeschäft machen: die im Jahre 1862 in der Wiener Münze geprägten Thalerstücke mit dem Bilde Johannes II. haben, wenn gut erhalten, jetzt einen Sammlerwert von 50 Mark. Neujahr 1899 erfolgte die Ausgabe von neuem Gelde: 1500 Zwanzigkronen-, 1500 Zehnkronen-, 5000 Fünfkronen- und 50 000 Einkronenstücken; auch sie werden bald Sammlerwert erhalten und in den Sammelkästen verschwinden. Und gar erst, wenn es eigene Briefmarken statt der österreichischen ausgeben wollte!

Ist aber Liechtenstein auch kein Land ohne Steuern, so ist es doch durch das Fehlen von allerlei anderen Dingen eines der merkwürdigsten Staatengebilde der Erde. Daß es ein Land ohne Schulden ist, würde es allein schon zu einem Unicum stempeln. Es ist auch eine Monarchie ohne Zivilliste: der Fürst „besorgt das Regieren gänzlich kostenfrei". Freilich ist er zum Leidwesen seiner ergebenen Unterthanen fast immer auswärts — sogar sein 40jähriges Regierungsjubiläum am 12. November 1898 beging der Fürst Johann völlig zurückgezogen auf seinem Schlosse Eisgrub in Mähren, wo er am 5. Oktober 1840 geboren ist — in all den 40 Jahren soll er thatsächlich nur zweimal „innerhalb seiner höchsteigenen blau-rot gestrichenen Grenzpfähle" gewesen sein. Dafür ist seine freigebige Hand überall zu spüren, ob es sich um neuzeitliche Verkehrsmittel handelt oder um Viehzucht und Ackerbau oder die teuern Rheinschutzbauten, um Wohlthätigkeitsanstalten, Sparkassen, Kirchen oder Schulen. (Der Schulunterricht ist sogar unentgeltlich). Und wenn einer seiner 10 000 Unterthanen sich brieflich oder mündlich bittend an ihn nach Wien oder Eisgrub wendet, oder wo sonst gerade der — unvermählte — Fürst residiert, findet er sicherlich Hilfe und Unterstützung. Im übrigen regiert für den Abwesenden ein ständiger „Landesverweser", derzeit Kabinetsrat Freiherr Karl von In der Maur auf Strelburg und zu Freifeld mit Hilfe von zwei Landräten, zwei Stellvertretern, einem Sekretär und einem Landtag von 15 Mitgliedern, von denen drei durch den Fürsten, zwölf durch Wahlmänner ernannt werden. Jeder Liechtensteiner, der 24 Jahre alt und im Genuß der bürgerlichen Ehrenrechte ist, hat nicht nur das Wahlrecht, sondern — ein weiteres Unicum unter allen konstitutionellen Staaten — auch die Wahlpflicht. Wer nicht wählt und ungerechtfertigt ausbleibt, verfällt in eine Geldstrafe! Daß diese 15 Volksvertreter, die auf vier Jahre gewählt werden, Tagegelder beziehen, ist des weiteren merkwürdig, wie auch daß dieses Parlament

keine Parteien kennt; es herrscht ein „grundsolider, verständiger, im besten Sinne konservativer Ton" in ihm. Es giebt nicht einmal einen einzigen „Genossen", trotzdem das Ländchen nicht ohne Industriebevölkerung ist, denn es besitzt drei mechanische Baumwollwebereien und eine große Baumwollspinnerei.

Die Parteilosigkeit wird unterstützt durch das gänzliche Fehlen einer Presse. Liechtenstein ist ein Land, in dem es keine Druckerei giebt und keine selbstgedruckte Zeitung! Ein „Liechtensteiner Volksblatt, Organ für amtliche Kundgebungen" erscheint zwar wöchentlich einmal, aber es wird „drüben" in der Schweiz gedruckt. Auch keinen Kulturkampf giebt's, denn das ganze Ländchen ist ausnahmslos katholisch, es untersteht kirchlich dem Bistum Chur. Dagegen sind selbst in diesem kleinsten deutschen Lande — und es ist urdeutsch alles, im „Oberland" wie im „Unterland" — Stammesgegensätze vorhanden: während der weitaus überwiegende Teil alemannisch ist, gelten die Triesenberger als aus dem Walserthal eingewandert.

Während alle Welt rings umher unter dem Zeichen des „bewaffneten Friedens" zu stehen vorgiebt, soll sich Liechtenstein umgekehrt in dem des waffenlosen Krieges befinden. Es habe kein Militär, lebe aber eigentlich im dauernden Kriegszustand mit Preußen. Das sei so gekommen: Bis zum Jahre 1866 mußte es noch sein Kontingent zur deutschen Bundesarmee stellen: 2 Offiziere, 50 Scharfschützen und einen Trommler, im Kriegsfalle sogar 91 Mann. Dieses „Heer" nun zog 1866, wie Gußmann launig erzählt, „mit Trommelschlag und Hörnerklang aus, um zur Tiroler Landwehr zu stoßen und gegen Preußen zu kriegen. Auf dem Arlberg angelangt, vernahm die Liechtensteiner Armee ein Wort, nur ein Wörtlein, aber das hieß: Königgrätz! und die Heersäule machte rechtsumkehrt und zog eilends wieder heim nach Vaduz" .. Da nun beim Friedensschluß zwischen Preußen und Oesterreich samt Verbündeten der Staat Liechtenstein völlig vergessen worden sei, so bestehe von Rechts wegen immer noch der Kriegszustand zwischen Liechtenstein und Preußen. Uebrigens wird die Richtigkeit der Angabe Gußmanns in betreff des Kriegszustandes mit Preußen in einer späteren Mitteilung der „Grenzboten" bestritten. Liechtenstein hätte zwar an dem Beschluß des deutschen Bundestags vom 14. Juli 1866 teilgenommen, mit dem über den Antrag Bayerns beschlossen wurde, die vier Armeekorps der deutschen Mittelstaaten auf den Kriegsfuß zu setzen. Dieser Antrag wäre jedoch seinem Wortlaute nach nicht gegen Preußen gerichtet gewesen und sei damit begründet worden, daß Vorkehrungen zu treffen seien, um etwaigen Störungen des Friedens entgegentreten zu können. „Den Anlaß zu diesem Beschluß boten die bekannten Vorgänge in Schleswig-Holstein, durch die General Gablenz gezwungen wurde, die eben erst gemeinsam mit Preußen befreiten Herzogtümer zu räumen. Eine Kriegserklärung ist bekanntlich überhaupt nicht erfolgt und konnte wohl seitens des Bundes auch nicht erfolgen. Das Liechtensteinsche Kontingent wurde thatsächlich weder gegen Preußen noch gegen dessen Bundesgenossen Italien, sondern zur Mithilfe bei der Abwehr der über die Grenzen Tirols eingedrungnen Garibaldischen Freischaren am Stilfser Joch aufgestellt. Schon vermöge der geographischen Einheit, in der das Fürstentum mit Tirol verbunden ist, mußte ein feindliches Eindringen in Tirol eine Beteiligung an der Abwehr rechtfertigen. Zudem wurde dadurch einer Verwendung des Kontingents auf dem nördlichen Kriegsschauplatz vorgebeugt. Diese Widmung des Liechtensteinschen Kontingents

zur Mitwirkung bei der Abwehr des Eindringens in Tirol wurde in dem Schreiben, das der Fürst aus diesem Anlaß an den Kaiser von Oesterreich gerichtet hat, ausdrücklich hervorgehoben. Abgesehen von dem Angeführten war schon im Jahre 1867 der regelmäßige diplomatische geschäftliche Verkehr von Preußen gegenüber dem Fürstentum Liechtenstein aufgenommen worden. . . . Und da ein solcher diplomatisch-geschäftlicher Verkehr nur zwischen Staaten geschieht und geschehen kann, die auf dem Friedensfuß stehn, so ist schon aus diesen wiederholten Vertragsabschlüssen zu entnehmen, daß ein Kriegszustand zwischen Preußen und dem Fürstentum Liechtenstein, wenn er überhaupt bestanden hätte, doch jedenfalls seit dem Prager Frieden nicht bestanden hat." Auch soll das mit dem Rechtsumkehrt am Arlberg nicht stimmen. Das Kontingent des Fürstentums sei vielmehr erst am 27. August 1866 von Prad am Fuße des Stilfser Jochs, wo es während des Krieges Aufstellung genommen hatte, abgerückt, also nach dem am 12. August mit Italien auf vier Wochen abgeschlossenen Waffenstillstand zu Cormons und nach dem am 23. August erfolgten Abschluß des Prager Friedensvertrages. Jedenfalls ist das Geschichtchen von der vor dem Wörtlein „Königgrätz" rückwärts schwenkenden Heersäule hübsch erfunden. Heute ist Liechtenstein ein Land ohne Militär. Die einzige bewaffnete Macht sind die 50 österreichischen „Finanzer", Zollbeamte, die zwischen den himmelhohen Alpen auf die Pascher und Schmuggler zu fahnden haben und von Liechtenstein dafür besoldet werden. Für die Zeit ihrer Thätigkeit im Lande müssen sie dem Fürsten sogar den Eid der Treue leisten.

Nicht zum mindesten merkwürdig ist, daß Liechtenstein das Datum seiner Gründung bis auf den Tag genau angeben kann. Vor zweihundert Jahren kaufte Fürst Johann Adam Andreas von Liechtenstein von dem stark verschuldeten Grafen Jakob Hannibal III. von Hohenembs-Gallara-Vaduz die Herrschaft Schellenberg für 115 000 Gulden ab, und damit waren Land, Staat und Nation Liechtenstein geschaffen. Dann tauschte er noch die Herrschaft Vaduz gegen die mährische Herrschaft Bistrau und ein Aufgeld von 56000 Gulden ein, taufte die uralte Burg Hohen-Vaduz in Schloß Liechtensteim um, und Kaiser Karl VI. erhob durch Diplom vom 23. Januar 1719 das neugebackene Ländchen zum unmittelbaren Reichsfürstentum, das 1815—66 Mitglied des Deutschen Bundes war. Es war ein Land mit 16 Ortschaften und ohne Stadt! Denn auch der Residenzort Vaduz (Vallis dulcis das liebliche Thal) ist Dorf geblieben trotz seiner 1200 Einwohner. Ein Ideallländchen nach alledem; sogar für den weiblichen Teil seiner Bevölkerung, denn es giebt in Liechtenstein mehr Männer als Frauen, und deshalb haben „alte Jungfern, wenn es solche giebt, es nur sich selber zuzuschreiben". Ein Ländchen so von idyllischer Harmlosigkeit, daß der landwirtschaftliche Verein, die vielleicht wichtigste Körperschaft in diesem vorwiegend Viehzucht treibenden Staate, das Andenken an das vierzigjährige Regierungsjubiläum Seiner Durchlaucht nicht besser zu verewigen wußte als durch Stiftung einer jährlichen Rindviehprämie von 50 Kronen für Zuchtfamilien! Ein Land, das nur eine Sorge hat, abgesehen von den paar Reibereien mit den Schmugglern. Und diese Sorge bereitet dem „kleinsten deutschen Lande der größte deutsche Fluß", der Rhein. Hier, oberhalb des Bodensees, ist er „noch der echte, unkultivierte Sohn der Berge, der sein unermeßliches Geschiebe in ewigem Wechsel rechts und links und links und rechts zum Ufer wirft" und ungebärdig aus dem eingedämmten Bette herausstrebt, so daß Hunderttausende jährlich aufgewendet werden müssen, um

ihn zu bändigen, zu „korrigieren". Zu den vom jungen Rhein dem Ländchen zugefügten Unbilden treten noch die schweren Schäden, die ihm die „Rüfen" bringen, mächtige Stein- und Schuttlawinen, die aus dem brüchigen dolomitischen Kalkgestein der Berge bei Regengüssen mit ungeheurer Gewalt herabstürzen, ganze Wälder niederreißend und wertvolle Weideländer auf ewig mit Steingetrümmer überschüttend. Seit dem „Rüfengesetz" vom 23. September 1871 sucht man durch Verbauung der Rüfengänge die besonders drohende Gefahr abzuwenden. Und wo so einheitlich alles zusammenwirkt wie in Liechtenstein, um ein Musterländchen aus ihm zu machen, da läßt sich schließlich selbst die Natur überwinden, die im übrigen ja gerade dieses Ländchen aufs verschwenderischste ausgestattet mit ihren herrlichsten Reizen.



Deutsche moralische Eroberungen.

Das Schauspiel, wie zwei italienische Physiologen von europäischem Rufe unumwunden in einer Zeitschrift Deutschlands Ueberlegenheit über die lateinische Rasse aus freien Stücken anerkennen, verdanken wir dem Professor Angelo Mosso, der in der „Nuova Antologia" Italien gegen gewisse Behauptungen, die seinerzeit Guglielmo Ferrero in seinem vielbesprochenen Werke „L'Europa giovane" aufgestellt hat, in Schutz nimmt.

„Als die Welt geschaffen wurde," sagt Ferrero unter anderem, „erhielt jede Rasse eine eigene Schwäche als Merkmal: Der Germane den Hang zum Trunk, der Lateiner eine übertriebene Sinnlichkeit, der Slave beides. Es scheint jedoch, daß bei der Verteilung dieser großen Uebel der Menschheit der Germane, sozusagen, das große Los gezogen habe und daß er bestimmt sei, nach und nach die andern Rassen sich unterzuordnen."

„Der Engländer und der Norweger entwickeln sich sinnlich viel langsamer als der Franzose oder der Spanier, sie bleiben stets kühler als diese, und in diesem organischen Unterschied ist die Wurzel aller Verschiedenheiten der verschiedenen Rassen zu suchen." Professor Mosso will die Gründe für die Verweichlichung der lateinischen Rasse nicht ausschließlich in der frühzeitigen sinnlichen Reife erblicken, sondern in der neuerdings beliebten Jugenderziehung nach deutschem Vorbild, die auf diese Frühreife leider keine Rücksicht nehme.

„Wir behandeln unsere Söhne noch wie Kinder, wenn sie schon längst Männer geworden sind. Die Methode, die wir in den Schulen anwenden, die Bücher, der Stundenplan, alles ist nach deutschem Muster. Wir haben unsern nördlichen Nachbarn alles nachgeahmt, ohne im Auge zu behalten, daß wir früher reif werden, ohne zu bedenken, daß, wenn bei uns der Frühling in vollster Blüte prangt, dort die Erde noch in Eis starrt; daß die Sonne jenseits der Alpen viel weniger am Horizonte scheint als bei uns, und daß dort die Erde viel kühler ist. Verfiele ein Bauer in den ähnlichen Fehler, seine Aecker nach derselben Zeiteinteilung und nach denselben Methoden wie im Norden zu bestellen, so würden wir ihn als verrückt einsperren. Aber bei der Erziehung unserer Kinder kümmern

uns solche Lappalien nicht: so ist das Studium des Menschen bei uns vernachlässigt."

Und weiter: „Bei der physischen Erziehung, bei Regelung unserer höheren Schulen, haben wir alles von Deutschland abgeschrieben."

Nach dieser Huldigung deutschen Geistes und deutschen Wesens setzt Professor Mosso auseinander, daß der Gang der Kultur immer von neuem bewiesen hat, wie ein Volk, das blindlings die politischen, ökonomischen und erzieherischen Institutionen eines andern nachahmt, zu Schaden kommen muß, und er schließt mit den Worten: „Während die öffentlichen Einrichtungen Deutschlands immer mehr vervollkommnet werden, entarten unsere in immer bedenklicherer Weise."

Dann setzt er aber tröstend hinzu: „Ferrero meint, daß wir zu dieser physischen Inferiorität verurteilt sind, daß wir ewig die Sklaven nordischer Völker sein müssen, ich dagegen glaube, daß wir uns durch eine geeignete Erziehung noch rehabilitieren können."

Mosso versucht nun nachzuweisen, daß zwischen europäischen Völkern keine Rede von organischen Unterschieden sein könne, sondern daß diese Unterschiede nur hervorgerufen werden durch die verschiedenen Wirkungen des Lichts und der Luftströmungen, weniger durch den Unterschied der Temperatur.

„Fünf Jahrhunderte lang war Italien von nordischen Völkern überschwemmt. Die rundliche Schädelbildung und die untersetzte Gestalt der Lateiner wich der länglichen Schädelbildung und der aufgeschossenen Gestalt der germanischen Rasse, aber die seelische Veranlagung und die Reizbarkeit des Nervensystems, die uns innewohnen, hat keine Mischung mit fremdem Blut verändern können."

„Die Engländer haben sich in Nordamerika so auffallend vermehren können, nur weil das Klima dasselbe wie in ihrer Heimat war, aber in Indien haben sie Mühe, nur einige Jahre auszuhalten. Sollte auch wirklich, wie Ferrero ankündigt, in dem kommenden Jahrhundert die Welt den Germanen gehören, dann würden das Licht und die Windströmungen einiger Jahrhunderte genügen, um ihrer Steifheit Herr zu werden und um ihre Psyche sowohl wie ihr Nervensystem der Umgebung anzupassen. Auch die Ernährung modifiziert sich ja unter der Wirkung des Klimas, der Trunkenbold wäre nicht im stande, der Hitze unserer Sonne Widerstand zu leisten."

In einem Punkte aber sollte der Italiener sich nach dem Germanen modifizieren: in der Unterordnung unter „jenen moralischen Zwang, der bei der Erziehung der Germanen so herrliche Früchte zeitigt".

„Jetzt brechen fünfzehnjährige Gymnasiasten in ein Hohngelächter aus, wenn sie im Tacitus von den Germanen lesen: „sera illis pubertas" oder im Cäsar, daß bei den Germanen keine Ehe vor dem zurückgelegten zwanzigsten Lebensjahre beider Beteiligten vollzogen werden durfte." „Die Ueberlegenheit der Anglo-Sachsen über die Südländer rührt hauptsächlich davon her, daß dort jeder durch Arbeit zum Reichtum und zur Freiheit zu gelangen trachtet."

Schon der von allen Italienern geliebte Massimo d'Azeglio, der wahre Bayard der italienischen Befreiung, hat geäußert: „Die Hygiene eines Volkes muß derart sein, daß sie seine Moralität erhöht — ohne Moralität keine Freiheit."

E. Gagliardi.



Prügelstrafe und „Humanitätsduselei“.

Entgegnung.

Mit den Ausführungen des Herrn Aug. Flemming in Heft 1 des Türmers vermag ich mich in keinem Punkte einverstanden zu erklären. Zunächst scheint es mir verfehlt, die Königsmörder früherer Zeiten mit den anarchistischen auf eine Stufe zu stellen. Jene handelten aus eigenem Antriebe oder im Auftrage irgend eines Bösewichts. Die Anarchisten aber sind nur zu oft willenlose Werkzeuge einer wohlorganisierten Mörderbande, die der herrschenden Klasse den Untergang geschworen (Pariser Bomben-Attentate) und den Königsmord auf ihre Fahne geschrieben hat. Das ist ein Unterschied, wie er etwa zwischen sporadisch und epidemisch auftretenden Krankheiten besteht, die Gesellschaft aber vollauf berechtigt, zu ihrer Verteidigung sich jedes Mittels zu bedienen, das nur einige Besserung verspricht. Auch teile ich die Ansicht, daß die Sozialdemokratie, indirekt wenigstens, für die genannten Verbrechen verantwortlich zu machen ist. „Wer Wind säet, wird Sturm ernten.“ Anarchisten und Sozialdemokraten sind Geistesverwandte. Sie unterscheiden sich nur dadurch, daß diese die Lehrenden, jene die Ausübenden sind.

„Das ist eine schon unendlich oft widerlegte Behauptung: Die Sozialdemokraten sind durchaus harmlose Leute, die den Königsmord ebenso verabscheuen, wie die bürgerlichen Parteien.“

Auf die weitüberwiegende Mehrzahl trifft das sicherlich zu. Man darf eine Partei aber niemals nach ihren Mitläufern, sondern muß sie nach ihren Führern, ihrem Programm beurteilen. Die Führer beherrschen die Masse und reißen sie gegebenenfalls mit fort. Das sozialdemokratische Programm aber lautet: „Beseitigung, Vernichtung der herrschenden, verrotteten Gesellschaft,“ also auch der Könige. Hierüber sind die Führer, völlig unabhängig von dem Verhalten der bürgerlichen Parteien, zu allen Zeiten einig gewesen. Nur über die Mittel und Wege, ans Ziel zu kommen, ist gestritten worden. Aus dieser Uneinigkeit auf „inneren Verfall“ zu schließen, halte ich für gewagt.

„Die Utopien der Sozialdemokraten sind aber unausführbar.“

Auch dieser Einwand ist mir geläufig. Man vergißt dabei nur, daß sie nicht mit unsern, sondern mit ihren Augen sehen. Wer bürgt uns dafür, daß

sie nicht den Versuch machen, ihre Ideen zu verwirklichen? Ein Sieg ist natürlich ausgeschlossen, ich meine aber, daß wir an diesem Versuch schon übergenug hätten. Wer gegenwärtig noch in der Sozialdemokratie eine Gefahr erblickt, wird von den meisten als unverbesserlicher Schwarzseher achselzuckend abgethan. Wenn sie sich aber in demselben Verhältnis weiter entwickelt, wie in den letzten zehn Jahren, dann muß mit Naturnotwendigkeit ein Zeitpunkt eintreten, wo sie die Mehrheit im Parlament, d. h. das Heft in Händen hat. Dann würden die bürgerlichen Parteien sich die Augen reiben und zu spät erkennen, daß ihr getreuer Eckard mit seiner Behandlung der Sozialdemokratie doch recht gehabt hat. Gewiß hat er recht gehabt, das bezeugt vor allem der unauslöschliche Haß, mit dem sie ihn beehrt. Die Sozialdemokratie — das ist das Gefährlichste an ihr — untergräbt die Autorität von Thron und Altar, und damit jegliche Autorität überhaupt. Was das bedeutet, bedarf keiner näheren Auseinandersetzung. Dieses neue Evangelium, daß keiner einen Herren über sich zu dulden braucht, ist schon bis in die untersten Volksschichten gedrungen. Ist doch sogar ein Hütejunge, obgleich er zu Hause hungern mußte, seinem Arbeitgeber entlaufen, weil dieser sich erlaubt hatte, ihn zu tadeln. Die Eltern des Bürschchens hatten ihm fürsorglicherweise eingeprägt, daß er sich nichts gefallen lassen dürfe. Und oberschlesische Bergleute, grüne Jungen unter zwanzig Jahren, halten es zuweilen für angemessen, nicht zur Schicht zu kommen. Sie wissen zwar, daß das Störungen verursacht, es kitzelt aber ihre Eitelkeit, andere ihre Macht fühlen zu lassen, sie dünken sich die Herren der Welt zu sein. Ordnungsstrafen verfangen nicht, (vielleicht wäre ungebrannte Asche wirksamer) und da Arbeitermangel herrscht, so müssen ihre Vorgesetzten wohl oder übel ein Auge zudrücken. Der sozialdemokratischen Propaganda Gewalt entgegenzusetzen aber gilt für zwecklos, ja für gefährlich. So kann sie denn ihr Gift verspritzen, so viel und wohin es ihr beliebt. Eine Bewegung, wie die sozialdemokratische, ist mit Polizeimaßregeln eben nicht aus der Welt zu schaffen. Gewiß nicht. Sich das einzubilden war Bismarck viel zu klug. Er hat aber mit dem richtigen Blick, den das Genie besitzt, die Sache nicht nur von einer, sondern von beiden Seiten gesehen und sie dementsprechend gehandhabt: die Reformen den Unterdrückten, Verführten, die Verfolgung den Verhetzern, den Verführern. Die berechtigten Forderungen der Sozialdemokratie hat er durch seine Arbeitergesetzgebung anerkannt, ihre Auswüchse und Irrlehren aber scharf und energisch bekämpft.

„Das thun die bürgerlichen Parteien aber auch, nur in anderer Weise. Sie suchen durch Wort und Schrift belehrend und aufklärend zu wirken.“

Sehr schön! Ich meine aber, daß wer auf die Vernunft der großen Masse zählt, die Rechnung meist ohne den Wirt macht. Aber man sollte das eine thun und das andere nicht lassen. Mit großer Befriedigung habe ich vor einiger Zeit gelesen, daß der Diktatur-Paragraph in Elsaß-Lothringen der Ausbreitung der Sozialdemokratie nicht förderlich gewesen sei. Also doch?! Das giebt zu denken.

Weiter sagt Herr Flemming: „Die Verfechter der Prügelstrafe verstecken sich hinter die bequeme Redensart, daß zwischen Humanität und Humanitätsdusel ein großer Unterschied sei.“ Ganz gewiß. Humanitätsdusel ist Humanität am unrechten Ort, falsch angewandte Humanität. Bekanntlich hat jedes Ding zwei Seiten. So auch das Böse eine gute, das Gute eine böse Seite. Darauf beruht

die Harmonie aller Dinge, so wie die ausgleichende Gerechtigkeit in dieser Welt. Selbst die Liebe — und was ist Humanität anderes als Liebe? — sobald sie in Schwäche ausartet, kann unter Umständen mehr Unheil anrichten, als Strenge und Härte. Verzogene, verzärtelte Kinder, wenn sie zur Einsicht kommen, verwünschen oft genug die „Liebe“, die sie fürs Leben untauglich gemacht oder auf abschüssige Bahnen geführt hat. Es ist gewiß ein erschütterndes Wort, das ein verlorener Sohn bei der Todesnachricht seiner Mutter gesprochen hat: „Ich wollte, sie wäre einige Jahre früher gestorben.“ Das ist die Kehrseite der Medaille.

Und nun die Strafe. Was bezweckt sie? Einmal soll sie eine That der vergeltenden Gerechtigkeit sein, und zum andern — das ist die Hauptsache — erzieherisch wirken. Thut sie das nicht, verliert sie ihre sittliche Berechtigung. Es ist ein unumstößlicher pädagogischer Grundsatz, Kinder nicht nach einer bestimmten Schablone, sondern jedes seiner Eigenart entsprechend zu behandeln. Bei einem wirkt Strenge, beim andern kommt man mit Milde und Freundlichkeit weiter. Dieses wird durch Lob angespornt, jenes erlahmt dadurch, wird träge. Wenn wir also daran festhalten, daß die Strafe erzieherisch wirken soll, dann vermag ich nicht einzusehen, warum nicht auch die Strafrechtspflege sich diesen pädagogischen Grundsatz zu eigen machen sollte. Jedenfalls ist es ein Unding, einen gebildeten, feinfühligen und einen ungebildeten, rohen Menschen mit dem gleichen Maß zu messen. Wenn die Strafe als solche gar nicht empfunden wird, muß man dann nicht mit Goethe sagen: „Vernunft wird Unsinn?“ Früher glaubte man ans Ziel zu kommen durch Strafen in barbarischer Gestalt, jetzt ist man ins entgegengesetzte Extrem verfallen, das gleichfalls Nachteile aufweist. Wenn ich recht sehe, lautet die Forderung der Gegenwart: Individualisierung der Strafe. Ich begreife vollkommen, wie hochgebildete, feinfühlige Menschen die Prügelstrafe verwerfen und als Rückschritt betrachten können. Sie denken: wenn uns das geschähe, wie würde uns zu Mute sein! Das aber ist ein falscher Standpunkt. Man kann und darf andere nicht nur nach sich beurteilen, wenn man nicht den schwersten Irrtümern verfallen will. Das Opfer eines solchen Irrtums ist Friedrich Wilhelm IV. geworden, indem er die „ritterlichen“ Polen an seiner eigenen vornehmen Gesinnung gemessen hat. Heute wissen wir, daß dadurch Unzählige unserm Volkstum verloren gegangen sind, die nun in den Reihen unserer Gegner mit echt deutscher Zähigkeit und Beharrlichkeit kämpfen. Ein roher vertierter Mensch ist eben nicht zart besaitet, sondern empfindet anders als wir. Wenn also die körperliche Züchtigung das einzige Mittel ist, um auf derartige Menschen erziehlich einzuwirken, dann wird sie dadurch sittlich gerechtfertigt und zugleich echt human. Darum treten wir für die Prügelstrafe ein, aus Humanität.

Ottilie Hertramph.



Die evangelische Brüdergemeine.

Lieber Türmer! Als in deiner April-Nummer (Jahrgang II, Heft 7, Seite 65) ein Aufsatz von Herrn Christian Rogge erschien, in welchem auch die evangelische Brüdergemeine (Brüder-Unität) hervorgehoben wurde, da ging es mir

so recht durch Herz und Sinn: das ist wahr und noch viel mehr! denn ich wohne selbst in einem Brüdergemein-Orte und habe es selbst erlebt.

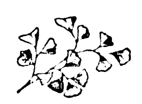
Ich will keine großen Lobeshymnen auf die Brüdergemeine anstimmen, besonders da es ihr, die in der Stille wirkt, besser ist, nicht laut (reklamehaft) gepriesen zu werden. Sicher würde es aber für die ganze Christenheit von großem Nutzen sein, wenn sie sich im Sinne der Brüdergemeine vertiefen und alle Dogmatik fallen lassen wollte.

„Ein allgemein giltiges Lehrsystem von den göttlichen Geheimnissen des Evangeliums stellen wir nicht auf nach dem Wort des Apostels: Unser Wissen ist Stückwerk“ — so heißt es in den „Gemeindeordnungen der evangelischen Brüder-Unität in Deutschland“. Alles durchdringt bei ihr der lebensfreudige persönliche Glaube an ihren Heiland. Vielleicht, daß man zur Zeit eines Goethe von „pietistischer Schwärmerei“ sprechen konnte, jetzt hat das „der deutsche Geist in gesunde Bahnen gelenkt“....

Der Universalismus der Brüdergemeine könnte der Zersplitterung so vieler kleiner Gemeinden und überhaupt der Christenheit unter sich ein Ende bereiten und sie in sich aufnehmen. Es wäre gut, wenn sich ernst und edel denkende Menschen mit ihr beschäftigten, resp. sie erst kennen lernten. Sie will, wie in der Festrede der erhebenden Zinzendorffeier seiner Zeit hier gesagt wurde, „Christen, Evangelische und Moralisten“ vereinen. Sie bezeichnet sich dabei bescheiden nur „als ein Salz der Erden, nützlich aufgelöst zu werden“ und hat (Gemeindeordnungen“ s. o.!) „in ihrer zeitweiligen äußeren Gestalt nie ihr Wesen gesehen“, sondern will vielmehr „ihre Einrichtungen so gestalten, daß sie der Ausführung ihrer Aufgaben jederzeit förderlich bleiben.“

In sozialer Beziehung nimmt die Brüdergemeine eine ganz hervorragende Stelle ein. Ihre Erziehungsgrundsätze und -Anstalten sind ja berühmt: Körper und Geist werden in harmonischer Weise ausgebildet. Hier giebt es noch eine frische, unverdorbene Jugend! Das Wort des Heilands: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert“ wird entschieden betont. Man weiß, daß jeder denkende Mensch die nach dem betreffenden Charakter verschieden, früher oder später ausfallenden inneren Kämpfe kämpfen muß.

Abgesehen von den Erziehungsanstalten, den Herbergen, Jünglingsvereinen, Kranken- und Rettungshäusern und Arbeiterkolonien — die nicht alle durch sie selbst, sondern schon durch den von ihr verbreiteten Geist entstehen — wirkt sie durch das Gefühl der Brüderlichkeit zwischen Hoch und Niedrig, Arm und Reich ausgleichend und mildernd. Dabei ist nichts von einer unmöglichen Gütergemeinschaft und dergl. zu spüren, jeder muß sich durch seiner Hände Arbeit ernähren. Die praktische Liebe beherrscht alles! Eigener gemeinsamer Besitz besteht bloß für Zwecke der „Reichsgottesarbeit“. **Hugo Kade**, Kaufmann.





Ein fideles Haus. — Der Lehrsatz des Grafen Bülow. — Interessen. — Eine kleine Tragikomödie.

Graf Bülow hat wieder einmal die Lacher auf seiner Seite gehabt. Um diesen Erfolg recht zu würdigen, muß man bedenken, daß es sich um Dinge handelte, über die in Deutschland sonst weniger gelacht wird, außer in dem „hohen Hause", dessen Aeußeres einmal vom Kaiser als der „Gipfel der Geschmacklosigkeit" gekennzeichnet wurde. Ein fideles Haus, unser Reichstag! Was und worüber wird da nicht alles gelacht! Die bescheidensten Späße, die sich am schmierigen Biertische nur schüchtern hervorwagen würden, finden bei den Auserwählten des deutschen Volkes ein allzeit dankbares Publikum. Unverständige Nörgler mögen ihnen mancherlei vorwerfen; das können sie nicht bestreiten, daß unser Reichstag wenigstens die liebenswürdige Bescheidenheit und Genügsamkeit des deutschen Volkes nach jeder Richtung hin würdig vertritt. „Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar," wenn ich — die Verhandlungen dieser erleuchteten Sozietät lese. Genau so dankbar waren wir Gymnasiasten für jede heitere Unterbrechung einer langweiligen Unterrichtsstunde, und geruhte gar der „Herr Oberlehrer" selbst einen „Witz" zu machen, so folgte dem pflichtschuldigst ebenso „langandauernde Heiterkeit", wie wenn — der Herr Reichskanzler sich zu einem Späßchen im hohen Hause herbeiläßt. Ach ja!

Graf Bülow schildert die diplomatische Geschichte des Burenkrieges, er spricht über die Abweisung des Präsidenten Krüger, dessen schäbige Behandlung in Köln er nicht in Abrede stellt, und seine Ausführungen haben an mindestens einem halben Dutzend Stellen einen spontanen Heiterkeitsausbruch zur Folge. „Heiterkeit", „große Heiterkeit", „langandauernde Heiterkeit" u. s. w. verzeichnet der Reichstagsbericht. Es wird über den Verzweiflungskampf eines vergewaltigten Brudervolkes gesprochen, dessen Freiheit und Recht in demselben Augenblicke vernichtet, dessen Frauen geschändet, dessen unmündige Kinder gemordet werden, und die Vertreter der deutschen Nation halten diesen Augenblick für geeignet — zum Lachen! Das Volksgemüt erbebt in Zorn und Scham und

Schmerz, heischt Antwort auf die Frage, welche zwingenden Gründe zu seiner Demütigung vor den Chamberlain und Genossen vorgelegen haben: — die Volksvertreter lassen sich mit allgemeinen Redensarten, mit Witzchen und Mätzchen abspeisen und schütteln sich vor Lachen. Was hätte es „dem Manne" (sic!) genützt, wenn wir ihn empfangen hätten? so etwa äußert sich Graf Bülow. Hat ihm die Unterredung mit dem französischen Minister des Aeußern genützt? „Nach dieser Unterredung dürfte der Herr Präsident Krüger noch ebenso klug gewesen sein, wie zuvor." Diese letzte Wendung besonders finden nun die Herren Reichsboten ganz ungemein spaßig: die ohnehin schon fidele Stimmung explodiert in einem elementaren Heiterkeitsausbruch. „Der französische Minister des Aeußern hat so verständig geantwortet ... Ich selbst würde es nicht schöner haben machen können." Echt Wippchen, aber wie das bei dem harmlos fröhlichen Völkchen einschlug! „Große, langanhaltende Heiterkeit"! Nein, der Bülow, der Bülow, was ist das doch für ein charmanter Plauderer! Und ehe man sich's versah, war Graf Bülow mit seiner „Auskunft" zu Ende, hatte den Kern der Frage wohlweislich links liegen lassen und doch die Zufriedenheit und den Beifall des hohen Hauses „voll und ganz" errungen. „Du mußt verstehn: Aus eins mach zehn ... Und neun ist eins, Und zehn ist keins, Das ist das Hexeneinmaleins", das — Graf Bülow aus dem ff versteht. Er kennt seine Pappenheimer, das muß ihm der Neid lassen; jedoch — er überschätzt sie wahrlich nicht!

In dieser vergnügten Stimmung, in diesem legeren, um nicht zu sagen: saloppen Plaudertone, der an die Salonfeuilletons gewisser „liberaler" Blätter erinnerte, ist über das ungeheure Verbrechen im Transvaal, über die demütigende Nackenbeugung des deutschen Volkes vor jener Verbrecherpolitik im Deutschen Reichstage verhandelt worden. Nicht mit einer Silbe hat der Reichskanzler die Frage aufgeklärt, warum wir, ohne zu intervenieren, ohne uns politisch in den Streitfall zu mischen, dem allverehrten, offiziell anerkannten Oberhaupt eines uns befreundeten und blutverwandten Volkes nicht die von uns gewünschte, ihm aber gebührende Gastfreundschaft erweisen durften; warum wir den ehrwürdigen alten Mann beleidigen mußten; warum wir über den Eintritt in unser Haus nicht mehr frei verfügen; warum wir, gerade wir, gezwungen sind, uns gegen unser bestes sittliches Gewissen und innerstes Empfinden Demütigungen aufzuerlegen, die uns vor der ganzen Welt in einer unwürdigen Abhängigkeit erscheinen lassen, uns den Hohn und die Verachtung des Auslandes und nicht zuletzt derjenigen eintragen, denen zuliebe wir auf die Ausübung der elementarsten und natürlichsten Rechte eines freien Volkes verzichten! Denn wie dieser Verzicht, wie insbesondere die Rede unseres Reichskanzlers von den Engländern gedeutet wird, das sprechen sie schon jetzt mit offenem Hohne aus: nicht als Großmut, nicht als Beweis freundlicher Gesinnung, sondern als Furcht. Die Furcht der Festlandsmächte, meint der Daily Telegraph, sei für England ehrenvoller als ihre Freundschaft und Großmut: „Wir werden den vom

Kanzler angeführten Grund (die Furcht!) für die Zurückhaltung der Festlandsmächte als mehr befriedigend und ehrenhaft ansehen, als jeden Anschein (sic!) großmütiger Enthaltung oder romantischer Abgeneigtheit, aus unserer Schwäche Nutzen zu ziehen!" Dank sei dem englischen Blatte für seine brutale Offenheit, mag sie uns auch wie eine Ohrfeige ins Gesicht klatschen, wir wissen nun wenigstens, welche Wertschätzung und welchen Respekt wir uns von England für unsere zärtliche Rücksichtnahme erworben haben.

„Die Politik eines großen Landes", sagte Graf Bülow in jener fidelen Reichstagssitzung, „darf nicht von Eingebungen des Gefühls beherrscht, sondern lediglich geleitet werden im Hinblick auf das nüchterne, wohlerwogene Interesse des Landes." Man sollte es nicht für möglich halten, daß ein solcher Gemeinplatz einem führenden konservativen Blatte in dem Maße imponiert hat, daß es ihn noch durch gesperrte Schrift breitzutreten für notwendig erachtete! Wer hat denn gewünscht, daß „die Politik Deutschlands von Eingebungen des Gefühls beherrscht" werde? Und wer hat bestritten, daß die Politik „im Hinblick auf das nüchterne, wohlerwogene Interesse des Landes geleitet" werden müsse? Es brauchte nicht erst ein Bülow zu kommen, uns mit solchen „Wahrheiten" zu unterhalten; ein Größerer, für den sie mehr als Gemeinplätze waren, hat sie dem deutschen Volke in Fleisch und Blut gegossen. Nachdem wir durch die realpolitische Schule eines Bismarck gegangen sind, können wir über dergleichen Belehrungen, die erst durch die That greifbare Bedeutung gewinnen, ruhig zur Tagesordnung übergehen.

Was der Herr Reichskanzler zwei Tage später über dieselbe Frage vorbrachte, war leider nicht beweiskräftiger. „Graf Bülow", so wurde diese Dialektik von einem nationalen Blatte eingeschätzt, „hat sich wieder aus abgedroschenem Stroh einige Strohmänner zurecht gebaut, die er dann mit ‚nie fehlendem Ger' umwarf. Schon in seiner ersten Rede hatte der Herr Reichskanzler einige allgemein bekannte und nicht angezweifelte Lehrsätze aufgestellt und in der urteilslosen Volksversammlung, die zurzeit den deutschen Reichstag darstellt, damit einigemal ‚lebhaften Beifall' erregt. Das ist ein Tric, der in einer Massenversammlung immer seines Erfolges gewiß sein wird. Man erregt damit die Vorstellung, als ob der Gegner diesen allgemeinen Lehrsatz bestreite, und hat es dann leicht, einen Sieg zu erfechten, wenn es ein Sancho Pansa ist, der über des edlen Don Quixote reisige Thaten zum Urteil berufen ist. Graf Bülow hat Trivialitäten vorgebracht, wie z. B.: daß man zunächst auf die eigenen Interessen sehen muß, daß in der Politik nicht das Gefühl entscheiden darf, daß Moralphilosophie und Theologie sich von der Politik unterscheiden, daß wir kein Interesse an einem Kriege mit England haben, daß uns das Hemd näher als der Rock, daß er, der Graf Bülow, nicht zunächst Minister für Pretoria, sondern für Berlin sei, u. s. w. u. s. w. Ebenso gut hätte noch gesagt werden können, daß unsere Kavallerie nicht übers Meer reiten kann, daß

das Straßburger Münster nicht auf dem Kopfe steht, und daß — der gewandteste Redner nicht immer über die größte Weisheit verfügt . . .“

Graf Bülow hat sich aber auch bitter darüber beklagt, daß der alte Ohm Paul ihn und die Politik des Deutschen Reiches durch seinen plötzlich und unvorbereitet angesagten Besuch schnöde überrumpeln und vergewaltigen wollte. Und Graf Bülow rief mit edlem Pathos und sittlicher Entrüstung: „Wir lassen uns nicht überrumpeln und vergewaltigen!“ Da sieht man doch, was eine wahrhaft unabhängige, kraftvolle, stolze Politik ist! Schade nur, jammerschade, daß der so heldenmütig zurückgewiesene Einbrecher ein müder, hilfeflehend in der Welt umherirrender Greis ist, dem zum „Vergewaltigen“ und „Ueberrumpeln“ keine Waffen zu Gebote stehen, als der Appell an das Mitgefühl und das Rechtsbewußtsein der Mächtigen; schade, daß wir diese stolze Sprache nicht zu hören bekommen, wenn z. B. deutsche Staatsangehörige von den Engländern vergewaltigt werden. Aber wie sagt doch der Musterredakteur Fitte in dem Niemann'schen Roman: „Es geht nichts über ein falsches Pathos! Sittliche Entrüstung an der unrechten Stelle ist das Geheimnis großer Erfolge. Enthusiasmus für eine Nebensache öffnet den Berg Sesam.“

* * *

Einen „Lehrsatz“ hat Graf Bülow aufgestellt, der freilich noch nicht Gemeinplatz ist und es hoffentlich in Deutschland auch nicht werden wird. Graf Bülow erklärte mit dürren Worten, *in der Politik hätten Recht und Moral nichts zu suchen.* Das heißt nicht mehr und nicht weniger als *die sittliche Weltordnung leugnen* und die Weltgeschichte des Charakters als Weltgericht entkleiden. Wenn dieser „Lehrsatz“ richtig wäre, so wäre damit zugestanden, daß in letzter Linie nicht sittliche Faktoren in der Geschichte den Ausschlag geben, sondern der nackte Egoismus und der brutale Interessenkampf, der *viehische Kampf um den Futtertrog.* Nun, man kann sich heutzutage zu dieser Anschauung bekennen, ohne als „Gebildeter“ erröten zu müssen. Sie ist ja sehr „modern“, hat unzählige Anhänger und wird von sehr namhaften „Koryphäen der Wissenschaft“ vertreten. Aber man muß sich dann auch darüber klar werden, wes Geistes Kind diese Weltanschauung ist, und man muß das Kind beim rechten *Namen* nennen. Es ist die *materialistische Weltanschauung sans phrase.* Aus eben dieser Weltanschauung leitet einerseits der Kapitalismus sein Recht zur Ausbeutung her, andererseits die Sozialdemokratie ihr Recht zum rücksichtslosen Klassenkampf und zum Umsturz der bestehenden Gesellschaftsordnung. Denn ob es nun dem Grafen Bülow angenehm sein mag oder nicht, in seinem moralinfreien Bekenntnis zum Prinzip des allein maß- und ausschlaggebenden „Interesses“ steht er so gut auf dem Boden der *Sozialdemokratie,* wie nur irgend ein zielbewußter Genosse. Genau den Grundsatz, den er für die Politik eines *Volkes* aufstellt, vertritt die Sozialdemokratie für die Politik einer *Klasse:* für beide entscheidet der Nutzen und das Recht des Stärkeren. Und wenn Graf Bülow für sich etwa geltend machen

wollte, daß diejenige Politik der Menschheit am besten dient, die rücksichts- los, ohne über „Zwirnsfäden“ wie Recht und Moral zu stolpern, den Nutzen ihres Volkes wahrnimmt, so darf die Sozialdemokratie mit demselben Rechte behaupten, daß sie der Allgemeinheit keinen größeren Dienst erweisen kann, als wenn sie mit derselben Skrupellosigkeit allein von dem Interesse ihrer Klasse sich leiten läßt. Denn erst wenn das Proletariat gesiegt hat, wird be- kanntlich der große Völkerfrühling anbrechen. Ebensowenig wie für Graf Bülow dürfen für die Sozialdemokratie das bestehende Recht und die bestehende Moral eine Schranke bilden. Alles Recht und alle Moral sind ja nach beider Auf- fassung nur Produkte der stärkeren Gewalt im Kampfe der Interessen. Warum also soll die Sozialdemokratie die Moral und das Recht der herrschenden Klassen nicht durch die Moral und das Recht *ihrer* Klasse verdrängen dürfen? Sie verspricht ja ein milder, völkerbeglückender Herrscher zu sein! Und warum soll schließlich nicht *jeder einzelne sein* Interesse als das für ihn allein aus- schlaggebende Prinzip anerkennen? Halten doch — nach des Grafen Bülow Lehre — Recht und Moral vor der Feuerprobe des Völkerlebens, der Welt- geschichte nicht stand! Wie kann nun etwas, das im großen verkehrt ist, im kleinen richtig sein? Wenn 4×4 nicht $= 16$ ist, dann kann 2×2 nicht $= 4$ sein. Moral und Recht sind also *falsche* Voraussetzungen, Vorurteile; wir leben in einem Kampfe aller gegen alle. Da ist es doch höchst notwendig, daß jeder ohne solche Vorurteile ausschließlich dahin strebt, den andern unter- zukriegen und sich selbst in die Höhe zu bringen. Denn jeder traut sich doch nur das Beste zu: O, wenn ich mir erst die Millionen errafft und ergaunert habe, wieviel Gutes werde ich da thun!

Wir Rückständigen, die wir mit Adam Riese noch immer an die absolute Zuverlässigkeit des Einmaleins glauben, wir leben auch noch immer der festen Ueberzeugung, daß die Moral, die in einer kleinen Gemeinschaft, in einer Familie, in einer Gemeinde, in einer Stadt, in einem Staate, das Zusammenleben der Menschen erst ermöglicht und sich täglich als richtig und segensreich erweist, auch in einer größeren Gemeinschaft, auch in der größten: der Völkergemein- schaft, sich als richtig und segensreich erweisen muß, wenn wir sie nur wirklich anwenden wollen. Denn ob wir nun Deutsche, Franzosen, Engländer, Russen, Amerikaner u. s. w., wir sind nun einmal auf dieser schiefen, kleinen Erde zusammengepfercht und darauf angewiesen, miteinander auszukommen. Daß die Weltgeschichte auf jeder Seite uns lehrt, wie wir mit *Unterdrückung* des Rechtes und der Moral und mit *Entfesselung* unsrer nackten Selbst- und Herrsch- sucht *nicht* miteinander ausgekommen sind, das ist doch wahrlich kein Beweis gegen die Giltigkeit und Brauchbarkeit jener Moral. Und es zeugt von der naiven Begriffsverwirrung in den Kreisen von „Bildung und Besitz“, wenn ein Blatt wie die „Nationalzeitung“ zur Verteidigung des Bülowschen „Lehr- satzes“ eine ganze Reihe weltgeschichtlicher Thatsachen anführt, aus denen sich er- giebt, daß sich selbst in die Behandlung religiöser Fragen, wie in den Religions-

kriegen, der Reformation, im dreißigjährigen Krieg, in den Freiheitskämpfen in Mexiko und Südamerika, den Napoleonskriegen u. a. der politische Egoismus eingemischt und darin eine große Rolle gespielt habe. „Wir möchten wohl wissen," bemerkt dazu sehr treffend der Reichsbote, „ob das schon ein geschichtskundiger Mensch geleugnet hat. Die ‚Nat.-Ztg.' stößt also damit offene Thüren auf, übersieht aber, daß sie gerade durch diese Thatsache die Berechtigung der (sittlichen) Forderung an die Diplomatie bestätigt; denn es ist Thatsache, daß die Einmischung des politischen Egoismus überall in den angeführten Fällen nur ungeheueren Schaden angerichtet hat."

Wie nun aber, kann ein einzelnes Volk eine Politik des Rechts und der Sittlichkeit befolgen, wenn ringsherum die anderen Völker diese Grundsätze mit Füßen treten? Ich stehe nicht an, diese Frage zu bejahen, solange jenes Volk überhaupt lebensfähig, also lebensberechtigt ist. Pflichten und Rechte gegen andere schließen doch Pflichten und Rechte gegen sich selbst keineswegs aus. Im Gegenteil gilt für ein Volk die Pflicht der Selbsterhaltung in noch höherem Maße als für den einzelnen. Die „wohlverstandenen" Interessen eines Volkes, von denen Graf Bülow spricht, sind allemal berechtigte Interessen. Interessen, von denen seine Existenz und seine gedeihliche Entwicklung bedingt werden. Solche Interessen durchzusetzen, hat es nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht, mögen darüber auch die Interessen anderer verletzt werden. Wir haben es also gar nicht nötig, uns als sentimentale Schwärmer verhöhnen zu lassen, wenn wir Recht und Moral auch aus dem Völkerleben nicht ausschalten wollen. Es können Konflikte entstehen zwischen dem natürlichen Rechte des einen und dem formellen Rechte des anderen Volkes. Aber auch in diesem Konflikte entscheidet in letzter Instanz das Recht, das größere Recht, das Recht der Selbsterhaltung. Man könnte theoretisch die Möglichkeit eines Konfliktes gleicher natürlicher und formeller Rechte zwischen zwei Völkern aufstellen, indessen ein solcher Konflikt ist in Wirklichkeit durch das Gesetz der Entwicklung ausgeschlossen. Die Schöpfung, die ganze Natur ist eine festgefügte Ordnung, in der sich ein Glied dem andern unterordnen muß und in der es keine Gleichheiten giebt. So ist für ein Volk das Notwendige immer auch das Sittliche, weil das Notwendige im Plane des Schöpfers liegt.

Zu ganz anderen Konsequenzen führt aber Graf Bülows Doktrin. Diese heißt uns, nicht etwa nur das Notwendige durchzusetzen, sondern schon den bloßen Vorteil zu erraffen, gleichviel, wo und wie immer er sich uns bietet, gleichviel, ob wir seiner unumgänglich bedürfen oder nicht, gleichviel, ob wir damit Recht und Moral zertreten. Der bloße Nutzen schon entscheidet. Das eine ist eine Politik der Notwendigkeit, der pflichtgemäßen Selbsterhaltung; das andere eine Politik des bloßen Nutzens, des Profits. Das ist die grundsätzliche Kluft, die uns unentwegte Anhänger Adam Rieses und des Kleinen Katechismus von dem politischen Uebermenschen-Standpunkte des gegenwärtigen Herrn Reichskanzlers trennt. Und ich glaube, es ist auch der grundsätzliche Unterschied

zwischen der bescheiden-starken, sittlich wurzelechten Notwendigkeitspolitik Bismarcks und der — ich kann mir nicht helfen: profithungrigen Geschäfts- und Opportunitätspolitik, wie sie sich mit logischem Zwange aus den Theorien des Grafen Bülow ergeben müßte. Ich bin gern bereit, anzunehmen, daß er selbst diese Konsequenzen nicht ernstlich ziehen möchte. Wenn aber solche Theorien von solcher Stelle verkündet werden, so ist es Pflicht, mit beizender Schärfe und Klarheit in eine Gedankenwelt hinabzuleuchten, die nicht die Gedankenwelt der Besten unseres Volkes war und ist. Wir lassen uns unseren deutschen Idealismus von niemand verekeln. Für ihn haben wir gelitten, aber durch ihn sind wir auch wieder aus tiefer Schmach und Not emporgestiegen, wie der Phönix aus der Asche. Wir wollen sein, was wir sind, oder nicht sein. Wir sind nun einmal keine Engländer und wollen es auch nicht werden, trotz des Herrn Generalkonsuls Focke in Kapstadt, der als Vertreter des deutschen Imperiums für seine deutschen Schutzbefohlenen keinen besseren Rat wußte, als — Engländer zu werden! Civis Germanus — „nur ein Deutscher“!

* * *

Für denjenigen, der an eine sittliche Weltordnung, sagen wir einfach: an Gott, glaubt, ist es völlig ausgeschlossen, daß die „wohlverstandenen“ Interessen eines Volkes unter irgend welchen Umständen unsittliche sein könnten. Andererseits gewinnen ethische Faktoren auch heute noch im Leben der Völker wie der einzelnen eine so tiefgreifende und sichtbare reale Bedeutung, daß sie auch von unsern vermeintlichen „Realpolitikern“ füglich nicht mehr übersehen werden dürften. Läßt sich denn das Unheil, das unsere Englandspolitik thatsächlich schon angerichtet hat, noch länger leugnen? Ist nicht allein der klaffende, blutende Riß, der dieser Tage zwischen den Kaiser und sein treues Volk hindurchgegangen ist, ein unvergleichlich größerer Schade, als es der momentane Verlust von Englands, doch auch nur ganz platonischem Wohlgefallen gewesen wäre? Ist nicht aus der ganzen Krügerepisode die Sozialdemokratie, die sich — im Gegensatz zu dem mehr als vorsichtigen Gebahren der meisten unserer staatserhaltenden Volksvertreter — schlicht und mannhaft für Recht und Treue bekannt hat, wiederum durch die Sympathien der öffentlichen Meinung ganz außerordentlich gestärkt hervorgegangen? Was Bebel über die zahlreichen empörten, „nicht wiederzugebenden“ Zuschriften an ihn aus nur gut bürgerlichen Kreisen erzählte, das beleuchtet doch die Situation wie mit einem grellen Blitze! Unendliche Mühe hat sich der Kaiser gegeben, die französische Volksstimmung zu versöhnen, und all die Früchte dieser dankenswerten Arbeit sind mit einem Schlage vernichtet worden. Ein Haß und eine Verachtung sprühen uns aus Frankreich entgegen, wie sie in den Tagen des tollsten Revanchegeschreis und Boulangerrummels nicht schlimmer sein konnten. In Belgien und dem stammverwandten Holland ist man weit, weit von uns abgerückt. In Rußland haben die panslavistischen Hetzer leichtes Spiel, ihrem Publikum die Ohnmacht Deutschlands und gleichzeitig seine Abhängigkeit von England, dem Erbfeinde

Rußlands, zu Gemüte zu führen. Im ganzen Auslande ist das Vertrauen in Deutschlands Redlichkeit erschüttert worden. Ja, liegen denn alle diese Erfolge wirklich in unserem „wohlverstandenen Interesse“? Von den unbestreitbaren materiellen politischen Schädigungen in Afrika u. s. w. gar nicht zu reden! Und gerade was man nach eigener Andeutung des Reichskanzlers vermeiden wollte: eine Steigerung der Englandfeindschaft und der englandfeindlichen Kundgebungen, gerade das hat man durch die — geniale Behandlung des alten Krüger bis zur Siedehitze heraufgefeuert. Statt der Volksstimmung durch den Empfang Krügers ein Ventil zu öffnen, durch das sich der angesammelte Groll und das zurückgedrängte Rechtsgefühl in vielleicht lauter, aber harmloser Weise hätte entladen können, hat eine kurzsichtige Eintagspolitik dem Volksgewissen und -empfinden diesen natürlichen Weg mit der zugeschlagenen Thüre versperrt, so daß alles, was in ihm kocht und dampft, nicht mehr nur gegen eine ausländische Mord- und Raubpolitik, sondern gegen die eigenen höchsten Autoritäten aufbegehrt. Wenn in dieser Weise den sittlichsten Wünschen und Empfindungen der Volksseele noch lange weiter Hohn gesprochen wird, dann freilich könnten wir wirklich noch einmal in ernste Konflikte hineingehetzt werden.

Was ein deutscher Staatsmann sein will, muß mit dem deutschen Idealismus, dem deutschen Gefühl für Recht und Wahrheit, Treue und Redlichkeit, kurz mit der deutschen Gottesfurcht, als mit einem gottlob noch immer sehr realen Faktor rechnen. Die englische Staatskunst mag solcher, vom Fürsten Bismarck bekanntlich sehr hoch geschätzter „Imponderabilien“ vielleicht entbehren können. Wenn aber Graf Bülow im Reichstag mit großer Verve erklärte, er sei doch nicht „Minister in Pretoria“, so ist er ebensowenig und, wenn es möglich wäre, noch viel weniger „Minister in London“. Der „Appell an die Furcht“, der ihm von der „Westminster Gazette“ nachgerühmt wurde, wird auch fürder „in deutschen Herzen kein Echo finden“.

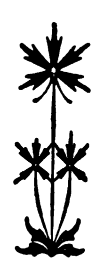
* * *

Mir fällt da eine kleine Geschichte ein, die vor längerer Zeit passiert ist. Ein kurioser Kauz war's. Aus Gram über die Niederlage der Buren war er ins Wasser gegangen. Ein Passant rettete den 46jährigen obdachlosen Arbeiter ans Land. Da erzählte der Mann, daß es ihm auf dieser Welt so herzlich schlecht ginge, daß ihn nichts mehr ans Leben fessele. Nachdem aber jetzt — die Buren unterlegen, habe das Dasein für ihn überhaupt jeden Reiz verloren! Der „sonderbare Schwärmer“ — so nannten ihn die Zeitungen — wurde der nächsten Unfallstation zugeführt.

Komisch, was? Nein, aber echter Humor, Humor des Lebens, Humor, bei dem man nicht weiß, ob man lachen oder weinen soll. Nicht Gut noch Geld besaß der arme Teufel, obdachlos irrte er umher, aber für den Burenkampf, den Kampf gegen das blutige Gold hatte der Schwärmer noch ein Herz. Und es war ihm eine persönliche Genugthuung, daß die Buren in dem Kampfe siegten, in dem er selbst unterlegen war. Es gab also doch noch eine höhere Macht als

das Gold und die stärkere Faust? Vielleicht würde diese Macht sich auch seiner noch erbarmen? Eine dunkle Hoffnung hielt ihn am Leben, und er schleppte sich weiter. Da kam die Wendung: das Recht unterlag und das rote Gold siegte. Es gab also keine Gerechtigkeit, keine höhere Macht auf Erden! Er hatte wohl nie von einer „sittlichen Weltordnung“ gehört, aber er verzweifelte an ihr. Und er verzweifelte an sich selbst. Wie sollte ihm, dem zerlumpten, obdachlosen, entkräfteten Vagabunden denn noch Rettung werden, wenn dort ein ganzer Volksstamm trotz heldenmütigen Kampfes hingeschlachtet wurde und niemand einen Finger dazu rührte? Was sollte er noch auf dieser Welt, in der nur der blinde grausame Zufall, die Faust und das Gold regieren? Da ging er ins Wasser.

Realpolitiker, lernet daraus! Lernet daraus, wie auch in dem letzten Strolche noch der lichte Gottesfunke lebt; welche Macht der Glaube an die sittliche Weltordnung ist; wie rein ideale Motive das Menschenherz so tief erfassen, daß sie gar über die physische Existenz entscheiden können. Ein Lied, die Wacht am Rhein, war ein Armeekorps wert!



Ein Malerhumorist.

(Zu unserer Kunstbeilage.)

„Ueber diese Antwort des Kandidaten Jobses
Geschah allgemeines Schütteln des Kopfes,
Der Inspektor sprach zuerst: hem! hem!
Drauf die andern secundum ordinem.“

Wer hat nicht wenigstens diese geflügelte Strophe aus Kortums komischem Heldengedicht, der „Jobsiade“, behalten? Das Kapitel, „wie Hieronymus zum Kandidaten examiniert ward, und wie es ihm dabei erging,“ ist ja die Glanzscene des Sanges von „Leben, Meinungen und Thaten von Hieronymus Jobs dem Kandidaten“; und Meister Hasenclever hätte nicht der Humorist sein müssen, der er war, um herauszufinden, daß in dieser Scene ein Vorwurf von unwiderstehlichster vis comica für einen Maler steckte, dessen Neigung und Talent vor allem auf die Darstellung humorvoller Situationen und Charaktere gerichtet war. So hat er gerade den „Jobs im Examen“ zweimal gemalt, das erstemal 1840, es ist das Bild, das in der Neuen Pinakothek in München hängt und das unsere Kunstbeilage wiedergiebt, das zweitemal genau vor fünfzig Jahren, 1851, für die Galerie Ravené in Berlin. Abgesehen von der Gestalt des Jobs konnte er seine prächtige Charakterisierungskunst, seine Gabe, komische Typen mit vollendeter Lebenswahrheit hinzustellen, ohne allzusehr in den dabei schwer zu vermeidenden Fehler der Uebertreibung, der Verzerrung zur bloßen Karikatur zu verfallen, an einer Corona der bestindividualisierten Perückenträger erschöpfen. Was der Dichter in seinen Knüttelversen nur anzudeuten vermochte, hat der Maler mit ungleich vollendeterer Plastik zu geben gewußt: den „stattlichen, dickgebauchten“ „Herr Inspektor“, „dem man den Inspektor gleich ansah,“ den „geistlichen Assessor,“ der „von Person zwar etwas größer, doch an Körper und Waden dünn und von etwas mürrischem Sinn,“ der im Gegensatz zu jenem Würdenträger „nur Bier trank und schlechten Wein, denn seine Einkünfte waren klein“; den in den Kirchenvätern wohl erfahrenen, schon hochbejahrten Herrn Krager; den „ungemein stark in Postillen berittenen“ Herrn Krisch — „ein Mann von guten Sitten“ —; den „weidlichen Linguisten“ Herrn Beff, der „im Leben und Wandel ein ziemlicher Christe“, den redestarken und niemals blöden Herrn Schrei, den gar frommen Herrn Plotz, der die vielen Mängel, die er selbst in seiner Jugend gehabt, nun von seiner herzgeliebten Gemeine fernzuhalten strafend sich bemüht; den „in Lehr' und Strafen“ gleich nimmermüden Juristen des Kollegiums, Herrn Keffer u. s. w.

Joh. Peter Hasenclever (geb. 18. Mai 1810 zu Remscheid, gest. 16. Dezember 1853 in Düsseldorf) hat außer dem Examen noch drei andere Scenen der Jobsiade zum Gegenstande seiner humorvollen Genrekunst gewählt: Jobs als Student heimkehrend, Jobs als Schulmeister und Jobs als Nachtwächter. Weithin bekannt geworden sind sodann seine beiden in der Berliner Nationalgalerie hängenden Bilder: „Das Lesekabinett“ und „Die Weinprobe,“ die ihm neben den Jobsiadenbildern den Ruhm eines der besten Humoristen unter den Malern für alle Zeiten sichern.

S.





P. S., G. L. b. B. — W. E. (Pseud. H. D.), A. — R. H. 9. — Th. v. G., A. a. E. — E. L. W., B. (H.). — C. C., H.-St. G. — O. K., M. — J. S., G.-K. — F. B., N. — H. K., N. — Th. H., L. — B. F., Kl.-G. (O.) — F. H., J. — C. C., H.-St. G. Verbindlichsten Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

Asperula. Nichts für ungut, „entsagen Sie der süßen Arbeit“ und machen Sie Ernst mit Ihrem Versprechen, nunmehr „Ihre Kräfte auf fruchtbarerem Felde anzuwenden“.

Ad. Otte. Wir berichtigen gern, daß die erste Strophe Ihres Gedichtes „Herbststimmung“ im Novemberheft statt: „Ich seh' im herbstlich stillen Wald Durch Dickicht fern ein scheues Reh“ heißen muß: „Ich steh im herbstlich stillen Wald:“ u. s. w.

F. P., Bad S. i. S. Vielen Dank für Ihre freundliche Anerkennung. Ihr erster Wunsch ist längst erfüllt worden: noch immer hat der T. zu seinen Kunstbeilagen sei es kurze Notizen über den Künstler und sein Bild, sei es ausführliche Essais gebracht. Die einzige Ausnahme bildeten Böcklins „Herbstgedanken“ in Heft 1 des I. Jahrgangs, deren Stimmung und Bedeutung Gustav Falkes nebenstehendes Gedicht in Worten wiedergeben sollte. Nachdem wir erst ein Jahr vorher (II. Jahrg. Heft 1) einen Aufsatz über Arnold Böcklin aus der Feder Prof. Dr. Wolfgang von Oettingens gebracht, in welchem übrigens auch der „Herbstgedanken“ Erwähnung geschah, konnten wir doch nicht gut schon wieder mit „biographischen Notizen des Künstlers und Hinweisen auf seine Eigenart und Bedeutung“ kommen. — Die moderne, vor allem deutsche Kunst ist ebenfalls fortgesetzt durch Ausstellungsberichte u. s. w. berücksichtigt worden. — Bezüglich Ihres dritten Wunsches können wir Sie auf Prof. Otto Hamann selbst verweisen. Er hat ein Buch „Entwicklungslehre und Darwinismus“ veröffentlicht, worin Sie die gewünschten Darlegungen finden werden.

Frau Major Z., U. Vielen Dank für Ihre Zuschrift! Es wird natürlich viele Leser des Verdrowschen Aufsatzes (II. Jahrg. Heft 12), vor allem aber den Autor selbst, dem wir Ihre Karte eingesandt haben, interessieren, aus so autorativer Quelle, wie es die Enkelin von Emilie Reinbecks Schwester Mariette sein muß, zu erfahren, daß das in dem Aufsatz erwähnte, von Mariette gemalte Porträt Lenaus nur ein ganz kleines Bild in Aquarell ist, während Emilie selbst ein etwa lebensgroßes Brustbild des Dichters in Oel gemalt hat.

Mr. H. L., N. Ihre Zuschrift gern für „Offene Halle“ verwendet. Besten Dank! Die Gedichte haben uns wohl lebhaft interessiert, aber noch nicht unabweislich den Wunsch des Abdrucks nahegelegt. Vielleicht thun das andere, die Sie uns gelegentlich einsenden wollen.

Hofrat M. S., P. b. M. Vielen Dank für die Einsendung, die gern verwertet wird! Später können wir vielleicht auch einmal auf das andere Thema zurückkommen, vorläufig ist's noch nicht möglich.

E. Freiin v. H., F. a. M. Ihre erste Frage ist mit Ja zu beantworten. Auf Ihre zweite Frage haben wir bei unserm englischen Mitarbeiter Erkundigungen eingezogen. Er schreibt uns folgendes: „Marie Corelli ist unverheiratet, und da sie vergessen hat, in dem englischen „Kürschner“ ‚Who's Who?‘ ihren Geburtstag anzugeben, wird sie wohl die Vierzig erreicht haben. Daß sie aus Italien stammt, scheint mir zweifellos, wenn sie selbst auch wohl sicher in England geboren ist. Gegenwärtig lebt ein Genremaler Augusto Corelli in Italien; auch das vorige Jahrhundert weist italienische Berühmtheiten des Namens auf. Einer ihrer Eltern war Schotte oder Schottin; in ihrer zarten Kindheit wurde sie von dem schottischen Lyriker Mackay adoptiert. (Sollte nicht der „Anarchisten“-Mackay in Deutschland ihr nahe stehen?) Sie wurde in einem französischen Kloster erzogen und dort in der Musik ausgebildet und hat auch gegenwärtig ein großes Interesse an der Musik. Sie hat eine Art von romanischem Selbstgefühl, das ihr in germanischem Lande ziemlich schädlich ist, zumal sie doch eben kein Genie ist, sondern nur ein Talent. Sie wohnt London, S.W., 49 Longridge Road.

F., Postass., J. Dank für den freundlichen Festgruß, der bestens erwidert wird. Ihren Wunsch hoffen wir in absehbarer Zeit erfüllen zu können.

E. H., N. b. M. i. Lbg. So recht, immer frisch von der Leber weg! Und warum soll Ihnen der T. nicht antworten? Nichts hat ihm ferner gelegen, als die Verdienste, überhaupt die Persönlichkeit des Herrn Pfarrers Lepsius auch nur zu berühren. Jene lagen gänzlich außerhalb der Erörterung. Es handelte sich um das Referat eines Grenzboten-Artikels, dem allerdings der T. ausnahmsweise beipflichten konnte (die Grenzboten-Politik ist sonst nicht des Türmers „Fall", am wenigsten jetzt in der Burenfrage — brr!). In dem Referate wurden nur die „Kreuzzugsidee" des Herrn L., sein mindestens sehr mißverständliches Schlagwort: „die Politik der Vorsehung ist nicht sentimal" und seine Verteidigung der „Chamberlainschen Praxis" einer Kritik unterzogen, deren Berechtigung ja auch durch Ihre w. Zuschrift nicht ernstlich bestritten wird. Gern aber seien Ihre Ausführungen hier wiedergegeben: „Es ist doch viel, daß er (Lepsius) seinerzeit sein Pfarramt niederlegte, als man ihm wegen Armeniens den Mund verbieten wollte. Daß er bei der größten Christenverfolgung aller Zeiten mutig seine Stimme erhob und die christliche Liebesthätigkeit in Deutschland auf den Plan rief, nach Möglichkeit zu retten (in einem Waisenhaus mit 500 Kindern je eins aus ebensoviel zerstörten Dörfern!), dafür können wir ihm nur dankbar sein. Ich fürchte, er hat in der Türkei dieselbe Jammerhaftigkeit unsrer offiziellen Vertretung kennen gelernt, die wir auch anderswo beklagen, z. B. jetzt bei den Konsuln in Südafrika. (Aus Guatemala wüßte ich auch reizende Lieder davon zu singen.) Dagegen haben die englischen und amerikanischen Vertreter in Armenien ganz anders ihr Ansehen zum Schutz der armen, wehrlosen Christen, soweit es möglich war, geltend gemacht. Daher wohl seine höhere Wertung englischer Politik, in der ich ihm freilich nicht zu folgen vermag. Mag im übrigen seine Darlegung aber auch recht anfechtbar gewesen sein, der letzte Satz ist doch unzweifelhaft richtig: ‚Die Politik der Vorsehung ist nicht sentimental'. Das heißt: Gott behält die Fäden in der Hand, und er benützt auch die Sünden und Verbrechen der Völker und ihrer Leiter, um in dieser bösen und unvollkommenen Welt seine Zwecke zu fördern. Nehmen Sie Armenien. 100,000 Menschen sind getötet, von denen ein verschwindender Teil überhaupt je an revolutionäre Propaganda gedacht hat, über 500,000 sind arm und elend geworden, und doch will Gott, so denken und hoffen wir, und dafür beten und arbeiten wir, dies Unglück eins der ältesten christlichen Völker benützen, um den Rest durch die Liebesthätigkeit der europäischen Christen aus der in Formeln erstarrten orientalischen Kirche auf eine höhere Stufe zu führen und dem Christentum auch unter den Mohammedanern endlich Boden zu gewinnen. ‚Menschen gedachten es böse zu machen, aber Gott gedachte es gut zu machen.' Dabei wird es bleiben. Die Schuld menschlicher Verfehlungen aber wird dadurch nicht geringer, daß Gott sie in seine Pläne aufnimmt, und sie benützt, daß schließlich Gutes herauskomme. — Hat nicht das Unglück der tapferen Buren schon dazu dienen müssen, das Gefühl für Recht und Gerechtigkeit in vielen schlaffen und feigen Herzen auch bei uns neu zu beleben? Und doch wird niemand denken, daß das die Schuld der verruchten englischen Politik auch nur im geringsten vermindert." Mit alledem kann sich der T. im wesentlichen nur einverstanden erklären, manche der obigen Sätze sind ihm sogar aus der Seele gesprochen. Auf keinen Fall aber ist es angängig, das Walten Gottes mit den Maßstäben menschlicher Politik zu messen und umgekehrt daraus die Berechtigung für uns abzuleiten, uns nun auch aller Mittel zu bedienen, deren der Unerforschliche zu seinen Weltzwecken bedarf. Das hieße Vorsehung spielen, sich göttliche Allwissenheit anmaßen, wie denn überhaupt die „Kreuzzugsidee" im Grunde von unbewußter Ueberhebung nicht freizusprechen ist: „Wir sind von Gott erleuchtet, wir haben das Recht und die Pflicht, Gottes Willen mit der Schärfe des Schwertes durchzusetzen, was wir wollen, ist Gottes Wille." So riefen einstmals auch die Kreuzfahrer: „Gott will es!" und Gott hat es nicht gewollt, nur zugelassen; darüber sind die Akten der Geschichte endgiltig geschlossen. Nein, kein Mensch weiß, was Gottes Wille ist, außer seinen Geboten. Die haben wir schlecht und recht zu befolgen und das übrige ihm zu überlassen, Punktum. Vollends in diesen Tagen des Krügerabschubs können alle deutschen Kreuzzugsideen nur in einem tragikomischen, wenn nicht noch schlimmeren Lichte, nämlich dem der Heuchelei, erscheinen. Doch diese Bemerkung nur nebenbei, ich glaube, wir verstehen uns. Freundlichen Gruß, und wenn Sie wieder mal etwas auf dem Herzen haben, dann nur frisch zur Feder gegriffen. Der T. bekommt immer noch viel zu viel „Gedichte" und zu wenig sachlichen Meinungsaustausch, obwohl es ja auch daran erfreulicherweise nicht mangelt.

Dem freundlichen Einsender des offiziellen Reichstagsprotokolls vom 13. November zur Nachricht, daß dem T. die charaktervollen Ausführungen des Abg. Frhrn. v.

Hodenberg zur Burenfrage nicht entgangen sind: „Es sind meiner Meinung nach machiavellistische Gundsätze in rhetorisch-schöner Form uns dargeboten, und zu meiner größten Verwunderung jubeln diesen Grundsätzen die Majoritätsparteien dieses Hauses zu!"

Abg. F., K. Der Wahrheit die Ehre! Deshalb sei hier festgestellt, daß die von der sozialdemokratischen Mannheimer „Volksstimme" (dem im Tagebuch des vorigen Heftes so genannten „Oberkritiker") an dem Bericht des Arbeitersekretärs Katzenstein geübte Kritik in der sozialdemokratischen Partei und Presse nicht unwidersprochen geblieben ist, und daß „die Parteileitung, sowohl in Mannheim als die pfälzische, mit der Sache nichts zu thun" hatte. Der sozialdemokratische „Volksfreund" in Karlsruhe hat die von der „Volksstimme" aufgestellten Grundsätze: als ob das Sekretariat auch unberechtigte Ansprüche der Arbeiter rücksichtslos zu vertreten habe und ein „ernster Konflikt" mit den Behörden besser gewesen wäre, als die von Katzenstein beobachtete „Korrektheit", für „direkt erstaunlich und bedenklich" erklärt. Sehr verständig ist auch der Schlußsatz des betr. Artikels: „Alles nur immer allein machen zu wollen und Gutes nicht anzunehmen, wenn es nicht unser Siegel trägt, das wollen wir andern Leuten überlassen." Wir können nur hoffen, daß solche Anschauungen in der Partei die herrschenden werden. Verbindl. Dank, auch für die freundliche Anerkennung, die ja von dieser Seite zur besonderen Genugthuung gereichen muß.

W. A. B., K. (B.). Sie senden dem T. Ihr Buch zur Besprechung und schreiben dazu: „Ich habe das Vertrauen, daß Sie auch einen katholischen Dichter gerecht beurteilen werden. Goethe hätte es gethan." Nun sagen Sie, bitte, was meinen Sie damit eigentlich? Halten Sie es wirklich für nötig, dem T. erst in solcher Weise das kritische Gewissen zu schärfen? Das ist nun schon das soundsovielste Mal, daß katholische Einsender die mehr oder weniger liebenswürdig verschleierte Befürchtung äußern, als könne ihr katholisches Bekenntnis den Herausgeber des Türmers zu einer ungünstigen Beurteilung ihrer Erzeugnisse bestimmen. Was sind das doch für wunderliche Hirngespinste! Wodurch hat denn der T. auch nur den bloßen Verdacht eines solchen Banausentums verdient? Man braucht wirklich noch nicht Goethe zu sein, um zu wissen, daß ein litterarisches Werk ausschließlich nach seinem Gehalte, nicht aber nach der Konfession seines Urhebers beurteilt werden darf. Ist Ihr Buch gut — es ist noch nicht geprüft worden — dann wird es dementsprechend beurteilt werden, taugt es nicht, dann kann ihm auch das Bekenntnis seines Verfassers nichts nützen, ebensowenig freilich schaden. Die konfessionelle Verhetzung muß doch groß sein, wenn solches Mißtrauen in solchen selbstverständlichen Dingen obwalten kann. Sie müßten doch wissen, und es ist ja dem T. von vielen seiner protestantischen und katholischen Leser und Freunde mit gleicher Befriedigung bestätigt worden, daß in diesen Blättern für konfessionelle Zänkereien und Eifersüchteleien kein Platz ist. Nichts für ungut, solche naive Insinuationen, die ja ganz gut gemeint sein mögen, aber für den Betroffenen etwas Beleidigendes haben, können Einen auf die Dauer nervös machen!

L. F., M. Vielleicht bei Gelegenheit die kleine Prosaskizze. Frdl. Dank und Gruß.

M. Grfn. W., W. Die Bücher haben wir mit Dank erhalten und einem unserer kritischen Mitarbeiter für das betreffende Ressort übergeben. Von seinem Urteile wird es abhängen, ob und in welchem Sinne eine Besprechung erfolgen kann. Da der Herausgeber selbstverständlich außer stande ist, sämtliche einlaufenden Bücher persönlich zu lesen und zu beurteilen, so muß er sich häufig schon auf seine kritischen Vertrauensmänner verlassen. Jedenfalls kommt alles, was beim T. zur Besprechung eingeht, in die besten Hände. Ergebene Empfehlung!

H. v. B., z. Zt. M. Bitten freundlich um etwas Geduld.

P. B. G., H. b. S. i. Erzg. Für Ihre so schwungvolle wie liebenswürdige poetische Widmung herzlichen Dank! Der Abdruck verbietet sich ja aus naheliegenden Gründen, auch ohne übertriebene Bescheidenheit, von selbst. Frdl. Gruß!

F. B., St. Die Anerkennung von so verehrter Seite hat den T. von Herzen erfreut. Aufrichtigen Dank!

H. (?), Dr. Warum anonym? Sobald der T. weiß, mit wem er die Ehre hat, wird er gern auf Ihr ausführliches und interessantes Schreiben zurückkommen. Wenn man mit jemand in Meinungsaustausch treten soll, so möchte man doch zunächst erfahren, wer dieser jemand ist. Das ist wohl kein unbescheidener Wunsch und auch keine unberechtigte Neugier. Also, es wird den T. freuen, Ihre werte Bekanntschaft zu machen und Ihnen dann Rede und Antwort stehen zu dürfen.

J. A., O. Vielen Dank für Ihren lieben Brief, dessen inniger Herzenston den T.

aufrichtig erfreut hat. Die Einsendung zum Kapitel „Prügelstrafe“ wird in der „Offenen Halle“ erscheinen. Frdl. Gruß!

J. F. — Ein Balte. — A. L. Ihre Einsendungen zum Thema „Prügelstrafe“ mußten leider aus Raummangel noch in letzter Stunde zurückgestellt werden.

F. S. M. i. O., Hessen. Der T. bringt — von besonderen Fällen abgesehen — nur unveröffentlichte Gedichte, ausnahmsweise senden wir Ihnen das eingesandte gedruckte zurück. Wir erklären aber bei dieser Gelegenheit nochmals ganz ausdrücklich und auf das bestimmteste, daß wir uns auf briefliche Beantwortung und Rücksendung von Gedichten nicht einlassen können, und daß der Versuch, uns durch Beifügung des Portos dazu moralisch zu zwingen, gänzlich zwecklos ist. Das Porto wird den verehrl. Einsendern auf unserem Redaktionsbureau bereit gehalten und, wenn darüber nicht anders verfügt wird, einem wohlthätigen Zwecke überwiesen. Dank für Ihre freundliche Gesinnung, sie verpflichtet den T. zu der aufrichtigen und herzlichen Bitte, sich doch keinen Täuschungen hingeben und von einer dichterischen Thätigkeit keine Erfolge erwarten zu wollen, am wenigsten materielle, so sehr sie auch gerade im vorliegenden Falle zu wünschen wären.

P. W., A. i. Erzgb. Sie haben dem T. mit Ihren Zeilen in Prosa und Vers eine rechte Freude bereitet, wenn er sich auch keinen Augenblick darüber zweifelhaft ist, daß er so hohes Lob lange nicht verdient. Aber man freut sich doch, den guten Willen anerkannt zu sehen, und der zustimmende Ruf der Kampf- und Gesinnungsgenossen in Stadt und Land spornt zum Weiterstreben und Weiterschaffen, wenn einen manchmal Müdigkeit und unzeitige Sehnsucht nach der großen Ruhe überkommen möchten. Wirket, solange es Tag ist; es kommt die Nacht, da niemand wirken kann!

S. K., K—e. Der Beitrag zum Schriftstellerheim ist an Herrn von Leixner mit Dank abgeführt worden. Und nun das liebe Brieflein! So viel gütige Teilnahme hat ja der Türmer gar nicht verdient! Aber freuen thut sie ihn darum doch. Man freut sich ja auch über Geschenke und erst recht. Daß Sie von Weihnachten ab reuig wieder in den Schoß der Türmerfamilie zurückkehren, nachdem Sie ihm auf ein halb Jahr „untreu“ geworden waren, ist sehr brav von Ihnen und sei hiermit als löbliches Exempel statuiert. So nette Mitglieder wie Sie möchte der T. in seiner Familie nicht missen. Er hofft, noch öfter von Ihnen zu hören, spätestens wenn wieder — die „Veilchen“ blühen! Das ist für Veilchengemüter just die rechte Zeit!

K. A., Lehrer. Vorläufig müssen wir mit Böcklinbildern etwas pausieren. Es ist aber keineswegs ausgeschlossen, daß wir später Ihren Wunsch erfüllen können. Jedenfalls werden wir ihn im Auge behalten. Ihre so große Freude am T. hat dem T. keine geringere bereitet. Freundl. Dank und Gruß!

P. O., W. Die tiefgedachte Prosaarbeit wird mit Dank für das Osterheft angenommen. Für das Gedicht konnten wir uns nicht entscheiden, schon weil sich so selten Gelegenheit findet, größere Gedichte unterzubringen. Ihre Zustimmung zur Haltung des Tagebuchs in der ber. Frage war dem T. um so angenehmer, als er damals mit seinem Urteile auf der ganzen Linie fast vereinzelt dastand. Jetzt freilich sind sich die Gelehrten über die Frage so ziemlich einig. Verbindl. Gruß!

P. M. B., W-e. Durch ein Versehen war Ihre Karte leider ins Hintertreffen geraten, was wir zu entschuldigen bitten. Der „Fall Zapp“ durfte doch nicht so ohne weiteres mit Stillschweigen übergangen werden, das hat ja auch Rogge seiner Zeit bestätigt. Das Totschweigen ist überhaupt eine sehr bedenkliche Politik. Denn meist ist der Eindruck: qui tacet consentire videtur. Man soll das kritische Messer selbst in die Hand nehmen und nicht dem Gegner überlassen. Es ist der Unterschied zwischen dem Messer, das Wunden heilt, und dem, das in den Wunden herumsticht, aus Lust am Schaden. Sehr fern hat dem T. die Absicht gelegen, aus einzelnen bedenklichen Fällen Schlüsse auf die Allgemeinheit zu ziehen. Solche dilettantische Leichtfertigkeit ist im T. immer aufs entschiedenste bekämpft worden.

F. M., H. Auch Sie müssen wir bitten, die etwas späte Beantwortung Ihrer liebenswürdigen und anregenden Zuschrift zu entschuldigen. Und weiter müssen wir Sie auch noch um Geduld bis zum nächsten Hefte bitten. Ihr Wunsch wird gern erfüllt werden, das soll aber auf gründliche Weise geschehen, was immerhin keine ganz leichte Arbeit ist. Also im nächsten Hefte.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 8.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



D. Chodowiecki pinx. — Photogravure Bruckmann

DAS BLINDEKUHSPIEL



England im Spiegel deutscher Kultur.

Wenn man als Inhaber der gegenwärtig höchsten Kultur, d. h. als gebildeter Deutscher, nach England geht und das dortige Leben mit unbefangenem, kritischem Auge genügend lange und genügend gründlich betrachtet, so erhält man die Anschauung von so wildgewachsenen, verworrenen, widerspruchsvollen und tief unehrlichen öffentlichen und privaten Verhältnissen, daß der Bürger des „bestregierten Staates der Welt", wie der Amerikaner Whitman Deutschland richtig bezeichnet, es für ein Unglück halten würde, in solchen Verhältnissen dauernd leben zu müssen.

England ist keine Monarchie; es ist eine Geldoligarchie. Der Monarch, dem äußerlich zwar als dem ersten Edelmanne des Reiches mit einer traditionellen Ehrfurcht begegnet wird, hat kein Recht gegenüber dem Willen seiner Minister, die, ob konservativ oder liberal, immer die Vertreter der vermögenden Kaste sind. Das Vetorecht, das den englischen Monarchen nach der Verfassung zusteht, ist seit zweihundert Jahren nicht geübt und durch Nichtgebrauch außer Kraft gesetzt worden. Wollte heute ein englischer Herrscher einer von einem Minister vorgeschlagenen Maßregel seine Zustimmung durch Verweigerung seiner Namensunterschrift definitiv versagen, so würde das nach einer der volkbenebelnden konventionellen Redensarten für „einen Eingriff in die Freiheit des Volkes" gelten — in Wirklichkeit wäre es nur eine Beschränkung des

Absolutismus der Finanzaristokratie —, dem die Revolutionierung der durch Phrasen, Geld und Gin verblendeten Volksmassen folgen würde. Wie kläglich es mit den Prärogativen der englischen Krone bestellt ist, zeigt ein tragikomischer Fall aus dem Beginn der Regierungszeit der Königin Viktoria. Das Ministerium Melbourne war 1839 gefallen, ein Toryministerium unter Peel sollte folgen. Dieser aber verlangte nicht nur die Entfernung der Whighäupter aus der Umgebung der Königin, sondern auch der Damen ihres Hofstaates, welche mit Whigkreisen in verwandtschaftlichen Beziehungen standen, also zum Teil gerade derjenigen Frauen, deren Verkehr Viktoria am meisten schätzte und liebte. „Sie wollten mich meiner Damen berauben," schrieb sie an Lord Melbourne, „und nächstens werden sie mir wohl meine Kammerfrauen und Stubenmädchen nehmen wollen; sie wollen mich wie ein Kind behandeln, aber ich will ihnen zeigen, daß ich Königin von England bin." — Gegenüber der Unverschämtheit des Ministers waren diese zornigen Worte sehr berechtigt, da jeder nicht im Kerker befindliche oder unter Kuratel stehende Mensch die Wahl seines Umganges als sein selbstverständliches Recht betrachtet; und doch zeugten sie von kindlicher Unerfahrenheit. Sie mußte thatsächlich die Damen, die sie liebte, entlassen und lernen, daß der alleinige Machthaber in England der Führer der zur Zeit maßgebenden Partei, der Premierminister ist, der, wenn es ihm so beliebt, den nominellen Monarchen brutalisieren kann — anders ist die Behandlung der Königin nicht zu bezeichnen.

England ist politisch nicht so frei wie andere Länder: das aktive Wahlrecht ist durch einen Census beschränkt, der eine große Masse nicht einmal der ärmsten, sondern der armen Bürger ausschließt, und das passive Wahlrecht erstreckt sich nur auf die wenigen, welche die sehr hohen Kosten der Agitation und des Lebens in London während der Parlamentssessionen bestreiten können.

England hat eine geringe soziale Freiheit. Der Mensch gilt durch das, was er ist und kann, in erster Linie nicht, sondern vielmehr durch das, was sein Vater einmal gewesen ist. Der Kastengeist wird dort mit einer Schroffheit aufrecht erhalten, wie ihn Rußland schon lange nicht mehr kennt; die Ständesonderung wird bei der simpelsten Mittagsgesellschaft auf die verletzendste, aber allgemein als selbstverständlich anerkannte Weise durchgeführt in der Placierung der Gäste. Die Servilität der niederen Kasten vor der durch Titel oder Mammon ausgezeichneten hat eine altindische Färbung, wie die Berichte über die Heiraten in reichen und adligen Familien, welche die liberalen Zeitungen bringen, jedem jeden Tag beweisen. Dem Sohne des Ladeninhabers, der sich durch ehrenwerten Fleiß ein stattliches Vermögen erworben hat, wird es nur in seltenen Fällen gelingen, der Schwiegersohn eines kleinen Schnapsbrenners zu werden, der nicht flaschen-, sondern oxhoftweise mit Gin und Whisky hökert und sich merchant (Großkaufmann) nennen darf; und die Fälle, in denen ein Mensch durch seine natürliche Kraft aus Nichts etwas Großes wird, sind äußerst vereinzelt. Die wahre Freiheit, die in dem ungehin-

derten Gebrauch der uns gegebenen Kräfte besteht, hat England von allen Kulturvölkern am wenigsten entwickelt.

England ist kein Rechtsstaat. Die Prozeßkosten sind für den Armen unerschwinglich; das ungeschriebene Gewohnheitsrecht läßt rabulistischer Rechtsbeugung zum Vorteil des Reichen den weitesten Spielraum; denn wie stellt sich in Wirklichkeit die Rechtspraxis? Da es kein Gesetzbuch giebt, in welchem die Vergehen und Verbrechen definiert, die zivilrechtlichen Rechte und Pflichten festgestellt und die Strafen für die Gesetzesübertretungen normiert sind, so kann der Laie, bevor er sich in einen Prozeß einläßt, sich nicht über das informieren, was Rechtens ist; er tappt einfach im Dunkeln und hilft sich in seiner Blindheit nur damit, daß er, wenn er das Geld dazu hat, den renommiertesten Rechtsanwalt engagiert. Da die Richter und Barrister neben einzelnen vom Parlament erlassenen Gesetzen nur Präcedenzfälle als Richtschnur haben, so sind sie in seltenen und verwickelten Fällen sich selbst nicht klar, einerseits was recht ist, andererseits wie weit sie die Ansprüche ihrer Klienten werden durchsetzen können. Jedenfalls wird der gewiegteste Kenner der Präcedenzfälle und ihrer Lücken, der verschmitzteste Rabulist leichter die Hinterthür finden, durch welche er das Unrecht in den Gerichtssaal einläßt, als ein anderer. So ist das englische Rechtsverfahren für die Beteiligten in den meisten Fällen eine trügerische See, in der das Recht oft durch widrige Winde vom geraden Kurse abgetrieben und an verborgenen Klippen zerschellt wird. Man begreift nicht recht, wie solche Zustände im 20. Jahrhundert möglich sind; jede zivilisierte Nation würde es verschmähen, in solcher Rechtsunsicherheit zu leben. Das Unglaublichste aber kommt noch: die Findung des Rechts in Zivilsachen und in allen Fällen die Strafbestimmung wird — auch in Kapitalsachen! — einem einzelnen Richter überlassen, und in den Polizeigerichten (police-courts) ist dieser eine Richter zugleich öffentlicher Ankläger, Urteilssprecher und Strafbestimmer. Solche Rechtszustände können vom Standpunkte moderner Gesittung nur als barbarische bezeichnet werden.

Der nationale Bildungsstand der Engländer ist ein sehr niedriger: der Staat unterhält nur einen Teil der Elementarschulen, hat aber auf den höheren Unterricht keinen Einfluß; diesen überläßt er einzelnen pädagogischen Industrierittern, Privatkonsortien und den wenigen auf alten Stiftungen beruhenden Public Schools (= unsern Progymnasien) und Universitäten. An diesen alten Instituten scheint die neue Zeit machtlos vorübergegangen zu sein; sie vegetieren weiter, wie sie im Mittelalter waren. Latein und Mathematik spielen die Hauptrolle, eine der höchsten geistigen Leistungen stellt noch immer das Drechseln lateinischer Verse dar, das auf den Public Schools sehr fleißig geübt wird. Neuere Sprachen und Naturwissenschaften kann niemand in Oxford und Cambridge studieren; in Schottland, und besonders in Edinburg, finden sie etwas größere Beachtung. Die modernen Wissenschaften haben sich abseits und gewissermaßen im Gegensatz zu den soge-

nannten Zentren der Gelehrsamkeit entwickelt; sie sind gepflegt worden von Privatpersonen, vorzugsweise in London. Noch immer ist, wie die Prüfungsgegenstände der Universitätsexamina beweisen, die unsinnige Ansicht verbreitet, daß einer, der ordentlich Latein und Mathematik und etwas Griechisch gelernt hat, in jedem höheren und gelehrten Berufe etwas Tüchtiges leisten wird. Die beiden Universitäten wollen ihren Schülern nur eine höhere allgemeine Bildung (im antiquierten Sinne) mitteilen; Fachexamina, die den Kandidaten zum Eintritt in eine der gelehrten Berufsarten befähigen, giebt es dort nicht. Und dabei lernen die Studenten auch in den mittelalterlichen Wissenszweigen relativ wenig.

Der höchste Universitätsgrad (Master of Arts) repräsentiert nicht ganz*) den Wissensstandpunkt eines heutigen deutschen Gymnasialabiturienten. Er wird, wie jede untere Bildungsstufe, nicht durch selbstthätige Arbeit des Lernenden, sondern durch mechanische Abrichtung erreicht. Der Gelehrte gehört denn auch als solcher ebensowenig den höheren Ständen an wie der Künstler und kann in diese nur Aufnahme erlangen vermittelst sehr großer Geldeinnahmen; die Wissenschaft und die Kunst haben eben nur als milchende Kühe soziale Geltung.

Dementsprechend ist denn auch die gesellschaftliche Bildung der höheren Klassen. Der Schwede Steffen hat ganz recht, wenn er meint, das gesellschaftliche Leben in England würde wegen der Unbildung und Unfeinheit der Männer für einen Fremden von Erziehung ganz unerträglich sein, wenn die Frauen nicht wären, die mit ihren immerhin oberflächlichen accomplishments die Männer geistig weit überragen und Gesprächsthemata handhaben können, über die es zu reden verlohnt. Wollte man mit einem Engländer derjenigen Gesellschaftsklasse, welche man in andern Ländern als die „gebildete" bezeichnet, etwa über ein neues bedeutendes Buch ein Gespräch anfangen, so würde der einen unzweifelhaft für etwas verrückt halten; denn der gebildete Engländer liest keine Bücher. Man lese bei Steffen das belustigende Kapitel, wo er beschreibt, wie die tödliche Langeweile der sprachlosen englischen Gesellschaften neuerdings belebt wird durch gemietete Artisten, Coupletsänger, Jongleurs ꝛc., und bei dem Amerikaner Grant White die Schilderung einer ebenfalls neuen gesellschaftlichen Errungenschaft, des „Dinerschwätzers", eines verbummelten Menschen aus respektabler Familie, der durch eine Stentorstimme befähigt wird, für die ganze Tafel verständliche Selbstgespräche über angemessene Unterhaltungsstoffe zu führen, natürlich gegen Bezahlung.

Auf die aus solchen Bildungsverhältnissen erwachsende geistige Roheit der englischen Nation muß nachdrücklich aufmerksam gemacht werden: sie allein kann die unerhörte Kriegführung der Engländer in Afrika, die sich von der des dreißigjährigen Krieges in nichts unterscheidet, erklären; diese Kriegführung ist

*) Die modernen Branchen fehlen.



eben von einem Mitgliede der höchsten Stände befohlen und wird von der Mehrzahl der sogenannten „Gebildeten“ gebilligt.

Die Engländer sind in ihrer Gesamtheit kein religiöses Volk; es herrscht bei ihnen die rein pharisäische Formenfrömmigkeit, die keine Kraft hat, den tierischen Egoismus zu bändigen; die englische Geistlichkeit steht geistig zu tief, um über den äußerlichen anglikanischen Gottesdienst hinweg die Religion zu verinnerlichen. Sie genießt bekanntlich auf der Universität auch keine fachmännische Ausbildung. Und das Kolloquium, das die Geistlichen vor ihrer Ordination mit dem Bischof oder, falls der zu bequem ist, mit dessen Stellvertreter zu bestehen haben, soll ja allerdings verschiedenartig, aber jedenfalls nicht schwierig sein. Sie werden hinsichtlich ihrer Orthodoxie und ihrer klassischen Bildung geprüft: hierfür genügt meistenteils die Kenntnis der anglikanischen Glaubenssatzungen und vielfach — die Uebersetzung eines Kapitels aus Cäsar! So herrscht denn auch unter der Masse der Geistlichkeit eine für deutsche Anschauungen unglaubliche Unwissenheit und Unkultur, die sich meist schon äußerlich in ihrer Haltung, in dem Mangel an persönlicher und geistlicher Würde dokumentiert.

Wer England nur aus den bei uns so weit verbreiteten Phantasiebildern der freisinnigen Romantiker kennt, wird sich wundern, daß dieses das Land sein soll, in dem die blaue Blume der Freiheit wächst. Ueber die Thatsächlichkeit der hier gekennzeichneten Zustände kann kein Zweifel sein; und wer ihn hegt, kann sich leicht von seiner Grundlosigkeit überzeugen, indem er die Bücher des Engländers Escott*) liest, der — ein klassischer Zeuge — in aller Harmlosigkeit die Kulturverhältnisse seines Volkes beschreibt, wie er sie kennt. Was in den obigen Beobachtungen vielleicht befremdlich wirkt, ist ihre knappe Zusammenreihung, ist das kritische Resultat, das sich von selbst daraus ergiebt. Man war bisher als Deutscher nicht gewöhnt, in England das zu sehen, was es ist: das rückständigste, unfreieste von allen Kulturländern. Erst vor wenigen Wochen ist das erste deutsche Buch erschienen, das die von dem Schreiber dieser Zeilen selbständig gemachten und schon vor vier Jahren an einer andern Stelle formulierten Beobachtungen auf Grund einer zehnjährigen Erfahrung in jedem Punkte bestätigt. Es rührt von einem in diesem Jahre in allen Zeitungen genannten Manne her, dem ehemaligen deutschen Dozenten der Glasgower Universität, Dr. Alexander Tille, der es gewagt hatte, in einem englischen Blatt gegen den Burenkrieg zu schreiben, dafür von seinen Schülern mißhandelt wurde und sein Amt niederlegte.

Das Buch enthält reine Wahrheit über England, wenn sie auch nicht immer auf die mildeste Art ausgedrückt ist, und ist deshalb als ein Ereignis in der deutschen Litteratur zu begrüßen. Das einzige, was ich daran tadeln

*) England: its People, Polity, and Pursuits. 2d. Ed. London, Chapman & Hall. 1891 — und — Social Transformations of the Victorian Age. London, Seeley & Co. 1897.



möchte, ist die Schärfe in der Titelgebung, welche vielleicht bei manchen zu Zweifeln an der Objektivität des Inhaltes führen könnte. „Aus Englands Flegeljahren“ *) sucht der Verfasser auf harmlose Weise zu erklären, indem er die Zeit vor dem letzten Jahrzehnt als die zwanglose, unerzogene Kindheit Englands darstellt, aus der es gegenwärtig in die Welt der erwachsenen Kulturvölker eintritt, mit ihren gesellschaftlichen und sittlichen Ansprüchen, die es in der rohen Freude an der Bethätigung seiner überschüssigen Kräfte nicht erfüllen will noch kann. Die gegenwärtige sei also die Zeit der endgiltigen Erziehung Englands, seiner Gewöhnung an den Kulturzwang. Dem gegenüber steht nun aber doch die Thatsache, daß England genau so alt ist wie Frankreich und Deutschland, daß es, wie diese Länder, eine zweitausendjährige geschichtliche Entwicklung hinter sich hat — eine Thatsache, die es freilich nicht gehindert hat, in seiner geistigen und sittlichen Bildung hinter den beiden Spitzen der Kulturbewegung, Deutschland und Frankreich, ein beträchtliches Stück zurückzubleiben.

Damit wäre mein Tadel beendigt, wenn ich nicht etwa noch, um ganz ehrlich zu sein, feststellen soll, daß der durchweg lebendige, kraftvolle Stil in einzelnen Wendungen eine lange Abwesenheit vom Vaterlande ahnen läßt. Inhaltlich kenne ich nach dem viel umfassenderen Escott kein bedeutenderes Werk über England, obgleich ich die neueren einschlägigen Bücher wohl alle gelesen habe: von Ompteda, Wendt, dem Schweden Steffen, den Amerikanern White und Collier bis zu dem oberflächlichen Machwerk von Julius Werner.

Leider ist es an dieser Stelle unmöglich, auf den Inhalt des Buches tiefer einzugehen. Ich kann nur auf die einzelnen Gebiete aufmerksam machen. Ein hervorragendes Interesse beansprucht die gründliche Darstellung der Hinauf- und Hinabentwicklung des englischen Welthandels und der englischen Industrie. Die höheren Gewerbtreibenden, die Nationalökonomen, die Sozialpolitiker werden in den Kapiteln „Im Wettbewerb“, „Beim Werke“ und „Am Brunnquell der Volkskraft“ (230 Seiten) eine halbhundertjährige Geschichte der beiden nationalen Lebensgebiete finden mit einer auf praktischer Anschauung ebenso sehr wie auf eingehenden Studien beruhenden Erklärung der wechselnden Erscheinungen; sie werden den deutsch-englischen Wettbewerb um Welthandel und Weltstellung dargestellt sehen in seiner Entstehung und in seinem Verlaufe, und unserer sozial erregten Zeit wird der schwer widerlegliche Nachweis in hohem Grade nützlich sein, daß die von gewissen Sozialpolitikern so hochgerühmten trade-unions (Gewerkvereine) an dem Niedergange der englischen Industrie hervorragend beteiligt sind.

Das Anfangskapitel „Um die Weltherrschaft“ behandelt Englands Weltpolitik seit der Mitte des 19. Jahrhunderts und speziell sein Verhältnis zu seinem armen deutschen Vetter. Ein anderes bespricht das englische Heerwesen in seiner vollkommenen Verrottung und giebt pikante Aufschlüsse über die peinlichen Verlegenheiten und Notbehelfe, welche die Heeresleitung durchzumachen und herauszufinden hatte gegenüber den unerwarteten Ansprüchen des „großen“

*) Dresden und Leipzig, Reißner. 1901.

Burenkrieges an Englands militärische Leistungsfähigkeit; über die gänzliche Schutzlosigkeit des Mutterlandes, das bei einem Angriff der Russen auf Indien, der Franzosen auf Aegypten und der dadurch notwendigen Verzettelung der Kriegsflotte einem französischen Landungsheere rettungslos preisgegeben sein würde. Ein sehr lesenswertes Kapitel behandelt die höhere Schul- und Universitätsbildung, welche, in dem Zustande einer wahrhaft chinesischen Stagnation, noch heute von mittelalterlichen Erziehungsprinzipien beherrscht wird und es dem Fremden erklärlich macht, warum er unter den höheren Ständen der Engländer so wenig Gebildete findet.

Das alles kann ich nur flüchtig berühren, wenn mir der Raum bleiben soll, auf das für uns Deutsche wichtigste Kapitel etwas näher einzugehen. Dieses Kapitel trägt die Ueberschrift „Aus britischer Seele" und giebt eine Analyse der britischen Denk- und Gefühlsweise von solcher Wahrheit und Tiefe, wie sie bisher nicht gegeben worden ist. Der Deutsche hat alle Veranlassung, sich diese Seelenphotographie gründlich anzusehen und einzuprägen, damit er nicht, wie bisher, infolge seiner höheren christlichen Gesittung, seines humanen Wohlwollens und seiner Bescheidenheit gegenüber dem brutalen Egoismus, dem rohen Uebermute Albions immer neue schmähliche Niederlagen erleidet.

Im ersten Kapitel beschäftigt sich Tille mit der Frage, wie das bis vor etwa 15 Jahren in Deutschland herrschende günstige Urteil über die Engländer zu stande gekommen ist: England galt bekanntlich als die Hochburg der Freiheit, in der die Bedrückten aller Nationen mit offenen Armen empfangen wurden, als das politisch und sozial fortgeschrittenste Land der Erde. Dieses Urteil rührt von jenen Achtundvierzigern her, die, aus dem Vaterlande fliehend, wenn auch nicht eine freundliche Aufnahme, doch eine Zuflucht in England fanden. Es rührt nicht her, möchte ich hinzusetzen, von den Hunderten und vielleicht Tausenden, die in der Adoptivheimat elend zu Grunde gingen, sondern von den relativ wenigen, die durch ihre Kraft und ihr Glück aus dem furchtbar harten Existenzkampfe, den dieses fremde Land ihnen auferlegte, als Sieger hervorgingen. Diese Leute kamen ja in der That aus einem Vaterlande, das ihnen die Selbstbestimmung und Bewegungsfreiheit beschränkte, und fanden in der Fremde mehr davon als zu Hause. Und wenn es ihnen später gut ging, mochten sie trotz der Gleichgiltigkeit und Verachtung der englischen Gesellschaft, die sie in ihrer Hilflosigkeit so schwer empfunden hatten, ein Gefühl der Dankbarkeit gegen die fremde Nation hegen. Um aber England politisch und kulturell so hoch zu stellen, wie sie es thaten, mußten sie von der barbarischen Behandlung der Indier, von der Vergewaltigung der amerikanischen Kolonien, von der grausamen Knechtung der Iren, von der Mitleidslosigkeit der besitzenden Klassen gegen die Arbeiterbevölkerung einfach abstrahieren — das Abstraktionsvermögen war ja freilich bei ihnen durch vielhundertjährige trostlose Nationalzustände und ein gewohnheitsmäßiges Leben in der unwirklichen Welt der Ideen überkräftig entwickelt worden; sie mußten ferner ihre Augen geschlossen halten

gegenüber der freiheitlichen Entwickelung ihres eigenen Vaterlandes, die ungeahnt schnell und in machtvollem Drange gleichsam emporschoß zu einer Höhe, welche ihr Adoptivland noch heute nicht hat erreichen können. Das sind die Quellen, aus denen die ganze deutsche Presse bis in die achtziger Jahre hinein gespeist wurde; seit der Zeit, mit dem Absterben der alten und dem Heranwachsen einer neuen Generation ist Gott sei Dank eine richtigere Würdigung des englischen Volksgeistes und der englischen Kultur zur Geltung gekommen.

Tille führt die Selbstüberschätzung der Engländer und ihr Verhalten zu andern Nationen auf ein ganz besonders geartetes Nationalgefühl zurück. Ehe ich dieses nach Tille näher bezeichne, möchte ich die Elemente nennen, aus denen es mir zusammengesetzt scheint. Das von Natur stark ausgeprägte Selbstgefühl der niedersächsischen Germanen hat durch die normannische Eroberung weniger eine Erhöhung als eine Verschärfung erfahren durch den Zusatz französischer Eitelkeit. Der Brite ist enorm eitel — sein gemessenes Auftreten darf uns über diese Thatsache nicht täuschen. Er hält sich für persönlich vollkommen, was er thut, für kritisch unantastbar, was er besitzt, für unübertrefflich; ein Tadel seines Wesens, seiner Handlungen, ein abschätziges Urteil über irgend einen seiner Besitzgegenstände veranlaßt ihn nicht zur kritischen Erwägung, sondern versetzt ihn in blinde Wut. Diese maßlose Selbstgefälligkeit und Eitelkeit giebt allen Gliedern der Nation einen krankhaften Zug; bei einigen Herrschern bildete sie sich zu einer Art von Cäsarenwahnsinn aus.

Diese Eitelkeit wurde zu der heutigen vermessenen Selbstüberhebung ausgebildet durch den insularen Charakter Englands, der eine dauernde Berührung mit und Abschleifung an anderen Nationen ausschloß, durch einen frühzeitigen Aufschwung des Handels und des materiellen Wohlbefindens, durch erfolggekrönte kriegerische Unternehmungen, durch die koloniale Ausdehnung des Reiches nach allen Weltteilen hin und durch die seit Trafalgar unbestrittene Beherrschung des Weltmeers.

So ist das englische Volk dahin gelangt, sich für das *auserwählte Volk* zu halten, das unter dem besonderen Schirme und der speziellen Leitung Gottes steht und bestimmt ist, über die andern Völker der Erde zu herrschen. Was die englischen Nationallieder hinaussingen, ist nicht eine poetische Ueberschwenglichkeit; Stevenson hat es in nüchterner Prosa ausgesprochen: „Die See ist englisch." Und die Länder sollen es auch werden: überall auf Erden soll der englische Einfluß maßgebend sein. England allein ist dazu berufen, die von der Kultur noch unbeleckten Teile der Erde in Besitz zu nehmen und die Wilden der englischen Gesittung zuzuführen. Daher sind auch die kolonisatorischen Unternehmungen anderer Völker Eingriffe in das göttliche Recht Englands. Die „Pall Mall Gazette" spricht es offen aus, was jeder Engländer denkt: sie sieht in der kolonialen Ausdehnung des Deutschen Reiches „eine *Gefahr für die Zivilisation*, wenn große und noch wachsende Einnahmequellen(!) in die Gewalt einer eifersüchtigen und wenig wohlwollenden Gewaltherrschaft geraten."

Das sagt ein Angehöriger der Nation, welche alle niederen Rassen, die in ihren Machtbereich kommen, entsittlicht und vernichtet, die 1870 500000 indische Unterthanen Hungers sterben ließ und heute wieder Hunderttausende verhungern läßt, ohne eine Hand zu rühren; er spricht es aus in dem Jahre, wo der Burenkrieg die unglaubliche Verrohung der britischen Volksseele offenkundig gemacht hat, und von dem ab man England den Namen eines Kulturstaates nur noch mit erheblicher Einschränkung zugestehen kann.

Und worauf gründet es den Glauben an seine Auserwähltheit? — Seine Vorstellung von seiner geistigen und sittlichen Ueberlegenheit ist eine lächerliche Einbildung. Das Niveau des nationalen Geistes ist vorher festgestellt. Von hochentwickelter Sittlichkeit kann bei einem Volke nicht die Rede sein, das als Gesamtheit ohne Bedenken und Gewissensbisse Verbrechen begeht, für welche die ganze gesittete Welt nur ein Gefühl des Abscheus hat. Die Gesamtheit aber besteht aus Einzelwesen, und diese haben eben jetzt den niederen Stand ihrer Sittlichkeit bewiesen in dem Mangel an Vaterlandsliebe, welchen sie in dem kleinen, aber ernsten Burenkrieg gezeigt haben. Sie haben in den Kampf geschickt immer neue Tausende der Hefe der Bevölkerung, deren Leben wertlos ist; die mittleren und höheren Stände haben mit wenigen Ausnahmen sich wohl gehütet, ihre Haut zu Markte zu tragen. Die Vaterlandsliebe besteht in der Bereitwilligkeit, in der Freude, zu seinem Wohle alles, auch das Leben zu opfern. Das wußten und das wissen auch die rohesten Nationen der Vergangenheit und der Gegenwart; die Engländer allein wissen das nicht, sie allein glauben, daß es sittlich ist, sich von solchen Opfern mit Geld loszukaufen. Was in ihren phrasenschwellenden Reden wie Vaterlandsliebe tönt, ist persönliche Eitelkeit — weiter nichts.

Die Vorstellung der Engländer von der überlegenen Freiheitlichkeit ihrer Staatseinrichtungen und ihrer persönlichen Freiheitsliebe ist eine lächerliche Einbildung. Die Freiheitlichkeit des politischen und sozialen Lebens in England ist gekennzeichnet worden. Von dem freiheitsliebenden Individuum verlangt man vor allem, daß es die Freiheit seiner Mitmenschen achte. In der allgemeinen Begeisterung aber für einen verruchten Krieg, der die Freiheit eines Bruderstammes und diesen selbst vernichtet, zeigt sich offenkundig, daß das englische Individuum viel mehr von despotischen Trieben als von Freiheitsliebe beherrscht wird.

Der Glaube der Engländer an ihre materielle Macht ist von allen Einbildungen die lächerlichste. Die wahrhaft trostlose Verfassung ihrer Armee — sowohl was die Führer wie die Mannschaften betrifft — hat der Krieg gegen das militärisch ungeschulte, kleine Burenvolk klar gemacht, das noch heute, nach fünfzehn Monate langem Ringen der zehnfachen britischen Ueberlegenheit standhält. Was würde also das Schicksal eines solchen Heeres im Kampfe gegen eine festländische Armee sein? Und will England etwa die Landkriege, die ihm eine Koalition von zwei oder drei Festlandmächten in verschiedenen Erdteilen aufzwingen wird, mit der Flotte ausfechten? Auch das Schreckgespenst der eng-

lischen Flotte, das die englischen Politiker heute dieser, morgen jener Kontinentalmacht an die Wand malen, wird sich einer Koalition gegenüber als Illusion erweisen und kann schon jetzt, wenigstens auf die einsichtsvolle Politik, keine Wirkung mehr ausüben, da niemand, auch Lord Salisbury nicht, darüber im Zweifel ist, daß Britannien, falls es wagen sollte, eine einzelne Festlandmacht anzugreifen, immer eine Koalition vor sich finden wird.

Somit beruht das Gefühl der Auserwähltheit, das die Engländer gegen die Fremden in ihrem Lande so ungezogen geltend machen und mit dem sie den berechtigten Stolz anderer Nationen so mutwillig verletzen, auf leerer Einbildung. Eine solche Einbildungsfähigkeit setzt jedoch eine Art der geistigen Beschränktheit voraus, welche Selbstkritik unmöglich macht. Das ist die dementia, welche Albion in den Abgrund ziehen wird: kein Engländer ist im stande, einen eigenen Fehler zu erkennen; jeder ist jeden Augenblick bereit, sich über sich selbst zu belügen. Um solch einen verhängnisvollen nationalen Fehler auszubilden, dazu genügten allerdings nicht die anerzogene geistige Unfreiheit und die ererbte Eitelkeit; es gehörte dazu noch die Erziehung zur Phrase. Das ganze englische Leben ist sittlich verseucht durch die Phrase: man hört und liest sie überall, in den Debating Clubs, im Schul- und Gerichtssaal, im Parlament, in Zeitungen und Journalen, die freiheitliche, humane, religiöse Phrase, die zu einer festen Tradition geworden ist. Der Fremde nimmt die gewohnheitsmäßige Phrasentrunkenheit der Engländer anfangs für Freiheitsbegeisterung, sittliche Erhabenheit, tiefe Religiosität, bis ihm die ewige Wiederholung derselben Redensarten von jeder Sorte von Menschen Verdacht erregt und er, nachdem er die Handlungen der Menschen eine Zeitlang beobachtet hat, dahinterkommt, daß ihre schönen Reden mit ihrer Gesinnung nichts zu thun haben, welche im Familien-, im Kommunal- und politischen Leben in nichts anderem besteht als reinem Egoismus. Von Jugend auf lernt eben der Engländer die häßlichen Thaten seiner Selbstsucht mit einer religiösen, sittlichen, politischen Phrase zuzudecken und vor sich zu beschönigen. So wird es allein erklärlich, daß eine ganze Nation einen Raubmord an einem Brudervolke begehen und das grauenhafte Verbrechen nicht nur für eine materiell nützliche, sondern für eine im Interesse der Freiheit und Kultur notwendige That halten kann.*) **H.**

*) Der Herausgeber hat den obigen Ausführungen eines Kenners von Land und Leuten ohne Abstrich Raum gegeben, kann aber bei aller Abneigung gegen die in England herrschende Strömung den Zweifel nicht unterdrücken, ob in dem vom Herrn Verf. entworfenen Bilde nicht doch vielleicht der Schatten zu sehr überwiegt. Es giebt doch immerhin auch in England noch eine Minderheit, die den schmachvollen Burenmord auf das schärfste verurteilt. Andrerseits ist es unbedingt notwendig, dem Kultus, der mit allem, was englisch, so lange bei uns getrieben wurde, energisch zu Leibe zu gehen und die schädliche Legende von der sittlichen und kulturellen Ueberlegenheit Englands zu zerstören. In diesem Sinne kann man dem Herrn Verf. nur dankbar sein, wenn er die „Kehrseite der Medaille“ gebührend hervorhebt.





Johann Heinrich Voss.

Von

Ernst Heilborn.

Nicht das allein, daß wir in diesen Tagen, am 20. Februar, den 150. Geburtstag des geburtstagsfreudigen Mannes feiern können — in seiner „Luise“ wie in seinen Gedichten spielen Geburtstagsfestlichkeiten eine große Rolle —, bestimmt mich, mir die scharfen Züge seiner schriftstellerischen Physiognomie wieder ins Gedächtnis zu rufen. Ein anderes kommt hinzu. Vieles in seinem litterarischen Wollen, in seinem Können und Verfehlen wirft ein eignes Licht auf die künstlerischen Bestrebungen einer jüngeren Schriftstellergeneration in unsrer eignen Zeit.

Einer armen Familie entstammt, hat Johann Heinrich Voß sein ganzes Leben beinah in engen, dürftigen Verhältnissen verbracht: die Ursachen seiner künstlerischen Eigenart und ihrer Beschränkung liegen hier zum Teil. Sodann: er war ein starker Charakter, ein starkes Talent war er nicht.

Irgendwie hatte es sein Vater, der ein armer Pächter und Schenkwirt war, ermöglicht, ihn das Gymnasium besuchen zu lassen. Er wurde dann Hauslehrer, und der redliche Brückner nahm seiner sich an. Boie verschaffte ihm die Möglichkeit, in Göttingen studieren zu können. Und hier ging das Leben ihm auf.

Man weiß, wie diese begeisterten Jünglinge des Göttinger Dichterbundes, zu denen auch Voß bald gehörte, ihre Feste feierten. Auf die entlegenen Dörfer zogen sie, lagerten sich im Grünen, kampierten wohl auch eine Mondnacht im Freien, lasen ihre Gedichte sich vor, oder rezitierten die Oden des göttlichen Klopstock, teilten eine, auch zwei Flaschen Rheinwein untereinander und gaben sich bei vollen Gläsern, die sie nur einmal leerten, dem Rausch der Begeisterung hin. Und an Klopstocks Geburtstag — es war die denkwürdige Feier des Jahres 1773 — kamen sie in Festkleidern in Hahns Zimmer zusammen, zu Häupten des Tisches stand der Lehnstuhl mit Klopstocks Werken, und die Begeisterung loderte auf, und bald auch loderte die Flamme, die des leichtfertigen Wieland „Komische Erzählungen“ verzehrte. Wie ging diesen Jünglingen in verzückter Hingabe an Freundschaft, an Freiheit und Deutschtum das Leben auf!

Kaum je vorher, kaum wohl auch nachher ist deutsche Jugend so jung gewesen. Mit Hölty verabredete Voß im Winter 1774 eine Fußreise nach Italien und Sizilien, auf der sie sich mit Uebersetzungen durchschlagen wollten. Alles Bekannte wollten sie dort beiseite lassen, abseits der Landstraßen wollten sie ihre Wege suchen. „Dort, dachten sie, würde der Geist Homers, Hesiods, Theokrits sie vernehmlicher ansprechen und manches beantworten, was einem hier nicht einmal zu fragen einfällt" — so hat Voß später selbst über den abenteuerlichen Plan holder Jugendbegeisterung geschrieben.

Aber nichts Abenteuerliches wurde verwirklicht, ganz schlicht spann Voß' Leben sich weiter. In Ernestine Boie fand er die treuste Lebensgefährtin. Er siedelte nach Wandsbeck über und führte dort die Redaktion des Musenalmanaches. Er wurde dürftig besoldeter Rektor zu Otterndorf im Lande Hadeln, dürftig besoldeter Rektor dann in Eutin. Das holsteinische Dorf — „Heiter und warm redet und singt Natur hier im schönen Eutin . . . Wollustatmender noch hallt von des Sees grüner Umuferung Nachtigallengesang uns in der Baumlaube gewölbtes Dach" — Eutin bot recht eigentlich die bescheidene landschaftliche Staffage, vor der sein Leben sich abspielen sollte. Im kleinen Ort ein kleines Haus —

„Mein Häuschen steht im Grünen
Den Freunden nur bekannt,
Von Sonn' und Mond beschienen,
Und Obstbäum' an der Wand.
Gern baut die Schwalb' am Dach
Und singt zu neuer Lust mich wach."

In solcher Enge, umsorgt von liebender Gattin, auf einen einfachen Pflichtenkreis verwiesen, spann Voß in seine Zufriedenheit sich ein.

„Täglich geh' ich meinen Gang:
Arbeit, Ruhe, Spiel, Gesang
Locken um die Wette.
Früh um sechs, sei's Sommertag,
Sei's im Winter, bin ich wach
Und um zehn zu Bette.

Auch das Weiblein wohlgemut
Wacht mit mir zugleich und ruht
Manchmal etwas länger.
. . . .
Oft auch, wenn die Sonne scheint,
Ueberrascht man einen Freund
Auf dem schönen Lande.
. . . .
Ob die Welt im Argen liegt,
Wir sind immerdar vergnügt."

Eine etwas bedenkliche Zufriedenheit, die sich nur deshalb so hell und klar spiegelt, weil es ihr an Tiefe fehlt. Liest man diese Verse, so drängt sich einem das Bild des kattunüberzogenen Großvaterstuhles und der — auch ohnedies von Voß sattsam besungenen — langen Pfeife mit dem Virginiaknaster auf. In einen Philister wandelt sich der Poet.

Und in der Enge spielte sich auch fürderhin Voß' Leben, nachdem er 1802 Eutin verlassen hatte und pensioniert worden war, ab. Er ging nach Jena, und von dort nach Heidelberg, wo er ohne alle äußeren Pflichten ein Ruhegehalt, das ihm der Großherzog von Baden ausgesetzt hatte, verzehren durfte. Der Dichter des 70. Geburtstages starb 76jährig.

Ein Dasein in der Enge, das in Frieden zu Ende ging. Wie eine Idylle mutet das Leben dieses Idyllikers an. Und doch spiegeln sich in den litterarischen Arbeiten dieses Mannes, wie bei nur wenigen seiner Zeitgenossen, all die Kämpfe seiner Zeit, die künstlerischen wie die andern um die Lebensauffassung, wieder. Doch war Johann Heinrich Voß vielleicht vor allem — ein Kämpfer.

* * *

Die Sehnsucht nach volkstümlicher Dichtung war wieder wach geworden. Wie ein Frühlingswehen hatte es die Gemüter erfaßt. Die französische Renaissance, die sich wie eine Frostdecke auf das nationale Kunstempfinden gelegt hatte, begann in sich zusammenzusinken. Diese jungen Göttinger wollten wieder zum Volk sprechen, sie wollten wieder aus dem, was sie vor Augen sehen und mit Händen greifen konnten, die Nahrung suchen für ihre Kunst. Und wie die Vertreter deutsch-volkstümlicher Kunstauffassung es seit erdenklichen Zeiten gewesen, waren auch sie Realisten.

So sehr aber hatte sich das nationale Bewußtsein und die in ihm wurzelnde Kunstübung verflüchtigt, daß es fremden Einflusses, vor allem des englischen, bedurft hatte, diese Sehnsucht nach realistischer Volkstümlichkeit wach und wirksam zu machen. Und während man sich von der französischen Antike und ihrem Einfluß zu befreien suchte, gewann die echte Antike wiederum Macht über die Gemüter. Die echte Antike und das Volkstümliche wurden — uns heute schwer begreiflich — Losungsworte gleicher Geltung. Man sah nicht, daß zwischen griechischer und deutscher Volkstümlichkeit der nationale Gegensatz aufklaffen mußte. Man meinte: ganz im Sinne der griechischen Dichter dichten, müsse ganz volkstümlich sein bedeuten. In einem Gedicht hat Voß geschildert, wie Vater Homer ihm erschienen und ihm verkündigt:

„Dich wird nächtlich umwehn mein Geist mit ahndendem Tiefsinn
Und vollherzige Liebe für jegliche Kraft und Schönheit;
Bis der Natur Einfalt und eigene Größe du darstellst
Durch reintönenden Worts Lebendigkeit."

Diese jungdeutschen Realisten hielten es durchaus nicht für Raub am Volkstümlichen, griechischer Versmaße, Rhythmen und Vergleiche in ihren Ge-

dichten sich zu bedienen. Es war eine junge, werdende Zeit, in der die Gegensätze noch chaotisch durcheinander webten.

Es war eine tiefe Innigkeit, mit der die meisten dieser jungen Göttinger Dichter sich in ihr religiöses Empfinden versenkten. Man braucht nur den Namen des Mannes, der ihnen freundschaftlich nahe stand, den teuren Namen Claudius zu nennen, um des Gewißheit zu geben. In schlichter Erfassung des Evangeliums und in frommem Empfinden auch suchten sie die Weihekraft für ihre Dichtung. Aber es war gleichzeitig die Zeit der Aufklärung, in der sie lebten. Der protestantische Gottesdienst war in Rationalismus verwässert worden; eine dürftige Vernünftigkeit war zum Maße aller Dinge, auch der überirdischen, erhoben worden. Diesem Einfluß der Zeit unterlagen auch sie, die frommen Kinderglauben suchten. Auch hier dasselbe Durcheinander der Gegensätze.

Und wieder in anderer Sphäre das gleiche Bild. Die 70er Jahre des vorigen Jahrhunderts, in denen die stärksten Jugendeindrücke dieser Göttinger Dichter wurzeln, stellen recht eigentlich die Blütezeit dessen dar, was man als aufgeklärten Despotismus bezeichnet. Und diese Jünglinge glühten für Freiheit! Noch vor dem Ausbruch der französischen Revolution hatte der französische Einfluß die Augen geöffnet. Für Freiheit auch hatte ihr Klopstock begeisterte Oden gesungen. Fort mit den Vorrechten des Adels, fort vor allem mit der Leibeigenschaft! — das wurde ihnen politische Parole. Und gleichzeitig war alles Patriarchalische ihnen Ideal. Gegensätze über Gegensätze.

Und das in einer Zeit des Lebens, der Bewegung, in einer Frühlingszeit deutscher Kultur. Nicht ruhten diese Gegensätze tot bei einander, sie bekämpften sich, und dieser Kampf wurde lebenzeugend. In Johann Heinrich Voß' Dichtung wie in seinem wissenschaftlichen Wirken treten diese Gegensätze alle zu Tage. Und wo sie zum Streit riefen, da war er auf dem Plan.

* * *

Es ist ganz charakteristisch: wo die Gegensätze fehlen, wo Voß im Liede den volkstümlichen Stoff in deutsch-volkstümlicher Form zu geben suchte, da ist seine Dichtung am schwächlichsten. In diesen Liedern täuscht über die Armut seines Empfindens, über die Kärglichkeit seiner engen Welt, über die Untiefe seiner religiösen Auffassung nichts hinweg.

Nicht nur eine lieblich-enge, vielmehr eine dürftige, karge Welt, die da sich aufthut. In einer Unzahl von Liedern wird der Gegensatz, der übliche, zwischen Stadt- und Landleben besungen. Schönheit und Zufriedenheit wohnen auf dem Lande. Sie kommt, die Liebliche, vom Garbensammeln, oder vom Heuen, oder vom Wassertragen, man begegnet sich, ein Blick verrät alles, unter zaghaftem Sträuben wird ein Küßchen ihr geraubt. Die Spinnerin — ach! sie hat der Schwestern viele — sitzt an offner Thür und spinnt, und der Faden verhaspelt sich, denn sie denkt an ihn. Wie lagert es sich wonnig, wie küßt es sich herzig — im Grünen! Das Weiblein ist um den Mann geschäftig, und nach froh verbrachtem Tage wird früh die Lagerstätte aufgesucht, und ob der

Wind draußen heult, die liebenden Gatten ruhen warm bei einander. Es wird Geburtstag gefeiert: auf dem Tisch liegt die blendend weiße Damastdecke, Tassen stehen gereiht, und der schönen Dresdener Kanne entsteigt lieblich der würzige Duft, — es wird sehr oft Geburtstag gefeiert. Das ist diese Welt. In Ausnahmefällen kommt, frei nach dem Vorbilde seiner englischen Brüder, wohl auch einmal der in der Ferne ertrunkene Seefahrer zu nächtlicher Zeit zu seiner Braut, sie zu trösten. Nichts stört sonst den Schlummer dieser Welt.

Es ist die unglückselige Verbindung eines äußerlichen Realismus mit karger rationalistischer Weltanschauung — eine Verbindung, die auch in unsern Tagen sich breit zu machen drohte und ihre Anhänger noch keineswegs verloren hat — die die Voßsche Liederdichtung gar so fadendünn erscheinen läßt. Die Plattitüde macht sich in diesen Liedern breit. Voß hat Verse geschrieben, die uns heut ohne weiteres an Busch erinnern. Seine „Zufriedenheit" mutet stellenweise als bares, sattes Philisterium an. Er preist die Landschaft, ohne im stande zu sein, ihre Stimmungen zu deuten, ihre Reize zu entschleiern. Man freut sich bei Hochzeiten und Kindtaufen, man weint bei Begräbnissen. Nirgends in diesen Liedern sind die Gefühle individualisiert, die Empfindungen entbehren jedweder Nuancierung. Man lacht, man weint, aber der Leser sieht kühl auf die Lachenden, kühl nicht minder auf die Weinenden. Gottes Allmacht, seine Vatergüte wird besungen: aber das Jakobsringen im Gebet mit dem Gott der Vergebung, — es fehlt.

Den alten Irrtum, daß volkstümlich sein zum Volk herabsteigen bedeute, auch Voß hat ihn wissentlich oder auch unwissentlich begangen. Durch endlose Kehrreime hat er die Sangbarkeit seiner Lieder zu erhöhen gesucht, und sehr viele sind für den Rundgesang bestimmt. Die Trinkenden apostrophieren die Tanzenden, die Unverheirateten die Ehemänner, dazu der Chor der Mädchen. Zu sagen haben sie einander nichts als das Alltäglichste. Voß meinte das Volk recht zu bewirten, wenn er ihm seine Alltagsspeise in der Reimschüssel kochte; es erwies sich das als falsch. Der Realismus, der nur das Handgreifliche erfaßt, kann auch kein Bild vom Leben des Volkes geben. Doch sind einzelne Lieder von Voß ins Volk gedrungen. Hoffmann von Fallersleben hat in seinem reizvollen Büchlein „Unsre volkstümlichen Lieder" die bekannteren zusammengestellt: „An meines Vaters Hügel, da steht ein schöner Baum"; „Das Mägdlein braun von Aug und Haar;" „Willkommen im Grünen, der Himmel ist blau"; „Wohl, wohl dem Manne für und für, der bald ein Liebchen findet" u. a. m. Doch wird man schwerlich sagen können, daß diese Lieder alle auch heute noch lebendiges Volksgut geblieben sind.

In der Verbindung des Volkstümlichen mit antiker Formgebung fand Voß viel reicheren Ausdruck für sein Innenleben.

Schon seine Oden stehen über seinen Liedern. Nicht als ob er sich sonderlich originell darin gäbe: sie decken sich inhaltlich und auch in der sprachlichen Ausdrucksweise mit dem, was Klopstock, und dem auch, was die andern Göttinger

in Odenform gesungen haben. Doch traf er darin das dichterische Empfinden seiner Zeit. Der Dreiklang: Deutschtum, Freiheit, Freundschaft tönt aus ihnen wieder, — drei Worte, in denen all das Schmerzliche seines inneren Erlebens zusammengefaßt sein sollte. Doch kam in diesen Oden vorerst nur die Begeisterung, noch nicht der Schmerz zum Ausdruck. Wie dieser Kämpfer vor allem zum Idylliker berufen war. Seine Idyllen, die ganz volkstümlich sind und doch in das weite Gewand des Hexameters sich schmiegen, sind ohne Zweifel das Beste, das dichterisch Stärkste, das Voß gegeben.

Ich habe mit innigem Behagen und stillem Genießen seine „Luise“ und seinen „Siebzigsten Geburtstag“ wieder gelesen. Solange man sehr jung ist, empfindet man den Reiz dieser Dichtungen nicht; jedwede Handlung fehlt ihnen, es fehlen auch die großen Worte; beinah kühl die Darstellung; aber in dem Frieden, den sie atmen, vermittelt sich leise ein Sehnsuchtsklang, und in diese Enge spinnt man gern sich ein. Ein patriarchalisches Ideal ist hier sanft lockend in Erscheinung getreten. Nicht fehlt der philiströse Zug ganz; dem guten und reichlichen Essen ist allzu nachdrücklich Rechnung getragen; doch treten die Charaktere scharf hervor, und man freut sich der banalen Worte, die sie sprechen, weil die Banalität hier — wenn auch sehr unabsichtlich — charakteristisches Merkmal geworden ist. Und in diesen Idyllen offenbart Voß — und weist damit über seine Zeit hinaus — einen überaus scharfen Blick für das Milieu. Wie ein Liebhaber wählt er die Zimmereinrichtung seines Freundes, des redlichen Pfarrers zu Grünau. Vor Zeiten wies dies Zimmer einen thönernen Estrich auf, einen großen, luftigen Kamin, wappengeschmückte Fensterscheiben und Wandschränke, hoch, eichen, gediegen. Das alles paßt zu dem behaglichen, weißhaarigen Manne mit dem Sammetkäppchen, der langen Pfeife und der Kaffeetasse und der etwas rationalistisch bequemen Gläubigkeit wenig. So wird das Zimmer umgebaut. Es wird mit „wärmenden“ Bohlen gedielt, es erhält einen zierlichen Ofen, ein Klavier und englische Fenster, durch die man in den grünen Garten blickt — das Chodowiecki-Milieu ist fertig. Dazu trifft Voß, trotz der trabenden Hexameter, ganz köstlich zuweilen den naiven Ton. Wie ist das reizend, wenn zum Schluß die Mutter hinaufgeht, für Luise und den ihr eben angetrauten bescheidnen Jüngling das Brautbett zu richten, wie sie da geschäftig vom Wäscheschrank in die Brautkammer und von der Brautkammer zum Wäscheschrank eilt. Schlichtheit und Behaglichkeit gehen hier eine Ehe ein, die ein wenig philiströs, doch darum noch nicht undichterisch anmutet. Und wie reizend auch, wenn die Kinder, die ohne sein Wissen eingetroffen sind, den siebzigjährigen Greis an seinem Geburtstag aus dem Nachmittagsnickerchen wach küssen. Er verlor sich oft ins Kleinliche, der gute Johann Heinrich Voß; doch hatte er auch den seltenen Sinn für die Poesie des Kleinen.

Und diese Idyllen weisen unmittelbar — in engster formalistischer wie inhaltlicher Beziehung — hinüber auf die große That seines Lebens: die Homerübersetzung. Der spätere erbitterte Gegner der Romantiker half ihnen

ihre Wege ebnen. Nicht ganz umsonst war dem jungen Dichter Vater Homer in seiner Vision erschienen.

* * *

Es war eine Zeit des Kampfes.

Schon in seinem drei- und vierundzwanzigsten Jahr hat Voß seine beiden Idyllen (die Bezeichnung mutet uns heut etwas seltsam an) „Die Leibeignen" und die „Freigelassenen" geschrieben. Im Jahre 1800 ließ er ihnen die „Erleichterten" folgen. Mit wuchtigen Keulenschlägen, die aber häufig mit der Einseitigkeit jener Aufklärungsepoche geführt sind, hat Voß in diesen „Idyllen" die Vorrechte des Adels bekämpft, und sehr energisch hat er die Forderung: Aufhebung der Leibeigenschaft! darin vertreten. Alle Greuel Himmels und der Hölle hat er gegen die bösen Adligen, die an ihren Unterthanen zu Blutsaugern würden, beschworen, um dann die glücklich genügsame, arbeitsfrohe Zufriedenheit freier Bauern zu preisen. Mit ihm stimmte damals sein Freund, Graf Friedrich Leopold Stolberg, in den Freiheitshymnus ein.

In seiner „Luise" hat Johann Heinrich Voß die Parabel vom alleinseligmachenden Glauben erzählt. Ein Toter aus Mainz poltert an der Himmelsthür und begehrt Einlaß, den Ablaßzettel weisend, denn er besitze den alleinseligmachenden Glauben. Ein Toter aus Zürich, ein kalvinischer Christ, ein anderer aus Hamburg, ein lutherischer Christ, sie alle pochen dort droben auf ihren alleinseligmachenden Glauben. Doch bleibt die Himmelspforte vor ihnen zugethan. Da vernehmen sie die Harmonie der Sphären, und überwältigt stimmen sie ein in das Lied: „Wir glauben all an einen Gott". Und damit öffnet sich ihnen das Himmelsthor, und Einlaß ist ihnen gegeben. Dann aber, im Jahre 1800, hat Voß — tiefgreifende Wandlungen hatten sich unter dem Einfluß Schleiermachers und der Romantiker in dem religiösen Empfinden angebahnt; der Rationalismus, in dem Voß ganz wurzelte, begann einer besseren Auffassung zu weichen — im Jahr 1800 hat Voß seine Fabeln die „Lichtscheuen" geschrieben, in denen er die religiöse Mystik verspottete. Das Nachtgevögel verschwört sich in diesen Fabeln gegen den Morgenkündiger, den Hahn, und gegen die Sonne; sie machen die Erfahrung: „Nicht lehrt der Hahn die Sonn' aufgehn, Nein, Sonnenaufgang lehrt ihn krähn!" — trotz der „Vögel" waren diese Fabeln nicht eben eine Aristophanische That. Im Jahre 1800 aber ist Voß' Freund Graf Friedrich Leopold Stolberg zum Katholizismus übergetreten.

Die Duldsamkeit, die Voß in seiner „Luise" gepredigt hatte, hat er dem Freunde — und sie hatten sich lieb, die beiden, die in dem engen Eutin bei einander wohnten — nicht gewährt. Er löste alle Bande. Und er sah in dem Uebertritt des Grafen die gefährliche Folge eines verderblichen Zeitgeistes; der alte Rationalist sah in den katholisierenden Tendenzen die unheilvolle Wirkung lichtscheuer Mystik, er verdammte das eine mit dem andern, und er gürtete sich zum Kampf. Wer will heut sagen, auf welcher Seite das Recht gewesen? Daß die romantischen Tendenzen Gefahren bargen und bergen, weiß heut jedermann;

und doch that damals gerade der protestantischen Kirche und der protestantischen Auffassung Vertiefung dringend not, und die fand sie in eben diesen romantischen, katholisierenden Tendenzen. Wie immer war das Recht auf beiden Seiten, auf beiden Seiten das Unrecht auch.

Der alte Johann Heinrich Voß aber gürtete sich zum Kampfe. Doch erst im Jahre 1819 ist in Paulus' „Sophronizon" sein Aufsatz erschienen: „Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?" Mit Keulenschlägen schlug er drein. Nicht schonte er des Freundes, ganz unbarmherzig und ganz intolerant deckte er die Halbheiten seines Wesens auf. Er verdächtigte nicht minder die freiheitliche Gesinnung des gräflichen Freundes. Doch ist dieser lange Aufsatz „Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?" das Ergreifendste von allem, was Heinrich Voß geschrieben. Die ganze Sentimentalität der Freundschaft ist in diesen Zeilen bei aller Bekämpfung und bei aller Abneigung. Man zweifelt nicht: dem Freunde hat das Herz geblutet, als er solches über den Freund schreiben mußte. Aber er mußte es thun, aus seinem ganzen Wesen heraus. Denn er war ein Kämpfer. Und wenn die romantischen Tendenzen um die Jahrhundertswende ihre geschichtliche Berechtigung hatten und zu Recht bestanden — um das Jahr 1820 hatte alles wieder, auch die Romantik, ein so anderes Ansehen gewonnen, daß es wahrlich not that, sie einzudämmen. Auch auf Kosten einer Freundschaft. Der Rationalismus war nun endgiltig zu Grabe getragen; aber des alten Rationalisten Voß Aufsatz „Wie ward Friz Stolberg ein Unfreier?" war eine Gegenwartsthat, gleichviel ob der Schlag den einen Angegriffenen zu Recht nun oder zu Unrecht traf.

In dem Kriege, den Johann Heinrich Voß gegen die Romantik geführt hat, bedeutet dieser Aufsatz die eine große Schlacht. Voß hat eine vielseitige wissenschaftliche Thätigkeit entfaltet — seine geographischen Forschungen waren sehr bedeutungsvoll für seine Zeit —, und auf allen Gebieten fast, vor allem aber auf mythologischem, kam es zu Angriff und Wiederangriff. Solange die Romantik, oder vielmehr so kurz sie sich auf geistiger Höhe hielt, war Voß ihr Prügelknabe. Diesen Gegnern war er vorerst nicht gewachsen. Die ganze Voßsche Dichtung parodierte August Wilhelm Schlegel in dem vernichtenden Epigramm:

„Höre, wie herrlich die Schweinchen quieken:
Groß ist doch und allmächtig Gott."

Aber, wie bei allem litterarischen Vernichten, — der rationalistische Realist behielt seine Bedeutung. Und wenn viele, sehr viele Halme auf seinen Feldern sich heut längst als taub erwiesen haben — er hat auch viel guten Samen, der Frucht getragen, gestreut, und man wird ihm das nicht vergessen.

Und nicht lange währte es, und die Wandlung zu seinen Gunsten war eingetreten. Bereits im Jahre 1832 nannte ihn Heine: vielleicht den größten Bürger nach Lessing in der deutschen Litteratur.





Tischler Schulknecht.

Eine Erzählung

von

Wolfgang Kirchbach.

„Es ist nur eine Uebergangszeit, meine Herren. Es muß wieder besser werden. Das Handwerk wird auch wieder seinen goldnen Boden finden. Lassen Sie nur erst die elektrische Kraft kommen! Haben wir erst jeder seine elektrische Kraft im Hause, da können wir gerade hier oben im Gebirge konkurrieren, und die kleinen Städtchen werden wieder der Sitz eines gebildeten Kunsthandwerks. Denn das ist auch eine Hauptsache! Der Handwerker muß sich bilden; er muß wieder werden wie zur Zeit des Hans Sachs, der auch nur ein Schuster war und doch die Bildung seiner Zeit in sich vereinigte. Und der große Philosoph Spinoza — wenn ich Ihnen von dem erzählen wollte! Goldarbeiter ist er gewesen und Brillenschleifer. Das waren andre Zeiten. Ich setze meine Hoffnung auf die Elektrizität. Besonders hier oben im Gebirge, wo wir die fallende Wasserkraft haben. Wenn wir das bei der Gemeinde durchsetzen! Habe ich erst meine Kraft im Hause, da kann ich ganz anders arbeiten. Meine Drechslerarbeit mache ich dann selbst und brauche mich nicht an den Massenbetrieb zu wenden. Ich arbeite besser und billiger und kann meinen Kunden einen Kunstschrank eigenhändig bauen zu einem Preise, der nicht zu hoch ist. Habe ich die Kraft im Hause, bin ich wieder mein eigner Herr; der Großbetrieb wird wieder in Kleinbetrieb verteilt, wir dezentralisieren die Arbeit und können, wie der Hans Sachs, wieder als gebildete Schuster und Schneider aus unsren Stiefeln und Bettstellen kleine Kunstwerke herstellen, denen man anmerkt, daß ein Mann von Geschmack und Bildung das gemacht hat. Und darum lebe die elektrische Kraft und das kommende Zeitalter, meine Herren!“

Mit diesen Worten erhob Meister Schulknecht sein Weinglas und stieß mit den umsitzenden Meistern in gutem Tokayer an. Sie saßen hoch oben im Gebirge auf böhmischer Seite im Gastzimmer einer weitbekannten Weinhandlung, die zu sehr billigen Preisen eine ganze Auswahl von guten, reinen Ungarweinen verschänkte. Denn der findige Wirt ließ sich weit drinnen aus Ungarn seine Fässer kommen und konnte hier auf böhmischer Seite den guten Wein zollfrei verschänken, der drüben über der Grenze das Dreifache kostete. Bauern und Kleinstädter kamen stundenweit über die Grenze, um ein Schöpplein zu trinken und dann bergauf, bergab in höheren Gefühlen nach Hause zu wandern. Bilder vom Kaiser Joseph II., vom alten Fritz hingen an der Wand, Guitarre und Geige fehlten nicht, und auch ein hübsches Pianino verriet die Lust an der Musik, die hier oben herrschte.

Die ehrsamen Meister aus dem hohen Bergstädtchen jenseits der Grenze stießen, der Aufforderung Schulknechts folgend, mit ihm an. Auch der gräfliche Förster, der die umliegenden Reviere durchstreifte, trank einen starken Schluck, setzte das Glas ab und hüllte sich darauf mit einigen heftigen Zügen aus seiner Knasterpfeife in eine dicke Rauchwolke ein. Sie saßen schweigend nach ihrem Trunke da, und es schien, als wollten sie das „kommende Zeitalter“, von dem gesprochen worden war, mehr innerlich erhoffen, als voreilig laut preisen.

Endlich meinte der Klempnermeister Friedrich: „Ich weiß nicht, wie es werden soll. Bei der letzten Volkszählung haben wir wieder um mehr als hundert Seelen abgenommen. Die ganze Stadt wird noch absterben, wenn das so fort geht. Alles zieht nach den großen Städten und in die Fabrikorte, da wächst die Bevölkerungszahl von Jahr zu Jahr, und wir, wir gehen ein. Wo soll da die Elektrizität herkommen? Die wäre ja viel zu kostspielig. Schulknecht hat gut reden. Was hilft mir denn alle Bildung, wenn ich auf dem Trocknen sitzen bleiben muß!“

Schulknecht saß in sich gekehrt und träumerisch vor sich hinblickend da. Er trank nur einen ganz kleinen Schluck aus seinem Schoppenglase und setzte es andächtig wieder hin, wie eine Sache, die nur mit einer gewissen Achtung genossen werden darf. Auch seine geringe Cigarre rauchte er langsam und sparsam, um möglichst lange daran zu genießen. Ruhig und sinnvoll hatte auch seine Rede geklungen, man sah, es mußte ein mäßiger, achtbarer Mann sein. Aber es war auffällig, daß die Blicke der anderen Männer mit einer gewissen Traurigkeit auf ihm ruhten, da seine Blicke nicht in der Runde umher schweiften, sondern er die Augenlider vor sich gesenkt hielt.

„Vielleicht hat der Herr Stadtverordnete Schulknecht doch recht,“ meinte der Mühlenbesitzer Lauterbach, der am Ausgange des Städtchens eine Mahlmühle betrieb und gern sein Grundstück an die Stadtverwaltung losgeschlagen hätte, um dann auch in eine andere Gegend zu übersiedeln und aus dem absterbenden Städtchen fortzukommen. Es fiel ihm ein, daß eine elektrische Anlage am besten auf seinem Grundstück angelegt würde. Er verriet aber von alledem kein Wort. „Wenn wir die elektrische Kraft in unsre Häuser kriegen, es würde unsre Industrie am Ende doch heben. Ja, ich für meine Person, ich würde sogar ein Opfer bringen, und Schulknecht, als Stadtverordneter, Gesangsvereinsvorstand, Vorsteher der städtischen Feuerwehr, als Redner und Mensch außerdem müßte eigentlich der Mann sein, um's in der Gemeinde durchzusetzen.“

Schulknecht blickte ihn mit einem Ausdruck ruhiger Dankbarkeit an und sagte: „Wenn die Herren mir ihr Vertrauen schenken, an mir soll es nicht fehlen. Ja, ich erhoffe ein besseres Zeitalter, wenn wir erst die schöne, reinliche, herrliche Kraft ein jeder im Hause haben, die uns ein patriarchalisches Handwerk wieder bringen wird und ein trauteres Familienleben. Wenn Sie mich nur unterstützen, ich hoffe schon beim Bürgermeister und der Stadtgemeinde das Meinige zu thun. Auf ein glückliches Familienleben, meine Herren!“

„Na, daran fehlt's ja nicht,“ sagte der alte, weißhaarige Postdirektor. „Wenn wir jetzt auch eine Bevölkerungsabnahme haben, wir werden's schon wieder einbringen. Elfe stelle schon ich allein!“

„Und bei Schulknecht ist ja auch schon das Vierte da!“ rief ein anderer.

„Ich warte mit vierzehn auf!“ sagte ein kleines, hageres Männchen, das in der Ecke zusammengekauert saß. „An mir liegt's auch nicht.“

Und da stellte sich denn heraus, daß unter den anwesenden Vätern, indem man eine fröhliche Rundfrage hielt, nicht einer war, der weniger als vier Kinder hatte. Diejenigen, die mehr als zehn besaßen, waren unter diesen Ackerbürgern und Handwerksmeistern die Mehrzahl. —

„Und doch nimmt die Bevölkerung ab!“ rief der Klempnermeister. „Es ist ein Rätsel! Wir gehen ein, wenn Schulknecht und die Elektrizität nicht hilft.“

Schulknecht hatte wieder einen kleinen Schluck genommen von seinem Weine, stand auf und ging nach dem hinteren Teile des Zimmers, wo die Guitarren und das Pianino sich befanden. Während er ihnen

den Rücken wendete, fragte der Förster den Postdirektor leise: „Wie steht's denn jetzt mit ihm?“

„Ach, schlecht, glaube ich,“ sagte der alte Herr. „Hypotheken, Schulden! Aufträge hat er jetzt auch kaum, dazu das Haus und vier Kinder auf dem Halse! Ich weiß nicht, was daraus werden soll!“

„So ein solider, mäßiger Mann! Und den alle gern haben und dem jeder sein Vertrauen schenken muß! Ach, es ist eine hundsmiserable Welt!“

Der Förster schwieg plötzlich, denn der Tischlermeister Schulknecht hatte die Guitarre in die Hand genommen und präludierte leise. Alle unterbrachen sich im Reden und horchten. Schulknecht begann einige stärkere Akkorde anzuschlagen und dann sprach er nur mit halblauter Stimme ein Gedicht. Auf hohem Berge steht einsam der Sänger und schaut hinaus in die Sternennacht. Der Mond ist eben untergegangen, nur ein Nachschein leuchtet noch aus dem Abgrund der Finsternis, in den er hinabgesunken ist. Er ist dahin, wie eine verfallene Stadt, daraus alle Bewohner entflohen sind, wie eine Trümmerstätte alter Kultur, die nun thatenlos und herrenlos durch den Weltraum irrt. Ja, nur ein Nachklang alten Lebens scheint der Mond, und leise klagt ihm der Sänger nach. Schulknecht sagte das mit einer still traurigen Stimme, indem er mit melodramatischen Akkorden sich auf der Guitarre begleitete. Und er sprach weiter vom Sänger, der dann seinen Blick zu den Sternen richtet und seine Harfe in vollen Akkorden schlägt, der noch am Lichte eines Sterns sich weidet, welcher vor tausend Jahren schon erstarrt ist und nun in Dunkelheit schwingt, während jetzt erst sein Licht, das längst erlosch, auf das Auge des Sängers trifft, der in diesem Lichte blumenreiche Auen und tropische Thäler auf dem fernen Stern sich träumt.

Und vereinsamt war im Traum der Sänger,
Nur ein Nachschein schien ihm Licht und Leben —
Wir, wir schwinden hin — und immer bänger
Fühlen wir das Dasein uns entschweben.

Bei der letzten Strophe hatte Schulknecht mit leiser, verhaltener Stimme zu singen begonnen. Sie war ungeschult, diese Stimme, aber es war ein angenehmer Klang darin, der, bei der stillen Traurigkeit und leisen Melancholie, mit welcher der Mann sang, einen tiefen Eindruck machte. Als er geendet hatte, schwiegen sie alle, zogen verlegen an ihren Cigarren und nippten, heimlich gerührt, vom schweren Weine.

Schulknecht legte die Guitarre in den Schoß und schien zu träumen oder nachzusinnen.

„Von wem ist denn das Gedicht?“ fragte der Postdirektor schüchtern.

„Das sagt er nie, wenn er so etwas Neues hat. Wer weiß, wo er's hernimmt. Er hat ja manche solche Bücher!“

„Prosit dem Herrn Meistersinger! Prosit!“ rief der Förster, indem er sein Glas erhob, um eine fröhlichere Stimmung hervorzurufen. Er besann sich, daß er auch einmal etwas in der Schule von den Meistersingern gelernt und sogar in der Residenz unten die Oper von den Meistersingern gehört hatte. „Hoch, Meistersinger Schulknecht! Es fehlt bloß noch die Tabulatur und die Stollen und Abgesänge, dann sitzen wir wieder wie in Alt-Nürnberg! Es lebe der Sänger!“

Hiermit war das Zeichen zu einem etwas lebhafteren und weniger sorgenvollen Zechen gegeben. Einzelne sprangen auf und stießen mit Schulknecht an; Meister Leberecht, der ein Grobschmied war, setzte sich ans Pianino und schlug mit seinen verhärteten Fingern die Tasten, als wären es lauter kleine Ambosse. Man ratschlagte und beriet mit Schulknecht lebhafter, wie man es durchsetzen könnte, die elektrische Kraft zu erhalten, um das Heimatstädtchen und seine Gewerke vom drohenden Verfall zu erretten. Man bestellte sich einen neuen Schoppen, dem auch ein weiterer folgte, und bald lärmte es lustig in der Weinstube herum, während der Tabaksqualm alles in seine Wolke hüllte. Zuletzt stimmte man gemeinsame Gesänge an, da fast alle dem städtischen Gesangverein angehörten. Schulknecht dirigierte, der Grobschmied schlug die Tasten und sie sangen im wohlgeordneten Chor die Lieder: „Wenn ich ein Vöglein wär'“, „Schöne Minka, ich muß scheiden“ und andre traurige und heitere Gesänge. Zuletzt wurden ihre Zungen schwerer, denn der feurige Ruster und der Natur-Tokayer des Böhmerlandes aus dem fernen Ungarn legte sich lastvoll auf ihre Glieder und ihre Sinne. Man sah sie bei einander sitzen und mit halb erhobenen Gläsern umeinander stehen, bis einer endlich die Uhr zog und mit Schrecken bemerkte, daß es schon elf Uhr in der Nacht war. Und damit rüsteten alle zum Aufbruch, denn man hatte noch länger als anderthalb Stunden, ehe man heimkam.

Der Förster hatte sich eine Stunde weiter oben im Dorfe — denn so lang war das Dorf, welches sich im Hügelthale an der Straße hinaufzog — ein paar Pfund starken österreichischen Knaster gekauft. Leise lallend bat er Schulknecht, den Tabak für ihn einzustecken, um ihn über die Grenze zu schmuggeln, denn, meinte er, einem so soliden

Manne würden die Mautbeamten ja doch nicht in die Taschen fahren. Und lächelnd steckte Schulknecht, der jetzt erst den letzten Tropfen seines Schoppens trank und ganz nüchtern war, den Tabak zu sich.

Dann brachen sie alle auf. In der schönen Sommernacht ging's bergauf, bergab über die Hügel zwischen reifenden Kornfeldern und dann durch den Wald. Am Mauthause, wo der schwarzgelbe Schlagbaum ragte, wurde es den meisten bänglich ums Herz, denn jeder hatte irgend ein Röllchen Tabak oder etwas andres Zollbares in der Tasche. Aber da stimmte Schulknecht das Lied an: „Du bist mein Oesterreich, mein Vaterland!" und alle, auch die Taumelnden, fielen mit ein, und so schritten sie im feierlichen Gesange, von Schulknecht angeführt, unter dem Schlagbaum durch. Der Zollwächter lag im Bette, und weil er den schönen Gesang aufs österreichische Vaterland hörte, lauschte er im Halbtraum, bis der Gesang in der Ferne verklungen war, und dachte sich, daß da wohl wieder der Tischlermeister Schulknecht der Gesangsmeister sei, und daß, wenn sie auch Zollbares hätten, ein patriotischer k. k. Zollbeamter im Hinblick darauf wohl auch einmal ein Auge zudrücken könne. Und darauf drehte er sich herum und drückte sogar beide Augen zu, um weiter zu schlafen.

Die Nachtwanderer aber, als sie so unbehelligt wieder im deutschen Vaterlande waren, versammelten sich um Schulknecht, um ihn mit lallenden Lippen und taumelnden Bewegungen ihrer unwandelbaren Zuneigung und Anhänglichkeit zu versichern, daß er sie auch diesmal an allen Grenzgefahren vorüber sicher ins teure Heimatland geführt habe. Ein erneutes Vivat, vom Förster ausgebracht, als er sich die Taschen wieder mit seinem gut durchgeschmuggelten Tabak vollstopfte, bestätigte die vertrauensvolle Stellung, die der Tischlermeister sich bei allen verschafft hatte. Er wanderte nun hinter ihnen her und ließ sie sich austollen, während es durch den hohen, dunklen Wald ging. Und mit einer leisen Schwärmerei sah er die Sterne zwischen den Baumwipfeln auftauchen und verschwinden.

Am Eingange ins Städtchen zerstreuten sie sich alle und bogen einzeln in ihre Gassen ab. Schulknecht sah sein Anwesen im Dunklen vor sich, ein zweistöckiges Haus am steilen Berghange im Gärtchen und Rasengarten, der an der Berglehne hinaufging, mit Apfelbäumen und Birnenstämmen bepflanzt. Oben krönten die schwarzen Waldwipfel den Rasengarten, der auch an der Seite vom Stadtwald begrenzt war. Ein warmer Duft kam aus dem Gärtchen. Die Rosen und Nelken und der Jasminbusch hauchten den eintretenden Meister an.

Er schlich leise durch die Hinterthür herein, um die Schläfer nicht zu wecken und durch die Werkstatt in seine Wohnung zu gelangen. Ueber der Werkstatt hörte er die beiden Lehrburschen schnarchen. Er seufzte leise und zündete ein Licht an. Die haben gut schlafen, dachte er. Er leuchtete die Wände der Werkstatt an. Da standen die Hobeltische und am Werkzeugbrette staken die Bohrer, die Hobel und die Schlageisen, die großen und kleinen Hämmer und Beile. Aber es war kein angefangener Schrank, keine Bettstelle, kein Schreibtisch oder sonst ein Werk zu sehen, das die Kunst des Meisters verraten hätte. Nur eine schlichte Küchenbank, die eine Hausfrau im Städtchen bestellt hatte, lag halb zusammengehobelt auf dem großen Hobeltische und im übrigen sah der Meister nur ein paar Lagen Eichenbretter und Fichtenbretter, welche er die Burschen roh heraussägen und anhobeln ließ, damit sie etwas zu thun hatten. Hobelspäne gab's genug und verwahrlost sah die Werkstatt aus; die Fensterscheiben waren fast alle zerschlagen und statt dessen Papier darein geklebt, der Leimtopf war ohne Henkel und traurig sah alles aus. Ein trüber Ausdruck ging über Schulknechts Antlitz.

Er schloß leise die Werkstatt wieder ab und ging auf dem Hauskorridor vor nach der Wohnung. Durchs Schlüsselloch fiel ein Lichtschein auf den Flur. So spät noch Licht?! dachte er. Und statt hinauf nach der Schlafkammer zu steigen, trat er ein.

Im Scheine der nur noch halbhell brennenden Lampe sah die Stube recht dürftig aus. Da war zwar ein alter Schaukelstuhl und ein besserer Glasschrank, aber der Tisch war unsauber, um den Ofen standen halbzerbrochene Kochtöpfe, Flicklappen, Windeln und Papierfetzen lagen auf dem Boden, das Waschbecken stand auf dem Tische. Und inmitten dieser unerquicklichen Unordnung, wo um den Ofen eine Leine gewickelt und nach dem Fensterkreuz gezogen war und nasse Strümpfchen hingen, saß eine abgezehrte Frauengestalt zusammengeknickt auf dem Lehnstuhl. Ein Kinderhöschen, an dem sie wohl genäht hatte, lag in ihrem Schoße mit der Schere, die Haare hingen ihr ungeordnet über die Stirn herein, sie schlummerte im Sitzen. Ihr nackter Fuß blickte unter dem Rocke vor, aus einem zerrissenen Pantoffel schauend.

Schulknecht legte bei diesem Anblick die Hand aufs Auge, wie um nichts von alledem sehen zu müssen. Dann trat er still an die Schlummernde heran und streichelte ihr wehmütig die abgezehrte Wange.

Sie schrak auf und blickte sich beklommen um.

„So spät noch auf? Noch immer nicht im Bette?!" fragte er sie mild und teilnehmend.

„Ach, wenn ich nur nicht etwa geschlafen habe!“ sagte sie ängstlich wie im Halbtraum. „Dann hätte ich ja wieder eine Stunde verloren. Und dem Fritz seine Hose hat dann immer noch das Loch!“

„Du mußt dir mehr Ruhe gönnen, meine liebe Emmy. Das kannst du ja nicht aushalten!“

Sie erhob sich halb noch schlaftrunken und schaute ihn mit einem Blick des tiefen Wehs an. „Ich muß ja doch! Aber es ist gar kein Fertigwerden mehr! Die Lehrjungen, und die vier Kinder, und das Haus — es muß doch in stand gehalten werden. Und du bist ja so selten zu Hause, weil du eben hier auch keine Ruhe hast, wo es keine Arbeit für dich giebt. Und du suchst sie und suchst sie, und es giebt doch nichts zu thun, und du kannst mir ja kein Geld geben für die Kleider der Kinder. Da muß ich eben sehen, wie ich die alten Läppchen immer wieder zusammenflicke. Wenn du nur bis zum Winter einmal einen größern Auftrag hättest! Denn jetzt, jetzt können die Kinder ja noch ohne Schuhe gehn, wo Sommer ist, aber wenn Winter kommt und der Schnee liegt — da muß doch der Fritz und der Hans ein Paar Schuhe haben, sonst erfriert er mir ja die Füße.“

Sie sagte das nicht vorwurfsvoll, sondern nur mit einer tiefen Angst vor der Zukunft. Er schloß sie an sich und sagte traurig: „Es muß ja besser werden. Aber wie soll man das Haus halten! Das ist doch das erste, daß man die Hypothekenzinsen aufbringt!“

Sie stimmte ihm entsagend bei. Sie hatte schon lange kein Fleisch mehr gegessen, um die Hypothekenzinsen sparen zu helfen.

„Es muß besser werden,“ sagte er. „Wenn wir nur erst die elektrische Kraft haben. Die muß ich zuerst für uns alle schaffen. Und habe ich erst fürs Ganze gesorgt, dann wird auch für mich Arbeit kommen. Wenn ich nur an mich dächte, was hälfe das! Aber heutzutage kann der einzelne nichts mehr aus sich. Aus der Allgemeinheit muß es kommen, das ist das wirtschaftliche Gesetz. Und nur aus der Bildung kann das Wohl der Allgemeinheit kommen.“

Sie schaute vertrauend zu ihm auf. „Eine kleine Hilfe hat sich heute vielleicht doch gefunden, — wenn du nämlich willst!“ sagte sie wehmutsvoll lächelnd. „Eine Dame ist dagewesen, die für die Sommerfrische mieten will. Sie will gleich beide Zimmer oben haben. Für zwanzig Mark.“

„Und du hast sie fortgeschickt?“

„Nein, sie will morgen wieder kommen. Sie ist im Gasthof abgestiegen.“

„Was ist es denn für eine?"

„Schriftstellerin. Sie schreibt Romane für Familienblätter und berühmt soll sie auch sein. Ach, ein schönes Wesen. Jung, höchstens sechsundzwanzig, blond und auch gar nicht stolz. Ach, wenn sie nur mietet. So kommt doch etwas bar Geld ins Haus." —

„Nun, Gott sei Dank!" sagte Schulknecht aufatmend. „Endlich einmal was Gutes. Und Schriftstellerin ist sie!"

Sie sprachen noch einiges über die gute Aussicht. Dann schickte er die müde Frau hinauf ins Bett. Er wollte gleich nachfolgen. —

Als er allein war, blieb er in einer gewissen Aufregung mitten im Zimmer stehen. Schriftstellerin! Eine Dichterin sollte in sein Haus einziehen!

Nach einer Weile trat er an seinen Schrank und öffnete die Glasthüre. Sinnend griff er in die Bücher, die da standen: Uhlands und Freiligraths Gedichte; auch andere größere Bücher. Er holte einen Band heraus und blätterte darin.

Es war eine französische Ausgabe von Victor Hugos Gedichten. Und eine Dichterin sollte in sein Haus einziehen.

* * *

„Und so gut verstehen Sie Französisch, daß Sie sogar Victor Hugo lesen?!" fragte Olga Meeren erstaunt, während ihre großen blauen Augen träumerisch glänzend auf den Tischlermeister blickten.

„Ich war längere Jahre in Paris, mein Fräulein, arbeitete bei verschiedenen Meistern, und da lernt man ja wohl ein wenig die Landessprache. Victor Hugo war lange Zeit mein Lieblingsdichter. Aber auch den trefflichen Béranger habe ich ins Herz geschlossen. Durch den machte ich eigentlich zuerst die Bekanntschaft der französischen Dichter, denn meine französischen Mitgesellen sangen oft zum Hobeln ein Lied von diesem lustigen Volksdichter, und da mußte ich denn sehr bald mitsingen!"

„Und Sie sind nur ein Tischlermeister — ach, verzeihen Sie dies ‚nur' — und beschäftigen sich in Ihren Mußestunden mit solcher Litteratur? Denn hier haben Sie ja auch den Freiligrath und Uhland und sogar den Schiller! Wie interessant ist das!"

Sie sah ihn wieder mit ihren holden Augen halb erstaunt, halb ungläubig an, und man merkte ihr an, daß es ihr außerordentlich angenehm war, die Bekanntschaft eines so eigenartigen Mannes zu machen. „Ich werde ja nun mit doppeltem Interesse in Ihrem Hause wohnen, wo die Dichtkunst so wohlgelitten ist, lieber Herr Schulknecht."

„Und Sie sollen mir doppelt willkommen sein, daß Sie solchen Segen über mein Haus bringen, denn ich könnte mir ja auch nichts Lieberes denken, als eine Dichterin unter meinem Dache zu wissen, von der ich schon so viel gehört habe. Und nun, da ich Sie sehe, ist es vollends, als sei ein schöner Traum hier eingezogen. Wenn meine Frau es Ihnen nur recht angenehm macht! Sie weiß so etwas vielleicht nicht zu schätzen."

„O — Ihre gute Frau! Sie thut ja alles, was sie mir an den Augen absehen kann. Ich schreibe ja bei Ihnen im Hause noch einmal so schnell."

Wieder fiel der eigentümliche Glanz ihrer Augen auf ihn und verzauberte sein Gemüt. Sie hatte mehrere Stunden an ihrem neuen Roman geschrieben, den eine weitverbreitete Zeitschrift bei ihr bestellt hatte und den sie schnell vollenden wollte in der Stille. Ihre Wangen und Augenbrauen waren leicht gerötet mit einem zarten Rosaschimmer; ihre Augendeckel waren vom gleichen Zauberhauch wie betupft und ihre blonden Stirnhärchen hingen ihr krausgelockt ins Antlitz herein. Man sah, sie war leicht aufgeregt von ihrer Arbeit; sie mochte wohl eine feurige Liebesscene geschrieben haben. Sie hatte endlich die Feder weggelegt, um etwas auszuruhen, und war in die Werkstatt gekommen, um durch diese in den Garten zu gelangen.

Hier hatte sie den Meister mit dem Leimtopf in der Hand und in der Arbeitsschürze, mit heraufgestreiften Hemdärmeln gefunden. Man plauderte einige Worte, dann hatte er den Leimtopf hingesetzt und seinen Lehrburschen überlassen. Und dann hatte sie ein Wort fallen lassen, sie habe durch seine Frau gehört, daß er sich auch für die Dichter interessiere. Da hatte er sie gebeten, ihm zu folgen, und nun standen sie vor dem Bücherschrank in der Wohnstube.

Er hatte seine Hemdärmel heruntergestreift und reichte ihr bei seinen letzten Worten mit Treuherzigkeit seine Hand. Sie warf einen Blick darauf. Es war eine rauhe Hand, harte Risse gingen durch die Haut und Huf war auf allen Ballen des Handtellers. So gab sie ihm ihre feine Frauenhand etwas zaghaft. Er faßte sie nicht sehr fest, legte aber seine andere Hand darüber, so daß er sie von beiden Seiten fühlte. Und er bemerkte dabei, daß sie sich, so jung und schlank sie war, ein wenig schief hielt und die eine Achsel senkte, was wohl vom vielen Schreiben kommen mochte. Mit einer verhaltenen Innigkeit sagte er, auf seine Hände blickend, zu ihr:

„Es läßt wohl jeder Beruf seine Spur an uns zurück. Wenn's Herz nur zart ist, so mag die Hand wohl rauh sein."

Sie errötete tief, denn sie merkte, daß er ihre verborgene Empfindung erraten. Und als er ihre Hand freigelassen hatte, da war es ihm, als senke sie unwillkürlich die eine Achsel noch etwas tiefer, als vorher, statt sie emporzurichten. Nun stand er ganz stumm da und schaute lange und wortlos träumerisch vor sich hin.

Seit sie in seinem Hause eingezogen war, hatte sich des Tischlers ein wundersames Gefühl zarter Verklärung und innerer Verzauberung bemächtigt. Jede Nacht, wenn er in seinem Bette lag, hatte er daran gedacht, daß drüben über dem Korridor ein so schönes, junges Weib ruhte, dessen Geist in dichterischen Träumen lebte und das Schöne und Edle darzustellen berufen war. Bei der stillen, verhaltenen Schwärmerei, mit der er selbst die Werke seiner Lieblingsdichter las, war es ihm wie die Erfüllung eines langersehnten Wunsches und wie eine feine Ehre, daß ein solches Wesen in seinem Hause wohnte, und daß in diesem Hause sogar ein Werk entstehen sollte, welches einem schöpferischen Geiste entsprang. Hütete er doch vor anderen auch ein gewisses Geheimnis seiner Seele und hatte er doch ins Wochenblatt des Provinzkreises vor Jahren einmal Berichte von der Pariser Weltausstellung geschrieben, die gut gefallen hatten wegen ihres Schwungs und ihrer Sachkenntnis, denn er hatte als deutscher Geselle selbst mit auf den Champs Elysées die Brettergerüste zur Weltausstellung aufbauen helfen, hatte mitgesägt und mitgehobelt und mitverklammert, um dem Riesenwerk der Kultur hölzerne Paläste zu schaffen. Und es waren weitblickende und schöne Gedanken, die der Tischlergeselle damals ins Heimatsblättchen geschrieben hatte. Um so mehr regte ihn nun das Bewußtsein auf, einen wirklich schaffenden Dichtergeist so nahe um sich zu haben. Jede Nacht war er mit einem seltsam beglückten und verklärten Gefühle eingeschlafen; ihm war, als wäre durch die junge Dichterin ein besseres, ein höheres Leben in sein Haus gekommen, das durch die Not und die Sorge ihm bisher so verödet und verkommen erschienen war.

Aber auch Olga Meeren war von einem eigentümlichen Gefühle erfaßt, daß sie in dem einfachen Manne aus dem Volke, als welchen sie sich einen Tischlermeister vorstellte, eine solche litterarische Entdeckung gemacht hatte. Es berührte sie schier wie ein Märchen, daß sie hoch im Gebirge zu einem Tischlermeister auf die Sommerfrische geraten war, der sogar Victor Hugo las, und sie dachte sich, es müßte schön sein, einmal ein solches Märchen im Verkehr mit einem Manne weiter zu erleben, der an ihrem Schaffen in seiner Weise Anteil nehmen

konnte. Und nun war sie plötzlich errötet und sie wußte nicht recht warum.

„Giebt es denn sehr viele Tischler, die solche hohe geistige Interessen haben?!“ fragte sie endlich etwas schüchtern und beklommen.

„Das wohl nicht,“ sagte er bescheiden. „Es kommt wohl auch hier auf die Anlage an. Auf der Kunstgewerbeschule unten in der Großstadt, da kommt ja insbesondere der Kunsthandwerker mit so manchen geistigen Interessen in Berührung, und mancher Keim möchte sich regen und aufblühen, aber das rauhe Leben fährt mit dem Hobel darüber weg und hobelt alles gleich, und zuletzt verklebt der ewige Leim ja auch Hirn und Herz. Das ist ja immer mein Lieblingsgedanke, daß wir Handwerker wieder würden wie zur Zeit des Hans Sachs — aber die Großindustrie, die läßt's nicht zu, denn sie muß geistlosen Reichtum durch geistlose Massenarbeit aufstapeln.“

„Denken Sie, ich habe nun gar keinen Begriff, wie es eigentlich bei einem solchen Handwerker zugeht und wie er denkt und lebt, denn ich habe bisher nur Romane geschrieben, die in Adelskreisen spielen. Aber es ist mir doch lieb, daß sie nicht alle sind wie Sie.“

Sie errötete wieder leicht, denn das letzte Wort war ihr ganz unvorsichtig herausgeschlüpft. Es schmeichelte ihr, daß sie einen so besonders gearteten Handwerksmann kennen lernte, denn die Sache hätte weniger Reiz für sie gehabt, wenn sie alle so gewesen wären. So machte sie doch eine Erfahrung, die nicht jeder machte. Und Schulknecht konnte eine leise Miene der Genugthuung nicht unterdrücken, daß das junge Weib etwas Besonderes an ihm erfuhr.

Sie waren wieder durch den Korridor in die Werkstatt getreten und da wollte sie nun gleich, daß er ihr das ganze Handwerk auseinandersetzen sollte. Sie erzählte ihm, daß sie, trotzdem sie doch schon sechsundzwanzig Jahre alt sei, eigentlich nur in ihren Adelsgeschichten gelebt habe, denn sie sei bei einer alten adeligen Großmutter auferzogen worden, die ihr einen Begriff vom Leben der höheren Kreise beigebracht habe, während sie vom übrigen Leben gar nichts wisse. Nun wollte sie erst einmal lernen, wie der Tischler eigentlich arbeite und wie er Zange, Hammer, Hobel und Bohrer brauche.

„Ach, mein Fräulein, das ist doch viel zu uninteressant. Ein andermal vielleicht,“ sagte Schulknecht zögernd.

„Und warum denn?!“ fragte sie verwundert.

„Ich will es Ihnen im Garten sagen,“ sprach er leise mit einem Blick auf die Lehrburschen, die etwas ratlos auf den Meister blickten,

weil sie nicht wußten, was sie mit ein paar zurechtgeschnitzten Zierleisten machen sollten, und doch nicht zu fragen wagten. Er ließ Olga voran aus der Werkstatt in den Garten treten und sagte:

„Da Sie heute nichts mehr thun, so thue ich doch auch nichts mehr. Ich will Ihnen dafür lieber etwas Neues zeigen."

„Und warum wollen Sie mir das Handwerk nicht erklären?!"

Er sah sie traurig an und stockte. Dann aber sagte er: „Ach, mein liebes Fräulein, vielleicht würden Sie dann einen Tischlerroman schreiben, worin ich vorkäme, und ich würde mich tief unglücklich fühlen, wenn gerade Sie in mir nur ein Modell gesehen hätten."

Sie errötete heftig. Sie hatte wirklich daran gedacht. Und nun sagte er es auch gleich heraus. Sie sagte hastig: „O nein — was Sie denken — niemals würde ich Ihnen das — aber gewiß nicht —"

„Versprechen Sie mir's?!" sagte er schüchtern.

„Ich verspreche es."

Sie sagte das einfach, aber überzeugend. Und wieder stand sie mit etwas abgeneigter Achsel vor ihm und strich sich langsam die Härchen an der Schläfe glatt.

„Nun, dann will ich Ihnen auch etwas zeigen." Er schritt die Graslehne hinan durchs hohe Gras, wo die Maßliebchen und Orchideen blühten, während die warme Sonne ein schattiges Blättergewirr von den Obstbäumen und Birnbäumen ins grüne Gras warf. Sie folgte ihm, bis sie auf den höchsten Punkt des Gartens geraten waren, wo der Stadtwald mit seinen hohen, ernsten Tannen und Fichten den Garten begrenzte. Hier war eine Plattform, auf der eine ganz alte Eiche, rissig und korkig und auf knorrigen Wurzeln ruhend, ihr Blätterdach ausbreitete. Schulknecht zeigte der Jungfrau die Aussicht, wo man unten das Städtchen sich an der Straße im Thale hinziehen sah, während die Kirche auf einem Felsenvorsprung höher gebaut, vom Kirchhof mit seinen weißen Grabkreuzen umrahmt, die Dächer überragte. Man sah in Obstgärtchen hinab, man sah hinter der Stadt das Thal zwischen Bergen und Felsen mit dem glitzernden Bergflusse sich hinziehen, und an den grünen und kornwogenden Berghängen die Mägde mit bunten Kopftüchern beim Heuen beschäftigt. Schulknecht war glücklich, als die junge Dame diese Aussicht mit Entzücken pries. „Und das ist nun die Ueberraschung," sagte er.

Er wies auf einen Tisch und eine Moosbank unter der Eiche. „Die habe ich Ihnen gestern zurecht gezimmert, damit Sie an allen schönen Tagen hier im Eichenschatten bei Ihrer Arbeit sitzen können.

Und wenn Sie einmal vom Papier aufblicken, da sehen Sie hoch über das Städtchen auf Berg und Thal, und dann geht es noch einmal so gut."

Er zeigte ihr, wie er in der Eile ein paar Pflöcke in den Boden gerammt hatte und eine Holzplatte als Tischtafel darüber genagelt. Die Moosbank hatte er aus Erde und Moos aufgeschüttet und mit Brettern verplankt. Und dann sah er sie an, als erwarte er einen freundlichen Blick von ihr.

Sie schenkte ihm diesen dankbaren Blick und setzte sich auf die Moosbank, um zu sehen, ob sie auch bequem darauf würde sitzen und schreiben können. Und dabei fiel ihr Blick auf den Eichenstamm, und überrascht rief sie:

„Ach, wie aufmerksam Sie sind! ‚Olgas Ruh!' Mehr kann ich ja wahrhaftig nicht verlangen!"

In der That war an der Eiche eine Holztafel angebracht, auf welcher die Inschrift stand, mit schwarzen Buchstaben einfach hingemalt. Sie machte es sich recht behaglich, fuhr mit der Hand auf dem Tisch herum, als wenn sie schreiben wollte, blickte hinaus in die sonnige Landschaft und dann wieder hinunter nach der Werkstatt am Fuße der Graslehne und sagte:

„Und sehen Sie, Herr Meister, da werde ich ja auch Sie bei der Arbeit sehen, wenn Sie unten sägen und hobeln!"

„Habe ich das nicht gut eingerichtet?" sagte er mit einem stillen Ausdruck des Triumphes. Nun wollen wir einmal um die Wette schaffen. Ich werde Sie hier oben unter der Eiche sitzen und schreiben sehen, und Sie sehen mich, wie ich Bretter zersäge und Maße nehme, und da wird es noch einmal so gut gehen. Ich hoble und Sie dichten dazu! Wenn das nicht ein ganz andres Leben wird!"

Er schwieg, als habe er etwas zu viel gesagt. Aber sie hatte schon erfahren, wie es mit ihm stand, mit wie schweren Sorgen er das Haus hielt und die Hypotheken aufbrachte. Denn die Frau hatte ihr am Tage vorher gesagt, wie froh sie sei, daß durch ihre Miete, da sie gleich pränumerando zahlte, etwas Geld ins Haus gekommen sei, hatte ihr erzählt, wie ihr Mann das Haus von einem Verwandten nach seiner Rückkehr aus Paris übernommen habe, um diesem zu helfen, und wie er nun dadurch an dieses zurückgehende Bergstädtchen gefesselt sei mit seinem Geschäft, mit seiner Frau und den vier Kindern. Und das Geschäft ginge nicht, trotzdem er geglaubt hatte, billiger konkurrieren zu können, weil Holz und Wald überall zu wohlfeileren Preisen aus den Forsten zu haben war. Und weil es nicht ginge, thäte der Meister auch

nichts, sondern ließe alle die kleinen Aufträge und Ausbesserungen durch die Lehrburschen ausführen. Statt dessen sei er immer unterwegs fürs Allgemeine, denn erst müsse das gehoben werden, ehe für ihn größere Arbeit kommen könne. Ab und zu hätte er wohl ein paar Schränke aus Kiefernholz gebaut und hinunter auf den Jahrmarkt der Kreisstadt geschafft und losgeschlagen, aber Jahrmarkt sei auch nicht immer in der Nähe. Und so sei der Meister fast nie in der Werkstatt. Jetzt aber, seit das Fräulein eingezogen sei, wäre er zum ersten Male wieder zwei Tage hintereinander im Hause und in der Werkstatt geblieben.

Olga verstand also, was das „andere" Leben für Schulknecht bedeuten sollte, und es bereitete ihr eine Genugthuung, daß ihre Anwesenheit hier etwas Gutes anrichten sollte. „Ja," sagte sie, „lieber Meister, wir wollen tüchtig um die Wette schaffen, und Sie sollen mir gar nicht mehr aus dem Hause. Aber wo ist denn Ihre Frau?!"

Sie erfuhr, daß Frau Schulknecht zum ersten Male seit langer Zeit das Haus verlassen hatte, um über Land zu gehen und einige notwendige Besorgungen zu machen. Einen Augenblick bereitete es ihr ein wundersames Gefühl, mit dem Meister allein zu sein.

Die Abenddämmerung kam allmählich über die Berge, die Sonne neigte sich zum Untergehen, und der Fluß unten im Thal strahlte schon goldiger. Sie stiegen über die Graslehne herunter, und da fiel ihr auf, wie verwahrlost eigentlich der Garten war. Sie war eine gute Gärtnerin, denn sie besaß eine kleine Villa mit Garten in einem Vorort der Residenz, ein Häuschen, das sie sich bereits erschrieben hatte. Und weil sie überall auf den Birnen- und Aepfelstämmen altes Holz stehen sah, fragte sie den Meister, ob er denn das nicht aussäge? Es nehme ja viel zu viel Kraft weg. Er blieb ganz betroffen stehn und sah sich die Bäume an, schwieg aber wie beschämt und sagte nichts. Junge Birnenstämmchen, die gepflanzt waren, trugen keinen Fruchtansatz. Da sagte sie ihm, er müsse die äußersten Aeste kappen und die Rinde schälen zur rechten Jahreszeit. Sie zog ihr Taschenmesserchen und zeigte ihm, wie man die äußerste Rinde in Streifen abzieht, um einen schnellern und bessern Fruchtansatz zu erzielen. Und dann kamen sie herunter, wo die Rosenstöcke standen, Nelken und Reseda auf den Beeten wuchsen und auch ein paar Erdbeerbeete angelegt waren. Schulknecht zog sein Messer und schnitt einige Rosen, die freilich nur spärlich wuchsen, brach Nelken und Reseda und machte einen kleinen Strauß zurecht, den er zuletzt der jungen Dame mit leise bebender Hand anbot.

Sie nahm den Strauß, roch daran, sagte dann aber neckisch:

„Wenn Sie mir aber noch mehr solche Sträußchen schenken wollen, verehrter Meister, dann müssen Sie auch dafür sorgen, daß mehr Rosen wachsen und nicht alle Kraft in die ‚Räuber‘ geht. Sehen Sie einmal, alle Ihre Stöcke schlagen Wildlinge an den Wurzeln aus, — wo sollen da für mich alle die schönen Rosen herkommen, die Sie mir noch schenken möchten!“

Er sah betroffen, daß sie recht hatte. Die schönen, hochstämmigen Rosenstöcke hatten alle mehrere Wildlinge mit siebenblätterigem Grün aus der Wurzel getrieben, die alle Kraft der Blüte entsogen. An den Erdbeeren saßen noch die vertrockneten Senker vom vergangnen Jahr, und auch die Stachelbeeren und Johannesbeersträucher drohten zu verwildern. Schulknecht stammelte ein paar Worte der Entschuldigung: er sei so mit öffentlichen Angelegenheiten beschäftigt, daß er gar keine Zeit finde, an den Garten zu denken, und seine arme Frau arbeite sich schon in der Wirtschaft dermaßen ab, daß sie auch keine Zeit finde, darnach zu sehen. „Aber wenn Sie Blumen und Rosen lieben, so muß ich freilich die Kraft der alten Stämmchen neu auffrischen, die schon fast erstorben war.“

Er sagte das in einem wunderlich verwirrten Tone. Dann saßen sie noch eine längere Zeit in der Gartenlaube zwischen den wilden Rosenhecken, wo der Resedaduft im Abenddämmerschein zu ihnen heranwehte, die Kinder kamen gesprungen, der Jüngste hatte nur ein Hemdchen und Höschen an, das Töchterchen lief mit kurzen Röckchen und nackten Beinen, und die beiden älteren Knaben waren auch nur in mühsam geflickten Hosen und Jacken und barfuß. Der Vater schaute mit wehmütiger Liebe auf seine Kinder und freute sich, daß die schöne Fremde, die wie ein Engel in sein Haus gekommen war, den Jüngsten, trotz seines schmutzigen Mäulchens, auf den Schoß nahm.

(Schluß folgt.)





Noch einmal werd' ich kommen...

Von

Rudolf Presber.

Noch einmal werd' ich kommen
Den Weg vom Waldessaum,
Den Thalweg, den ich genommen
So oft, so oft im Traum;

Zu der Brücke rotsteinernen Bogen,
Vom Taunushauch umweht,
Wo thronend über den Wogen
Karl der Große steht.

Ich hör' nicht rauschen das Wasser
Die roten Pfeiler hinan;
Zieh' ein als tauber, blasser,
Wegmüder Wandersmann.

Und dann durch die Häusermassen,
Wo Elend kämpft und webt,
Wo finster über den Gassen
Der Dom zum Himmel strebt.

Und aus den Häusern und Lädchen
Im kargen Sonnenschein
Schau'n blasse blonde Mädchen
Hinter dem Wagen drein.

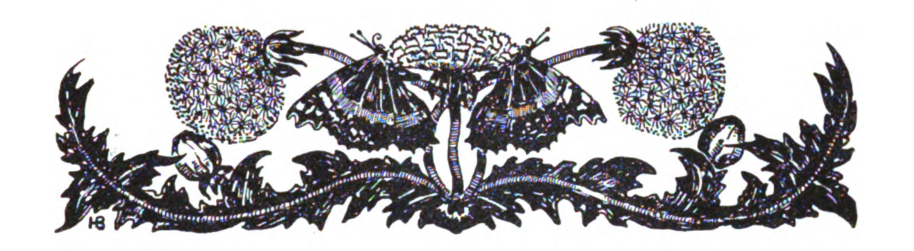
Ich kann ihnen nicht mehr sagen,
Was ich in der Fremde litt —
Es ziehn meinen schwarzen Wagen
Zwei schwarze Pferde im Schritt.

Von verhangenen Köpfen wehen
Die schwarzen Federn im Wind —
Meine Augen können's nicht sehen,
Meine Augen sind starr und blind.

Weit draußen im stillen Garten,
Da ist mein Haus gemacht,
Wo alle mich längst erwarten,
Die mir in die Wiege gelacht;

Wo mich die Heimaterde
So kühl umkleiden wird — — —
Ihr guten schwarzen Pferde,
Seid ihr schon angeschirrt?





Daniel Chodowiecki.

Zur 100. Wiederkehr seines Todestages.

Von

Wolfgang von Oettingen.

Am 7. Februar 1801 starb nach kurzer Krankheit der hochbetagte Direktor der Berliner königlichen Akademie der Künste, Daniel Nikolaus Chodowiecki. Auf dem Friedhof der französischen Gemeinde vor dem Oranienburger Thor wurde er beigesetzt, und in Gedichten und Nachrufen ertönte neben seinem Lobe als Mensch die Trauer, daß die Kunst Deutschlands an ihm ihren berufensten Vertreter verloren habe; wer ihn ersetzen könne, blieb zunächst unerfindlich.

In der That war mit Chodowiecki einer der merkwürdigsten Männer seiner Sphäre dahingegangen, ein jugendlich feuriger Greis, der in gewissem Sinne als der eigentliche Träger des damaligen Berliner Kunstwesens gelten darf. Wer hätte ihn nicht gekannt, den etwas gebeugten, langen, hageren Herrn Direktor in der leicht gelockten grauen Perücke, dessen Augen so freundlich, aber zugleich so scharf über der Hornbrille hervorlugten? Wer hätte ihn nicht schon in den Straßen Berlins skizzieren gesehen oder ihn nicht gegrüßt, wenn er auf gemietetem Gaul durch den Tiergarten trabte? Die Armen der Stadt verehrten ihn als ihren geduldigen Wohlthäter, die französische Kolonie, der er durch seine Herkunft von mütterlicher Seite und durch seine Verheiratung angehörte, achtete ihn als einen ihrer Vorsteher und würdigsten Vertreter; die Akademie empfand einen heilsamen Respekt vor seiner durchgreifenden Energie und dem rastlosen Streben, die seit 1786 nach hohen Gesichtspunkten umgeschaffenen statutarischen Formen mit einem tüchtigen Geiste zu erfüllen; das große Publikum aber, Damen wie Herren, alt und jung, ergötzte oder erbaute sich an den zierlichen Werken seiner Hand, mit denen er ein ganzes Menschenalter hindurch fast alle bedeutenderen Kalender Deutschlands und daneben zahllose Bücher zu schmücken pflegte, ganz abgesehen von den Einzelblättern, die er ebenfalls in Radierung oder in andern Techniken erscheinen ließ.

Daß ein Kupferstecher und Miniaturmaler zu einer so bedeutenden Stellung und zu einer so festgegründeten Volkstümlichkeit gelangte, war vor



hundert Jahren noch seltener als heute. Man beobachtete früher unter den Kunstfächern eine sehr strenge Rangordnung und erachtete von den Malern als die vornehmsten die, die religiöse Gegenstände und historische Haupt- und Staatsaktionen in Gemälden von großem Maßstabe behandelten; solche Meister galten als die prädestinierten Akademiedirektoren und Hofmaler, und die übrigen, die Porträtisten, Landschafter, Stilllebenmaler und Kupferstecher hatten nicht nur auf offizielle Würden viel weniger Anspruch, sondern ihr Wirkungskreis blieb meistens auch so klein, daß sie nicht eigentlich populär werden konnten. Daß es Chodowiecki glückte, einen maßgebenden Einfluß zu gewinnen, lag zwar zum Teil daran, daß es in jener Periode argen Niederganges der deutschen, insbesondere auch der Berliner Malerei an einem führenden Geiste höheren Stiles fehlte, zum Teil aber auch daran, daß er doch vielseitiger wirkte; als heute im allgemeinen bekannt ist, und schließlich, was wohl die Hauptsache bleibt, an seinen außergewöhnlichen persönlichen Eigenschaften.

Der äußere Lebensgang Chodowieckis ist der allereinfachste; er läßt sich mit wenigen Worten darstellen. Am 16. Oktober 1726 war er in Danzig als Sohn eines protestantischen Kaufmanns geboren und wurde für den Handel erzogen; aus Liebhaberei beschäftigte er sich daneben, unter Anleitung einer dilettierenden Base, mit Miniaturmalerei. Nach dem Tode des Vaters kam er 1743 zu einem Oheim in Berlin, der ein Quincailleriegeschäft betrieb, und hier wurde die Anfertigung von Miniaturen und Emails für billige Schmucksachen zu seiner Hauptaufgabe. Da er sich in diesen Künsten allmählich auszeichnete und vorwärts kam, so gründete er auf sie einen Hausstand, begann aber zugleich, einem Drang nach echterer Kunstübung nachzugeben und sich in der Oelmalerei sowie im Radieren zu versuchen. Während er zu jener nicht genug Zeit fand, ging ihm dieses schnell von der Hand, und seit dem Anfang der 70er Jahre war er der berühmte Radierer und Illustrator, der er bis an sein Ende bleiben sollte. Zu der Berliner Akademie trat er schon 1764 in Beziehungen und verwuchs im Laufe der Jahre mit ihr dermaßen, daß die Arbeit an ihr ihn in seinem höheren Alter fast mehr in Anspruch nahm als seine Kunst.

Viel verwickelter ist der künstlerische Werdeprozeß des Meisters, ein wahrer Irrgang, der den labyrinthischen Windungen der Berliner Kunstzustände zwischen 1750 und 1800 folgte und nur dadurch zu Erfolgen leitete, daß er Chodowiecki nach langen Kämpfen lehrte, auf Unerreichbares zu verzichten und sich ein zwar ziemlich eng umgrenztes, aber durchaus fruchtbares Gebiet zu schaffen. Denn nicht nur ging unser Künstler aus einer höchst dilettantischen Umgebung hervor, sondern Geschmack und Festigkeit wurden ihm jahrzehntelang durch die bedenklichsten Einflüsse geradezu gefährdet.

Der Zeichenunterricht, den er als Knabe in Danzig genoß, beruhte auf alten Lehrbüchern, die auf einen ganz öden Manierismus abzielten. So wurden menschliche Figuren, aber auch Bäume und Sträucher schematisch zerlegt, ihr

Gerüst durch Richtungslinien bestimmt, das übrige bei den Menschen durch schwellende Umrisse, bei den Bäumen durch ein Gekräusel „nach Art von m-Strichen, so in Unordnung geraten" hinzugefügt; da wurden Charaktere, Temperamente und Stimmungen nach Regeln ausgedrückt, und andrerseits die Landschaften wie konventionelle Theatercoulissen ausstaffiert: auf die Natur jedoch, so oft man sie auch nannte, wurde der Schüler nie verwiesen; das Studium von Modellen und das Zeichnen im Freien blieb außerhalb seiner Uebungen. Selbst die Antike lernte Chodowiecki damals nur in schlechten Kupferstichen kennen, und so blieb ihre ausgleichende Wirkung gegenüber den recht verderbt barocken Kunstwerken, von denen er meistens umgeben war, für seinen zu bildenden Geschmack verloren. Dazu kam die Bewunderung der kritiklosen Verwandten, die alles anstaunten, was der gut beobachtende Knabe aus dem Gedächtnis hinzeichnete; und der Reiz, durch dutzendweise und mit größter Geläufigkeit nach schlechten Vorlagen für den Verkauf gemalte Miniaturbildchen in Aquarell ein Taschengeld verdienen zu können, verführte vollends zu einer den künstlerischen Sinn auf Jahre hinaus unterdrückenden frivolen Produktion.

Aus solcher Bedrängnis rettete sich die solide Natur Chodowieckis nur dadurch, daß sie ihm, zunächst halb unbewußt, durch aufmerksames Sehen wenigstens die Augen in Uebung erhielt, und bei zunehmender Ruhe in Berlin ihn veranlaßte, allmählich mit aller Energie nach einer besseren Schulung zu streben. Das aber konnte dem jungen Manne nicht leicht fallen. Die Anfertigung von Miniaturen und Emailtäfelchen nahm seinen ganzen Tag in Anspruch; und da diese Sachen den Onkel und das wahrlich nicht verwöhnte Berliner Publikum vollauf befriedigten, so mußte erst die Stimme der Selbstkritik stärker werden als die thörichte Anerkennung der maßgeblich-unmaßgeblichen Leute. Als nun Chodowiecki seine Schwächen klar erkannte und einen Ausweg suchte, der ihn zu einer befriedigenden künstlerischen Thätigkeit führen sollte, da geriet er erst recht in eine wunderliche Sackgasse, nämlich auf den Gedanken, ohne irgendwie genügende Vorkenntnisse und Fähigkeiten erhabene Bilder vornehmen Stils zu malen. Ihm schwebten große Altarbilder vor, in den pathetischen Formen der italienischen und französischen Meister, der Nachkommen Guido Renis und der Carracci, wahrscheinlich auch Allegorien und mythologische Darstellungen, wie sie die Schlösser der Fürsten und der Reichen zierten. Daß zu solchen Leistungen eine lange und streng methodische Schulung gehört, war ihm nicht unbekannt, aber er glaubte, sie durch nächtlichen Privatfleiß im Kopieren und durch andere autodidaktische Studien ersetzen zu können. Obwohl er sich nun hierin täuschte, gereichte ihm der Irrtum doch insofern zum Segen, als er jetzt zum erstenmal an die Natur dachte und, wo er irgend konnte, sie zu erfassen und nachzubilden suchte. Er zeichnete, was er sah — das bedeutete viel in einer Zeit, wo man gewöhnlich nur aufnahm, was man sehen wollte. Dabei ließ er sich ruhig von seinem natürlichen Geschmacke leiten und hielt sich vor allem an die Menschen seiner täglichen Umgebung, die er in den unge-

zwungensten Gruppen und Stellungen festhielt; sein Talent für scharfes Charakterisieren bürgerlicher Erscheinungen und Zustände offenbarte sich dabei, und eine entschiedene Neigung zu realistischer, phrasenloser Auffassung verhalf ihm spät zwar, aber doch nicht zu spät, zu einer gewissen Kenntnis der Formen.

Solche Vorzüge brachten ihn freilich, wie schon angedeutet wurde, der Historienmalerei nicht näher, und die wenigen Oelbilder, die er im Laufe der Jahre vollendet hat, sind außer Bildnissen und Familienscenen fast ausschließlich Kompositionen in der Art der Gesellschaftsstücke von Watteau und dessen Schule.

Ein solches Gemälde ist in der Kunstbeilage dieses Heftes wiedergegeben. Es stammt aus dem Jahre 1768 und befindet sich jetzt im Kgl. Museum zu Berlin. In einem Park, der durch coulissenartig angeordnete Baumgruppen, durch eine Venusstatue und durch ein kokettes Bauernhaus von künstlicher Ländlichkeit charakterisiert wird, hat sich eine muntere Gesellschaft niedergelassen. In behaglicher Ruhe ergötzen sich die gepuderten Herren und Damen an dem Suchen und Finden des Blindekuhspieles und zugleich an heiterem Liebesgeplauder — eine halbvergessene Welt in phantastischem Seidenputz stellen sie uns dar.

Aber während Chodowiecki die Sehnsucht nach Schöpfungen im „großen“ Stil nicht aus dem Herzen verlor, veranlaßten ihn die Umstände, zunächst halb wider Willen, die Früchte seiner Zeichenstudien auf dem Gebiete des realistisch-bürgerlichen Genres zu verwerten. In demselben kleinen Format, in dem er zu zeichnen pflegte, hatte er nämlich wie zufällig auch zu radieren begonnen; seine Gewohnheit des Miniaturmalens unterstützte ihn hierbei, und es dauerte nicht lange, so fanden einzelne seiner Blätter im Handel guten Absatz. Das waren — was uns nicht wundern darf — nicht sowohl die entzückenden, zarten Skizzen von sitzenden, lesenden, strickenden Damen, von Bettlern und Bettelweibern, Kindern, Soldaten, Türken und kleinen Landschaften, die wir heute unter den ersten Nummern seines radierten Werkes hauptsächlich schätzen, sondern es waren größere und schwerfällige, auch technisch mit sichtlicher Mühe ausgeführte Arbeiten, die aber dem Bedürfnis des damaligen Publikums entsprachen, wie z. B. ein Bildnis Friedrichs des Großen zu Pferde, eine Allegorie auf die Vermählung der Prinzessin Friederike und vor allem: der Abschied des unschuldig zum Tode verurteilten Jean Calas von den Seinigen, eine Radierung nach Chodowieckis eigenem Oelbilde, dem einzigen seiner Gemälde, das, bei übrigens kleinen Maßen, einen historischen und zugleich erhabenen Stoff behandelt.

In diesem etwas rührseligen Blatte fand man eine warme Empfindung und ein wohlthuendes sittliches Pathos; man dankte dafür dem Künstler, dem einzigen in Deutschland, der damals dergleichen zu bieten hatte, durch Bewunderung und treue Verehrung, und zahlreiche Verleger zogen ihn alsbald zur Illustration der mannigfaltigsten Werke heran. Nachdem der „Abschied des Calas“ 1768 erschienen war, ließen sie den Meister überhaupt nicht wieder los, und über seiner von da an rastlosen Thätigkeit als Radierer gab er das Miniatur- und Emailmalen allmählich ganz auf.

So wurde aus dem Manne, der gehofft hatte, dereinst zur Ehre Gottes die Kirchen zu schmücken und die Gläubigen durch fromme Darstellungen zu erbauen, oder auch in prachtvollen Allegorien den Ruhm Friedrichs des Großen zu verkünden, ein emsiger, seßhafter Arbeiter mit dem Grabstichel und der Radiernadel; und wir beobachten das merkwürdige Schauspiel, daß die Fertigkeiten ihm dabei zu gute kamen, die er sich bei seinen wenig künstlerischen, oft recht fabrikmäßigen Miniaturen, und andrerseits bei seinem verfehlten Trachten nach der Oelmalerei erworben hatte, also zunächst das Geschick im Beherrschen kleiner Flächen, und daneben die Kenntnis der charakteristischen Bewegungen, Stellungen und Physiognomien des Menschen. Wir beobachten aber ferner, daß, während er mit sichtlichem Behagen und mit dem besten künstlerischen Erfolge die bürgerliche Gesellschaft wiedergab, die Darstellung religiöser und allegorischer Gegenstände ihm doch stets als die würdigere und wünschenswerte erschien, während sie ihm nach dem Urteil seiner Zeitgenossen und nach dem unsrigen meistens mißlang: bei ihr gab er hohle, ausstudierte Formen, bei den Menschen, die er vor sich sah, die er kannte und liebte, sprühte in Ernst und Scherz das echte Leben aus seiner Nadel hervor. Es kämpften also in ihm der konventionelle Geschmack der Zeit und sein gerader, natürlicher Kunstsinn gegen einander und mit Erfolgen auf beiden Seiten, und die idealistische Stilrichtung verbindet sich in ihm mit der realistischen zu einer seltsamen Zweiseitigkeit. Für uns aber, darf man wohl sagen, gilt Chodowiecki nur noch als Realist; wenn wir uns an ihm freuen wollen und wenn es gilt, die historische Bedeutung seines Wirkens zu erfassen, so scheiden wir das übrige aus und halten uns dankbar an das, was er aus eigenstem Erlebnis, aus unmittelbarer Beobachtung uns gegeben hat.

Man kann die Radierungen Chodowieckis, deren er etwa 2000 ausgeführt hat, in drei Gruppen einteilen: in Einzelblätter von freier Erfindung, in Almanachbilder, die freilich zum Teil auch frei erfunden sind, und in Illustrationen zu litterarischen Werken.

Die Einzelblätter, die in den Jahren 1757—68 den Künstler von allen Radierarbeiten fast allein beschäftigten, dann aber, seit dem Beginn seiner Popularität, vor den Illustrationen immer mehr zurücktraten, sind zu einem Teile bestellte Bildnisse und Kompositionen, oder solche Darstellungen, die mit Benutzung irgend eines äußeren Anlasses auf einen Massenverkauf im Selbstverlag des Meisters berechnet waren, wie der „Abschied des Calas“, oder „Friedrichs des Großen Wachtparade“, oder die „Allegorie auf die Einäscherung Neu-Ruppins“. Viele andere sind aber die schon erwähnten Studien von Einzelfiguren oder Gruppen, sowie sehr mannigfaltige Erfindungen von genrehaften, auch humoristisch- oder sentimental-allegorischen Scenen. In ihnen äußern sich vielleicht am reinsten die liebenswürdigen Eigenschaften Chodowieckis. Da zeigt er in satirischer Laune einen Berliner Fastnachtstrubel, oder geißelt in einer Zeit wirtschaftlicher Krisen die unlauteren Bankerottierer; allerlei heitere

Familienereignisse, eine verunglückte Landpartie, eine Hochzeitsfeier, führt er mit Behagen aus; in dem köstlichen Blatte „Cabinet d'un peintre“ giebt er mit inniger Auffassung die Bildnisse seiner Frau und seiner Kinder nebst seinem eigenen, und allerlei muntere Einfälle in winzigen Figürchen, Schlittenfahrten, Karawanen, Reiter, Bauern, Karikaturen, gelegentlich auch Landschaften, wirft er mit spielender Hand auf seine Platten und deren Ränder. Alles das ist wahr und echt empfunden und bleibt frei von der theatralischen Pose, die sich unfehlbar einstellt, sobald der Künstler erhaben und vornehm sein will.

Sehr nah verwandt mit solchen unmittelbar gefälligen Erfindungen sind die meisten Kalenderkupfer Chodowieckis. Die Sitte, die kleinen Taschenkalender in Duodez und Sedez mit Monatsdarstellungen auszustatten, hatte sich im 18. Jahrhundert, von Frankreich aus, rasch verbreitet, und allmählich wurden die zierlichen, immer besser ausgeführten und immer kostbarer eingebundenen Bändchen ein unentbehrlicher Luxusgegenstand, besonders der Damen. Sie wurden daher mit größter Sorgfalt redigiert und erhielten bald litterarische Beigaben und feine Kupfer, die zwar nach der Zahl der Monate meist auf 12 beschränkt wurden, ihrem Inhalte nach aber mit dem Kalenderwesen nichts mehr zu thun hatten. Die bedeutendsten Kalender Deutschlands waren der deutsche und französische genealogische, der in Berlin erschien, ferner der gothaische Hofkalender, der Lauenburger genealogische Kalender und der Göttinger Taschenkalender; für diese vier, und neben ihnen für eine ganze Reihe von andern, ähnlichen Almanachs hat Chodowiecki seine beste Arbeitskraft eingesetzt. Die Wahl der Gegenstände wurde ihm gewöhnlich überlassen, und da war nur natürlich, daß er sich dabei seiner Neigung und seinem Geschmack ganz unbefangen hingab, soweit die Rücksicht auf das Publikum es gestattete.

So begann er gleich mit einem Cyklus zu Lessings „Minna von Barnhelm“, wobei er sich durch die Berliner Aufführung dieses echt preußischen Lustspiels glücklich beeinflussen ließ und eine Reihe der anmutigsten Gruppenbilder schuf; er fuhr fort mit komisch-phantastischen Illustrationen zu Don Quixote, den er sehr liebte, und zu Ariost; aber mit besonderer Liebhaberei wandte er sich den leicht moralisierenden, dabei witzigen und unterhaltenden Fabeln von Gellert und Lessing, daneben auch den sentimentalen Idyllen Gesners zu. Alle diese Gegenstände fanden großen Anklang bei dem Publikum, und so blieb er bei der Beobachtung des Theaters, indem er die beliebtesten Stücke, wenn sie ihm selbst gefielen, illustrierte, und bei der bürgerlichen Familienlitteratur, die damals in Uebersetzungen aus dem Englischen und auch in bändereichen Originalromanen blühte; man denke an „Sophiens Reise von Memel nach Danzig“ von Hermes, an Goldsmith's „Landprediger von Wakefield“, an Sterne, Smollett u. a. Ueberall setzte er ein, wo er brave und tüchtige, zarte und empfindsame Charaktere antraf, deren Ausdruck, besonders bei älteren Personen, ihm vorzüglich gelang; auch komische Figuren, wie sie bei Iffland und Kotzebue vorkommen, „lagen“ ihm, und für die Zierlichkeit jugendlicher Damen

und ihrer feurigen Liebhaber fand er ebenfalls ansprechende Züge. Gelegentlich allerdings verließ er unvermerkt das Gebiet, das er vollständig beherrschte, und wurde unfreiwillig komisch: das geschah fast regelmäßig, wo er heftiges Pathos darzustellen hatte, wie in Schillers „Räubern" und „Kabale und Liebe", oder wo er sich, wie bei Shakespeare, nicht recht in die fremdartige Sphäre zu versetzen wußte und von den oft nur mangelhaften Berliner Aufführungen abhängig blieb: Hamlet, Coriolan, Macbeth, Heinrich IV., „Der Sturm" enthalten manche zum Lächeln reizende Sonderbarkeit.

Die Verleger hatten die Eigenart und die Grenzen seines Talentes bald erkannt und regten ihn deshalb an, auch Cyklen von vollkommen selbständiger Erfindung zu geben; so entstanden, zwar nicht in der Idee, aber in allen Einzelheiten ganz unabhängig von Hogarth, die moralisch-satirischen Folgen von Charakteren, von Typen und von Schicksalsentwicklungen, deren launiger und zugleich intimer Vortrag sie zu den allererfreulichsten Werken Chodowieckis macht. Schon im Berliner Kalender für 1774 begegnet uns eine solche Folge: „Das Leben eines Liederlichen", das in 12 Bildern die schlechte Erziehung eines Knaben durch gewissenlose Eltern und Lehrer, dann die Thorheiten seiner Jugend, den Jammer seiner elenden Krankenjahre und sein schmachvolles Ende schildert. Ein Gegenstück dazu bietet „Das Leben eines schlecht erzogenen Frauenzimmers"; andere Serien beschäftigen sich mit „natürlichen und affektierten Handlungen", mit Heiratsanträgen, wie sie in den verschiedenen Ständen gestellt werden, mit den Beweggründen zum Heiraten, mit männlichen und weiblichen, guten und schlechten Eigenschaften, mit den Narrheiten und Liebhabereien der Zeit — kurz, das anschaulichste Bild der Berliner Gesellschaft erscheint hier in einem wohlgeschliffenen, treuen Spiegel.

Um 1785 beginnen historische Bilder in den Kalendern aufzutreten; zunächst Anekdoten aus dem Leben Friedrichs des Großen und anderer Fürsten, dann aber auch Darstellungen aus der älteren Geschichte, und um 1790 aus der allerneuesten, besonders der französischen, die durch die Revolution die interessanteste wurde. Natürlich wirkte das gegen 1800 sich entwickelnde patriotische Teutonenwesen ebenfalls auf diese harmlosen Blätter, und so wurde das Publikum durch den teilnahmvoll mitlebenden Künstler immer aufs neue gefesselt. Nehmen wir hinzu, daß die Kalender außerdem noch graziöse Mode- und Coiffurenkupfer von Chodowieckis Hand enthielten, so werden wir verstehen, warum sein Name rasch in alle Kreise drang und überall willkommen geheißen wurde.

Jedoch nicht bloß mit der für immer nur auf ein Jahr berechneten Kalenderlitteratur befaßte sich unser Meister, sondern er stellte sein Talent, in dem Bewußtsein, daß er eine Mission erfülle, mit Vorliebe auch in den Dienst der ernsteren Schriftstellerei. Seine allererste Illustration galt den Psalmen Davids; dann folgte seine Mitarbeit an Basedows, des aufgeklärten Pädagogen, „Elementarwerk", in dessen beiläufig 100 Tafeln zu je vier Bildern, die er zwar nicht alle stach, aber doch zeichnete, Chodowiecki einen wahren Schatz von

feinen Beobachtungen und überzeugender Belehrung in allem Guten niederlegte. Auch Nicolais Schriften, vor allen sein „Sebaldus Nothanker“, dünkten Chodowiecki der Illustration würdig, ebenso Lavaters Arbeiten zur Physiognomik, und außer zahllosen Porträts und Titelblättern für die verschiedensten historischen, religiösen, technischen Bücher entstanden große Suiten zu beliebten Romanen, Epen, Dramen und anderen Dichtungen, deren Aufzählung hier ganz unmöglich ist. Nur wenige Namen seien zur Orientierung hervorgehoben: gedankenreiche Werke wie Jung-Stillings Leben und Hippels „Lebensläufe in aufsteigender Linie“ stehen neben den biederen Schriften von Claudius, der pathetische Klopstock neben Bürger und Wieland, Bertuchs „Don Quixote“ neben Richardsons „Clarissa“, Goethes „Werther“ und „Hermann und Dorothea“ neben Wezels „Wilder Betty“ und Langbeins Schwänken — wobei man nicht sagen kann, daß die Dichter, die wir heute noch verehren und genießen, den Meister mehr interessiert hätten und ihm in ihrer Wiedergabe besser geglückt wären, als solche, die wir für höchst unbedeutend halten. Mit besonderem Eifer aber widmete sich Chodowiecki der Illustration von Erman und Reclams „Mémoires“, einer Geschichte der französischen Réfugiés in Preußen und, gegen Ende seines Lebens, den in immer größerer Zahl erscheinenden Darstellungen aus Deutschlands Vergangenheit.

Ueberall, wo Chodowiecki den Stift ansetzte, sehen wir ihn bestrebt, treu und ehrlich etwas auszudrücken, was ein frommer und doch aufgeklärter Mann mit Anstand und zu ergötzlicher Belehrung seiner Mitmenschen sagen kann und soll. Insofern liegt sein ganzer tüchtiger Charakter in seinen Werken, selbst in denen, die ihn über sein eigentliches Gebiet hinaus in die unbehaglichen Regionen der hohlen Allegorien und konventionellen Idole führten. Er war eben ein echter Künstler, der freilich durch die Ungunst der Zeit und seiner Erziehung um seine wahre Blüte gebracht wurde, dessen wir uns aber doch mit vollem Rechte noch hundert Jahre nach seinem Tode erinnern: als eine ausgeprägte und, wenn auch im kleinen, so doch weithin wirksame Persönlichkeit, bleibt er für jeden bedeutend, der den Wert einer solchen Erscheinung für den Fortschritt der Kunst zu ermessen weiß.





Vor hundert Jahren.

Aus dem Tagebuche einer reisenden Engländerin.

Von

Joh. Biegler.

(Schluß.)

28. März, Wien. Es bekümmert mich, daß meine Reise eigentlich meinem Geist so wenig nützt. Wenn eine Frau sich nicht gänzlich des Verkehrs enthält, kann sie auf einer Reise durch Deutschland nicht viel lernen. Abgesehen von einer gewissen Erweiterung des Ideenkreises und der Korrektur einiger irriger Ansichten hat sie so gut wie gar keinen positiven Nutzen für ihre Ausbildung. Zu den hauptsächlichsten Hindernissen gehört die Menge der Besuche, die zu machen sind, und zwar lauter wirkliche, persönliche Besuche, nicht nur Abgabe von Karten, sowie die Unmöglichkeit, in bürgerlichen Kreisen zu verkehren, ohne alle Schranken des Hergebrachten zu überspringen. Ich hätte meine Reise ganz anders einrichten müssen, um meinen Geist wirklich weiterzubilden.

Gestern abend war ich bei Lord Minto*) eingeladen; der Unterschied zwischen dieser und einer Londoner Gesellschaft bestand hauptsächlich darin, daß ich viel weniger Schönheit — besonders bei den Herren —, weniger Eleganz der Toilette und weniger Absonderung einzelner Paare von der übrigen Gesellschaft sah. Steibelt**) spielte vortrefflich Klavier; bei einigen Stücken begleitete ihn seine Frau auf dem Tamburin. Einen guten Klavierspieler auf dem Tamburin begleiten, ist, als wenn man eine Madonna von Raphael schminken wollte; aber es steht einer hübschen Frau gut und befriedigt den schlechten, verdorbenen Geschmack unserer Zeit. Es schmerzt mich, daß alles Unfeine und Uebertriebene dem wirklich Vortrefflichen immer so vorgezogen wird.

29. März. Heute bin ich im Prater spazieren gegangen und gefahren; die Deutschen sind sehr stolz darauf und denken, wer ihn nicht gesehen, habe

*) Damals englischer Gesandter in Wien.
**) Renommierter Klaviervirtuose, 1756—1823.

nichts gesehen. Was ich heute davon sah, war ein breiter, gerader, von Bäumen beschatteter Weg, der durch eine ausgedehnte, mäßig bewaldete, völlig flache Ebene führt. Im Sommer muß es recht hübsch sein, aber eine ganz flache Gegend kann meiner Ansicht nach niemals hervorragend schön sein; die Hebungen und Senkungen des Bodens sind es, die einer Gegend Ausdruck verleihen.

9. April. Ich muß mein Urteil über den Prater korrigieren. Die fashionable Allee ist allerdings langweilig, aber wenn man bedenkt, daß das ganze ein Wald von fast acht Meilen Länge ist, der in einer großen Stadt anfängt, so flößt dies doch Respekt ein.

13. April. Ich habe so viele Einladungen, daß ich bei weitem nicht alle annehmen kann. Am besten unterhielt ich mich bei Lord Minto, Prinz Schwarzenberg und dem hannoverschen Gesandten. Dort saß ich neben dem berühmten General Bellegarde, welchem der Erzherzog Karl seine glänzendsten Siege hauptsächlich verdanken soll. Er ist ein äußerst angenehmer Gesellschafter von bestem Ton und sehr vernünftiger Denkart. Man sagt, er genieße das höchste Vertrauen des Ministers Thugut. Lord Minto ist sehr nett, wenn er spricht; aber er macht es wie die Gespenster: er spricht nur dann, wenn er angeredet wird. Man ist hier nicht zufrieden mit ihm, weil er nicht mit gehöriger Würde repräsentiert und sich auf einen engen Kreis, hauptsächlich von Polen und Franzosen, beschränkt. Er ist äußerst geistesabwesend, vergißt alles, und jemand sagte sehr treffend von ihm: „Er wird sich eines Tages in seinem eigenen Hause vorstellen lassen." Ueber seine Leistungen in der Politik habe ich kein Urteil gehört, denn von Politik spricht hier niemand; das Gesetz verbietet es, und jedermann richtet sich streng darnach. Nur der Tod des Kaisers Joseph wird zuweilen tief bedauert, obwohl viele denken, daß er durch seine allzu hastigen Neuerungen ebensoviel schadete, als Nutzen brachte. Sein Wunsch, Gutes zu thun, war so eifrig, daß er sich nicht die Zeit nahm, es gut zu thun.

Bei dem Fürsten Schwarzenberg hörte ich Haydns „Schöpfung", ein sehr hübsches Oratorium, das aber doch meiner Ansicht nach hier überschätzt wird. Eine hervorragende Schriftstellerin, die Herzogin von Giovine, zeichnet mich sehr aus. Noch eine andere liebenswürdige Frau habe ich kennen gelernt, eine Berlinerin, die Witwe eines Prinzen Reuß, die aber nur in wenigen der hiesigen Kreise empfangen wird, da ihr Vater Kaufmann war und sie von Geburt eine Jüdin ist. Mit ihr ging ich zu einem offenen Abend der Madame Arnstein, was, wie ich fürchte, ein Bruch der Etikette war, da sie eine Bankiersfrau ist. Es ist aber sehr hübsch dort gewesen und lange nicht so steif, wie in den anderen Wiener Häusern. Einmal speiste ich auch bei dem Prinzen Ligne, in dem ich einen liebenswürdigen, geist- und talentvollen Roué zu sehen erwartete; er zeigte sich aber als nichts von alledem. Im ganzen erscheint mir die Unterhaltung in Wien sehr dürftig; kleine Ereignisse werden aufgebauscht wie in einer Kleinstadt; von Politik wird nie und von Litteratur nur selten gesprochen.

17. April. Ich frühstückte bei der Gräfin Taaffe, um den Zug des Kaisers nach der Stephanskirche zu sehen, welcher alljährlich an diesem Tage zur Erinnerung an die Erhebung der Wiener Bürger gegen Bonaparte vor vier Jahren stattfindet. Die Veranlassung des Festes verleiht ihm Interesse; blendend ist es nicht, denn der Kaiser, der allem Prunk abhold ist, fuhr in einer einfachen Kutsche, ohne Wachen oder sonstige Zeichen der königlichen Würde. Alle die Bürger, welche vor vier Jahren zu den Waffen griffen, marschierten nun zusammen unter der Anführung ihrer Offiziere unter Klängen der Militärmusik. Am besten gefielen mir die Zuschauer; kein Bettler, keine Lumpen, kein Schmutz war zu sehen; alle waren wohl gekleidet und hatten ein Ansehen von Behaglichkeit. Der Kaiser*) ist leicht zugänglich; an zwei Tagen in der Woche können seine geringsten Unterthanen zu ihm kommen. Er ist allem Prunk abgeneigt, lebt in seiner Familie und ist seiner Gemahlin zugethan, was in Deutschland etwas Merkwürdiges ist, da eine Maitresse hier fast zu der notwendigen Einrichtung eines verheirateten Mannes gehört. Er erscheint im Prater in dem einfachsten Wagen und fährt die Kaiserin, die ihn kaum jemals verläßt. Sie ist nicht schön, soll aber sehr talentvoll sein und besonders viel von Musik und Mineralogie verstehen. — Heute speiste ich bei dem Fürsten Esterhazy, einem der ersten ungarischen Adeligen, der jährlich eine Million Gulden zu verzehren hat, aber stark verschuldet ist. Die Menge der Perlen und Diamanten, die hier getragen werden, ist wahrhaft blendend; sie sollen alle Familieneigentum sein.

21. April. Ich brachte den Abend bei der Herzogin von Giovine**) zu, deren Verstand, Bildung und Gedankenreichtum mir immer mehr Bewunderung abnötigten. Sie sagte mir, sie hätte gern die Erziehung der Erzherzoginnen übernommen, und niemand könnte für einen solchen Posten geeigneter sein; aber Hofintriguen haben es verhindert.

25. April. Theegesellschaft bei der Gräfin Worzell, einer Polin. Hier sah ich das sehr kleidsame Kostüm der polnischen Edelleute, eine Art zweifarbiger Tunika mit gepufften Aermeln und mit Gürtel. Die Farben sind blau und grau.

2. Mai. Die Spaziergänge der Wiener sind entzückend, besonders der Augarten, der für Wagen und Pferde nicht zugänglich ist. In dieser Woche habe ich drei Tage bei den verschiedenen Ministern diniert, was keine besondere Auszeichnung ist, sondern sich von selbst versteht. Es waren Gesellschaften von etwa 40 Personen. Die Diners bei solchen Gelegenheiten sind nicht besonders gut und würden einen englischen Epikur schwerlich befriedigen. Sie dauern von drei bis gegen fünf Uhr; dann folgen Kaffee und Kartenspiel; um sechs Uhr begiebt man sich nach Hause, um, wenn man Lust hat, um neun zu einer Abend-

*) Franz II.

**) Eine geistvolle Frau, Deutsche von Geburt, welche Goethe in Neapel kennen lernte und in seiner Italienischen Reise (2. Juni 1787) rühmend erwähnt.

gesellschaft in dasselbe Haus zurückzukehren. — Was mir hier sehr mißfällt, ist die Sitte oder vielmehr die grausame Unsitte der Läufer. Diese Unglücklichen laufen in der Stadt und oft sogar in den Vorstädten vor den Wagen ihrer Herren her. Sie sehen alle krank aus, können nicht länger als drei oder vier Jahre ihren Dienst thun und sterben meistens an der Auszehrung. Gleich Opfern werden sie mit Blumen und Goldflittern geschmückt!

4. Mai. Ich war zum Thee bei Frau von —, die ein Haus in einer hübschen Gegend des Praters besitzt. Der Anblick der bunten, fröhlichen Menge, die sich dort bewegt, ist sehr unterhaltend. Mit Recht werden die Wiener die modernen Sybariten genannt; aber ihre Vergnügungssucht bildet ein Hindernis für die Pflege von Bildung, Kunst und Wissenschaft.

7. Mai. Durch die Baronesse de la Vallaise wurde ich dem Kaiser und der Kaiserin vorgestellt. Er empfängt ganz allein, sie empfängt in Gesellschaft von nur zwei Hofdamen, so daß es ein einfacher Morgenbesuch ist. Beide sind äußerst herablassend; er sieht sanft und mild aus, sie ebenso, aber ihr Ausdruck ist lebhafter. Sie trug ein weißseidenes Kleid und Diamanten und Smaragde im gepuderten Haar.

11. Mai. Souper bei Madame Divoff. Cardinal Albani begleitete auf dem Klavier Herrn —, einen Bankier, der vortrefflich sang. Frau von Kalitscheff, die Gemahlin des russischen Gesandten, war so begierig auf das Muster meiner Kämme, daß sie sie ohne weiteres aus meinem Haar zog und in das ihrige steckte. Die Toilette der hiesigen Damen ist viel zu bunt und überladen, um geschmackvoll zu sein.

15. Mai. Heute war ich zu einem Frühstück im Prater eingeladen, welches von zwölf bis drei Uhr dauerte, worauf der Tanz begann. Man tanzte immer abwechselnd Walzer und Contretanz, ersterer erhielt aber den Löwenanteil. Die deutschen Frauen sind alle dem Walzer so leidenschaftlich ergeben, daß er jedes Jahr zahlreiche Opfer unter ihnen fordert, auch unter der besten Gesellschaft.

28. Mai. Diner bei dem Grafen de la Gardie, dem schwedischen Gesandten; auch der preußische und der hannoversche Gesandte waren da. Nach schwedischer Sitte bekamen die Herren vor dem Diner Branntwein und Butterbrot. Beim Essen kam man auf Italien zu reden. Graf Divoff, ein Russe, sagte: „Nächsten Sommer werde ich nach Italien gehen; bis dahin werden die Könige wieder auf ihren Thronen und die Ordnung wiederhergestellt sein.“ Worauf Graf Keller, der preußische Gesandte, etwas spöttisch — wenigstens schien es mir so — erwiderte: „Diese Hoffnung darf man allerdings nicht aufgeben.“ Sehr merkwürdig ist die Veranlassung der Ungnade, in welche Sir

Charles Whitworth beim russischen Hofe gefallen ist. Kaiser Paul*) hatte befohlen, daß kein leerer Wagen durch einen bestimmten Teil des Palastes fahren dürfe. Sir Charles, der dies nicht wußte, hatte seinen Wagen verlassen, um mit jemand zu sprechen, und dem Kutscher befohlen, weiterzufahren. Die Schildwache hielt den Wagen an; die Dienerschaft wollte weiterfahren; ein Streit entstand, und als der Kaiser, der jede Kleinigkeit beobachtet, dies bemerkte und den Grund erfuhr, befahl er, die Diener, die Pferde und den Wagen durchzuprügeln (Xerxes, der das Meer peitscht!). Um diesen Schimpf abzuwaschen, entließ Sir Charles Whitworth die Diener, ließ die Pferde erschießen und den Wagen in tausend Stücke zerschlagen und in den Fluß werfen. Empört darüber bestand der Kaiser auf seiner Abberufung.

4. Juni. Beim Grafen Keller hörte ich die Marchetti, die erste Berliner Sängerin. Sie paßt nur auf die Bühne; ihre Technik ist brillant, die Stimme ist aber mehr mächtig als lieblich. Zum Souper war ich bei der Prinzessin von Lothringen, die einst eine der schönsten Frauen ihrer Zeit war und trotz ihrer sechzig Jahre immer noch sehr anmutig ist. Von der Pension von 12000 Gulden, die ihr der Kaiser giebt, unterstützt sie verschiedene Verwandte und Freunde. Die vornehmsten der französischen Emigranten kommen zu den Soupers, die sie viermal wöchentlich giebt.

6. Juni. Heute morgen besuchte ich mit der Gräfin de la Gardie das Atelier des Malers Füger; seine historischen Gemälde, sowie besonders seine Zeichnungen zu Klopstocks Messias entzückten mich sehr. Er las mir verschiedenes daraus in italienischer Uebersetzung vor, da ich das Deutsche nicht verstand, und drückte mir beim Abschied das Buch in die Hand, indem er ausrief: „Lesen Sie, lesen Sie; das wird Ihnen den Kopf verdrehen und das Blut erhitzen!“

11. Juni. Die Anzeichen des Friedens mehren sich. Thugut strahlt vor Freude. Man sagt, daß er im Herzen den Franzosen immer günstig gesinnt gewesen sei, und seine Güter in Frankreich sind niemals konfisziert worden. Er soll den Kaiser vollständig beherrschen, und die Kaiserin, die ihm abgeneigt ist, vermag trotz ihres sonstigen Einflusses nichts gegen ihn.

12. Juni. Heute sah ich vom Fenster der Baronin Spielmann aus die Frohnleichnamsprozession. Der Kaiser und die Kaiserin, der Großherzog von Toskana, Hofdamen in Staatskleidern, Mönche, Waisenkinder, deutsche und ungarische Garden, Geistliche sämtlicher Kirchen mit bunten Bannern, Offiziere der Regimenter, die gegen die Franzosen aufstanden 2c. 2c., alles zusammen zieht in die Kirche. Die Fürstlichkeiten fahren in Staatskarossen, aber den Rückweg machen sie zu Fuß; die Hostie wird vor ihnen hergetragen, und an verschiedenen

*) Paul I. von Rußland, Sohn Peters III. und der Kaiserin Katharina.

Stellen knieen sie minutenlang davor. Der Kaiser trug Uniform mit dem Bande des Maria-Theresia-Ordens, die Kaiserin ein Kleid von silberdurchwirktem Mussėlin und Rosen und Perlen im Haar.

15.—17. Juni. Drei Tage in Baden, einer zwei Poststationen von Wien entfernten, kleinen Stadt, die durch ihre Schwefelbäder berühmt ist. In dem größten Badehaus baden Herren und Damen der besten Gesellschaft. Die Herren sind in Hemd und Beinkleidern, die Damen in weißen Morgenröcken und zierlichem Kopfputz. Nur wirkliche, frische Schönheiten können das wagen, da Schminke hier nicht anzubringen ist. Das Baden eröffnet der Koketterie ein weites Feld; ein verführerisches Deshabillé, graziöse Stellungen, Aengstlichkeit und zärtliches Vertrauen auf den Führer können hier zur Geltung gebracht werden. Der Liebhaber führt seine Geliebte, und wer keinen Liebhaber hat, bekommt meistens wenigstens einen halben Führer, da die Herren, welche zu keiner Dame in einem näheren Verhältnis stehen, an jedem Arme eine führen. Die Alten, Häßlichen und Verschmähten sitzen rings herum auf Bänken, denn es ist für Frauen gefährlich, ohne Führer ins Bad zu gehen. Von einer kleinen Gallerie aus können Zuschauer die Scene beobachten; für sie ist aber die Hitze und der Schwefelgeruch sehr unangenehm. Die Lage des Ortes ist sehr hübsch.

30. Juni. Abends besuchte ich ein Konzert im Hause des Dr. Frank, eines sehr geschickten Arztes, dessen Frau vortrefflich singt und im Verein mit einigen anderen Dilettanten die Oper „Die Horatier und Curiatier“ — Text von Metastasio, Musik von Cimarosa — zur Darstellung brachte. Auch der Kapellmeister Paer, ein beliebter Komponist, sang sehr gut. Ich finde, daß auch der Adel zuweilen die Etikette beiseite setzt und seine Würde seinem Vergnügen zum Opfer bringt, denn die Zuhörer gehörten meistens zu der vornehmen Gesellschaft.

2. Juli. Jemand sagte mir, die Gräfin de la Gardie sei äußerst eifersüchtig. Ich bin sicher, daß sie ebenso weit davon entfernt ist, auf mich eifersüchtig zu sein, als der Graf davon entfernt ist, ihr Ursache dazu zu geben. Heute sah ich mit ihr die wertvolle, elfhundert Bilder zählende Gemäldesammlung des Grafen Truchseß. Fügers Bilder gehören zu den schönsten.

3.—7. Juli. An einem dieser Tage speiste ich bei dem Prinzen Starhemberg, dessen Garten sehr bewundert wird und in England für sehr geschmacklos gelten würde. Wie ich sehe, ist er entzückt über einen kleinen, schmutzigen Bach, der sich zwischen zwei Steinhaufen hindurchschlängelt und dann zur Linken einen Teich mit einer tellergroßen Insel, zur Rechten einen zehn Fuß hohen Wasserfall mit fünf oder sechs regelmäßigen Stufen bildet. „Er geht immer,“ sagte er triumphierend, „und er hat mich dreißigtausend Gulden gekostet.“ — Ich war auch wieder bei den Arnsteins, die, wie ich sehe, die österreichische Regierung hassen. Da sie eine Preußin ist, so ist dies kein Wunder.

10. Juli. Der hiesige Adel verschmäht keinen Handelszweig und keine kaufmännische Spekulation, nicht einmal den Wucher. Prinz Starhemberg, Marschall Kinsky und Prinz Paer sind die Hauptwucherer. Als die Herzogin von Giovine mit letzterem im Auftrage der Königin von Neapel wegen einer Anleihe von vier Millionen verhandelte, forderte er bescheiden 20 Prozent Zinsen und sagte: „Madame, in Geldfragen hört das Zartgefühl auf; da bin ich ganz Kaufmann. Ich bin gewöhnt, mein Geld zu 20 Prozent zu verleihen, und ich kann nicht davon abgehen." Die Vornehmen hier tragen auch kein Bedenken, Wein in ganz kleinen Quantitäten, fünf Flaschen auf einmal, oder für einen Gulden, zu verkaufen. Prinz Starhemberg verkauft sogar einen einzelnen Baum aus seinem Lieblingsgarten, wenn ihm jemand genug dafür bietet.

12. Juli. Besuch des Grafen Truchseß. Er will seine Gemäldesammlung nächstes Jahr nach England schicken und verkaufen. Jedermann strebt eben darnach, seine Besitztümer zu Gelde zu machen, da man beständig einen Krieg mit Frankreich fürchtet.

14. Juli. Ich wurde bei dem Herzog Albert, dem Sohne des verstorbenen Königs von Polen, eingeführt. Frau von Menée, eine Dame, die nicht mit ihm verwandt ist und Oberhofmeisterin seiner verstorbenen Frau war, wohnt in seinem Hause und repräsentiert bei seinen Gesellschaften; das gilt hier nicht für unpassend. Das Haus des Herzogs ist entschieden das angenehmste in Wien.

18. Juli. Ich speiste bei den de la Gardies und las dann Les Mères Rivales vor, während sie an einer Fußdecke für ihre bevorstehende Niederkunft arbeitete, ihre Mutter ein Häubchen für das Kind machte, und ihr Gemahl an einem schwarzen Shawl für seine Frau filierte. Ein großer, stattlicher Mann, dazu noch ein Soldat von sehr kriegerischem Aussehen, der für seine Frau Filet macht, amüsierte mich sehr — Herkules und Omphale! — Morgen verlasse ich Wien.

* * *

Allgemeine Bemerkungen. Im ganzen giebt es in Wien außerhalb des Karnevals wenig rauschende Vergnügungen. Die Theater sind unbedeutend, es giebt wenig Konzerte und keine Bälle. Verheiratete Frauen und Stiftsdamen können ohne Begleitung überall hingehen. Damen von schlechtem Ruf werden in allen Gesellschaften mit ebenso offenen Armen empfangen, wie die exemplarisch tugendhaften, und die letzteren halten sich auch durchaus nicht von den ersteren entfernt, sondern schließen sogar Freundschaften mit ihnen. Man hat aber doch einen gewissen Respekt vor der Tugend, denn obwohl die Leichtfertigkeit nie getadelt wird, wird ein tugendhaftes Leben oftmals gelobt. Die Aufmerksamkeiten zwischen den Geschlechtern sind gegenseitig. Die Frauen

fordern keine Huldigung und erhalten deshalb auch keine. Ich war selten mehr erstaunt, als da ich von einer Dame zu den Aufmerksamkeiten, die ein junger Pole mir erwies, beglückwünscht wurde; diese Glückwünsche werden doch gewöhnlich dem Mann, dessen Huldigungen angenommen werden, ausgesprochen, und nicht der Frau, welche sie empfängt. Klatsch ist hier ein ganz unbekanntes Laster, da sein hauptsächlichster Gegenstand nicht für eine Schande gilt und nur selten, und dann nicht tadelnd, erwähnt wird. Der beste Zug in der Wiener Gesellschaft ist ein allgemeiner Anschein von Gutmütigkeit. Die jungen Deutschen verkehren nicht viel mit Frauen, und da die Politik, worin ein Engländer zu Hause sein muß, unter einer despotischen Regierung nur theoretische Bedeutung hat, so wird sie auch nicht viel studiert. Klassische Bildung wird nicht als unentbehrlich betrachtet; das Studium ist im allgemeinen keine Lieblingsbeschäftigung, und wenige lesen zu ihrem Vergnügen. Infolgedessen sind die jungen Oesterreicher nicht sehr gewandt in der Unterhaltung, auch nicht in der leichten, da sie so wenig mit Damen verkehren. Sie tanzen und reiten, haben aber wenig Grazie, und schön sind sie gar nicht.

Trotz alledem liebe ich den deutschen Charakter. Ruhe und Sanftmut sind seine hervorragendsten Züge. Grausamkeit und alles, was damit zusammenhängt — Grobheit, Brutalität, Fluchen, — ist hier ganz unbekannt. Zudringlichkeit und Servilität findet man ebensowenig. Diese allgemeine Seelenruhe hat eine gewisse Würde im Gefolge, die man leichter fühlen als beschreiben kann. Ich möchte jedem, der reizbare Nerven hat, raten, in diesem Lande seinen Aufenthalt zu nehmen. Hier wird er keine traurigen Gegenstände sehen, die Mitleid erwecken, und von keinen Scheußlichkeiten hören, die Grauen erregen. Unter dem Schutz einer wachsamen Polizei kann er zu jeder Stunde der Nacht über unbewohnte Heiden reisen und sich in voller Sicherheit zum Schlaf niederlegen, ohne auch nur seine Thür zu verschließen. Er kann in jedem Kostüm über die Straße gehen, ohne beleidigt zu werden, und er kann sein ganzes Vermögen bei sich tragen, ohne Gefahr zu laufen, es durch die Unredlichkeit anderer zu verlieren. „Das ist verboten," ist hier ebenso wirksam wie die peinlichsten Strafgesetze in England. Den Frieden wünscht man allgemein, und da der Kaiser weder Soldaten noch Geld hat, um den Krieg fortzusetzen, so muß er ihn ebenso wünschen wie seine Unterthanen. Gold sieht man nur höchst selten; ich habe während der vier Monate meines Wiener Aufenthaltes kein gemünztes Goldstück zu Gesicht bekommen.

Im ganzen machen die Leichtigkeit, womit gut empfohlene Fremde sich in der guten Gesellschaft heimisch machen können, die Mannigfaltigkeit, die durch das Zusammenströmen von Leuten aller Nationen hervorgebracht wird, die angenehmen Seiten des Nationalcharakters und die Schönheit der Gegend Wien zu einem sehr angenehmen Aufenthalt. Es ist auch, im Vergleich zu London, äußerst billig; man kann hier für ein Drittel dessen leben, was man in London braucht.

Karlsbad, 22. Juli. Zwei anstrengende Reisetage haben mich zu diesem entzückend gelegenen Badeorte gebracht. Ich habe die Gräfin Brühl kennen gelernt, eine Dame von trefflichem Charakter und von großer Liebenswürdigkeit, welche mich auch der Prinzessin Radziwill und der Herzogin von Kurland vorstellte.

25.—28. Juli. Diese Tage habe ich fast ausschließlich in einer Gesellschaft von Engländern zugebracht. Morgens Besuche und Einkäufe, nachmittags Thee, abends Souper. Die Unterhaltung drehte sich hauptsächlich um die entschiedene Ueberlegenheit Englands in allen Punkten, um die größere oder geringere Billigkeit der verschiedenen Orte und um abgedroschene Anekdoten. Wenig Belehrung und noch weniger Unterhaltung.

Teplitz, 4. August. Ich blieb bis zum zweiten dieses Monats in Karlsbad, wovon ich sehr befriedigt war, und reiste dann in zwei Tagen hierher. Die Lage dieses Ortes hat nicht die göttliche, romantische Schönheit von Karlsbad; es ist nirgends so schön wie auf der „Wiese", wo ich dort wohnte. Ich ging mit der Prinzessin Clary zu einem Thee, der in dem Teil ihres Gartens, welcher dem Publikum zugänglich ist, von der Prinzessin Dolgorucki, einer Russin, gegeben wurde. Abends ward ich der Prinzessin vorgestellt. Ich war nicht wenig erstaunt, als sie sich der Länge nach auf eine Matratze niederwarf, die mit demselben Kattun wie ihre Sophas überzogen war. Da lag sie in einem sehr schmutzigen, unordentlichen Deshabillé, in einen türkischen Shawl gewickelt. Das Zimmer war klein und niedrig wie die meisten hiesigen Wohnungen, aber mit verschiedenen Stücken Kattun und Musselin ausgeschmückt, die in Bogen rings herum hingen; eben solche hingen von der Decke herab; Bilder ohne Rahmen hingen an den Wänden, Orangenbäume in Kübeln standen in den vier Ecken des Zimmers, und der Ofen war mit verschiedenen Draperien behängt. Die Dame und das Zimmer kamen mir ziemlich verrückt vor, aber jedermann war entzückt und bewunderte laut den Geschmack der Einrichtung. In Deutschland braucht man nur auf eine neue Art ungewöhnlich, grotesk oder absurd zu sein, um sicher Beifall zu finden. Ich unterhielt mich hauptsächlich mit einem verwundeten Offizier, dem Fürsten Thurn und Taxis, der mir eine schreckliche Schilderung von den Anstrengungen und Leiden der österreichischen Armee während des letzten Feldzugs machte. Er lag zehn Stunden auf dem Schlachtfeld und wäre umgekommen, wenn nicht ein Korporal seines Regimentes seine Wunden mit Erde verstopft hätte. „Ich wäre gern gestorben," sagte er, „das hätte mir viele Leiden erspart." Alle scheinen mit der Führung des Krieges unzufrieden, besonders seitdem Erzherzog Karl das Kommando niedergelegt hat.

11. August. Ich mache lange, sehr angenehme Ausfahrten mit der Prinzessin Clary, welcher Teplitz gehört.

22. August. Die letzten vier Tage sind mir durch die Gesellschaft meines Freundes Mr. S. verschönt worden. Wie herrlich ist es, in fremdem Lande einem Freund zu begegnen. Er reist mit seinem ältesten Sohn, welcher fast ein Jahr in der Akademie des Mr. de Mounier in Weimar zugebracht hat. Als er hinging, war er ein hübscher, unbedeutender junger Mann, voll Eitelkeit und Modesucht und ohne jeden selbständigen Gedanken. Mounier hat seinen Geist veredelt, seinen Geschmack gebildet und ihn von Vorurteilen befreit, so daß er jetzt ein ganz anderer Mensch ist. — Graf O'Kelly, mit dem ich sprach, bestätigte mir alles, was ich über den unbegrenzten Einfluß der Kaiserin auf den Kaiser und über ihre Abneigung gegen den Erzherzog Karl gehört habe. Letztere hat verhängnisvolle Folgen gehabt, denn in der Schlacht bei Marengo ergaben sich ganze Bataillone, ohne einen Schuß zu thun, indem sie sagten: „Warum sollen wir uns für die massakrieren lassen, die uns unsern Vater genommen haben?“

24. August. Morgen verlasse ich Teplitz. Der Hauptunterschied zwischen diesem und einem englischen Kurorte besteht darin, daß die Kosten etwa ein Siebentel betragen. Ich habe eine sehr unbequeme, aber immerhin anständige Wohnung, wofür ich zwei Gulden täglich bezahle. — Gestern abend sah ich eine Theatervorstellung im Freien, es war aber nur eine Pantomime, denn ich hörte kein Wort. Welche Kunst müssen die Alten besessen haben, um ihre Aufführungen im Freien wirkungsvoll zu machen!

Dresden, 1. September. Bei der Heimkehr aus einer Gesellschaft geriet ich in eine sonderbare Verlegenheit. Ich war an dem Tage aus dem Gasthause in eine Privatwohnung gezogen, wußte aber den Namen der Straße nicht. Da es mir aber zu langweilig war, auf meinen Bedienten zu warten, stieg ich im Vertrauen auf mein gutes Glück in eine Sänfte, indem ich den Trägern in schlechtem Deutsch befahl, mich nach einer Wohnung gegenüber dem „Goldenen Engel“ zu bringen — allerdings eine etwas unbestimmte Weisung. Ach! sie setzen mich auf einer fremden Treppe ab und verstehen nicht, daß es nicht die richtige ist. Ein Fremder (Graf Romanzow, wie ich später erfuhr) bietet mir sehr höflich seine Dienste an und fragt, wo ich hin wolle. „Das kann ich Ihnen nicht sagen, mein Herr.“ Nun wünscht er zu wissen, wo ich herkomme; das kann ich ihm ebensowenig sagen, da ich mit den Eliots in die Gesellschaft gekommen bin und nicht nach dem Namen meiner Wirtin fragte. Er muß mich für verrückt gehalten haben. Endlich fällt es mir ein, mich auf Mr. Eliot zu berufen, und dorthin läßt mich nun mein Retter bringen. — Mr. Eliot ist äußerst amüsant, witzig und originell. Seine Welt- und Menschenkenntnis ist sehr groß, und seine Vergleiche sind köstlich. So sagt er zum Beispiel, die Prinzessin Radziwill (Mutter) gleiche dem Oberpriester in einer italienischen Oper. Wer sie gesehen hat, wird den Vergleich zu würdigen wissen.

3. September. Thee bei Frau von Hohenthal — eine sehr kleine Gesellschaft zu Ehren der Fürstin Thurn und Taxis*), die durch die Ankunft der Franzosen gezwungen wurde, Regensburg zu verlassen. Nach einer Reise von vier Tagen und Nächten scheint sie keineswegs ermüdet; sie ist etwa 30 Jahre alt, groß, schön gewachsen und graziös, ihre Gesichtszüge unregelmäßig, aber angenehm. Mit ihrer Tante, unsrer Königin, hat sie ziemlich viel Aehnlichkeit. Ihr Wunsch, jedes interessante Kunstwerk zu sehen, spricht zu ihren Gunsten, und ihre Art sich zu geben ist liebenswürdig. Sie ist mit ihrem Bruder, dem Prinzen von Mecklenburg, unterwegs nach Berlin, um die Königin von Preußen, welche ihre Schwester ist, zu besuchen.

4. September. Frühstück zu Ehren der Fürstin Thurn und Taxis in einem öffentlichen Garten, „die kleine Osterwiese“ genannt. Nachher sahen wir das — sehr mittelmäßige — Palais des Prinzen Max und seinen Garten, dessen Hauptsehenswürdigkeit eine pipée, eine Vorrichtung zum Vogelfang ist. Beschreiben kann ich sie nicht; es gehört ein Gebäude und ein großer Apparat dazu. Der Vogelfang soll die Hauptbeschäftigung des Prinzen sein. Armer Mann! — In der Galerie machte die Sixtinische Madonna Raphaels den meisten Eindruck auf mich. Das Antlitz der heiligen Jungfrau ist göttlich; der Ausdruck in dem Antlitz des göttlichen Kindes kennzeichnet mehr den König, als den Erlöser der Welt; es liegt ein wunderbarer Stolz darin.

28. September. Ich habe einige Tage bei Graf und Gräfin Münster auf ihrem Schlosse Königsbruck zugebracht. Der Aufenthalt war angenehm, obgleich sehr still; auf den deutschen Landsitzen scheint man bei weitem nicht so gesellig zu leben, wie auf den englischen. Gräfin Münster ist eine begeisterte Anhängerin der Kantschen Philosophie, wonach Vervollkommnung, nicht Glück das Ziel alles menschlichen Strebens sein soll. Sie betrachtet das Christentum als demoralisierend, weil es unsre Tugenden auf die selbstsüchtige Hoffnung zukünftiger Seligkeit gründet, und weil es durch die Forderung des Glaubens unserem Verstande schadet. Die Wahrheit hält sie für unerreichbar und läßt nur eine relative Wahrheit für jeden einzelnen gelten. Die Gräfin ist nicht der schrecklichste Gegner, den das Christentum je gehabt hat, und ich zweifle, ob sie selbst diese Dinge recht versteht; sie sucht aber beständig die Unterhaltung darauf zu bringen, und ihre erhabene Verachtung aller derer, die noch glauben, und der Fanatismus, womit sie ihrem System anhängt, machen diese Unterhaltung nicht angenehm. Sie hat aber auch viele guten Seiten.

2. Oktober. Während ich heute mit Mr. Eliot Schach spielte, kam die Nachricht von der Ankunft Lord Nelsons, sowie des Sir William, der Lady

*) Prinzessin von Mecklenburg-Strelitz, Schwester der Königin Luise von Preußen.

Hamilton, der Frau Cadogan und deren Mutter und der Schriftstellerin Cornelia Knight.

3. Oktober. Diner bei den Eliots mit der Nelson'schen Gesellschaft. Es ist klar, daß Lord Nelson an nichts als an Lady Hamilton denkt, und sie thut dasselbe. Sie ist im höchsten Grade unfein, anspruchsvoll und eitel. Ihre Figur ist kolossal, aber, abgesehen von den abscheulichen Füßen, wohl geformt; sie hat starke Knochen und ist von äußerstem embonpoint. Ihre Kopfform, ihre Züge, und besonders ihre Ohren sind fein; ihre Zähne etwas unregelmäßig, aber leidlich weiß; ihre Augen, von denen das eine einen braunen Fleck zeigt, hellblau, ihre Augenbrauen und Haare dunkel, und ihr Teint grob. Der Ausdruck ihrer Züge ist sehr lebhaft, beweglich und interessant, ihre Stimme laut, und ihre Bewegungen sind ungraziös. Lord Nelson ist ein kleiner Mann ohne jegliche Würde; so muß Suwarow in seiner Jugend ausgesehen haben. Lady Hamilton hat ihn vollständig in Besitz genommen, und er ist der unterwürfigste und ergebenste Sklave, den ich je gesehen. Sir William ist alt, kränklich, voll Bewunderung für seine Frau; er sprach heute nur, um ihr Beifall zu zollen. Fräulein Cornelia Knight öffnet den Mund nur, um ihrer Reisegesellschaft zu schmeicheln, und Frau Cadogan, Lady Hamiltons Mutter, ist — was man sich denken kann. Nach dem Essen sang Lady Hamilton mehrere von Fräulein Knight gedichtete Lieder zu Ehren Nelsons. Sie bläst ihm den Weihrauch voll ins Gesicht, und er atmet ihn mit höchstem Vergnügen ein. Die Lieder endeten alle auf Matrosenart mit „Hip, hip, hip, hurra", worauf ein Glas geleert und der letzte Tropfen auf den Nagel geschüttet wurde, eine mir bisher ganz unbekannte Zeremonie.

4. Oktober. Ich begleitete die Nelson'sche Gesellschaft ins Theater in die Loge Mr. Eliots. Lady Hamilton überhäufte mich mit Freundschaftsbezeugungen und mit einer Art von Komplimenten, womit sie beweist, daß sie nur auf das Aeußere Wert legt. Nelson und die Lady waren fast den ganzen Abend in ihre Unterhaltung völlig vertieft.

5. Oktober. Auf Lady Hamiltons Einladung ging ich hin, um Lord Nelsons Toilette für seine Vorstellung bei Hofe zu sehen. Auf dem Hut trug er eine Diamantaigrette, auf der Brust den Bath-Orden, den Orden, den er als Herzog von Bronte erhielt, drei goldene Medaillen, die ihm für drei verschiedene Siege erteilt wurden, einen Diamantstern und ein Geschenk des Königs von Neapel, eine kostbare Medaille mit dessen Miniaturporträt — kurzum, er war ein wahres Sternbild.

7. Oktober. Frühstück bei Lady Hamilton, bei welcher Gelegenheit ich ihre Darstellung der schönsten existierenden Statuen und Bilder sah. Sie nimmt deren Stellung, Ausdruck und Drapierung mit großer Leichtigkeit, Schnelligkeit

und Genauigkeit an. Mehrere indische Shawls, ein Stuhl, einige alte Vasen, ein Rosenkranz, ein Tamburin und ein paar Kinder bilden ihren ganzen Apparat. Sie steht am einen Ende des Zimmers; ein starkes Licht fällt von der linken Seite auf sie, während das übrige Zimmer ganz verdunkelt ist. Ihr Haar (welches, nebenbei bemerkt, niemals rein ist) ist kurz und auf antike Weise frisiert; ihre Kleidung besteht in einem ganz einfachen, weiten, weißen Gewand mit losen, bis zum Handgelenk reichenden Aermeln. Die Shawls gestaltet sie mit einfachen Handgriffen zu griechischen, türkischen und anderen Gewandungen und zu verschiedenen Turbanen um, und das alles mit einer bewundernswerten Leichtigkeit und Gewandtheit. Es ist ein schöner Anblick, unterhaltend für die Unwissenden und im höchsten Grade interessant für den Kunstkenner. Jede Attitüde dauert ungefähr zehn Minuten. Es ist merkwürdig, wie graziös, ja schön sie während dieser Vorstellungen wird, während sie im gewöhnlichen Leben so ungraziös und ordinär ist. Ebenso ist es merkwürdig, daß ihre gewöhnliche Kleidung so geschmacklos, überladen und unfein ist, obwohl sie doch die schönsten antiken Draperien so genau nachzuahmen versteht. Sie hat mehrere meiner Kleider von mir entliehen und bewundert meine Toilette sehr, was mir wenig schmeicheln kann, da die ihrige so abscheulich ist. Ihre Taille befindet sich thatsächlich zwischen ihren Schultern. Nachdem die mimischen Vorstellungen beendet waren, sang sie, und ich mußte sie begleiten. Ihre Stimme ist stark und sie singt ausdrucksvoll, aber oft falsch. Sie agiert ihre Gesänge, was ich äußerst geschmacklos finde. Obgleich sie ihre Freundschaftsbezeugungen gegen mich fortsetzt, kann ich keinen Gefallen an ihr haben. Ich finde sie gemein, aufdringdringlich und eitel bis zur Verrücktheit und wundere mich darüber, wie wenig sie von ihren ursprünglichen Manieren abgelegt, nachdem sie doch fünfzehn Jahre in der besten Gesellschaft gelebt und einer Königin so nahe gestanden hat. Ihre herrschenden Leidenschaften scheinen mir Eitelkeit, Geiz und Liebe zu den Freuden der Tafel zu sein. Nach Geschenken ist sie äußerst begierig. Mr. Eliot sagt: „Sie wird den Prinzen von Wales bezaubern, dessen Geist ebenso gemein ist wie der ihrige, und in England eine große Rolle spielen.“

8. Oktober. Diner bei Frau von Loß, der Gemahlin des Premierministers, mit der Nelson'schen Gesellschaft. Die Kurfürstin will Lady Hamilton ihres früheren ausschweifenden Lebens wegen nicht empfangen; ich höre, daß während ihres Hierseins überhaupt kein Empfang stattfinden soll. Als Lord Nelson dies erfuhr, sagte er zu Mr. Eliot: „Wenn es Schwierigkeiten dieser Art geben sollte, wird Lady Hamilton den Kurfürsten prügeln.“ Sie war anfänglich auch nicht zu Frau von Loß eingeladen, aber Lord Nelson nahm die Einladung für sich allein nicht an, so daß Frau von Loß nachgab.

9. Oktober. Großes Frühstück bei den Eliots zu Ehren der Nelson'schen Gesellschaft, wobei Lady Hamilton ihre Attitüden abermals mit großer

Wirkung zur Darstellung brachte. Außer den Nelsons und mir blieb niemand zum Diner, und als die übrigen gegangen waren, erklärte Lady Hamilton, sie trinke Champagner leidenschaftlich gern, und nahm eine erstaunlich große Menge davon zu sich. Nelson blieb auch nicht zurück, verlangte mit lauter Stimme Gesänge zu seinem Lobe und brachte nach vielen anderen einen Toast auf die Königin von Neapel aus, indem er rief: „Sie ist meine Königin; sie ist Königin bis auf die Knochen.“ Der arme Mr. Eliot, welcher fürchtete, die Gesellschaft möchte sich noch mehr blamieren, als sie schon gethan hat, und der gern auch durch diesen letzten Tag noch glücklich hindurchkommen wollte, suchte dem Champagnertrinken zu steuern, was ihm schließlich auch gelang; aber der Lord und die Lady — Antonius und Kleopatra, wie Mr. Eliot sie nennt — waren schon recht weit gediehen. Ich war so müde, daß ich bald nach Hause ging; vorher sprach Kleopatra mir noch ihre Zweifel darüber aus, ob die Königin von England sie empfangen würde, und fügte hinzu: „Es liegt mir wenig daran; es wäre mir lieber, wenn sie die Hälfte von Sir Williams Pension auf mich übertrüge.“ Mr. Eliot erzählte mir, daß sie nach meinem Weggang noch unglaublich schlecht agiert und die Tarantella getanzt hätte, während Nelson seiner Bewunderung durch den irischen Ton des erstaunten Beifalls Ausdruck gab, welchen geschriebene Buchstaben gar nicht wiedergeben können. Als Lady Hamilton ihren Unwillen darüber äußerte, daß sie nicht bei Hof angenommen worden war, versicherte sie Mr. Eliot, dies würde sie gar nicht amüsiert haben; der Kurfürst gebe niemals Diners oder Soupers. „Was,“ rief sie, „nichts für den Schnabel?“ — Auch Sir William wurde an diesem Abend lebhaft; er rutschte auf dem Rücken in der Stube herum, streckte Arme und Beine in die Luft und ließ seine Sterne und Ordensbänder baumeln.

10. Oktober. Heute hat Mr. Eliot sie an Bord begleitet. Er sagt: „Den Augenblick, wo sie an Bord waren, war's zu Ende mit den schönen Künsten, den Attitüden, dem Tanzen und dem Singen. Lady Hamiltons Kammerjungfer schalt auf Französisch wegen irgend einer Sache, die vergessen worden war, wobei sie Worte gebrauchte, die sonst nur Männer der niedrigsten Sorte in den Mund nehmen und die man unmöglich wiederholen kann; das alles schrie sie von einem Ende des Schiffes bis zum anderen. Lady Hamilton verlangte lärmend ein irisches Ragout, und ihre alte Mutter machte sich daran, die Kartoffeln dazu zu waschen, was sie äußerst geschickt that. Es war gerade wie Hogarths Bild: Die Schauspielerinnen, die sich in der Scheune anziehen.“ Abends ging ich zu den Eliots, um ihnen zu ihrer Befreiung zu gratulieren; sie empfanden dieselbe sehr dankbar. Mr. Eliot ließ seine Frau nur flüstern und sagte von Zeit zu Zeit: „Heut abend wollen wir gar nicht lachen; wir wollen immer nur eins auf einmal sprechen und ganz, ganz ruhig sein.“ *)

*) Ueber diesen Besuch Nelsons und seiner Begleiter wird in Pettigrews „Memoiren des Lord Nelson“ folgendermaßen berichtet: „In zwei Tagen erreichte Nelson Dresden, wo

11. Oktober. Mein letztes Diner bei den Eliots. Mr. Eliot meint, es werde mir in Berlin nicht gefallen. Folgendes sind in Kürze seine Ansichten darüber: „Die Browns sind höchst uninteressant, der Doktor aufgeblasen und die Frau langweilig. Hüten Sie sich davor, Freundschaften zu schließen. Die Berliner sind falsch und charakterlos. Sie werden keinen Genuß von Ihrem Aufenthalt dort haben und ihn bereuen."

15. Oktober. Nach vierthalbtägiger Reise durch eine der langweiligsten, flachsten, sandigsten Gegenden, die ich je gesehen, bin ich in Berlin angekommen.

Berlin, 20. Oktober. Ich habe für 10 Louisdor monatlich die Wohnung gemietet, welche Prinz August zuletzt inne hatte. Von Bekannten kann ich bis jetzt nur Lord und Lady Carysfort nennen, ein vortreffliches und liebenswürdiges Ehepaar.

21. Oktober. Souper beim Prinzen Ferdinand. Er spricht so undeutlich, daß er beinah unverständlich ist, und man kann sich schwer vorstellen, daß er der Bruder Friedrichs des Großen und der lebhaften und klugen Herzogin-Witwe von Braunschweig ist. Das Souper war steif und langweilig.

26. Oktober. Heute habe ich einen sehr angenehmen Abend bei der Prinzessin Heinrich verlebt. Die Prinzessin saß mir gegenüber und sprach viel mit mir über den Tisch herüber, was mich anfangs etwas in Verlegenheit brachte, da ich nicht gewohnt bin, in Gesellschaft meine eigene Stimme so laut zu hören. Ich machte die Bekanntschaft der Gräfin —, welche fünf Männer gehabt hat und vier davon durch Scheidung wieder los geworden ist. Das soll sie um der Juwelen willen gethan haben, welche, außer in Fällen von Untreue, der Frau verbleiben, und welche der deutsche Adel ohne lästige Formalitäten nicht verkaufen darf; ein solcher Verkauf ist immer schwierig, ja, er wird als Schande betrachtet, wenn nicht absolute Notwendigkeit dazu zwingt.

30. Oktober. In der Ausstellung bekam ich einen traurigen Begriff von dem Zustand der Künste in Berlin. Der Kopf des Herodes, der aus lauter Körpern von kleinen Kindern zusammengesetzt ist, welche ohne jedes andere Hilfsmittel die Züge darstellen, ist ein sonderbares Beispiel deplazierter Kunstfertigkeit und schlechten Geschmackes von der abscheulichsten Art. — Beim Souper des Prinzen Ferdinand sah ich den Prinzen Heinrich und wurde ihm auf seinen Wunsch vorgestellt. Er sieht aus wie ein kleiner Teufel zweiter Klasse, nicht

---

Mr. Eliot englischer Gesandter war. Hier besuchte ihn Prinz Xaver, der Bruder des Kurfürsten von Sachsen. Die berühmte Dresdener Galerie wurde Nelson und seinen Freunden geöffnet, und sie blieben acht Tage in der Stadt, bewunderten deren Schönheiten und wurden an den Hof geladen. Als sie abreisten, lagen prächtig geschmückte Gondeln bereit, um sie nach Hamburg zu bringen." — Es ist wohl keine Frage, welcher Bericht den Thatsachen entspricht!

wie Belial oder sonst einer vom Höllenadel. Da wir so wenig zusammen sprachen, kann ich nur über sein Aeußeres urteilen. Man meint, er sei halb versengt aus der glühenden Asche herausgekrochen. In seinem Gefolge befinden sich zwei hübsche Frauen, und sein Landsitz Rheinsberg soll der Schauplatz großer Sittenverderbnis und Liederlichkeit sein.

1. November. Bei einer Gesellschaft bei Frau von Podewils lernte ich den französischen Gesandten, citoyen Beurnonville, kennen. Er sieht aus wie ein Schwindler und ist ungeheuer höflich. Der außerordentliche Gesandte Bonaparte, des Konsuls Bruder, ist klein von Gestalt, sehr dunkel und äußerst ernsthaft. Sein Schnurrbart bedeckt seine Wangen zur Hälfte, was sein Aussehen noch finsterer macht. Er und Beurnonvilles Adjutant sind im Begriff, nach Warschau zu gehen, um die Befestigungen zu inspizieren; er nimmt überall die genauesten Festungspläne auf, wohl in der Hoffnung, daß die Festungen bald zu seinem Lande gehören werden. Man erstaunt über die Unklugheit, die der preußische Hof damit begeht, diese Reise zu dulden, denn Warschau ist voll von Unzufriedenen und soll durch den Abbé Sièyes halb oder ganz zur Revolution organisiert sein. Die mehr als freundliche Art, womit diese französische Mission seitens des Hofes und der Minister aufgenommen wurde, kann niemand entgehen, und der Vorzug, welcher hier der französischen Politik vor der englischen gegeben wird, läßt auf einen Grad von Urteilslosigkeit schließen, der zumal in einem monarchischen Staate ganz unbegreiflich ist.

10. November. Man sagt, Bonaparte sei tot. Ob es wohl wahr ist?

18.—23. November. Es ist unnötig, meine Tage einzeln zu beschreiben, da einer dem andern aufs Haar gleicht. Ich bin fast immer bei den Carysforts, und in Gesellschaften sitze ich auch meistens neben dem Lord, so daß auch dies keine Abwechslung ist. Beim Grafen Schulenburg traf ich wieder den immer äußerst aufmerksamen Beurnonville. Er sieht aus wie ein ungeheurer Karrengaul, dem aus Versehen ein kostbares Geschirr angelegt worden ist; seine Gestalt ist kolossal und ungelenk, und seine blau und goldene Uniform ist mit breiten Goldtressen bedeckt. Sein Konversationston ist der eines Korporals — was er auch war —, aber mit Damen spricht er mit affektierter Süßlichkeit und Glätte, so daß man an die Geschichte von dem Esel und dem Windhund denken muß. Uebrigens soll er kein übler Mann sein.

28. November. Ich habe allerdings kein Paradies in Berlin gefunden, bin aber auch nicht enttäuscht worden, da ich nicht allzuviel erwartete. Freilich ist es weniger angenehm, weniger gebildet und weniger abwechslungsreich als Wien, und beide Städte stehen hinter London weiter zurück, als ich gedacht hatte.



29. November. Ein sehr merkwürdiges Diner bei Madame Divoff; das Essen war von einem französischen Koch zubereitet, aber das Tischzeug war schmutzig; die Dienerschaft trug prächtige Livréen in Scharlach und Gold, aber schmutzige Hemden; die Dame des Hauses trug eine Spitzenhaube und einen schmutzigen seidenen Umhang — und so weiter. Nach dem Essen sangen wir zwei Stunden mit Righini, einem trefflichen Kapellmeister, der, wohl um zu beweisen, daß er sich nicht genierte, in hohen Stiefeln kam und der Hausfrau die Cour machte. Er hat keine Stimme, aber viel Ausdruck und Geschmack.

30. November. Souper bei Frau von Ankarström, der Gemahlin des schwedischen Gesandten, für welche die Interessen Europas nur insofern existieren, als der Bezug der neuesten Pariser Moden für sie dadurch beeinträchtigt wird oder nicht. Uebrigens hat sie überhaupt sehr wenig an, und an ihren Armen gar nichts. Meine Unterhaltung war hauptsächlich mit Beurnonville und Pignatelli. Beurnonville sagt: „Mein Sekretär ist für die Geschäfte da, mein Adjutant für die Damen, und ich zum Repräsentieren.“ Seine Umgebung weiß sehr wohl, wie unbedeutend er ist, aber man sagt: „Was thut das? Die Preußen sind ja so gutmütig und haben uns so gern.“ Jemand fragte den französischen Adjutanten, ob Beurnonville ein ci-devant sei. „Nein, aber er möchte einer sein,“ war die kluge Antwort, welche deutlich zeigt, wie unbesiegbar der Respekt vor hohem Rang ist, und wie sehr dieselben Leute, die die Sache zerstört haben, den Schatten davon zu besitzen wünschen.

4. Dezember. Ball bei dem Minister von Alvensleben. Kein Souper, sondern Kuchen, Eis, Limonade und sehr starker, heißer Punsch, wovon die Damen eine Menge zu sich nahmen. Es glich sehr einem Lordmayorsball in London, nur sieht man dort schönere Toiletten, und auch getanzt wird dort besser. Lady Carysfort sagt, die Hälfte der jungen Mädchen hätte groben Musselin über rosa Unterkleidern getragen; das ist ein bißchen übertrieben, aber von der Eleganz, die ich erwartet hatte, fand ich nichts. Im ganzen macht Berlin den Eindruck einer Provinzialstadt mit einer großen Garnison, und die Manieren sind hier nicht besser als die Moral. Die Frauen sind entsetzlich borniert und besitzen nicht einmal gesellige Talente. Das konnte ihnen noch hingehen, da es eine Folge von schlechter Erziehung ist, aber daß sie sich so schlecht kleiden und so schlecht tanzen, ist unverzeihlich, denn das ist doch das Studium ihres Lebens.

5. Dezember. Bei Lord Carysfort traf ich einen berühmten Berliner, Herrn Gentz. Er macht den Eindruck eines ebenso energischen als genialen Mannes. Beim Disputieren ist er unwiderstehlich; da erhebt sich seine Stimme, und sein Auge leuchtet, aber niemals wird seine Wärme zu unangenehmer Heftigkeit und Schärfe. Sein Ideal ist Burke.

6. Dezember. Heute habe ich Mr. Rivarol, einen sehr beliebten französischen Schriftsteller, kennen gelernt. Er gilt als der Witzbold und Halbgott der Berliner Gesellschaft, würde sich aber anderwärts wohl kaum eines solchen Rufes erfreuen.

14. Dezember. Ich habe in meinem Hotel eine kleine Tanzgesellschaft gegeben, wozu hauptsächlich Engländer eingeladen waren. Auch Gentz gehörte zu meinen Gästen, und seine Unterhaltung entzückte mich wie immer. Gentz und Rivarol sind die beiden gescheitesten Männer, die ich bis jetzt in Berlin kennen gelernt habe; aber während Rivarol beständig sucht, in der Unterhaltung sein Ich zur Geltung zu bringen und Beifall zu ernten, strebt Gentz nur danach, dem Gegenstand Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, und denkt dabei gar nicht an sich selbst.

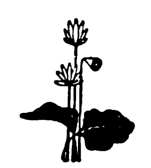
18. Dezember. Prinz Georg, Righini und Lord Carysfort brachten den Vormittag bei mir zu. Sie erzählten mir, daß Prinz Radziwill in ein Komplott verwickelt ist, welches die Wiederherstellung der Unabhängigkeit Polens zum Zweck hat. Durch einen Brief des Prinzen, der in Wien aufgefangen wurde, ist die Sache herausgekommen. Die Worte des Briefes: „Man muß einen Prinzen von Geblüt vorschieben“, werden auf den Prinzen Louis, den Schwager des Prinzen Radziwill, bezogen, welcher als der deutsche „Herzog von Orléans“ gilt.

27. Dezember. Heute bin ich der Obersthofmeisterin Gräfin von Voß vorgestellt worden. Die Würde und Höflichkeit, womit sie mich empfing, sind unvergleichlich.

28. Dezember. In der heutigen Abendgesellschaft bei Hofe bin ich dem König und der Königin vorgestellt worden. Er ist ein großer, stattlicher, militärisch aussehender Mann von einfachem, zurückhaltendem Wesen; sie dagegen erinnerte mich an Burkes „Stern, der von Leben und Freude glänzt“, und sie verwirklicht all die phantastischen Träume, die man sich in der Kindheit von den jungen, schönen, heiteren, prächtigen Königinnen aus „Tausend und Eine Nacht“ macht. Sie ist ein Engel an Lieblichkeit, Anmut und Sanftmut; eine unbeschreibliche Süßigkeit ist über ihr Antlitz ausgegossen. Ihr Haar ist hell und ihr Teint tadellos. Da eine vollkommene Schönheit in der Natur nirgends existiert, trete ich der Königin wohl nicht zu nahe, wenn ich sage, daß ihr Mund nicht schön geformt und ihre Stirn zu breit ist, auch ihre Gliedmaßen zu groß sind; aber alles übrige, Wuchs, Haltung, Bewegungen sind tadellos. Kurz, sie ist eines der lieblichsten Geschöpfe, die ich je gesehen. Auch ihre Toilette zeugte vom feinsten Geschmack. Ihr Haar war griechisch frisiert und mit einer großen Reiherfeder und einem aus lauter großen Diamantsternen bestehenden Reif geschmückt; auch um den Hals trug sie kostbares Geschmeid. Ihr Ge-

wand bestand aus hellrosa Seide und war rings herum mit Zobel verbrämt. Sie spricht mit jedem mit der größten Anmut und Liebenswürdigkeit.

31. Dezember. An diesem Abend gab Frau von Ankarström, die Gemahlin des schwedischen Gesandten, einen Ball zur Feier der Jahrhundertwende, zu dem ich auch geladen war. Die Elite der Berliner Gesellschaft war versammelt, und der Ball ungewöhnlich glänzend und belebt. Ich hatte einen Tanz getanzt und ruhte gerade während des nächsten aus, als ich hörte, daß ein junger Offizier, Herr d'Orville, ein junger Mann von kaum einundzwanzig Jahren, während des Tanzens ohnmächtig geworden sei. Er ward aus dem Ballsaal in Frau von Ankarströms Boudoir gebracht, und es wurden die gewöhnlichen Hilfsmittel, kaltes Wasser, Riechsalz, frische Luft bei ihm angewandt, aber vergeblich. Nun rief man Aerzte herbei, aber auch sie erschöpften ihre Kunst vergebens; der junge Mann war unwiederbringlich dahin — ein schreckliches Beispiel von der Unsicherheit des menschlichen Lebens. Nun geriet Frau von Ankarström, deren Nerven durch den kürzlich erfolgten Tod eines Lieblingssohnes sehr erschüttert worden sind, in schreckliche Aufregung. Sie fiel in Ohnmacht, wußte, als sie wieder zu sich kam, nichts mehr von dem Vorgefallenen und meinte, es sei ihren Kindern etwas zugestoßen. Ihr Gemahl ging nach dem Zimmer der Kinder und brachte sie, in Decken gehüllt, aus ihren Betten herbei. Aber zuerst erkannte sie auch ihre Kinder nicht und erging sich in den leidenschaftlichsten Ausrufungen und Rhapsodien. Um den Schrecken der Scene vollständig zu machen, begannen nun alle Frauen, welche entweder wirklich schwache Nerven hatten oder solche zu haben vorgaben, zu schreien, zu weinen und in hysterische Ohnmachten und Krämpfe zu verfallen. Ich hätte mich gern entfernt, konnte aber in dem Gedränge keinen Wagen bekommen, und schließlich ergriff die Ansteckung auch mich und ich begann heftig zu weinen, worauf zwei englische Herren meines Bekanntenkreises, denen ich für ihre Freundlichkeit zu großem Dank verpflichtet bin, mich in einen großen Mantel wickelten und in einen Wagen brachten. Meine Retter fuhren auch noch mit mir nach Hause und blieben bis einige Minuten nach zwölf Uhr bei mir, damit ich, wie sie sagten, das neue Jahrhundert nicht allein und traurig antreten solle.





Führende Geister im Reiche der Töne.

Gerade die Musikliebhaber wissen in der Regel nur sehr wenig vom Leben jener Männer, denen sie so viele Stunden reinsten Genusses und hehrer Weihe verdanken. Das ist um so erstaunlicher, als die Musik die subjektivste aller Künste ist, das Leben und Erleben des Komponisten im allgemeinen also der beste Schlüssel für das Verständnis seiner Tonschöpfungen sein muß. Nun braucht man sich gerade nicht zu wundern, wenn früher außerhalb der eigentlichen Fachkreise der Musiker das Interesse für die biographische Litteratur kein reges war, denn diese Werke waren meist so durchaus fachmännisch geschrieben oder von so riesigem Umfange, daß es verzeihlich scheint, wenn der Liebhaber sich abschrecken ließ. Das ist aber nun schon seit geraumer Zeit anders und besser geworden. Der Kampf um die „neue Musik" war auch ein lebhafter Federkrieg; die Führer Wagner, Liszt, Bülow, und vor ihnen schon Schumann und auch Weber, waren hochbedeutende Schriftsteller, und nachher hat die ungeheure Ausdehnung des öffentlichen Musiklebens, die Notwendigkeit, darüber in der Presse zu berichten, die Musikschriftstellerei zu einem beachtenswerten Zweig unseres Schrifttums anwachsen lassen. Von diesem Wandel hat die gemeinverständliche Musikbiographie den schönsten Gewinn davongetragen.

Eine sehr empfehlenswerte Sammlung giebt der treffliche Orgelspieler Prof. Heinrich Reimann unter dem Titel „Berühmte Musiker" in der Berliner Verlagsgesellschaft „Harmonie" heraus. Hier gesellt sich zum im guten Sinne populären, von anerkannten Fachmännern herrührenden Text, zu vielen, oft wohl zu zahlreichen, erklärenden Musikbeispielen ein reicher und prächtiger Bildschmuck. Dazu gediegenste Ausstattung in Papier und Einband. In Anbetracht dessen ist der Preis von 4 Mk. für den Band kein hoher. Die Werke eignen sich in hervorragendem Maße zu Festgeschenken.

Von den schon längere Zeit erschienenen Bänden erwähne ich nur die Biographie des Balladenmeisters Karl Loewe von Heinrich Bulthaupt. Jetzt, wo nach Verlauf der dreißigjährigen Schutzfrist allerorten Loeweausgaben zu billigen Preisen erscheinen, die ihm den Eingang ins musikalische Haus eher verschaffen werden, als seine herrlichen Werke, ist ein zuverlässiger Führer doppelt willkommen. Bei einem so vielseitigen Manne, wie Bulthaupt, ist es eigentlich selbstverständlich, daß er immer mehr bietet, als der Titel ahnen läßt.

Die sechs neueren Bände der Sammlung gewinnen schon dadurch erhöhten Wert, daß sie die ersten ausführlichen Lebensdarstellungen der betreffenden

Musiker sind. Für Giuseppe Verdi trifft das allerdings nur in beschränktem Maße zu. Die italienische Litteratur weist eine ganze Reihe Schriften über den Altmeister auf, darunter das große Buch von Monaldi. Aber nichtsdestoweniger blieb Carlo Perinello noch genügend zu thun, zumal er, wenn auch geborener Italiener, doch so im deutschen Musikleben steht, daß er uns ein auch im Geiste deutsches Buch liefern konnte. Verdi ist achtundachtzig Jahre alt geworden, und sein Leben ist „Mühe und Arbeit" gewesen, allerdings auch Erfolg. Seine künstlerische Entwicklung bietet ein Spiegelbild der Geschichte der Oper von Bellini bis zur Gegenwart, sein äußerer Lebensgang zeigt den armen Wirtssohn aus Roncole und den tantièmengesegneten Schloßbesitzer von Busseto als Endpunkte. Gesellt sich zur Kenntnis nur einiges Darstellungstalent, so muß es nicht schwer fallen, ein Buch über Verdi zu einem interessanten zu machen. Perinello besitzt beides und überdies die Liebe zu seinem Helden, die ihr allerdings zuweilen zu einem für unsern Geschmack überladenen Stil verleitet.

Auch für das Leben unseres guten lieben Lortzing gab es schon mannigfache Vorarbeiten. Aber keiner der Verfasser hatte einen Einblick in das Gesamtwerk des von seinen Zeitgenossen so vernachlässigten Meisters gewonnen. Es klingt fast unglaublich, daß es einige Jahrzehnte nach des Frühverstorbenen Tode des langjährigen Spüreifers eines begeisterten Verehrers bedurfte, um die Mehrzahl der Musenkinder unseres lebenskräftigsten Vertreters der komischen Oper zusammenzufinden. Georg Richard Kruse ist dieser Verehrer. Mit hingebender Liebe, unermüdlichem Fleiße und umfassender Kenntnis hat er in seinem Buche ein erschöpfendes Quellenwerk über den liebenswürdigen Meister geschaffen.

Völliges Brachland hatten dagegen Otto Neitzel und Arnold Niggli zu bearbeiten. Der erstere, der bekannte Pianist, hat den bedeutendsten der lebenden französischen Komponisten, Camille Saint-Saëns, zum Gegenstand einer eingehenden Studie gemacht. Hier ist es fast ein Glück, daß der äußere Lebensgang des Tondichters ein so einfacher und wenig abwechslungsreicher ist. Denn der Verfasser brauchte den verfügbaren Raum vollauf, um einen Ueberblick zu geben über das außerordentlich vielseitige Schaffen des Komponisten, und dessen eigenartige Stellung in der Musik unseres Jahrhunderts festzulegen. Beides ist ihm vollauf gelungen. Eine sehr dankbare Aufgabe fiel dem schweizerischen Musikgelehrten Arnold Niggli mit der Biographie Adolf Jensens zu. Dieser bedeutendste Nachfolger Schumanns ist eine als Mensch, wie als Künstler gleich anziehende Gestalt. Es ist immer ein erhebendes Schauspiel, wenn ein Mensch, die Tücken des Lebens überwindend, zur Höhe strebt. Es bedurfte einer Heldennatur, um wie Jensen, als siecher Mann, den Dornenweg edelster Kunstübung zu wandern und vom steinigen Grunde wunderbar duftige Blumen zu pflücken. Hoffentlich bewirkt das liebevoll geschriebene Buch, daß die edle und gehaltvolle Lyrik des melodienreichen Komponisten immer mehr im deutschen Hause heimisch wird.

Auch Johann Strauß hat bald nach seinem Tode einen Biographen gefunden in Rudolf Freiherrn Procházka, der uns mit dem Leben und Schaffen der ganzen Strauß-Familie ein Stück Geschichte des Tanzes im 19. Jahrhundert giebt. Leider ist gerade dieser Gesichtspunkt noch nicht genug betont, wie es ja überhaupt ein Mangel unserer ganzen heutigen Betrachtungsweise von Kunst-

erscheinungen ist, daß man sie zu wenig in den großen Zusammenhängen der Kunstentwicklung, ja der Gesamtkultur des Volkes sieht. Und doch hat kein anderer als unser vielberufener Goethe, immer wieder durch Wort und eigenes Beispiel darauf hingewiesen, daß nur so der rechte Gesichtspunkt gewonnen werden kann. Eigentlich liegt eine gewisse Ungerechtigkeit darin, daß ich diese Aussetzung gerade bei dem Buche mache, das wenigstens in der Hinsicht der Forderung des Altmeisters entspricht, daß es den Nachdruck auf die, hier so sympathische, Persönlichkeit des Künstlers legt. Und „Persönlichkeit ist beim Künstler alles". Viel zu wenig beherzigt dieses Goethewort Iwan Knorr in seiner Lebensbeschreibung Peter Tschaikowskys, die dafür außer der zuverlässigen Darstellung des Lebensganges des Künstlers mancherlei über russische Musik im allgemeinen bietet. Völlig enttäuscht hat mich das besonders schön ausgestattete Buch Th. v. Frimmels über Ludwig van Beethoven. Daß man über den Einzigen so nüchtern und kalt „referieren" könne, hätte ich nicht geglaubt. Schade. Es ist noch so viel zu thun, um den Allverehrten auch zum über alles Geliebten des deutschen Musikfreundes zu machen.

Trotz mancher Ausstellungen im einzelnen empfehle ich die ganze Sammlung, die die äußere Anerkennung auch in einem grand prix der Pariser Weltausstellung gefunden hat, aufs beste. —

Sehr verdienstvoll kann eine andere Sammlung „Moderne Musiker" werden, die bei Hermann Seemann in Leipzig in Heften zu 1 Mark erscheint. Gerade über den lebenden Künstler tappt man oft so völlig im unklaren, daß man für eine solche Gesamtdarstellung, selbst wenn sie durchaus nicht den Anspruch auf Abgeschlossenheit machen kann, doppelt dankbar ist. Beim alten Karl Reinecke, wie beim „modernen" Arthur Nikisch war die Aufgabe keine schwierige. Die Lebensarbeit des ersteren ist abgeschlossen, seine Persönlichkeit, wie sein Schaffen von durchsichtiger Einfachheit; Nikisch ist vorzugsweise reproduzierender Künstler. Eugen Segnitz hat dem ersteren ein etwas süßsaures Büchlein gewidmet, Nikisch wird von Ferdinand Pfohl als der Musikdirigent der Gegenwart gefeiert. Weit schwerer war die Aufgabe, die sich Gustav Brecher gestellt hat. Denn Richard Strauß ist zweifellos nicht nur die bedeutsamste Erscheinung der heutigen Musikwelt, sondern auch eine oft recht verwickelte. Man braucht Brecher nicht in allem beizustimmen, um doch dankbar anzuerkennen, daß sein Büchlein reich an Anregungen und wertvollen Hinweisen ist. —

Anders als bei den bisher besprochenen Tonmeistern bildet die Litteratur über Mozart eine kleine Bibliothek, und diese weist so mustergiltige Werke, wie das von Otto Jahn auf. Ein neues Werk über den herrlichen Meister, in dem die Musik mehr gestaltete, als daß er Musik schuf, muß immerhin schon einen eigenartigen Standpunkt gewinnen, wenn es mehr sein will, als eine neue Wiederholung und Zusammenfassung des bereits Gesagten. Oskar Fleischer hat seine in der bekannten Sammlung „Geisteshelden" (Berlin, Ernst Hofmann & Co., Pr. M. 2,40) erschienene Biographie unter dem Gesichtspunkt geschrieben, an Mozart den „Begriff des musikalischen Genies" zu erweisen und seine Entwicklung so deutlich zu begrenzen, als nur irgend möglich. Ich kann diesen Standpunkt nicht besonders fruchtbar finden und freue mich deshalb doppelt, daß der Verfasser im übrigen aus der Beherrschung des Riesenstoffes heraus ein anschauliches, von Begeisterung getragenes Buch geschrieben hat, dessen Wert

auch die zuweilen stark hervorstechende Einseitigkeit in der Beurteilung alles Modernen nicht wesentlich beeinträchtigen kann. Allerdings berühren einige Irrtümer recht unangenehm, und der Stil des Buches ist oft recht — papieren.

Unendlich viel schwieriger, als eine Biographie Mozarts, den wir eigentlich nur, wie sein Vater, als „Wunderwerk Gottes" anstaunen können, ist eine Gesamtwürdigung Richard Wagners. Der größte Musikdramatiker aller Zeiten, war er gleichzeitig genialer Dichter, tiefdringender Denker, feinsinniger Aesthetiker, gewandter Journalist, überdies ein unternehmungslustiger Mann. Aber erst die Vereinigung dieser scheinbar widerstrebenden Eigenschaften bildet den einzigartigen Reiz, den dieser meistgeliebte und bestgehaßte Mann auf jeden ausübt. Für den Biographen nun ist es eine sehr schwierige, aber auch sehr dankbare Aufgabe, von den oft scheinbar widersprechenden Aeußerungen auf den Kern zu dringen, das Grundwesen aufzudecken, von dem alles das nur Ausflüsse sind; es gilt mit einem Wort die Einheitlichkeit der Persönlichkeit des Menschen, wie des Künstlers und Denkers Richard Wagner nachzuweisen. Das ist meines Erachtens bisher am besten einem französischen Gelehrten Henri Lichtenberger gelungen, der allerdings geborener Elsässer ist und als solcher in das urgermanische Wesen unseres Musikdramatikers leichter einzudringen vermochte. Sein treffliches Buch „Richard Wagner, der Dichter und Denker. Ein Handbuch seines Lebens und Schaffens" ist von Friedrich von Oppeln-Bronikowski ausgezeichnet ins Deutsche übertragen worden und bei Karl Reißner in Dresden erschienen (Preis 9 M.). —

So schwierig das Verständnis der Gesamtpersönlichkeit Franz Liszts ist, so fesselnd und erhebend andererseits wird diese Künstlererscheinung für den, der sie genauer kennen lernt. Wer den Willen dazu hat, findet jetzt gute Hilfsmittel in zwei neueren Lebensbeschreibungen, die beide, ohne zu umfangreich zu werden, ein klares Bild der Persönlichkeit Liszts geben: die eine ist von Eduard Reuß (Dresden bei Karl Reißner, 3 M.), die andere von Rudolf Louis (Berlin, Georg Bondi, M. 2,50). Beide Bücher haben das Gemeinsame, daß es ihnen vor allem darauf ankommt, uns den Menschen Liszt nahe zu bringen und seine Gesamterscheinung als Künstler ins rechte Licht zu setzen. Auf die einzelnen Werke gehen sie nicht so sehr ein. Beide Verfasser sind unbedingte Verehrer der Liszt'schen Tonmuse, und manches Wort ist zu ausschließlich von der Liebe eingegeben und hält vor dem die Gesamtentwicklung berücksichtigenden Geist nicht völlig stand. Aber das ist gerade bei Liszt insofern gerecht, als sein Schaffen zumeist sehr unterschätzt wird. Die beiden Werke, die beide auch künstlerisch geschrieben sind, haben übrigens recht gut nebeneinander Platz, indem Reuß mehr auf die Gesamtverhältnisse, die kultur- und zeitgeschichtlichen Stimmungen eingeht, die auf Liszts Entwicklung Einfluß gewonnen haben, Louis dafür mehr grundsätzliche Fragen (Programmmusik, Oratorium, Kirchenmusik) erörtert. —

Zum Schluß sei noch auf ein Büchlein hingewiesen, das um so erfreulicher ist, als es nicht von einem „vom Fach" herrührt, sondern von einem — Kaufmann. Allerdings von einem Kaufmann, der sich in hingebender Liebe und heiligem Ernste mit der Musik, ja allen Fragen der Kunst und der Lebensweisheit beschäftigt hat. Paul Kuczynskis „Erlebnisse und Gedanken" (Berlin, Concordia deutsche Verlagsanstalt, 3 M.) haben aber außer diesem rein mensch-

lichen Wert, der durch die hohe sittliche Anschauung des Verfassers noch bedeutend vermehrt wird, auch als Erlebnisbuch eine nicht zu unterschätzende Bedeutung. War doch der Verfasser mit Wagner, Liszt, Bülow, Jensen, Kiel u. v. a. Musikern, mit den Dichtern Herrig und Lindner eng befreundet. Dr. **Karl Storck.**



Theodor Fontane. Ein litterarisches Porträt von Franz Servaes. Berlin und Leipzig. 1900. Schuster & Löffler.

Ein schönes, vortreffliches Büchlein ist's, das Franz Servaes uns da beschert hat; ein wirklicher Essay in einer Zeit, die diesen hohen Titel so arg mißbraucht. Kein halbes Hundert kleiner Seiten umfaßt das Schriftchen und zeigt uns doch den ganzen Fontane, wie er leibt und lebt, wie wir ihn lieben und im Herzen tragen. Was die romantischen Kritiker forderten und übten, daß man bei der Darstellung jedes Dichters nach Möglichkeit in dessen eigenem Stil sich bewege, das zu erreichen ist Servaes gut gelungen. Im echten, warmen Fontaneschen Plauderton, der doch des Gehaltes in keiner Zeile entbehrt, in halblauten, aber voll ausklingenden, aufs feinste abgestimmten Akkorden ohne falschen Ton wird Wesen und Art des Dichters uns vorgeführt. Der Mensch wird herausgearbeitet, denn bei jedem wahren Dichter gilt der uns ja mehr als seine Werke, die, um philosophisch zu reden, nur Accidenz der Substanz sind. Aber er wird uns nicht schematisch-feierlich vordemonstriert und herausdestilliert, sondern wir treffen in wahlverwandter Gesellschaft mit ihm zusammen und lernen ihn aus sich selbst heraus getreulich kennen und verstehen. Der feinsinnige Impressionist Servaes verweilt nicht lange litterarhistorisch bei den Werken; ein Wort beschwört sie herauf; er streichelt sie sacht und liebevoll, und die bekannten Gestalten nicken uns vertraut zu. Das ist ja echt Fontanesche Technik, wie er in seinen „Spaziergängerromanen" sie übt: „Alles, was am Wege blüht, wird mitgenommen"; nichts Absichtliches, Erkünsteltes, Erkältendes. Wie in Theodor Fontane, diesem „modernen Freiluftmenschen", Wandertrieb und Balladentrieb ihre uralte Verwandtschaft offenbaren, wie dem geraden, heimatsschlichten Kurmärker aus der französischen Kolonie doch gar so oft noch das tolle Gascogner Springteufelchen vorwitzig über die Schulter guckt, das ist in dieser Schrift gar reizvoll dargethan.

Das hübsch ausgestattete Heft mit geschmackvollem Buchschmuck (die Distel- und die Chrysanthemum-Zierleisten wirken besonders gut) stellt einen Sonderabdruck aus der Kunstzeitschrift „Pan" dar. Dr. **Harry Maync.**





Grossherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar †.

Nicht bloß ein bedeutender Fürst, ein großer und edler Mensch ist mit dem verstorbenen Großherzog von Sachsen dahingegangen.

Dem Herrscher ist ein Ehrenplatz in der Geschichte des 19. Jahrhunderts bereitet. Wie treu er die großen Erinnerungen gepflegt, die sich an die Namen Weimars und der Wartburg knüpfen, wie er unentwegt für des Reiches Wiedererstehen und Erhaltung eingetreten ist, wie er für das Wohl seines Landes nach allen Richtungen hin gewirkt hat, das kann ihm nie vergessen werden.

Aber in den Herzen seiner Unterthanen ist ihm noch ein besonderes Denkmal, unvergänglicher als Erz, bereitet, dank dem lauteren Menschentume, das sich in ihm verkörperte, und von diesem muß man reden, wenn man weiteren Kreisen begreiflich machen will, was dieser Fürst gewesen ist.

Ich werde es nie vergessen, wie meine Hand zum erstenmal in der des verstorbenen Fürsten ruhte, seine schönen Augen mich fest ansahen, als wollten sie mich in Pflicht nehmen, und er sprach: „Denken Sie stets, daß wir miteinander reden müssen wie zwei Männer, stets offen, stets die ganze Wahrheit: sie wird Ihnen nie in meinen Augen schaden." Und wie er in diesem Wort die Manneswürde über die Fürstenwürde stellte, so in einem andern die Mannespflicht: „Meine Enkel sollen stets sich bewußt sein, daß sie Fürsten sind, das heißt größere Pflichten und schwerere Verantwortlichkeiten haben, als andere Menschen."

So trat er, wo er wirken wollte, nicht in erster Linie als Fürst, sondern mit der ganzen Macht seiner Persönlichkeit und dem ganzen Zauber seiner inneren Herzensgüte und äußeren Liebenswürdigkeit auf. Allen denen, die er zur Arbeit an der Wohlfahrt seines Landes und zur Pflege der großen Erinnerungen, des idealen Besitzes desselben, heranzog, wurde ihr Wirken leicht gemacht durch das Gefühl, daß sie für ihre Leistungen als höchsten Lohns der Freundschaft ihres Fürsten sicher wären. So liebte er es, um diesen oder jenen Industriezweig zu fördern, Fabriken zu besuchen. Aber diese Besuche trugen einen ganz persönlichen Stempel. Als tüchtiger Kunstkenner besaß er einen Schatz von feinen Ideen, die er in kurzen und treffenden Worten zu äußern pflegte, und zeigte das Verständnis des weitgereisten Mannes, der viel gesehen und scharf beobachtet hatte. Bei seinem Abschied aber hinterließ er nicht nur wertvolle und ehrende Aufträge, sondern als köstlichste Förderung der Arbeit das Gefühl seiner persönlichen und herzlichen Anteilnahme an dem weiteren Gedeihen des Unternehmens. Er hat

die Mutter des Fabrikherrn gekannt, er spricht von ihr in einer Weise, die das Herz des Sohnes gewinnen muß, und gleichsam um das alte Milieu für seine Erinnerungen wieder herzustellen, beweist er, daß er sich noch ganz genau der Verteilung und Einrichtung der Zimmer entsinnt, wie er sie bei seinem früheren Besuche gefunden. Oder er betritt ein anderes Mal die Stube eines Landpfarrers, dessen Gemeinde er im Verein mit seiner hochherzigen Gemahlin aus Not und Elend zu Wohlstand und Gesundheit emporgeholfen hat. Lächelnd nimmt er ein Centimetermaß aus der Tasche, um eine Wand auszumessen: sie ist ihm schon das vorige Mal aufgefallen und scheint ihm für ein Weihnachtsgeschenk geeignet. So zeigt er einem jeden, der mit ihm in nähere Berührung tritt, daß er sein persönliches Geschick mit freundlich teilnehmendem Auge verfolgt. Wie mancher seiner Diener, der einen Familienkummer erfahren hatte, von dem er gar nicht annehmen konnte, daß er dem Großherzog zu Ohren gekommen sei, wurde durch eine persönliche Aussprache des Beileides überrascht; und diejenigen, die es erlebt, wissen, wie dieser fromme Mann mit schlichten Worten zu trösten wußte. Auch die Freude seiner Unterthanen teilte er nur zu gern, und kannte hier wie überall nur den Unterschied zwischen würdig und nicht würdig, niemals den des Namens und Ranges. Auf den Weimarer Künstlerfesten, die denen des Düsseldorfer Malkastens ähneln, erschien er regelmäßig. Der Fremde hätte in ihm nur einen liebenswürdigen alten Herrn zu sehen gemeint, an dem nur auffällig war, daß er am meisten umdrängt wurde, wie er für jeden ein freundliches, oft sein witziges Wort hatte. Noch im vergangenen Winter erschien er uneingeladen auf einem privaten Maskenfest, um seine „Freunde" zu begrüßen, und der harmlos fröhliche Ton blieb unverändert. Hier wie immer hatte man nicht das Gefühl, daß ein Fürst sich gnädig herablasse, sondern nur, daß ein Mann von vollendeter Höflichkeit und großer Herzensgüte that, was seiner Natur entsprach. Es sei dafür noch ein Beispiel gebracht. Der Großherzog sitzt eines Tages im Tiefurter Park beim Thee, als plötzlich auf dem Platz vor dem Pavillon eins der zahlreichen Weimarer Mädchenpensionate erscheint. Da Absperrungen so gut wie unbekannt waren, kamen derartige Begegnungen oft vor. Großer Schrecken und Verlegenheit unter der Mädchenschar. Kaum bemerkt der Großherzog das, als er sich erhebt, die Mädchen bittet, nicht etwa umzukehren, sich die einzelnen vorstellen läßt und, da er immer noch verlegene Mienen bemerkt, endlich eigenhändig die Kuchenplatte nimmt und sie im Kreise herumreicht. Wieviele jugendliche Herzen hat er so gewonnen, sei es nun, daß er auf den Bällen der von seiner Gemahlin gegründeten Töchterschule erschien oder den Schülerkonzerten des Weimarer Gymnasiums zuhörte. Man glaubt gar nicht, bis in wie weite Kreise das Bewußtsein: „Der Großherzog kennt dich und beobachtet dich" seinen Segen getragen hat.

Natürlich haben den vollen Wert dieses seltenen Mannes nur diejenigen kennen gelernt, die durch ihre Stellung in längere und zusammenhängende Beziehung zu ihm getreten sind. Denn der verstorbene Großherzog war eine so außerordentlich schlichte Natur, so fremd und abgeneigt aller Parade, daß er, wo es nicht nötig, gewiß nicht mit seiner Persönlichkeit in den Vordergrund trat. Ja er haßte jene Art der modernen Publizität, die, wie er sich ausdrückte, abends in die Zeitung setze, was ein Fürst mittags gegessen habe. Darum ist sein Anteil an allem, was während seiner Regierung gethan worden ist, weit bedeutender,

als man außerhalb seines Landes ahnt. Was unter ihm geschaffen ist, ist auch durch ihn geschaffen worden. Schon darum, weil dieser Fürst das ausgeprägteste Pflichtgefühl besaß und gegen sich selber von einer Strenge der Anforderungen war, die Säumigkeit nicht neben sich aufkommen ließ. Noch wenige Tage vor seinem Tode soll er sich, als eine vorübergehende Besserung eintrat, noch einmal erhoben haben, um sich an seinen Schreibtisch zu setzen, und es ist ohne jede Uebertreibung gesprochen, wenn man behauptet, daß er außer körperlicher Schwäche nichts als Grund bei sich gelten ließ, die laufenden Geschäfte aufzuschieben. Auch er wird wie andere Fürsten das Schicksal haben, daß man die großen bleibenden Schöpfungen seiner Regierungszeit wesentlich auf Rechnung seiner Diener zu setzen suchen wird. Naturgemäß konnte er nicht über alle nötigen Einzelkenntnisse verfügen, selbstverständlich mußte er darauf rechnen, daß brauchbare Vorschläge an ihn herangebracht wurden: aber, einmal für einen Gedanken gewonnen, gewährte er seinen Dienern die treueste Unterstützung, den wertvollsten Rückhalt, den jeder braucht, um den eigensinnigen Widerstand der Dinge und Menschen zu überwinden. Die ganze Welt kennt diese Treue in einer etwas anders gearteten Beziehung, in der zu Bismarck, und kann daraus entnehmen, daß die Gesinnung dieses Fürsten sich thatsächlich nie änderte. Hier durfte er wirklich das große und stolze Wort des Perikles anwenden, der den launischen Athenern entgegenrief: „Ihr ändert euch! Ich aber bin immer der Gleiche.“

Herzensgüte, Pflichttreue, Freundestreue und ein wahrhaft frommer Sinn, der nie das Bewußtsein der Verantwortlichkeit verliert, dazu eine seltene und makellose Sittenreinheit bilden schon einen unverwelklichen Kranz menschlicher Tugenden. Wer den Brief des Großherzogs gelesen hat, der kürzlich durch die Zeitungen ging,*) in dem er eine Charakteristik Walthers von Goethe giebt, wird die deutliche Empfindung haben, daß, der ihn schrieb, diese Tugenden besessen, wird aber auch erkennen, welch kluger und feingebildeter Kopf, welch scharfblickender Beobachter Karl Alexander gewesen ist. Die wenigsten, die ihm nur einmal und nur vorübergehend begegnet sind, konnten das ahnen. Denn Fremden gegenüber, die ihm voraussichtlich auch fremd bleiben würden, begnügte sich der Großherzog allerdings damit, Fürst zu sein, und, wie sich das oft bei zarten Naturen findet, besaß eine gewisse Scheu, sich ganz zu geben, wenn er nicht vollen Verständnisses sicher war.

Ein großer und ruhmvoller Abschnitt Weimarer Geschichte schloß, als unter dem Klange des Kirchenliedes „Ein' feste Burg ist unser Gott“ der Sarg mit Karl Alexanders irdischen Resten langsam in die Gruft hinabsank, wo er nun unmittelbar neben Goethe und Schiller ruht.

*) Aus: „Ottilie von Goethe und ihre Söhne Walther und Wolf“, von J. von Gerstenbergk. Stuttgart 1901, Cotta, Nachf.



Ueber Krebsleiden.

Als ich noch ein ganz junger Mediziner war, schwebten mir drei Krankheitsformen besonders vor als Gegenstände späterer Bekämpfung: Schwindsucht, Zahnschmerzen und — Krebsleiden. In diesen so häufigen Bedrohungen und Störungen des Menschenlebens erkannte ich sehr geeignete Versuchsfelder für die Leistungsfähigkeit eines Arztes und zugleich die würdigsten Probleme einer ärztlichen Wissenschaft.

In dem Januarheft des vorigen Türmerjahrgangs hat ein Aufsatz über Lungenschwindsucht von meinen Anschauungen Kunde gegeben, nachdem mehr als zwei Dezennien den Blick des ehemaligen Neulings in der Praxis beruhigt und geklärt haben; ich versuche es heute, eine weitere Geißel der Menschheit, die Krebsleiden, die auf dem letzten Chirurgenkongreß in Berlin wesentlichster Gegenstand der Debatten waren, im Lichte der gewonnenen Gesichtspunkte vorzuführen. Doch befinde ich mich heute in einer viel schwierigeren Lage. Die Ansichten über Lungenschwindsucht, zumal die über ihre Behandlung und Heilung durch diätetische Mittel, befanden sich im Einklang mit denen vieler erleuchteten Aerzte; hingegen stehe ich heute ziemlich allein, habe fast nur das Gemeingefühl der Laienwelt im allgemeinen auf meiner Seite und wenige Stützen unter den Aerzten, selbst unter denen, die mit mir sonst ein gleiches therapeutisches Bekenntnis vereinigt. — Die Bedenken, welche sich deshalb an der Schwelle meines Versuchs erheben, sind gewichtiger Natur: wie wird es ausgelegt werden, eine Frage dieser Art an solchem Orte vor die Oeffentlichkeit zu bringen? Müssen das nicht die Aerzte unter einander ausmachen? Handelt es sich vielleicht um eine persönliche Reklame? Mit einem Worte: wird man in wohlmeinender Würdigung hinnehmen, was der vollen Ueberzeugung und zugleich dem brüderlichen Empfinden des Arztes entflossen ist? — Ich wage es vom Leserkreis des Türmers zu hoffen und ich weiß es, daß Impulse zu den wichtigsten Kulturbewegungen der Menschheit viel wirksamer von allgemeiner Vernunft zu allgemeiner Vernunft als von Gelehrtensprache zu Gelehrtensprache fortgepflanzt werden. — Genug, daß viele Tausende alljährlich an Krebs sterben und gleichviele daran hinsiechen, daß die Krebskrankheit an Häufung der Fälle gewaltig zunimmt, genug für jeden, der hier wertvolle und trostreiche Einblicke gewonnen hat, sie anzubieten. —

In dem Sinne, wie die Erkrankung eine ähnliche Bedeutung fürs ergriffene Menschenleben hat, bezeichnet man als Krebs eine Geschwürs- oder Geschwulstbildung, die den Körper — meist erst nach überschrittener Lebenshöhe — befällt und keine Neigung zeigt, wieder zu heilen oder zurückzugehen, sondern vielmehr fort und fort sich auszubreiten. Die genauere wissenschaftliche Abgrenzung beschränkt heutzutage den Begriff Krebs auf solche Wucherungen, die von den Deckzellen (Epitelzellen) der Haut, Schleimhaut, oder irgend eines andern Teiles, welcher jedoch stets ein Abstämmling der genannten Gewebe sein wird, ausgehen. — Diese Wucherungen bilden zunächst Verdickungen und Knoten, dann mehr oder minder große Geschwülste. Schon die Verdickungen und Knoten können lebensgefährlich werden, wenn sie z. B. durch ihren Sitz in der Luftröhre, oder im Schlund die Zufuhr von Luft und Nahrung abschneiden, doch könnte

jede mechanisch ähnlich wirkende Ursache diese Eigenschaft teilen. Das Bezeichnende des Krebses bildet sich erst später heraus, wenn es sich zeigt, daß das Gebilde nicht nur wächst, sondern auch gleichzeitig zerfällt und dadurch eine schädigende Einwirkung auf den gesamten Ernährungszustand ausübt, indem die gebildeten Zerfallsprodukte vom Blut aufgenommen werden, oder indem gleichzeitig auch ein steter Verlust an Blut, Eiter und zersetzten Stoffen an der Oberfläche des geschwürigen Knotens stattfindet, was eine sehr schwächende Einwirkung bedeutet. Dazu kommen Schmerzen, Gedrücktheit, Appetitverlust und vermindern auch ihrerseits den Lebensbestand. Die Krebswucherung trägt gleich anfangs den Keim des Zerfalls in sich: sie bewirkt ungeordnete Anhäufung jener massenhaft produzierten Deckzellen, wo diese gar nicht hingehören, und in einer Weise, wie sie nicht ordentlich durch mitgegebene Blutgefäße ernährt werden können. Die aus Rand und Band geratene Natur läßt die Krebszellenmassen ersticken und verhungern, wonach sie eben vergiftend auf ihre Umgegend wirken und durch diesen Reiz neue Beschwerden verursachen. — Die große Frage nach der Ursache jener ungeordneten Zellenwucherungen hat man gelehrterseits in der Weise beantwortet, daß der Zufall die wichtigste Rolle dabei spielte. Es sollten zufällig „versprengte Keime" im menschlichen Organismus von jener Zeit her da und dort eingebettet liegen, wo die Leibesanlage noch in der embryonalen Bildung begriffen war, und diese sollten auf der absteigenden Lebenslinie zur Entwicklung gekommen sein aus im einzelnen unbekannten Ursachen. Von mehreren Forschern wurden dann als Träger dieser letzteren unbekannten Ursachen wieder Mikroben, Pilze angenommen. —

Ist es schon an sich tiefer dringender Erkenntnis eine innere Notwendigkeit, in so häufig sich wiederholenden Lebensvorgängen den Zufall auszuschließen, so wird durch die Gesetzmäßigkeit, welche sich im gewöhnlichen Lebensalter der Krebskranken ausspricht, sowie durch den Umstand der Häufung der Krebsfälle in den letzten 20 Jahren das Nachdenken um so schärfer herausgefordert, eine erklärende Formel zu finden, nicht im wissenschaftlichen Sinne erklärend, d. h. die allernächsten organischen Umstände aufweisend, sondern im praktischen Sinne erklärend, nämlich den lebenswichtigen Gesichtspunkt zunächst feststellend und hervorhebend, sowie die ganze Frage für eine praktische Erfaßbarkeit zurechtrückend. Hier folgt nun in wenigen Sätzen, was ich glaube vertreten zu können:

1) Da die Neigung, an Krebs zu erkranken, im wesentlichen den absteigenden Lebensstufen angehört, müssen wir den Schluß machen, daß die wirksame Ursache des Krebses erst dann ein gewisses Uebergewicht über die erhaltenden und ausbessernden Vorgänge des Organismus erlangt hat, oder: es besteht die Wahrscheinlichkeit, daß es einer lang angebahnten Häufung von Umständen bedurfte, um Krebs zu erzeugen, nicht aber, daß Krebs Produkt eines Zufalls ist. —

2) Da Krebs eine ungeordnete Deckzellenwucherung ist, und der eigentliche Beruf der Deckzellen im Lebenshaushalte ist, von außen herantretende mechanische und chemische Reize abzuschwächen oder abzuwehren, so daß diese den tiefer liegenden Zellen keinen Schaden thun können, sondern abgleiten, oder nach Schädigung der betroffenen Deckzellen erst abgleiten, so verstehen wir die Krebsbildung unter folgendem Gesichtspunkt: Die Deckzellen sind auf Abwehr eingerichtet und bilden ihre Schichten unglaublich schnell wieder, wenn sie durch äußere Angriffe gelitten haben. Wir dürfen deshalb annehmen, daß die Bildung

ungeregelter (krebsiger) Wucherungen derselben Zellen nach innen durch Angriffe von innen hervorgerufen sind.

3) Welches auch diese innern Angriffe oder Reize auf die Deckzellen sein mögen, die sie veranlassen, überstürzt und ordnungslos zu wuchern, so müssen in den letzten Decennien die Angriffe zugenommen haben. — Ob die Angriffe durch eingedrungene Pilze vermittelt werden, ob sie zurückzuverlegen sind auf Kultureinflüsse in der Ernährung und auf eine Kumulation von Ergebnissen eines nicht normalen Stoffwechsels, kann zunächst gleichgiltig sein, wenn wir festhalten, daß immer eine Ueberwältigung innerer Erhaltungskräfte dazu gehört, bis es soweit gekommen ist, d. h. ein niedergehendes Leben überhaupt. — Treten wir freilich der großen Frage näher: was kann der Arzt thun gegen Krebs? — so ist es nicht mehr gleichgiltig, welche Stellung er zur Stoffwechsel- und Ernährungsfrage einnimmt. —

Indessen: wie verhält es sich mit der Heilbarkeit des Krebses überhaupt? Ist er doch sprichwörtlich geworden in seiner Hoffnungslosigkeit! Greift doch der Arzt zu den gewaltsamsten Mitteln, solcher Krankheit Einhalt zu thun, und zwar in einer Weise, die erkennen läßt, es gelte den größten Ernst, und nur Trennung des Kranken vom Gesunden durch Messer und Feuer könne da überhaupt in Frage kommen! —

Lassen wir uns in den folgenden Betrachtungen wieder ganz durch Thatsachen leiten: Es ist nicht so ganz selten, daß Krebsfälle, die in ihrer Natur zweifellos festgestellt waren, wieder heilten, und zwar ohne weiteres Zuthun hat sich ein Krebs der Gesichtshaut wieder völlig geschlossen und ist mit einer guten Narbe verheilt. Ein Knoten an der Brustdrüse hat sich — schon in Eiterung übergegangen — wieder völlig verloren und ist geheilt. Dieser immerhin seltene Vorgang ist etwas häufiger beobachtet worden, wenn Krebskranke in der Nähe ihres Schadens von Rotlauf befallen wurden, welcher dann die Krebsstelle umzog und überschritt und sehr rasch gänzlich veränderte, so daß Geschwüre und Geschwülste nach solchem Befallensein von Rotlauf verschwanden und geheilt blieben.

Wie ist dies zu verstehen? Wir müssen annehmen, daß bei dem hohen Fieber des Rotlaufs und bei der dabei stark beeinflußten Ernährung der Haut die Angriffe auf die Epitelzellen unterblieben oder die Widerstände des Organismus, welche im Rotlauf thätig wurden, zugleich jene Angriffe für längerhin zurückschlugen, was um so begreiflicher ist, als eine akute Erkrankung ernsterer Art bedeutende Stoffwechselverschiebungen zu bewirken pflegt.

Aber hat uns nicht in diesen Möglichkeiten die Natur einen freundlichen Weg gezeigt? Sollen wir achtlos an ihm vorüber gehen? In der That haben die Gelehrten diesen Weg bemerkt und beschritten. Es sind zahlreiche Versuche gemacht worden, durch eingeimpften Rotlauf Krebs zu heilen; sie waren manchmal von Erfolg, jedoch nicht so häufig, um die Nachteile des Verfahrens weit zu überwiegen, weshalb von diesen Heilversuchen nichts mehr verlautete. Für uns liegt nun der Hauptwert obiger Vorkommnisse nicht gerade darin, daß man in genau derselben Spur eine Heilmethode zu begründen versucht, sondern darin, daß die Krebskrankheit den Charakter absoluter Unheilbarkeit verloren hat, daß die Natur selbst einen Ausblick eröffnet, den wir tröstlich wahrnehmen müssen, wenn uns eine der schwersten Heimsuchungen der Menschen nahe geht: Zu den ernsten Thatsachen der Geschichte des Krebsübels gesellt sich nicht weniger that-

sächlich als die dunkeln Gestalten ein lichter Bote mit der Kundschaft: Was die vielgestaltige Natur euch Menschen selten zeigt und bietet, es ist dennoch keine Luftspiegelung, sondern ein wirkliches Gebilde; schaffet selbst die Bedingungen, den menschlichen Organismus von seinen innern Schädlichkeiten zu erleichtern, und gebt ihm Waffen, sich ihrer zu erwehren, so werdet ihr öfter dergleichen sehen, denn dies ist eure Aufgabe, ihr Denkenden: treu dem Leben zu dienen in Verknüpfen und Trennen, bis ihr das Gute zu erwählen und das Schlechte zu verwerfen gelernt habt!

Die Aufforderung, dem Walten des Zufalls ein Gesetz abzugewinnen, tritt dem ärztlichen Verstande auch durch zahlreiche gelegentliche Vorkommnisse in der Praxis gegenüber, wo ein wohlbekanntes, seit Jahren oder Monaten beobachtetes Krebsleiden durch irgend ein Geheimmittel, ein Hausmittel, oder auch durch eine ärztliche Arzneiverschreibung wunderbar, aber unleugbar, geheilt worden ist. Gegenüber der vorgefaßten ärztlichen Meinung von der Unheilbarkeit des Krebses haben solche Beobachtungen einen schweren Stand; dennoch drängen sie sich manchmal so überzeugend auf, daß Fälle in ärztlichen Körperschaften immer von Zeit zu Zeit vorgestellt werden, nicht selten in ärztlichen Zeitschriften darüber berichtet wird, ja sogar ein ziemlich dickes Buch über einen einzigen Fall ähnlicher Art 1898 erschienen ist. Auch in den politischen Blättern tauchen zuweilen Schilderungen solcher Vorkommnisse auf: in den Tagen der Rückkehr Nansens war überall zu lesen, daß im Saft des Schöllkrauts ein Heilmittel gegen Krebs entdeckt worden sei. — Das Gestirn Nansens hat sich seitdem strahlend zum Zenith erhoben; aber die Krebsleidenden und ihre Aerzte können noch immer eine Arznei gegen diese Krankheit wie der Ungeübte einen Stern 13ter Größe mit dem Fernrohr suchen. Und doch wäre es für die Menschheit von mindestens derselben beglückenden Bedeutung, über dem Eispole eines hoffnungslosen Leidens die Lichtstrahlen einer großen Entdeckung schimmern zu sehen! — Nun denn! Die Entdeckung ist im Grunde längst gemacht, aber man hat noch nicht den Mut gehabt, sie genügend auszubauen und zu proklamieren. Nicht die zufälligen Einzelerfahrungen können uns zum Ziel führen, sondern ein bestimmter Weg muß es sein, der die Einzelerfahrungen in sich aufnimmt und uns ein Gesetz erkennen läßt. Das Gesetz ist dieses: Gift- oder Reizstoffe, welche — dem menschlichen Organismus einverleibt — krebsähnliche Bildungen und Geschwüre hervorrufen, erweisen sich dadurch in natürlicher Beziehung zur Krebskrankheit und können unter übrigens günstigen Umständen zu Heilmitteln des Leidens werden. — Man muß diesen Satz möglichst wenig abstrakt, sondern recht individuell fassen, so daß man auch sagen kann: je genauer die Naturerscheinungen eines Krebsleidens mit denjenigen übereinstimmen, die von gewissen Giften bekannt sind, um so eher werden die letzteren zu Arzneien im gegebenen Fall zu brauchen sein. Also z. B.: der Arsenik stört die menschliche Ernährung aufs tiefste, verursacht Knoten und gefährliche Geschwüre in der Haut und in innern Teilen; die dabei an den Tag tretenden Naturerscheinungen zeigen uns diejenigen Eigentümlichkeiten, welche einer bestimmten Reihe durch ihn heilbarer Krebsfälle entsprechen. — Der Höllenstein bewirkt besonders auf den Schleimhäuten Zerstörung und Wucherung der Deckzellen, die dabei oft zu langen Schläuchen auswachsen; diese Zustände sind meist schmerzhaft mit Neigung zu Blutungen und zu bezeichnenden Allgemeinstörungen verbunden, welchen wieder eine andre Reihe von Krebs-

fällen gegenüberzustellen ist. Der Schierling und der Kohlenstoff des Rußes oder des Reißbleies bewirken meist langsame und im Allgemeinbefinden weniger bemerkbare Verhärtungen um frühere Narben; eine bestimmte Art von Hautkrebs kommt öfter bei Schornsteinfegern vor. — Auch hieraus sind Winke zu entnehmen für besonders geartete Krebsfälle. Die Natur arbeitet nicht nach der Schablone; es muß jeder Fall individuell erfaßt sein. — Bekanntlich war es Hahnemann, der die Grundlinien des therapeutischen Gesetzes auffand; er bediente sich zur Ermittelung der Arzneikräfte systematischer Prüfungen an gesunden Menschen, welche längere Zeit solche „Gifte“ einnehmen mußten. Es versteht sich, daß man derartige Prüfungen nicht bis zu direkter Lebensgefahr fortsetzt, weshalb auch krebsartige Bildungsähnlichkeiten bei solchen Gelegenheiten seltener beobachtet werden; dagegen nicht selten infolge unabsichtlicher chronischer Vergiftungen. — Dennoch bietet die homöopathische Rüstkammer noch Anhaltspunkte genug für wirksame Ausnutzung ihrer Arzneikräfte gegen Krebs, z. B. im obengenannten Schöllkraut, im Seidelbast, im canadischen Blutkraut (Hydrastis) und vielen andern Mitteln. —

Wer nun aber zuversichtliche Umfrage nach einem Heilmittel gegen einen Krebsfall halten wollte, der würde sich doch auch von homöopathischer Seite sehr wahrscheinlich getäuscht sehen. Man hält es auch hier für geratener, vorerst das Dogma von der Unheilbarkeit des Krebses wie ein teures Banner hochzuhalten, da man sonst fürchten müßte, vollends ganz und gar für unwissenschaftlich zu gelten. Freilich giebt es glücklicherweise Ausnahmen, die auf der Seite unserer Ueberzeugungen stehen und die deutlich den hohen wissenschaftlichen Wert der letzteren erkennen, deutlich es empfinden, daß eine Heilmethode auf diesem Gebiete allein die Skepsis und die Suggestionstheorie dauernd überwinden könne. Aber welches auch die Ueberzeugung in therapeutischer Hinsicht sein möge, so gehört doch noch großer persönlicher Mut dazu, Krebsfälle für die eigene Praxis mit innerer Heilkunst willkommen zu heißen. Die Furcht vor Mißerfolgen, die eingeimpfte hohe Meinung vor der chirurgischen Betrachtungsweise, sie können uns wohl in Versuchung führen, zuerst an unser eigenes Behagen zu denken und dann erst an die armen Krebsleidenden. Doch kommt auf diese Weise die Menschheit nicht vorwärts, und Selbstgefälligkeit mit dem Erreichten dürfte wahrlich zuletzt uns Homöopathen in Zufriedenheit wiegen. Und es lohnt sich, endlich mit aller Furcht und Scheu zu brechen, denn der Hauptgesichtspunkt muß schließlich den Sieg behalten: es lassen sich viele herrliche Krebsheilungen, manchmal selbst in schon vorgeschrittenen Fällen, erzielen. Nach meiner reiflichen Abwägung sind bei mir etwa die Hälfte aller Fälle von Magenkrebs, von Eingeweidekrebs und Unterleibskrebs zur Heilung gelangt; seltener ist Brustkrebs zu heilen und meist nur aufzuhalten; am seltensten heilbar habe ich in langer Erfahrung Schlundkrebs gefunden. — In diesem Bekenntnis muß der eigentliche Wert meines heutigen Aufsatzes liegen; denn: was nützen alle theoretischen Deduktionen, wenn sie nicht von hinreichenden Erfahrungen gestützt werden! Solche sind aber glücklicherweise vorhanden; ich fordre mit dem Dichter: „Dies ist unser, so laßt es uns sagen und so es behaupten!“

Mich in dieser Sache ganz einsam zu fühlen, ist mir doch glücklicherweise nicht beschieden. Wie mein eigenes Buch „Innere Heilkunst“ (Reutlingen bei J. Kocher) 1893 erschien, so auch das des bedeutenden englischen Homöopathen

Dr. Burnett (Curability of tumours by medicines), mit welchem ich mich in vollkommen gleichem Streben verbunden fühle. Auch Burnett hat seine Erfahrungen gemacht; er spricht das wahre Wort: wenn du es unternimmst „unheilbare" Krankheiten zu heilen, wirst du ausgelacht; wenn es dir aber gelingt, wirst du gehaßt! — Hier heißt es eben für die Vorkämpfer einer Kulturverbesserung geduldig warten, bis der Zeitgeist ihre Idee aufgenommen und sich daran gewöhnt hat, das Ungewöhnliche frei und kühn zu betrachten. Bald wird es dann weniger befremdlich erscheinen, wenn es sich auf ewige Gesetze des Seins und Denkens begründet erwiesen hat. Vielleicht ist es eine Gabe des neuen Jahrhunderts, uns das Wunderbare auf allen Gebieten näher zu bringen und als eine anerkannte Wirklichkeit ins Menschenleben einzubürgern. Nicht als ob es damit herabgezogen und dem Gewöhnlichen nichtachtend angereiht werden sollte; nein, auch das Gewöhnliche soll durch vertiefte Blicke als wunderbar erkannt und in unsre Religion erhoben werden, gewiß eine würdige Aufgabe für ein Jahrhundert, welches soeben aus der leblosen mechanistisch gebauten Schale des vorhergegangenen ans Licht getreten ist! —

Während wir bei den Betrachtungen über die Lungenschwindsucht bald erkannten, daß die ärztliche Thätigkeit sich zunächst völlig auf Reform der Lebensweise des von der Krankheit Befallenen verlegen müsse, so ist dies beim Krebse in einer sehr bemerkenswerten Weise nicht der Fall. Hier gilt vor allem die Arznei, welche sorgfältig ausgesucht werden muß und dann schon in kurzer Zeit Besserung des allgemeinen Befindens, bald darauf auch der örtlichen Umstände bewirken wird. Es versteht sich ja, daß auch der Krebskranke unter die möglichst günstigen Lebensbedingungen zu versetzen ist, um seine Herstellung zu erleichtern; eine günstige Aenderung ist jedoch davon nicht in so sichtbarer Weise abhängig wie beim Lungenleidenden. Gerade der schlimmsten Krankheitsform, eben dem Krebse gegenüber zeigt sich die erhabene Bedeutung der Begnadigung, zeigt sich, daß die „Naturärzte" als Bußprediger und Johannisjünger nicht die höchsten Sprossen der Heilkunst erklommen haben, daß das oberste Gesetz nicht in der schleunigen Umkehr, sondern in frei waltender Gnade liegt, der wir wohl vielleicht durch Lebensbuße näher kommen können, die aber den Gerechten zu überraschen liebt, indem sie scheinbar ihre Gunst an den Sünder verschwendet. — Aber dennoch ist es recht und gut, daß es Johannisjünger giebt in der heutigen ärztlichen Welt, welche Enthaltsamkeit und Umkehr predigen, und es ist ebenso zweifellos, daß die Menschheit besser stünde, wenn sie die Gebote der Mäßigkeit und Reinheit stets beherzigt hätte, ja es ist sehr wahrscheinlich, daß der durchgängig erhöhte Volksverbrauch an Fleisch, zumal Schweinefleisch, im letzten Vierteljahrhundert die Krebsdisposition gesteigert hat und daß jedermann gut thun würde, nur einmal täglich etwas Fleisch zu genießen, dagegen recht fleißig Obst, grüne Gemüse, Salate, Hülsenfrüchte und Mehlspeisen. — Dies gilt natürlich besonders für von Krebs schon Befallene; aber eine Wirkung solcher Diät samt etwa der ungewohnt angefangenen Lüftung, den Waschungen u. s. w. ist hier nicht zu erkennen, denn die Scene ändert sich erst, wenn das helfende Arzneimittel gefunden ist. — Dieses zu ermitteln kann schwierig sein, so daß durch Versuche Zeit verloren geht; in manchen Fällen ist es leichter und rascher gethan.

Das Arzneimittel, von welchem nicht vergessen werden darf, daß es selbst eine Art Krebsgift ist, muß nach den Regeln der homöopathischen Heilkunst zu-

bereitet und so fein zerteilt sein, daß es durch chemische Reagentien in dem Medium, wo es sich befindet, nicht oder kaum mehr nachgewiesen werden kann. Der menschliche Organismus, welchen der betreffende Stoff im speciellen Fall angeht, ist gerade auf diesen Anreiz besonders eingerichtet und gewissermaßen abgestimmt. Besteht dieses Verhältnis nicht, so ist der Stoff nicht die richtige Heilkraft; besteht es aber, so genügt auch die sehr kleine Menge, um eine Aenderung anzubahnen. Und hinter diesem therapeutischen Anstoß steht der dadurch mehr und mehr befreite innere Organismus des Menschen, stets bereit, augenblicklich Beschädigungen auszubessern, sobald ihm etwas Erleichterung zu teil geworden ist und sobald die Summe der erhaltenden Kräfte überhaupt noch einige Bedeutung hat! — Man muß freilich das Verhältnis der Krebserkrankung zum Heilmittel nicht allzu orthodox homöopathisch auffassen. Burnett, mein Londoner Gesinnungsgenosse, behauptet mit Recht, daß die Krebserkrankung als das Endprodukt innerorganischer Entwickelungen und Krankheitsanlagen meist nicht durch ein Mittel zu heilen sei, sondern daß man vielfacher Beeinflussungen und Rückgriffe bedürfe. So spielt z. B. Tuberculin bei ihm eine Hauptrolle, um den Organismus für die Heilthätigkeit in Krebsleiden anzuregen. Auch bedürfen viele Umstände, die sich in der Wahl und Wiederholung der Arzneigaben zeigen, noch der Aufklärung. — Es ist auch möglich, daß nicht alle wirksamen Mittel bei Krebs streng in homöopathischem Sinne wirken, wie dies bei den hauptsächlich genannten doch zweifellos der Fall ist. Genug indessen, daß wir die königliche Straße kennen, der innern Natur des Menschen beizukommen, und daß wir leuchtende Erfahrungen besitzen. Sie sind uns eine Gewähr dafür, daß an dem begonnenen Punkte weiterhin durch die Mauer gegraben werden wird, welche physisches und geistiges Unglück hier vor den noch viel zu schwachen und schüchternen Bemühungen der Aerzte aufgerichtet haben. —

Emil Schlegel.



Wilhelm Leibl († 5. Dezember), Carl Becker († 21. Dezember), Arnold Böcklin († 16. Januar).

Binnen Monatsfrist um die Jahrhundertwende hat der Tod dreimal in die deutsche Künstlerwelt hineingelangt und sich Opfer geholt: Hochbetagt starb der Ehrenpräsident der Königl. Akademie der Künste zu Berlin, zwei Tage nachdem man sein 80. Geburtstagsfest in weiten Künstler- und Freundeskreisen gefeiert hatte; noch in der Vollkraft seines Schaffens wurde der erst 56jährige Einsiedler von Aibling jäh hingerafft; hoch in Jahren schon, aber doch noch rüstig arbeitend bis zuletzt, mußte der Meister zu Fiesole den Pinsel aus der Hand legen. In die Geschichte der deutschen Kunst des 19. Jahrhunderts sind alle drei Namen eingetragen, sind auch die drei Künstler ganz verschieden zu bewerten.

Freundlich war das Los, das Becker beschieden gewesen. Glatt und eben verlief sein Weg, der rasch aufwärts führte. Die Not ist ihm nie nahe getreten, weder materielle noch seelische Künstlernot. Man muß sich vergegenwärtigen, wie

es in den Tagen der Herrschaft der „klassizistischen" farblosen Schule eines Cornelius um die Malerei in Deutschland stand, dann versteht man erst, wie das Auftreten Beckers mit seiner raffinierten Farbenfreudigkeit und seiner fabulierenden Romantik, die ihre Stoffe an der Hand Shakespeares mit Vorliebe aus den Tagen der Renaissance, aber auch des Rokoko mit ihrer Kostümpracht und andererseits aus dem farbenfunkelnden, sonnenleuchtenden Tagesleben des modernen Venedig sich holte — wie sie damals zündend wirken mußte. Heute liegen unsere Kunstideale allerdings auf wesentlich anderem Gebiete; heute verstehen wir unter Kolorismus nicht mehr äußere Effekte, sondern die Wiedergabe des intimen Stimmungsgehalts der Natur, und ich möchte sagen der Seele der Farbe; heute fragen wir nicht mehr nach Anekdote und Fabel, nach glänzender Theatralik im Vortrage, sondern wir verlangen tiefere Menschen- und Landschaftsschilderung, wiederum die Seele des Menschen und der Natur in dem schlichten Gewande der Wahrheit.

Und zu den Vertretern dieser Kunst, lange bevor sie auf den Schild gehoben wurde, gehörte Leibl. Gerade darum fiel es ihm so schwer, sich seinen Weg zu bahnen. Seine Besten lernt das deutsche Volk immer am schwersten schätzen. Auch Leibl wurde spät „entdeckt" und hatte dann noch lange mit Neid und Mißgunst zu kämpfen, bis er siegreich durchdringen konnte. Aus denselben Gründen, aus denen der in Motiven und Sprache so undeutsche Becker es bald zu großem Ansehen bringen konnte, mußte der urdeutsche Leibl so lange auf die gebührende Anerkennung warten. Ist doch der heute so berühmte Maler der „Dorfpolitiker", die schon aus dem Jahr 1878 stammen und auf der damaligen Pariser Weltausstellung Sensation erregten, und der „Dachauerinnen in der Kirche", die 1883 die Münchener Internationale Ausstellung zierten, und die jetzt eine der Perlen unserer Nationalgalerie bilden, erst Mitte der 90er Jahre in Berlin so recht bekannt geworden. Nur fünf Jahre konnte er sich seines lauten Ruhms erfreuen, an dem ihm aber dann wohl nichts mehr lag. Meister Courbet war es bekanntlich, der ihm seinen Weg gewiesen hatte. Aus Frankreich also kam ihm der neue Glaube, wie seinerzeit auch Becker, aber er wußte für diesen Glauben deutsche Ausdrucksformen zu finden. In aller Stille entwickelte er sich so zu einem der ersten Meister deutscher Kunst, und das, ohne daß er neuen Ideen, sei's auf dem Gebiete der Technik oder der künstlerischen Ausdrucksmittel, die Bahn gebrochen hätte. Den besten Niederländern und einem Holbein innerlich verwandt, stellte er sein großes Können in den Dienst einer heiligen Wahrheitsliebe. Schlicht und recht malte er seine Figuren und doch wurden es glänzende Bilder von größtem Reiz der Farbe und jener tiefen Charakteristik, die etwas vom Ewigkeitsgehalt des allgemein Menschlichen haben. Nicht „erzählt" er uns was, nicht sucht er zu „unterhalten", aber gerade darum sind seine Gruppen und Einzelfiguren lebendige, wirkliche Menschen, die selbst uns was zu sagen haben. Wenn Becker zu einer „Schule" gehörte, so war Leibl einer von denen, die Schule machen. Er bedeutet einen Eck- und Grundstein des stolzen Gebäudes deutscher Kunst, Becker — ein interessantes, anmutiges Detail in der farbigen Dekoration dieses Baues.

* * *

Und dann kam die dritte Botschaft: — Arnold Böcklin ist tot! Sie hat eine seltsame Wirkung: es ist, als wenn man in eine festgefügte und schön

gegliederte Mauer ein großes Loch schlüge, als wenn am hellen Tage es plötzlich finster würde, als ob am Sternenhimmel auf einmal einer der größten und leuchtendsten Sterne verschwände . . .

In Fiesole, seinem schönen Heim bei Florenz, das zu seiner Persönlichkeit und zu seinem Kunstwesen so gut paßte, ist er, der schon längere Zeit kränkelte, einer akuten Herzerkrankung erlegen. Wohl konnte man von dem Dreiundsiebenzigjährigen nicht mehr viel erwarten, griff er dazwischen auch immer noch wieder zum schöpferischen Pinsel, wie denn auch auf der letzten Sezessions-Ausstellung in Berlin ein neues Bild von ihm zu sehen war, das als Datum „1900" trug . . . Aber doch wird man nun, wo er tot ist, wieder einmal so recht sich dessen bewußt, was er uns war und was er bleiben wird. Er war einer von den ganz Großen. In noch anderem Sinne als Wilhelm Leibl. Wenn ich diesen als Eck- und Grundstein des Baus „Deutscher Kunst" bezeichnete — Böcklin war ein Turm dieses Baus, der weit hinausschaut über Länder und Zeiten. Ein eigenartiger Turm, Schmuck und Wahrzeichen des ganzen Baus zugleich.

Böcklin, der so lange Mißachtete und Verkannte, der, als er von Berufenen unter Auserwählten in seiner ganzen Bedeutung nahezu erkannt war, doch noch immer auf Unverstand stoßen mußte — nicht bloß bei den gleichgiltigen Philistern und bei giftigen Widersachern, sondern auch bei gewissen seiner oft nur die „Mode" des Böcklinkultus leichten Herzens mitmachenden Bewunderer — er stand über seiner Zeit, gleich jenem anderen deutschen Geistes- und Kunstheros. Goethe und Böcklin — zwei Wesen eigenen Gesetzes, nicht mit eigenem Maß zu messen.

Wie er über seiner Zeit stand, gewissermaßen das potenzierte Glaubensbekenntnis deutscher Malkunst des 19. Jahrhunderts, so stand er auch während seines mehr als fünfzigjährigen Lebenswerks allzeit abseits von dem Kampfe der Kunstübenden und von der leidenschaftlichen Bewegung des Kunstlebens in den beiden letzten Jahrzehnten, nur seine eigenen Wege wandelnd, den eigenen Zielen nachstrebend von jeher. Kein „Sonderling", sondern einer auf einsamer Höhe. Gerade darum blieb er so lange unverstanden, ist er es zum großen Teil auch heute noch. Und doch dabei, um wieder Goethe heranzuziehen, wie dieser der registerreichste Dichter der deutschen Neuzeit, so ganz ohne Zweifel der universalste Maler der Neuzeit überhaupt. Man vergegenwärtige sich nur einige seiner Hauptwerke, von der „Insel der Glücklichen" bis zu der „Toteninsel", von den Faun- und Tritonen- und Nereiden- und Centaurenfabeln bis zum „Prometheus" und zur „Pietà", von der „Susanna im Bade" bis zum „Schweigen im Walde", von den „Piraten" bis zu „Ritter Tod", von den „Feueranbetern" bis zum „Heimkehrenden Ritter" — wieviel Töne, Akkorde, Stimmungen. Dem ganzen Kreislauf menschlichen Empfindens, vom stillfrohen Genießen bis zur verzehrendsten Begierde, vom zarten Sehnen bis zu wildem Leidenschaftsausbruch, von naturwüchsigem Humor und behaglichem Lachen bis zu weltfremder Selbstgeißelung und erhabener Todesruhe, begegnen wir in seinen Werken. Von der beschaulichen Idylle bis zum leidenschaftbewegten Drama ist ihm keine künstlerische Ausdrucksform fremd. Er ist gleichzeitig bedeutsamer Landschafter und unvergleichlicher Schilderer der Menschen, farbentrunkener Phantast und gewissenhafter Realist. Aus dem Landschaftlichen eigentlich ist seine Figurenmalerei herausgewachsen, hier in gemütvoll idyllischen Formen, dort bis zu monumentaler Erhabenheit.

Das unstete Wanderleben des Basler Kaufmannssohnes und die Geschichte seines Kunstschaffens — heute kennen sie wohl ungezählte Tausende von den Gebildeten des deutschen Volks. Aber ungezählt sind auch noch die Tausende, denen Böcklin mit seinem innersten Wesen doch immer noch ein „unbekannter Großer“ oder „der große Unbekannte“ ist.

Sein Andenken kann man nicht besser ehren, als daß man dafür sorgt, daß diese künstlerische Vollnatur, die, weil sie eine solche war, mitunter auch vorbeigreifen und daneben fahren konnte und mußte, in ihrer ganzen Eigenart und in ihrer Wesensverwandtschaft hier mit den Dürer und Rembrandt und Rubens, dort mit der Antike und dem Botticelli und Tizian ein Gemeingut werde des künstlerischen Verständnisses aller Gebildeten seines Volkes.

Er ist während seines Lebens gerade genug verkannt und mißverstanden worden — es ist Zeit, daß man sich wenigstens nach seinem Tode in weitesten Kreisen klar macht, wer und was er war, uns und seiner Zeit, und was er bleiben wird für alle Zeiten. **J. Norden.**



Dramaturgische Revision.

Der dramaturgische Chronist kann diesmal nicht auf der Menschheit Höhen wandeln, von Gipfel zu Gipfel schreiten und Stimmungsvermittler höchster Kunstandachten sein. Eine schlichtere, weniger schwelgerische Rolle fällt ihm zu. Es gilt zu revidieren.

In diesem Monat hat in fast allen Theaterstädten Deutschlands ein Stück von Otto Ernst: „Flachsmann als Erzieher“, vor dem Publikum einen unbestrittenen Sieg davongetragen, einen glatten, bequemen Sieg, mit billigen Mitteln erkauft. Und eine Dichtung Hauptmanns: „Michael Kramer“, die unfertig zwar, nicht öffentlichkeitsreif in dieser Gestalt, aber doch wegen der angstvollen Zuckungen einer ringenden Seele der Teilnahme nicht unwert, sank gerichtet zu Boden. Sie kann und soll nicht gerettet werden. Doch zu revidieren gilt es.

Die Hörer wären mit Hauptmann gegangen, wenn sie sich geführt gewußt hätten. So aber fühlen sie sich in der Irre umhergetrieben von einem, der seine eigenen Gestalten nicht scharf und unerbittlich ins Auge gefaßt hatte.

Wie die dumpfen geschlagenen Menschen auf der Bühne im Nebel tappen und sich nicht ein noch aus finden, so ging es auch den Zuschauern ihrer Geschicke.

Hauptmann, der selbst einmal von der „Regenbogenbrücke“ sprach, von der wir die Menschen einer Dichtung sehen sollen, hat diesmal mit eigensinnigster Peinlichkeit danach gestrebt, uns nicht wissender zu machen, nicht schicksalseingeweihter als die Geschöpfe, die er vor uns wandeln läßt.

Von solcher Schicksalseingeweihtheit des dramatischen Beobachters hat Gottfried Keller in einem Brief sehr klug gesprochen: „Man wird dadurch zu einem göttlichen Genusse, zu einer Art Vorsehung erhoben, daß man vollkommen klar die ergreifenden Gegensätze einer Situation durchschaut, welche den beteiligten Per-

sonen selbst noch verborgen sind oder welche zu beachten sie im Drange der Handlung keine Zeit haben. Es sind dies die edelsten und reinsten, die einzig dramatischen Erschütterungen, welche stufenweise vorher schon empfunden und vorausgesehen worden sind; und wer nach ihnen trachtet, wird unfehlbar auf der Bahn innerer Notwendigkeit wandeln."

Hauptmann hat es diesmal anders versucht. Nicht göttergleich überschauen wir das Walten des Geschicks und die Gebärden der Menschen in seiner Hand, sondern ohnmächtig, mit Unwissenheit umnebelt, tasten wir mit ihnen an verschlossenen Thüren und undurchdringlichen Wänden. Wir sind blind mit den Blinden, wir erfahren wenig von den Personen, wir sehen nur ihr äußeres Abbild im Licht der zufälligen Situation. Wir blicken nicht hinter die Kulissen der Seelen, und ein Wort aus diesem Drama, das der Maler Lachmann von dem alten Michael Kramer sagt: „Man möchte ein Stück seines Inneren sehen", wird am meisten nachgefühlt.

Vor allem ein Stück des Innern von Arnold Kramer, dem Schmerzenssohn des Alten. Denn vom Vater und Sohn handelt das tragische Spiel.

Der Vater, von allen Gestalten am klarsten ausgesprochen, ein schwerblütiger, grübelnder Künstler. Kein Genialer, Leuchtender, und auch kein leichtsinniger, stimmungstrunkener Bohémien, wie der Kollege Crampton. Eckig, rauh, von außen plump, haarbuschig, mit finsterem Ernst und mit der strengen Härte der Wahrhaftigkeit. Kein Künstler der leichten Füße und Hände, kein Nietzschescher Tänzer, ein holzgeschnitzter Deutscher, der mit sich und anderen widerborstig brummt. Genie ist ihm Fleiß, und Schaffen Arbeit. Doch dies Wort Arbeit dünkt ihm nicht gering und unwürdig des Künstlers, es ist ihm etwas Hohes; die Arbeit segnet ihn, den frommen Maler mit vielem Fleiß.

Ihm gegenüber der Sohn. An der Vorstellung des Sohnes hängt für den Vater ein höheres Hoffen, ein Hoffen, das ihn hinausführt über sich selbst, eine religiöse Vorstellung von der Vollendung und Erfüllung alles dessen, was sein eigener eingeengter Wille nicht hat schaffen können.

Wie ward ihm dieser Sohn? Im ersten Akt schon sehen wir ihn. Er erscheint als ein Verkommener, Ungeratener. Mißgestaltet, von verkrüppeltem Körper, verwachsen; und dabei hämisch, boshaft, mit sich und der Welt zerfallen, eine Qual und Last sich und den andern.

Zwei Andeutungen kommentieren diese Gestalt näher, ohne sie uns zu verinnerlichen. Wir hören von einer harten Jugend und von der strengen Hand des Vaters, die diese trotzige Natur nach seinem Willen beugen und ziehen wollte und sie dadurch noch mehr verstockte, und wir hören auch, freilich nicht überzeugend genug, von den glänzenden aber verlotterten Anlagen dieses Gezeichneten. Weiter wird uns diese Gestalt nicht erschlossen.

Nur ein äußeres Moment kommt noch hinzu. Wir erfahren von der Leidenschaft dieses Unseligen für die banale Kellnerinnenschönheit einer Gastwirtstochter, in deren Kneipe er die Nächte vertrinkt und sich zum Gespött der platten Gäste macht.

Mehr nicht. Wir sehen nicht, was hinter den Grimassen und der äußerlichen Karikatur dieses Menschen steckt, und was in seiner Seele sich regt!

Eine Scene giebt es, da glaubt man, die eisernen Reife werden springen und wir werden schauen. Mit wunderbar eindringendem Ernst und mit einer

Größe der Wahrhaftigkeit, in heiliger Herzensangst ringt da der alte Michael Kramer noch einmal um das Vertrauen des Sohnes. Er kämpft um ihn mit Menschen- und Engelszungen und einer eifernden Liebe, die aus der verbitterten, grämlichen, gedrückten Altmännergestalt in dem ungeschlachten Rocke eine innere Schönheit leuchten läßt. Doch der Junge bleibt verstockt und macht sein halb verprügeltes, halb verschmitztes Gesicht.

Man wird nun ungeduldig. Diesen Arnold empfindet man als ein Zerrbild. Man glaubt, der dritte Akt wird endlich tiefere Blicke geben.

Doch der ist der äußerlichste von allen und er zeigt, wie wenig planmäßig und wie unsicher tastend dieses Stück von Hauptmann zusammengefügt ward. Der Akt bringt eine Katastrophe. Doch nicht von innen heraus erleben wir sie; wir sehen sie mit an, wie einen Straßenauflauf, an dem zufällig unser Weg vorüberführt. Der Akt zeigt jene Gastwirtschaft, die Stätte der quälerischen Vergnügungen des Verkrüppelten. Seine groteske Leidenschaft und die höhnischen Hänseleien der traurigen Gestalt durch die vom Dichter in groben, chargenmäßigen Farben gemalten Stammtischler werden vorgeführt. Die Steigerung dieser Scenen bis zu Arnolds sinnloser Gereiztheit spielt aber nicht auf der Bühne, sondern im Nebenzimmer. Die Füllung der Hauptscene wird indessen auf das Mühseligste dadurch bestritten, daß Arnolds Schwester Michaline und der Maler Lachmann, die den trübseligen Chorus des Schauspiels bilden, in der Kneipe erscheinen und langatmige Jugenderinnerungen reicher an Worten als an Gefühl spinnen müssen. Während dessen besiegelt sich nebenan Arnolds Schicksal. In jähem Wutanfall bedroht er seine Peiniger mit dem Revolver. Er wird ihm entrissen, und wir sehen nur noch, wie der Gescheuchte und Gehetzte irren Blickes davonstürzt.

Wir sehen ihn nicht wieder und wir erfahren nie, was sich in dieser Mißgestalt, von Häßlichkeit überwuchert, barg, denn im letzten Akt liegt er, für immer stumm, auf der Bahre in seines Vater Studio, ein toter Mann, der freiwillig das Leben von sich warf.

Dieser vierte Akt ist der Akt vom Tode. In diesem Akte erst werden uns vom Dichter die Augen geöffnet. Erst jetzt erkennen wir, was ihn trieb. Drei Akte lang führte er durch die traurig lächerliche Banalität des Lebens. Er wollte vielleicht — so unzulänglich es ihm auch gelang — zeigen, wie dumpfe Menschen „wandeln und weiden in dunkelm Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens, gebeugt vom Joche der Notdurft".

Nicht wissender als sie sollten wir sein, damit wir nun gleich wie der alte Kramer vor dieser Bahre wie vor einem furchtbaren Rätsel stehen, das sich nie enthüllen wird. Wir sollen mit dem Alten die tragische Erhebung spüren, daß der Mißgestaltete, der im Leben lächerlich und klein erschien, nun durch den Tod und seine Weihe erhaben feierlich gesteigert ist. Ein Wort des Novalis drückt die Stimmung dieses Aktes aus: „Durch den Tod wird das Leben poetisch."

Im Tode erst wird der Sohn dem Vater das, was seine ganze Hoffnung war. „Was jetzt auf seinem Gesicht liegt, das alles hat in ihm gelegen. Das fühlt' ich, das wußt' ich, das kannt' ich in ihm und konnte ihn doch nicht heben, den Schatz. Nun hat ihn der Tod gehoben. Nun ist alles voll Klarheit um ihn her, das geht von ihm aus, von dem Antlitz . . ."

Die Weihe des Todes, die dieser armseligen Beute schadenfrohen Schicksals den Märtyrerschein verleiht, sie reißt auch Michael Kramer aus der bedrückten

Enge „augenblicklichen beschränkten Lebens“: „da wird man niedergebeugt. Doch was sich herbeiläßt, uns niederzubeugen, ist herrlich und ungeheuer zugleich.“ Der verkümmerte Alte wächst an dieser Bahre, von seiner dunklen, unscheinbaren Gestalt leuchtet's, wie von den Kerzen, die er seinem Sohne angezündet, die Schauer der Ewigkeit umwittern ihn. Und er fühlt in einem höchsten Moment alles: das Leid der Welt und die Erlösung, „man soll sich nicht ängsten in der Welt, der Tod ist die mildeste Form des Lebens, der ewigen Liebe Meisterstück“.

Ich bin in der Erinnerung an diesem Stück noch einmal vorübergegangen und habe versucht, den Eindruck zu notieren: die kühle Beobachtung, das enttäuschungsvolle Kopfschütteln während der ersten Akte, die starke, voll nachklingende Situationsstimmung des Ausgangs. Will man zusammenfassen, so ließe sich auf Grund des hier vorgelegten Stoffes folgendes sagen.

Dies scheint eine Dichtung für den letzten Band gesammelter Werke, ein Fragment. Eine sehr tief und innerlich erfaßte Stimmung — ein Vater an der Leiche des Sohnes, den er im Tode erst erkannt; die Andacht zum Tode, durch die ein Gebundener, Bedrückter, Dumpfer frei wird — schuf eine Situation ergreifenden Gefühls, eine Pietätsituation, ergreifender noch dadurch, daß es nicht die weichen, zärtlichen Mutterschmerzen sind, sondern die rauheren, spröder sich erschließenden des harten Mannes.

Das ward lebendig gefühlt und ausgestaltet. So hätte es als Fragment gedruckt werden dürfen. Man hätte verstanden. Nun aber wurden in schneller, und nicht liebevoller Arbeit die Voraussetzungen in drei dürren Akten dazu gemacht, mit mageren Mitteln, einer für die Hauptmannsche sonst so farbige, an mannigfachen Lichtern und spielenden Detailzügen reiche Charakteristik auffallend blassen, saftlosen Konturierung der Personen, einer geradezu unerlaubt saloppen Technik, einer unglücklichen Handlungsführung, die beinah eigensinnig darauf auszugehen scheint, statt innerer Verbindung zwischen den Gestalten und den Zuschauern völlige Entfremdung herbeizuführen. So weit, daß man im dritten Akt sich sagt: Was gehn uns nur diese Menschen an, die es bis jetzt noch nicht verstanden haben, auch nur einen kleinen Teil unseres Miterlebens zu erobern, und die uns im Grunde nur die oberflächlichsten Abendbekanntschaften sind! Das hat manchem natürlich auch die Stimmungsfähigkeit für den Akt vom Tode beeinträchtigt.

Diese Dichtung gleicht ihren Geschöpfen, sie ist selbst Kramersch: eine Seele schwingt in ihr, aber ihr Körper ist mißraten.

* * *

Der praktische Herr Otto Ernst hat in seiner Erfolgskomödie besser vorgesorgt. Klarheit, meine Herren, vor allem Klarheit und den Mund auf dem richtigen Fleck! Er hat ein Märchenstück für große Kinder gemacht. Die poetische Gerechtigkeit hat die offenste Hand, und wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

Angeblich handelt es sich in diesem „Flachsmann als Erzieher“ um den Gegensatz zweier pädagogischer Anschauungen: des engherzigen, schablonenmäßigen Schulmeisterdrills mit Paragraphen, Regeln und Formenkram, und der geistig frischen Gemüts- und Verstandeserziehung, der Kindergärtnerei im höchsten Sinne.

Das erste, Pedantische, Tötende wird durch den Oberlehrer Flachsmann, das zweite, Lebendige und Lebenspendende durch den Genialpädagogen Flemming

vertreten. Diese Gegensätze sind aber für ein buntes Puppentheater nicht fruchtbar genug. Otto Ernst griff also tiefer in den Farbentopf und strich dicker an. Flachsmann ist nicht nur ein Pedant, sondern ein bösartiger Idiot, der im Stil von Kasernenhofblüten doziert, Fragen stellt wie folgende: „Was wird bei der Hochzeit zur Familie gelegt?“ und darauf die prompte Antwort erwartet: „Der Grund“.

Und nicht nur ein bösartiger Idiot ist er, er muß auch noch die Rolle des Wüstlings übernehmen und mit lüsternen Blicken eine kinderreiche Witwe, die voll Herzensangst seinem Scholarchenthrone naht, beäugen.

Und damit noch nicht genug, Otto Ernst macht kurzen Prozeß mit ihm und entlarvt ihn schließlich einfach als Schurken und Betrüger. Flachsmann ist gar kein richtiger Oberlehrer, er hat sich mit gefälschten Zeugnissen nur auf diesen Posten geschwindelt.

Daß durch diese bös theatralisch wirkende Entlarvung das völlig illusorisch wird, was Otto Ernst so brustvoll betont, der Gegensatz der Lehranschauungen, das merkt der Biedere gar nicht. Der Konflikt zwischen dem geistigen Befreier und dem geistigen Zwingvogt, und der Sieg des guten Prinzips über das schlechte wird dadurch ganz gegenstandslos, daß der Gegner nicht wegen seiner Lehrereigenschaften unterliegt, sondern weil er ein Betrüger ist. Durch die kriminalistische Pointe wird der Fall ins Schiefe verzerrt. Flachsmann ist nun der richtige Theaterbösewicht, der als Heuchler eigentlich in schleichenden Gummischuhen gespielt werden müßte. Und der Schulrat, der als gütige Vorsehung, eine Art Kaiser Joseph ex machina im bürgerlichen Ueberrock, aus der Versenkung zur Vollstreckung der poetischen Gerechtigkeit aufgeht, hat nur zu recht, wenn er sagt: „Eigentlich dürfen wir aber froh sein, daß der gute Flachsmann uns eine so glatte Reinigung ermöglicht hat. So schlank geht's aber nicht immer.“ Otto Ernst kann sich diese unfreiwillige Selbstkritik seiner allzu billigen Mittel getrost annehmen, wenn er auch jetzt keinem Schulrat mehr untersteht.

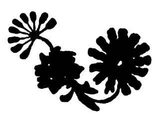
Diese Revision darf nicht die Frage nach dem Grund des allseitigen Erfolges dieses Stückes umgehn. Er liegt teils in der faustdicken einseitigen Charakteristik, die nichts im unklaren läßt, die aufs unzweideutigste sofort die Rollen verteilt und das Publikum orientiert, wer der Sympathische, wer der Unsympathische ist und auf welche Seite der Gutgesinnte sich zu schlagen hat. Das nenne ich eben billige Mittel.

Hebbel war sehr stolz darauf, daß in seiner Maria Magdalena alle Personen recht haben. Daraus kommt die wahre tragische Wirkung, daß diese verschiedenen in den Charakteren innerlich wurzelnden Rechte miteinander in Konflikt kommen, und daß wir dabei nicht Partei werden, sondern mit allen mitfühlen, weil uns tief bewußt wird, hier handelt jeder nur so, wie er aus seines Wesens Zwang heraus handeln muß. Bei Otto Ernst aber giebt es schulmeisterlich schlechte und gute Zensuren. Wenn auf den Flachsmann — er war von je ein Bösewicht — aller Schatten fällt, so wird Flemming im Gegensatz dazu der bengalisch bestrahlte Löwe der Schule. Nicht nur Kinderfreund ist er und pädagogisches Ingenium, er strotzt auch von immenser Bildung, und der Schulrat wird sich gleich morgen von ihm über Nietzsche und Schopenhauer weitere Aufschlüsse geben lassen; und nicht nur das, er ist auch ein Sturm- und Dranggenie, ein Eschstruthscher Held, der vor überquellender Lebensluft nachts um drei nach einem

Symposion mit vollen Kleidern in den Bach springt, sich auszuschwimmen. Eigentlich, um Genie mit Edelmut zu paaren, hätte er dabei die von des Flachsmanns lasterhaften Nachstellungen bedrohte kinderreiche Witwe aus den Wellen retten müssen. Merkwürdig, daß auf solche plumpe Knüppelcharakteristik sonst ganz Einsichtige hereinfallen und ernsthaft Anteil nehmen.

Ein weiterer wesentlicher Erfolgsgrund liegt darin, daß dies Stück bunt garniert ist, es gehört zum Genre der illustrierten Stücke. Der Probekandidat, der Rosenmontag verdanken ihren Erfolg gleichfalls dieser genrehaften Ausschmückung mit allerlei bildlichen und anekdotischen petits fours. Wie der Rosenmontag das dankbare Milieu des Kasinos in intimen, flotten Zeichnungen aufrollt, so läßt Otto Ernst uns in die Schulstube, ins Konferenzzimmer sehen und im Genrehaften ist er auch sehr frisch und lustig. Er hängt allen seinen Lehrertypen ein drolliges Zöpfchen an, das immer zur rechten Zeit in Schwingung gebracht wird, er läßt sich das komische Orginal eines Schuldieners und Unteroffiziers a. D. nicht entgehen, er fördert aus seiner Erinnerungsmappe ulkige Entschuldigungszettel zu Tage. Doch nur ein Scheinleben ist das. Sobald es ernst wird, erstarren diese Figuren wieder.

Und wenn Michael Kramer zweifellos ein Totgeborener ist, er ist doch ein Stück Menschentum. Der Flachsmann aber ist ein automatisches Wachsfigurenkabinett, an dem nur die Requisiten echt sind. **Felix Poppenberg.**



Stimmen des In- und Auslandes.

Was liest der deutsche Arbeiter?

Es ist eine lehrreiche Enquete, deren Ergebnisse Pastor Dr. Pfannkuche kürzlich unter dem oben stehenden Titel veröffentlicht hat.*) Er hat sich an alle Fachverbände der deutschen industriellen Arbeiter, an Arbeitervereine und durch ihre Wohlfahrtseinrichtungen bekannte Fabrikleitungen u. s. w. gewandt und um Beantwortung eines Fragebogens bez. Bibliotheksverhältnisse der betr. Organisation gebeten. Sein Büchlein berichtet nun über die eingelaufenen Antworten, ordnet sie nach bestimmten Gesichtspunkten und zieht aus dem Material Folgerungen allgemeiner Natur. Weitaus am zahlreichsten sind die Antworten aus den (vorwiegend soz.-dem.) Gewerkschaften eingelaufen. Nur auf sie und ein paar in den Bibliotheksverhältnissen ihnen ähnliche Arbeitervereine bezieht sich das Folgende.

Es handelt sich dabei um 37 Organisationen mit fast 25000 Mitgliedern und fast 22000 Bibliotheksbänden, auf die im Jahre etwas über 37000 Aus-

*) Erschienen bei J. C. B. Mohr, Tübingen und Leipzig. 79 S. Preis Mk. 1.20.

leihungen kamen. Es ist also nur ein Ausschnitt aus der deutschen Arbeiterschaft, auf den die Beobachtungen gehen, aber ein für die Beantwortung der allgemeinen Frage besonders wichtiger, weil er intellektuell höchststehende und daher auch relativ meist lesende Arbeiter umfaßt. Ist ferner auch als selbstverständlich zuzugestehen, daß die Angehörigen jener Organisationen thatsächlich mehr und anderes gelesen haben, als gerade die entlehnten Bibliotheksbücher, so sind die Zahlen der Enquete doch groß genug, um Rückschlüsse darauf zuzulassen, welchen Gebieten der Litteratur sich das Interesse der Arbeiter vorwiegend zuwandte; und das um so mehr, als einerseits die in Frage kommenden Bibliotheken ihre Entstehung wie Ausbildung ausschließlich der eigenen Initiative der Arbeiter verdanken, und andererseits die Verteilung der Ausleihungen auf die verschiedenen Litteraturgebiete durch fast alle einzelnen Bibliotheken in auffälliger Weise die gleiche ist. — —

Die meisten Benützer der Bibliotheken lasen, um sich zu unterhalten. So beansprucht die „schöne Litteratur" überall die höheren Zahlen sowohl im Bestande der Bibliotheken als auch in den Ausleiheziffern. Als die beliebtesten Dichter bezw. Unterhaltungsschriftsteller erscheinen den Ausleihjournalen zufolge: Zola, J. Verne, Marlitt, Gerstäcker, Heine, Spielhagen, Auerbach, G. Freytag, Scott, Hackländer. Daß „die Marlitt" an dritter Stelle steht, ist betrübend. Ich bin geneigt, den Frauen und Töchtern der verheirateten Gewerkschaftler einen Teil der Schuld zuzuschieben. Daß die Klassiker hinter jenen zehn zurückstehen — Goethe kommt an 12ter Stelle, Schiller an 16ter, Shakespeare an 20ster — erklärt sich wohl zum Teil dadurch, daß von ihnen billige Ausgaben oft in Privatbesitz sind. Einen Menschen, der nicht zum mindesten einige klassische Reclamhefte hätte, giebt's ja wohl gar nicht. Unter den Neuern sind natürlich Hauptmann und Sudermann am stärksten vertreten. Ibsen — siehe Reclam.

So bietet diese Statistik der schönen Litteratur im allgemeinen wenig Auffälliges. Der Geschmack, der sich in ihr kund thut, ist nicht schlechter und kaum viel besser als bei klein- und großbürgerlichem Durchschnitts-Publikum; steht immerhin hoch über dem Niveau des Kolportage-Romans — den die Bibliothekare begreiflicherweise mit annähernd derselben Wut bekämpfen, wie „die Vereinssimpelei der Vergnügungs- und Klimbim-Vereine". —

Wertvoller sind die Aufschlüsse, die uns über die Richtungen des Interesses auf dem Gebiete der „belehrenden Litteratur" gegeben werden. Scheidet man von den hierher gehörigen Büchern die ca. 700 Entleihungen von Naturheilbüchern und Gesetzessammlungen aus, die beide vermutlich in unmittelbar praktischem Interesse verlangt wurden, und ebenso die teils der Unterhaltungs-, teils der belehrenden Litteratur angehörigen Reisebeschreibungen (Nansen, „In Nacht und Eis" wurde 106 mal gelesen), sowie die 1800 Entleihungen gewerblicher Fachlitteratur — so läßt sich das Gros der ausgeliehenen Bücher belehrenden Inhalts in zwei Hälften scheiden: einerseits Bücher, welche sich auf die Entwicklung in Natur-, Kultur- und Geistesleben beziehen, andererseits solche, welche die neuere politische Entwicklung und Fragen der Gegenwartspolitik zum Gegenstande haben.

In der ersten Hälfte läßt sich eine scharfe Scheidung in Unterabteilungen kaum durchführen. Am ehesten kann noch die Kulturgeschichte — mit dem überhaupt häufigst gelesenen Buche Bebels, „Die Frau 2c." an der Spitze — als ein

für sich geschlossenes Gebiet gelten, obwohl von hier die Grenze zur zweiten Hälfte, der politischen und parteigeschichtlichen, eine fließende ist.

Was aber unter den Werken der modernen Naturerkenntnis verzeichnet steht, zieht seine Reihe von Spamers Buch der Erfindungen und rein botanischen oder zoologischen Werken wie Brehms „Tierleben" zu rein naturphilosophischen bezw. metaphysischen Büchern, wie Büchners „Kraft und Stoff". Die Glanzzeit des letztgenannten Werkes ist vorüber. In der betreffenden Ausleiheliste steht es an zehnter Stelle mit 39 Ausleihungen. Der „reine" Materialismus geht dem Tode entgegen. Und Darwin ist sein Erbe. „Darwiniana" (Darwin, Häckel 2c.) stehen an erster Stelle mit 182 Ausleihungen, und nach Bommelis Geschichte der Erde folgt Avelings „Darwinsche Theorie" noch für sich mit 128 Ausleihungen. Darwinsche Entwicklungslehre ist es, was auch den andern meist gelesenen naturwissenschaftlichen Werken als philosophischer Untergrund Ton und Färbung giebt.

Und blättern wir weiter nach der Gruppe, die die „religiöse Entwicklung" umfaßt: „Moses oder Darwin? eine Schulfrage von A. Dodel" steht obenan und Büchners „Gottesbegriff" fand nicht halb so viel Leser. Klar und deutlich tritt hervor, daß die Frage nach Weltschöpfung und Weltentwicklung die eine Fundamentalfrage des modernen Arbeiters ist, der nach Büchern greift, aus denen er Aufschluß über religiöse Dinge erwartet. Und die Frage nach der historischen Wahrheit des überlieferten Lebensbildes Jesu ist die andere. Lommel, Dulk, Nieuwenhuis und Renan sind die Männer, denen er dabei sein Vertrauen schenkt; positiv christliche Autoren fehlen unter den Verfassern der viel gelesenen Bücher.

Und doch ist das religiöse Interesse rege. „Bücher, welche die Religion behandeln, werden immer gelesen," berichtet ein Bibliothekar, und wenn ein anderer, der allerdings das Bildungsinteresse seines Kreises überhaupt niedrig einschätzen muß, dem widerspricht, so giebt die Statistik doch dem ersteren recht. Auch bezüglich derer, die ungern größere Bücher lesen: 551 mal sind Broschüren über Christentum und Religion ausgeliehen, eine Zahl, die nur um 200 hinter der der politischen Broschüren zurücksteht. Allerdings sind auch hier die Autoren der meist gelesenen Schriften Gegner des Christentums, und sieht man nur auf die Namen und Zahlen der Statistik, so könnte man leicht auf den Gedanken kommen: schließlich sei es doch gar nicht ein religiöses Interesse, was die Leser zu jenen Schriften greifen ließe, sondern nur das Interesse des Widerspruchs gegen alle positive Religion und das Verlangen, sich etwaiger Reste persönlich empfundener sittlich-religiöser Bindung vollends zu entledigen. Wer aber unsere Arbeiter kennt, weiß, daß das nicht richtig ist. Und wer die Geschichte des geistigen Lebens des letzten Jahrhunderts kennt, weiß, daß der Ursachen viele waren, die das Zusammengehen der modernen Arbeiterbewegung mit antichristlicher „Aufklärung" — wie die Allianz zwischen anti-sozialistischem Konservatismus und den das Wort führenden Vertretern des Christentums verschuldet haben. Eine Konstellation, die bis heute nachwirkt in den Gewerkschaftsbibliotheken. — Die Verfasser jener antichristlichen Schriften waren zum großen Teil Vorkämpfer der Arbeiterbewegung — das empfiehlt sie von vornherein dem Arbeiter, der bewußt im Klassenkampf steht. Die Apologeten des Christentums aber glaubten nur zu oft, nebenbei auch den Sozialismus bekämpfen zu sollen. Zudem: Jene Gegner des Christentums konnten dem Arbeiter auch in schwierigeren Fragen der

theoretischen Weltanschauung leichter verständlich werden, weil sie seine wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Anschauungen und Ziele, und damit viele Voraussetzungen allgemeiner Weltanschauung teilten; populär-wissenschaftliche Werke aber von Christen, die selbst auf dem Boden des Sozialismus stehen, fehlten ganz — wenn man absieht von dem erst im letzten Jahre erschienenen Buche Carrings über das Gewissen.*) Von der Zukunft ist ein Fortschritt in der Neutralität, sowohl der Gewerkschaften gegenüber religiösen Fragen, wie des organisierten Christentums gegenüber der Sozialpolitik der Gewerkschaften zu erwarten. —

Einen geringeren Raum als die Bücher, welche Fragen des Natur- und Geisteslebens behandeln, nehmen diejenigen ein, die sich auf die politisch-geschichtliche Entwicklung im allgemeinen, auf die Tagespolitik im speziellen beziehen. Zwar nicht in den Schränken der Bibliotheken, in denen gewöhnlich die Rubrik „Politik" verhältnismäßig am reichhaltigsten ausgestattet ist, wohl aber in den Ausleiheverzeichnissen. Es wird das überraschend sein für alle, die im sozialistischen Gewerkschaftler eine extreme Spezialität des ζωον πολιτικον zu erblicken gewohnt sind. Zwar ist ja gerade hier besonders zu betonen, daß die Bibliotheksbücher nur einen Teil der Lektüre leseeifriger Gewerkschaftler ausmachen; daß die Zeitung ihn überreich mit Tagespolitik versorgt und daß sein Gewerkschaftsblatt ihn sozialpolitisch einigermaßen auf dem Laufenden halten kann. Aber die Schätzung Pfannkuches mag doch wohl annähernd das Richtige treffen, daß nämlich bei den geistig regsamsten Naturen unter den Gewerkschaftlern sich im allgemeinen das Interesse für Fragen des Natur-, Kultur- und Geisteslebens zu dem Interesse für die politische Entwicklung verhalte wie 17 : 10. — Daß die Bücher dieser Gruppe fast durchweg sozialdemokratischer Richtung sind, nimmt nach dem bereits Gesagten nicht wunder. Nur die größeren Gewerkschaften werden etwas weitherziger. So stellt vor allen der größte Buchdruckerverein neben Zimmermann — Treitschke, neben Marx und Kautsky — Schulze-Delitzsch und Brentano, wie er in Philosophie und Religion neben Strauß und Dodel — Kant und Chr. E. Luthardt Raum gewährte. — Auch in dieser Beziehung dürfen wir von der in der Gegenwart sich durchringenden Neutralitätsbewegung der Gewerkschaften Fortschritte erhoffen. —

Nach alledem erscheint es berechtigt, wenn Dr. Pfannkuche — nicht nur auf Grund dieser Enquete — urteilt, daß das Verlangen nach geistiger Fortbildung in den Kreisen der organisierten Arbeiterschaft ein sehr hohes sei, ein ungleich höheres als z. B. in den Schichten der Handwerker und kleinen Gewerbetreibenden. Selbstverständlich sind es auch hier nur einzelne, die in ihren Freistunden wirklich geistig intensiv „arbeiten", aber für die Stimmung dieser Kreise ist charakteristisch, daß die Bibliothekare, obwohl sie sonst viel zu klagen haben, immer wieder anerkennen, daß für die Bibliothek die Gelder immer gern bewilligt würden. Sind diese Summen in schwächeren Gewerkschaften auch nicht allzu hoch, so verdient es doch volle Anerkennung, wenn z. B. die Holzarbeiter in Dresden ihrem Bibliothekar 300 Mk. auf einem Brett bewilligten, oder zwei Sektionen des Buchdruckerverbandes wie das Stuttgarter Gewerkschaftskartell alljährlich gegen 700 Mk. für die Bibliothek über hatten.

*) G. Carring: Das Gewissen im Lichte der Geschichte, sozialistischer und christlicher Weltanschauung. Berlin. Akad. Verlag für soziale Wissenschaft. 125 S. 2 Mk.



Was endlich den Leseeifer in den Gewerkschaften verschiedener Branchen anlangt, so kann Dr. Pfannkuche mit Recht aus seiner Statistik die Folgerung ziehen: „Das größte Lese- und Bildungsinteresse haben diejenigen Gruppen der Arbeiterschaft, welche den höchsten Lohn, die kürzeste Arbeitszeit und die beste Organisation haben." Das zu Trost der bänglichen Seelen, die da meinen, bei mehr Lohn und weniger Arbeit würden die Arbeiter nur um so länger im Wirtshaus sitzen. In einzelnen Fällen zeigt die Statistik ganz auffällig, wie schon geringe Kürzung der Arbeitszeit bei sich gleichbleibendem Lohn sofort die Bibliotheksbenützung hob. Nimmt man hinzu, daß die Auswahl des Lesestoffes, den die Bibliotheken der Arbeiterorganisationen ihren Leuten bieten, so einseitig sie auch sein mag, doch weit über dem steht, was sonst der in der Arbeiterwelt schwunghaft betriebene Kolportagebuchhandel und gewöhnlich auch die kleinen Buchbinderbuchläden zu bieten haben, so bildet auch das einen Beweisgrund für den Satz des Pastor Pfannkuche, der noch manchen von anderer Seite*) kommenden Beweis zuläßt: „Jede Förderung der freien Arbeiterorganisationen bedeutet zugleich eine Förderung des geistigen und sittlichen Niveaus der deutschen Arbeiterschaft." — —

Es ist ein dankenswertes Büchlein, das Dr. Pfannkuche uns vorlegt, und manchmal gar kurzweilig zu lesen. Und doch steht manches in ihm wie eine Anklage vor uns. Wie eine Anklage an die, die schreiben können, und eine Anklage an die, die lesen können. Die erstere tritt besonders vor uns, wenn wir uns besinnen, was den Dodels, Corvins, Dulks und Nieuwenhuis entgegenzustellen wäre. Die letztere formuliert Pfannkuche selbst: „Der empfindlichste Mangel, an dem die Arbeitervereinsbibliotheken kranken, ist der Mangel an litterarisch geschulten Kräften, die entweder nicht zur Mitarbeit herangezogen wurden oder nicht zur Verfügung standen. Bei der hervorragenden Gleichgiltigkeit, welche die Träger der Bildung in Deutschland den Arbeiterverhältnissen entgegenzubringen pflegen, ist das letztere das wahrscheinlichere."

Ich verkehrte mit einem außerordentlich intelligenten Bibliothekar einer Gewerkschaft. Der sagte mir: „Sie sind der erste gebildete Mann, der sich um mich bekümmert." Er war 35 Jahr alt. **Mannerd.**



Die Heirat Ludwigs XV.

Selten ist eine Fürstenehe so sehr das Produkt eines nicht einmal staatspolitischen, sondern des reinsten Hofintriguenhandels gewesen, wie die des schwächlichen Urenkels Ludwigs XIV. Ein kürzlich erschienenes Buch von Henry Gauthier-Villars (bei Plon in Paris), das die Heirat Ludwigs XV. nach neuen Dokumenten und einer bisher unveröffentlichten Korrespondenz Stanislaus Leczinskis erzählt, bringt darüber interessante Aufschlüsse. Als elfjähriger Knabe war Lud-

*) Vgl. z. B. das Büchlein Sombarts: Dennoch! Aus Theorie und Geschichte der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung. Jena 1900. 121 S. 80 Pf.

wig mit der gar erst dreijährigen Infantin Maria Anna Viktoria von Spanien verlobt worden, um das 1721 vom Regenten Philipp von Orleans geschlossene „unlösbare“ Bündnis zwischen Frankreich und dem Pyrenäenreich zu besiegeln. 1723 starb der Regent, der Herzog von Bourbon riß die Regierung an sich, und dessen Favoritin, die Marquise de Prie, suchte nun mit allen ihr zu Gebote stehenden Ränken und beglückt vom Zufall es zu vereiteln, daß der junge König eine Gemahlin erhielt, die ihr, der allmächtigen Favoritin, hätte gefährlich werden können. 1724 dankte König Philipp V. von Spanien ab zu Gunsten seines Sohnes Luis, und jetzt war guter Grund gegeben, daß „der König von Frankreich nicht die Tochter eines Exmonarchen heiraten konnte“. Die wahre Ursache dieser Absage, an der das „unlösbare Bündnis“ gar schnell in die Brüche ging, war, daß der neue spanische König, Luis I., dem gefälligen Ehemann der Marquise de Prie nicht die Grandenwürde verleihen wollte. Dafür hätte aber damals Frankreich das in unseren Tagen so enthusiastisch von ihm begrüßte Bündnis mit Rußland bereits haben können. Kaiserin Katharina I. hatte dem Kabinett von Versailles eine Verbindung ihrer fünfzehnjährigen Tochter Elisabeth mit dem ungefähr gleichaltrigen Ludwig vorschlagen lassen. Indes der Madame de Prie war die nordische Fürstentochter „d'un sang trop neuf“, die Rasse schien ihr denn doch zu energisch und selbstbewußt, und es gelang ihr, den russischen Plan zu hintertreiben. Nunmehr wurde im Pariser auswärtigen Amt ein Verzeichnis sämtlicher heiratsfähigen Prinzessinnen Europas angelegt, ein „Estat général des princesses en Europe qui ne sont pas mariées, avec leurs noms, maisons, âge et religion“. Es waren ihrer achtzig, davon schieden 24 gleich aus als zu alt, 29 als zu jung, 10 (deutsche!) Prinzessinnen als zu arm oder „de trop petite maison“; blieben 17, von denen endlich vier in die engere Wahl kamen: die beiden Schwestern des Herzogs von Bourbon selbst und zwei Töchter des Königs von England. Der Minister entschied sich für die ältere Engländerin, aber er wußte von vornherein, oder wußte es so einzurichten, daß er einen Korb bekam. Blieb also nur noch das Haus Bourbon-Condé. Daß die schöne und tugendhafte Mademoiselle de Vermandois nicht Königin wurde, wußte wiederum die Prie zu bewirken. Und dann glückte ihr gar ein Doppelcoup. Denn auch ihr Galan, der Herzog von Bourbon, der Witwer war, ging, von seiner Mutter dazu gedrängt, auf Freiersfüßen, nicht gerade frohen Sinns, rein aus „Pflichtgefühl“. Als „unschädliche“ Partie war ihm Maria Leczinska, die Tochter des Polenkönigs Stanislaus empfohlen worden. Und geschickt verstand es die Prie jetzt plötzlich die Aufmerksamkeit auf die Polin als Heiratskandidatin für den König selbst zu lenken. Die Intrigue gelang vollkommen: am 16. August 1725 führte Ludwig XV. Maria Leczinska als Gemahlin heim, zum Entsetzen des ganzen Landes, das diese Heirat für eine Mesalliance ohnegleichen hielt. In Paris sprach man nur ganz spöttisch von der „Demoiselle Leczinska“, im übrigen Europa wollte man die Sache anfangs gar nicht glauben. Der Marquise de Prie ist die arme Polin nie gefährlich geworden, die später noch ganz andere Rivalinnen ertragen mußte: eine Pompadour und eine Dubarry.





Volksseele und Burenkrieg.

Lieber Türmer! Im Anschluß an die letzte Bemerkung deines Januar-Tagebuches will ich dir eine Geschichte erzählen:

Der hinterpommersche Landpastor ging im vorigen Frühjahr in das Haus eines Kleinbauern, der zugleich die Funktion des Dorfschneiders ausübt. Die Kindlein hatten die böse Diphtheritis, eins hatten wir begraben, die anderen waren in der Genesung.

Nur die Frau ist zu Hause, der Mann fort. Auf dem Tische neben Nadel und Schere steht ein Frühstück, das offenbar schon über Gebühr lange auf die Rückkehr des Hausherrn gewartet hat.

„Wo ist Ihr Mann?"

„Ach — he is mit de Swin schon so lang furt."

Zweimal im Monat fährt ein Kleinbahnzug die Gegend ab, an den Hauptstationen wird den kleinen Leuten ihr Vieh abgekauft — die einzige bare Einnahme, welche sie aus ihrer Wirtschaft ziehen.

In den Mienen der Frau steht sorgenvolle Angst um den Mann zu lesen. Ja, ja, solch altem Kassuben ist in puncto spiritus nie zu trauen, zumal wenn er Geld in der Tasche hat. Aber wir trösten uns; der Kummer um das eben begrabene Kind und die Sorge um das Leben der übrigen wird ihn doch sicher abhalten. Da kommt er ja auch gerade und nüchtern. Tritt ins Zimmer, legt die Mütze ab, grüßt keinen Menschen, ballt die Fäuste, blickt wild und stier um sich — sollte er doch etwa?

„Aber nu seg doch man, wat hest vor de Swin kregen?"

„Ach, wat hest mit de Swin, ik wull, de Swin wieren all' dot."

Spricht's, läuft mit erregten Schritten im Zimmer auf und ab, dann hinaus zur Thür, die donnernd hinter ihm zuklappt. Was ist passiert? Die Frau kreischt auf und beugt sich weinend über das Bett, in dem die röchelnden Kindlein liegen mit den großen, fragenden Fieberaugen. Ich gehe den Mann suchen und finde ihn endlich in einer Ecke seines leeren Schweinestalles zusammengekauert mit verstörten Mienen auf einem Haufen Stroh sitzend. Ja, was ist passiert? Der Mann glühte mit ganzer Seele für die Sache der Buren. In den schweren Tagen, die über sein Haus gekommen waren, war dieses der Kern seines Lebens

gewesen, daß es noch einen allmächtigen Gott giebt, der sich der Armen und Elenden in dieser Welt erbarmt. Nun war er heute morgen mit den Schweinen zum Bahnhof gekommen und da hatten die Leute das Furchtbare erzählt, daß nämlich Cronje gefangen und nun alles mit den Buren aus sei. Und der dicke Viehhändler hatte mit überlegenem Lächeln behauptet, das habe natürlich alles so kommen müssen, denn die Buren hätten eben kein Geld, aber die Engländer hätten viel Geld, ergo sei für jeden Menschen, der noch nicht ganz geisteskrank, die Sache der Buren verloren und die der Engländer unbesiegbar. Das war für meinen armen Schneider zu viel gewesen. Unbekümmert um das weitere Schicksal seiner beiden Schweine war er davon gelaufen in die Einsamkeit. Nun sitzen wir zwei beide lange, lange auf dem Haufen halb faulen Strohs und sinnen nach, ob wir es wohl könnten begreifen. Wie tief liegen doch die Wahrheiten des Lebens, daß man immer suchen und graben muß, ob man sie wohl möchte finden! Aber endlich haben wir es doch zum Teil gefunden, da wir den 73. Psalm uns vor Augen nahmen. Den haben wir dort in dem ärmlichen Stall traktiert, und das hat meinen armen Schneider gerettet. Mit bestem Gruß

Otto Poettes, Wendisch-Silkow.



Prügelstrafe und „Humanitätsduselei".

Man muß die Prügelstrafe nicht gleich zu den „grausamen Strafen" zählen und sie am allerwenigsten kurz und bündig damit abfertigen, daß sie, „wie die geschichtliche Erfahrung" lehrt, mehr geschadet, als genützt hat. Ich möchte eher meinen, die Geschichte zeige, daß die Rute, dieses „Marterinstrument", in der Erziehung der Völker vom Paradiese an stets eine wichtige Rolle gespielt hat, und daß ihre jahrtausendelange Anwendung auf dem Felde des Erziehungswesens jedenfalls Beweis genug für ihren Wert als Erziehungsmittel ist. Wir alle, wahrscheinlich auch der Autor des bezüglichen Artikels in der „Offenen Halle" des Oktoberheftes, sind geprügelt worden, und wir wollen doch heute nicht unseren Eltern und Lehrern den Vorwurf machen, daß uns jene Hiebe schädlich gewesen seien. —

Ich bin Lehrer an einer städtischen Volksschule und bringe dieserhalb der Prügelsache das lebhafteste Interesse entgegen. — Aha — wird mein Herr Gegner sagen, auch einer von jenen, die mit dem Baculus in der Hand unseren Kindern Moral und Wissen beibringen wollen und dabei über kurz oder lang mit den Strafgesetzen in Konflikt geraten. — Nein, wir haben auch andere Strafmittel, und körperliche Züchtigung ist nicht Regel, sondern immer nur Ausnahme und das Letzte, was man anwendet. Aber, daß sie bei der Erziehung unserer Kleinen unentbehrlich ist, geben selbst die Humanen zu, und diejenigen, die es immer noch nicht recht glauben wollen, weise ich auf jene ungezählten Fälle von Renitenz und anderen Ausschreitungen hin, die in unseren Schulen durch die in jüngster

Zeit erfolgten ministeriellen Verfügungen über die Beschränkung des Lehrer-Züchtigungs-Rechtes gezeitigt wurden.

Wenn sich aber die Prügelstrafe für unsere Kleinen als notwendig und nicht zu grausam erweist, warum sollte sie nicht Anwendung bei jenen finden, die sich in ihrem Alter moralisch unreif und unerzogen gezeigt haben? — Und warum sollte der Staat, der über diese menschlichen Wildlinge das Erziehungsgeschäft übernommen hat, nicht die Berechtigung haben, zur rechten Zeit die Prügelstrafe in Anwendung zu bringen? — Warum sollte das moderne Strafrecht nicht dahin eine Aenderung erfahren, daß dem Richter bei gewissen Verbrecherexemplaren die Freiheit gestattet werde, körperliche Züchtigung zu verhängen? — Der Anarchie oder gar der Arbeiterbewegung damit entgegentreten zu wollen, wäre unsinnig, aber für jugendliche Raufbolde und Spitzbuben, sowie für gewohnheitsmäßige Hallunken ist die Prügelstrafe jedenfalls das beste Besserungs- und Abschreckungsmittel. Es muß eben etwas geschaffen werden, wovor unsere Verbrecherwelt zittert; denn unsere „humanen" Inquisitions-Anstalten sind für sie mehr Zug- als Zuchtmittel. Ich selbst lernte Spitzbuben kennen, denen das Leben im Zuchthause so wohl gefiel, daß sie, arbeitsscheu wie sie waren, nur deshalb wieder stahlen, um recht bald dort wieder Unterkunft zu finden. Für diese Berufsverbrecher wären Prügel gewiß am Platze. Doch das darf nicht sein, das wäre ja wider alle Menschlichkeit, und wir müssen ja in der „Humanität noch viel mehr Fortschritte machen". — Eine ganz verkehrte Humanität, wenn man der ehrlichen Gesellschaft zu Gunsten des physischen Gefühls verwahrloster Banditen zumutet, zeitlebens dieselben zu füttern, nachdem sie sich schmählich gegen die Menschheit vergangen haben. —

Eine eigenartige Humanität auch, die vor dem Rückfall der Menschheit in „Barbarei" durch Einführung des Stockes in das Strafrecht fürchtet, darin aber keine besondere Gefahr erblickt, wenn auf gekrönte Häupter von ruchlosen Mordgesellen förmlich Jagd gemacht wird. Wende sich die Humanität nur der Verhütung solcher Barbarei zu! — Aber — wozu denn — die Gefahr der Anarchie ist ja nicht so groß, und wenn auch viel über die „Propaganda der That" geschrieben wird, so „beißen bellende Hunde ja nicht". Wenn nur damit auch fest stünde, daß andere durch solche Schriften nicht „bissig" würden. Hier „Propaganda der That" durch Schrift und dort durch wirkliche That — wäre ersteres nicht, so gehörten Luccheni, Bressi und Caserio nicht zu den Mördern von Staatsoberhäuptern. Die Gefahr erscheint mir doch wohl etwas größer als meinem Herrn Gegner. Auch damit wird sie nicht geringer, „daß geistig gesunde Politiker" die „Propaganda der That" als die größte Dummheit erkennen. Die Anhänger der Anarchie wollen das durchaus nicht einsehen, würden sich also dahin schwer beeinflussen lassen. Trotzdem ist das kein Grund, an ihrer geistigen Normalität Zweifel zu hegen, am allerwenigsten dazu, sie gleich ins „Irrenhaus" zu sperren. Mir würde da die viel geschmähte „Prügelstrafe" noch humaner erscheinen, als diese Art Korrektion.

Sollten aber die vielen zur Bekämpfung der Anarchie angeratenen Mittel erfolglos sein, dann, denke ich, werden wir dieser vielköpfigen Hydra durch den so ängstlich gewünschten Fortschritt in der „Humanitätsduselei" erst recht nicht Herr werden. Keine Ausnahmegesetze für sie — aber auch keine besondere Humanität! — Die Anarchie macht sich aus unserer Strenge so wenig wie aus

unserer Menschlichkeit — sie schmiedet weiter ihre finsteren Pläne. Und darum frage ich: sind wir denen Menschlichkeit schuldig, die sich nicht scheuen, mit tierischer Brutalität selbst die Unschuld zu morden? (Kaiserin Elisabeth.) Es mangelt ja auch nicht an Beweisen, zu zeigen, wohin zuviel Humanität führt. Das Jahr 1878 steht in dieser Beziehung mit tiefschwarzen Ziffern in den Annalen der preußischen Geschichte verzeichnet. Es zeigt den kommenden Generationen zur Genüge, daß man in der Humanität „zu weit kommen kann“.

Nein: erwachen wir aus unserm „Humanitätsdusel“! — Es ist Zeit, daß an seine Stelle eine vernünftige Strenge trete! **J. Franke-K.**

* * *

Merkwürdig, ob Freund oder Feind der Prügelstrafe, alle betrachten sie nur vom Gesichtspunkte der anarchistischen Gefahr.

Auch meine unmaßgebliche Meinung ist, daß es in mancher Beziehung zu nachsichtig zugeht — den Ausdruck „human“ vermeide ich absichtlich.

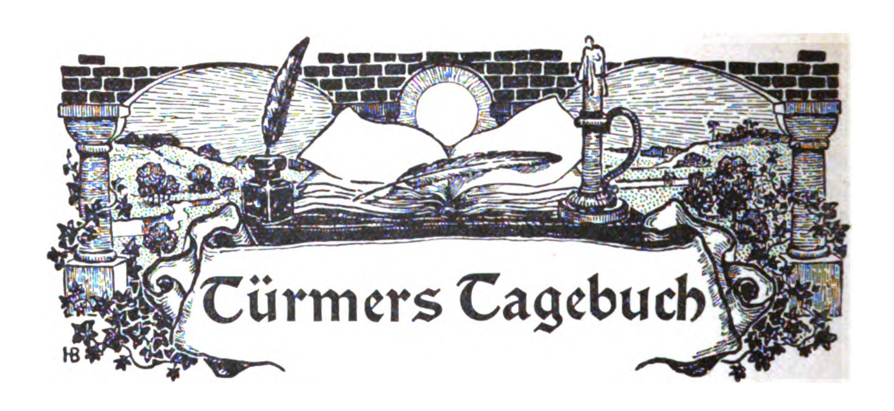
Ich stehe zwar auf dem Standpunkte, daß erzogene Kinder bessere Staatsbürger abgeben als die durch Prügel dressierten, aber trotzdem läßt sich wohl bei nur sehr wenigen, eine Ausnahme bildenden Kindern eine gute Erziehung ganz ohne Prügelstrafe erzielen.

Bei den meisten Kindern sind wohl die Wirkungen der Prügel verschieden: bei dem einen Furcht, beim andern Scham. Bei einigen sog. Dickhäutern „muß es erst die Masse bringen“.

Die Meldungen der Tagesblätter beweisen, daß jetzt erschreckend viele Roheiten von jungen Burschen begangen werden, die erst einige Jahre die Schule verlassen haben. Für diese wäre die Prügelstrafe aber sicherlich am Platze, besonders für solche Burschen, die aus reinem Uebermut und innerer Roheit Mitmenschen und Tiere quälen und peinigen. Auch bei Sittlichkeitsverbrechen dürfte die Prügelstrafe das einzige Mittel sein, das am abschreckendsten wirken würde.

Aber gegen Anarchisten und Umstürzler? Wie manche ehemaligen Umstürzler haben jetzt die höchsten Aemter inne! Habe ich doch schon gelesen, Crispi solle früher Bomben angefertigt haben zu dem und dem Zwecke. Und im lieben deutschen Vaterlande? Wer ist es denn gewesen, der angeblich gesagt hat, man solle Bauernaufstände organisieren? Bei politischen Verbrechen ist die Prügelstrafe ebenso veraltet wie Folter rc., aber wenn ein Unternehmer seine Gewalt gegen weibliches Personal in sittlicher Beziehung mißbraucht, da wäre Prügelstrafe am Platze. **J. Alten**, Landbrftr.





Zur Preussenfeier. — Allerlei Geschichtsschreibung. — „Dem Volke die Religion erhalten.“ — Ein sozialdemokratischer Weihnachtsartikel. — Nikodemus.

Der Festjubel ist verrauscht, der märchenhafte Lichterglanz erloschen, die Fahnen sind herabgenommen und fein säuberlich zusammengerollt, Berlin zeigt wieder sein geschäftsmäßiges Alltagsgesicht. Diese Betrachtungen kommen also post festum, sie dürfen daher auch ein gut Teil nüchterner ausfallen, als wenn sie im Wetteifer der Tagesbegeisterung geschrieben wären. Am Morgen oder — wie gewisse Blätter sich gern geschmackvoll ausdrücken — am „Lendemain“ nach geräuschvollen und anstrengenden Feiern pflegt sich der Teilnehmer eine gewisse beschauliche Stimmung zu bemächtigen, die, wenn sie auch noch nicht bis zur Katerstimmung vorgeschritten sein sollte, sich doch merklich von dem hinreißenden Schwunge der vergangenen Stunden unterscheidet.

Aber was dann noch von Gehobenheit und Begeisterung übrig bleibt, ist das eigentlich Wertvolle. Und eine schlichte, uninteressierte Anerkennung des vom Feste Heimgekehrten hat mehr objektiven Wahrheitsgehalt, als die tönende Rede des Gratulanten, der sich damit vielleicht eine Einladung zu Tische erschmeicheln wollte, oder als der Ueberschwang des geehrten Herrn Festredners, der, wenn er beim Mahle die unvergleichlichen Tugenden des Gefeierten mit vollen Backen preist, allein schon darum nicht ganz unparteiisch bleiben kann, weil ein guter Braten und ein noch besseres Glas Wein auch kritisch veranlagten Gemütern den Geber solcher guten Gaben in einem mehr oder weniger idealen Lichte erscheinen lassen. Ach, wir sind ja alle Menschen, und für einen edlen Tropfen vom Rhein, wie ihn z. B. die Herren Verleger allweihnachtlich in das Turmstübchen verdienstlicherweise hinaufsenden, um den Alten bei Stimmung zu erhalten, hat auch der Türmer eine Schwäche.

Wir dürfen uns heute somit auf die einfache Feststellung beschränken, daß die am 18. Januar begangene 200jährige Jubiläumsfeier des Königreichs Preußen durchaus berechtigt war; daß das Haus der Hohenzollern eine solche

Ehrung vollauf verdient hat, und daß die Feier keineswegs nur eine von oben herab gemachte war, sondern von der aufrichtigen Ueberzeugung und Teilnahme Millionen Deutscher in Preußen und im übrigen Reiche getragen wurde. Eine solche Feststellung könnte, weil eigentlich selbstverständlich, überflüssig erscheinen, wenn es nicht heutzutage Mode wäre, diejenigen, die bei aller Wärme vaterländischer und monarchischer Gesinnung doch das Recht des eigenen Urteils und der freien Kritik für sich in Anspruch nehmen, als schlechte Patrioten, womöglich als verkappte Umstürzler zu verdächtigen. Und auf jene Rechte möchte ich allerdings auch der Preußenfeier gegenüber nicht verzichten.

An Pracht und Glanz hat es ihr ja nicht gefehlt, Friedrich I. wäre befriedigt gewesen, hätte er zugegen sein können. Und doch ging man ihr auch in sehr überzeugten und einwandfreien patriotischen Kreisen mit einer gewissen Müdigkeit und Blasiertheit entgegen. Wir haben eben schon zu viele Festlichkeiten in zu schneller Folge und nicht immer mit ersichtlichem Grunde hinter uns. Wir fühlen uns einigermaßen übersättigt und gelangweilt und hegen den stillen Wunsch, nun doch einige Zeit ohne solche Unterbrechungen in Ruhe und Frieden unseren Alltagsverrichtungen nachgehen zu dürfen. Das ewige Fanfarengeschmetter fällt uns nachgerade auf die Nerven. Die stereotype „Begeisterung“ gewinnt etwas Hoflieferantenmäßiges, und es giebt, trotz der im letzten Jahre verteilten 10000 und so und so viel hundert Orden, immer noch eine ganze Menge Menschen in Deutschland, die noch für anderes Interesse haben, als für diese Statistik, und die weder Hoflieferanten, noch Kommerzienräte, noch Ritter irgendwelcher Orden sind und auch kein besonders heftiges Verlangen spüren, es zu werden. Ja doch ja, das Deutsche Reich ist wirklich und wahrhaftig begründet worden, es ist ein sehr mächtiges Reich, die Hohenzollern haben sich um Preußen und Deutschland große Verdienste erworben, kein Mensch, außer den Sozialdemokraten — und auch von denen wohl nur ein kleiner Teil — wagt das im Ernste zu bezweifeln. Aber, liebe Freunde, alle die Thatsachen sind doch schon etwas sehr lange her; ich meine, wir könnten uns nun allmählich daran gewöhnt haben; ich meine, wir könnten daran denken, ohne gleich vor „Begeisterung“ auf den Rücken oder in patriotische Krämpfe zu fallen. Werden wir denn gar nie unser Parvenütum los werden? Wo machen denn andere Völker so viel Aufhebens von ihrer Geschichte? Weder in dem mehr als nationalstolzen England, noch in dem gewaltigen Zarenreiche, nicht einmal in dem eitlen Frankreich begegnen wir solch andauernder, systematischer Selbstberäucherung. Möchten wir nicht lieber selber zuvor etwas recht Schönes und Großes leisten, statt immer nur mit dem zu protzen, was unsere Väter geleistet haben? Möchten wir nicht lieber, bevor wir Unsummen in Festlichkeiten verjubeln, ganz trocken und nüchtern, aber wie es redlichen Leuten geziemt, unsere Ehrenschulden bezahlen und denjenigen zu einem menschenwürdigen Lebensabend verhelfen, ohne die wir alle diese Feste gar nicht feiern könnten? Wir wissen uns vor Begeisterung über unsere Siege nicht zu fassen, aber die Sieger,

unsere wackeren Veteranen und Invaliden, die ihre Knochen dafür hergegeben haben, die lassen wir hungern, für die haben wir kein Geld: das Gas und das elektrische Licht für die Illumination sind ja so teuer! Mit Recht betonte die „Tägliche Rundschau“: „Festgestellt muß immer wieder werden, daß es eine Schmach für unser ganzes Volk ist, wenn unsere parlamentarische Vertretung sich trotz der Einmütigkeit aller Parteien in dieser Sache durch den gleichmütigen Hinweis vom Regierungstisch auf noch nicht abgeschlossene Erwägungen, noch nicht zerstreute Bedenken u. dergl. immer wieder abspeisen läßt. Unter solchen Verhältnissen muß ja jeder Offizier, der seinen Rekruten die Kriegsartikel verliest, schamrot werden. Glaubt man wirklich, daß der Eindruck solcher Thatsachen im Volke spurlos vorübergeht, oder will man mit Gewalt Sozialdemokraten züchten?“

Man kommt diesen auch ohnehin aufmerksam entgegen. Sobald der Agitationsstoff auszugehen droht, sorgt man für neuen. Jetzt huscht wieder das unglückselige Gespenst eines neuen Umsturz- oder Sozialistengesetzes durch die Spalten der ordnungsparteilichen Presse. Und welcher furchtbaren, zwingenden Beschwörungsformel verdankt es sein Erscheinen? Einigen wörtlichen Auszügen des „Vorwärts“ aus — Schlossers Weltgeschichte, aus den Briefen Friedrichs des Großen und ähnlichen historischen Dokumenten! Natürlich hat der „Vorwärts“ aus diesem Material nur das mitgeteilt, was ihm in seinen Kram paßt. Er hat mit emsigem Fleiße alles das zusammengelesen, was zu Ungunsten der Hohenzollern und des preußischen Königshauses, und mit demselben emsigen Fleiße alles ausgemerzt, was zu ihren Gunsten spricht. Welches Zerrbild dadurch entstanden ist, kann man sich auch ohne ausschweifende Phantasie leicht vorstellen. Und daß eine solche Kampfesweise unwürdig, ja perfide genannt werden muß, unterliegt ebenfalls keinem Zweifel. Aber macht es die Gegenpartei im umgekehrten Sinne nicht ähnlich, wenn auch, wie ich gern zugeben will, im wohlgemeinten (aber falschverstandenen) patriotischen Interesse? Welche einseitigen, hart an Geschichtsfälschung grenzenden Verhimmelungen hat uns der 18. Januar gebracht! Was ist da nicht alles zu „retten“ versucht worden, woran nun einmal nichts zu retten ist! Zu welchen „Adlerflügen“ hat man den armen Friedrich I. hinaufzuschwindeln versucht, um seine Erwerbung der Königskrone im rechten Lichte erstrahlen zu lassen! Man hat den gutmütigen, aber nur sehr mäßig begabten und von seiner Eitelkeit ganz beherrschten Fürsten zu einem prophetischen Genie gestempelt, das mit divinatorischem Blicke nicht nur den künftigen Glanz der Preußenkrone, sondern auch schon die deutsche Kaiserkrone auf dem Haupte Wilhelms, des Siegreichen, in einem magischen Zukunftsspiegel erschaut habe. Und doch war, wenn wir gerecht sein wollen, die Erwerbung der Königskrone vom Standpunkte Friedrichs I. aus, wie von dem auch seiner scharfsichtigsten Zeitgenossen, ein nicht zu verantwortender politischer Fehler, ein Tribut lediglich an die persönliche Eitel-

keit, die ausschlaggebende Triebfeder des Mannes. Und diese That hat den armen Preußen unsägliche Opfer an Gut und Blut gekostet, hat den preußischen Staat an den Rand des Verderbens gebracht, hat den neuen König zum Vasallen des Habsburgers verurteilt: bis zu seinem Lebensende mußten preußische Truppen für habsburgische dynastische Interessen verbluten, im spanischen Erbfolgekriege u. s. w. Als Friedrich starb, war Preußen bankerott. Das war vom Standpunkte der damaligen Zeit und Verhältnisse aus — und nur diese kann für die geschichtliche Beurteilung damals lebender Persönlichkeiten maßgebend sein — der voraussichtliche und durch den Lauf der Dinge erhärtete Erfolg der Krönungspolitik Friedrichs I. Nicht umsonst haben sich seine besten und klügsten Ratgeber, ein Dankelmann, gegen den ehrgeizigen Plan bis zum äußersten gewehrt. Daß es nachher anders kam, daß sich die Krönung in einer viel späteren Zeit dennoch als notwendig und segensreich, im Plane der Vorsehung gelegen, erwiesen hat, dafür kann doch der gute Friedrich wahrhaftig nichts! Wie aber bei diesem Fürsten die Eitelkeit alle anderen Erwägungen über den Haufen warf, wie sehr sie seine Vernunft, ja selbst seine nicht zu leugnende religiöse Gesinnung benebeln konnte, läßt sich aus einem kleinen, aber ungemein charakteristischen Vorgange schließen. Bei der Taufe seiner ersten Enkelin, an der die Könige von Dänemark und Polen teilnahmen, verglich ein Höfling in einem Carmen die kleine Prinzessin mit dem Christkinde und die drei Könige mit den Königen aus dem Morgenlande, die gekommen seien, es anzubeten. Und für diese widerliche Blasphemie beschenkte der in seiner Art aufrichtig religiöse König das feile Reptil mit einem Honorar von tausend Dukaten! So sah es in dem Geiste des Mannes aus, vor dessen übermenschlichem Genie die ehernen Pforten künftiger Jahrhunderte dröhnend aus den versiegelten Schlössern sprangen, also, daß er in Versailles die Nibelungenkrone auf dem ehrwürdigen Haupte Kaiser Weißbarts erblickte. Eine solche Geschichtsschreibung mag in den Festspielen des Herrn Majors Joseph Lauff ihre Dienste thun; wissenschaftlich betrachtet, ist sie nicht um ein Haar wertvoller als die des Vorwärts.

Man hat nun allen Ernstes, und sogar in parteiamtlichen Blättern, das ganz entschiedene Verlangen gestellt, die Art, wie der Vorwärts Geschichtsbücher excerpiert, „durch gesetzliche Mittel zu bekämpfen“. Also etwa ein Spezialgesetz über den loyalen Gebrauch von Schlossers Weltgeschichte und ähnlichen Werken? Vielleicht mit Zuhilfenahme einer Kommission, die in den betr. Werken alle diejenigen Stellen anmerkt, die ausschließlich abgedruckt werden dürfen? Es muß wohl wahr sein, was der Abgeordnete Gröber einmal sagte: Die Sozialdemokraten haben wirklich „ein Schweineglück“. Freudestrahlend ist denn auch der „Vorwärts“ sofort über den Plan hergefallen, um ihn kunstgerecht zu zerlegen und mit der üblichen pikanten Sauce seinen Lesern aufzutischen. Nun hat's ja vorläufig keine Not, damit kann man schon eine ganze Weile die Kosten der Campagne bestreiten.

Und doch giebt es ein so einfaches Mittel, die Waffen der sozialdemokratischen „Geschichtsforschung" abzustumpfen, ihr Gift zu neutralisieren: die geschichtliche Wahrheit, nichts weiter. Man lehre in den Schulen, besonders in den Volksschulen, statt der üblichen patriotischen Legenden und des dynastischen Heroenkults, wirkliche Geschichte mit gerechter Verteilung von Licht und Schatten, und die sozialdemokratischen Kunststücke werden auf niemand mehr Eindruck machen, während sie jetzt bei der großen Zahl derer, die ihre vaterländische Geschichte nur aus der einseitigen Darstellung der „patriotischen" Lehrbücher kennen, förmlich als Enthüllungen wirken. Darin eben, daß sie als Enthüllungen wirken, mit dem pikanten Reize der Neuheit und des Verbotenen, darin allein liegt ihre agitatorische Kraft. Ist es nicht besser, das Volk lernt seine Fürsten als Menschen mit Fehlern und Schwächen unter der wohlwollenden Anleitung der Schule kennen, als aus den tendenziösen, gehässigen Geschichtsklitterungen der sozialdemokratischen Parteipresse? Um Mißverständnissen vorzubeugen, möchte ich gleich betonen, daß ich die Schule als solche für den gegenwärtigen Zustand nicht verantwortlich mache. Sie kann eben nur lehren, was ihr zu lehren vorgeschrieben wird. Das System ist schuld. Es beruht auf der hinfälligen, unter den gegenwärtigen Zeitverhältnissen wunderlich anmutenden Voraussetzung, daß es heutzutage noch möglich wäre, irgendwelche unbequemen Thatsachen zu vertuschen oder zu verheimlichen. Man sollte doch nie vergessen, daß bei einem großen, vielleicht bei dem größten Teile des Volkes auf die Erziehung durch die staatliche Schule die Schule der modernen Arbeiterbewegung folgt, und daß diese jeden Fehler und jede Versäumnis ihrer Vorgängerin mit raffiniertem Geschick zu ihren besonderen Zwecken auszubeuten pflegt. Nur die Wahrheit kann uns retten. An ihrer ehernen Rüstung müssen auch die giftigsten Pfeile abprallen.

Insonderheit braucht das Geschlecht der Hohenzollern, als einheitlicher Stamm betrachtet, das Licht der Wahrheit noch lange nicht zu scheuen. Was verschlägt es, wenn auch er manchen hohlen Spalt aufweist, manche taube Frucht getrieben hat? So viel tüchtiges Mark lebt in ihm, so viel echte Früchte sind an ihm gereift, daß alle, die in seinem schirmenden Schatten wohnen, wohl ein Recht hatten, den Tag zu feiern, da vor 200 Jahren der Königsreif sich in seinen Zweigen verfing. Wie es uns sonst im Leben zu gehen pflegt, so geht es uns auch mit unsern Fürsten: So recht lieb haben können wir einen Menschen erst, wenn wir ein paar kleine Menschlichkeiten bei ihm entdeckt haben. Bloße Bewunderung läßt kalt.

* * *

Der Zug zur Veräußerlichung, zum „Offiziellen", Gemachten, demonstrativ zur Schau Getragenen läßt sich leider auch in unserm kirchlichen Leben nicht verkennen. Auf die „Frömmigkeit" gewisser Kreise hat die plötzliche Verhaftung des Bankdirektors Sanden, des Vertrauensmannes kirchlicher Vereine und hochstehender Persönlichkeiten, ein grelles Licht geworfen. Schon lange

hat man in Kreisen, denen die Religion Bedürfnis des keuschen Gemütes, kein weltliches Prunkstück, auch keine Fronveste irdischer Machthaber bedeutet, gewisse „Verfrommungsbestrebungen" in der Reichshauptstadt mit wachsendem Unbehagen und Mißtrauen beobachtet. Besonders die Art, wie dem „kirchlichen Notstande" abgeholfen wird. Wie die Mittel zu den Kirchenbauten zusammengebracht werden, das pfeifen ja die Spatzen von den Dächern. Ob Christ, Jude oder Heide, — wenn sie nur Geld in den Klingelbeutel thun, sind sie als Arbeiter im Weinberge des Herrn hochwillkommen. Daß unsere Börsenhabitués und sonstigen Nichtsalsgeldmenschen aus unwiderstehlichem Herzensdrange ihre „grauen Lappen" für christliche Kirchen opfern, wird auch die optimistischste Phantasie nicht annehmen wollen. Aber das ist ja auch Nebensache. Geld, Geld, das braucht der Herrgott gewisser moderner Apostel am nötigsten. Ohne Geld kann er überhaupt nicht bestehen. Wenn nur erst recht viele und recht prunkvolle Kirchen erbaut sind, dann wird auch der Unglaube schwinden. Und je mehr Kirchen, um so größer die Zahl der Gläubigen, und je schöner und prächtiger die Kirchen, um so tiefer und inniger der Glaube. Also, ihr Namenchristen, ihr Juden und modernen Heiden, thue Geld in unsern Beutel, viel, viel Geld, sonst können wir beim besten Willen nicht „die Religion dem Volke erhalten" und muß unser armes Christentum unwiderruflich zu Grunde gehen! Ihr braucht ja darum noch nicht selbst gläubig zu werden, ei, wer wird denn solches verlangen! Aber das „Volk", seht ihr, das arme, dumme „Volk", das kann nun einmal nicht ohne Religion regiert werden.

Und das Volk? Es „pfeift" auf diese ganze Propaganda, auf dieses „Christentum" und diese „Religion". Es überschüttet alle diese Bestrebungen mit blutigem Hohn. Die wackeren Nachfolger Jesu, jene opferfreudigen Diener der inneren Mission u. s. w., die es in seinem geistigen und materiellen Elende persönlich aufsuchen, wissen ein Lied davon zu singen. Wie oft schrillt ihnen, wenn sie sich nur in der Thüre einer solchen, vielfach menschenunwürdigen Behausung blicken lassen, ein haßerfülltes: „Hinaus mit dem Pfaffen, dem Heuchler!" entgegen. Und der Haß wird um so bornierter, fanatischer, je mehr man dem Volke die Religion von außen her und von oben herab aufzwingen will.

Gewisse Bestimmungen über die Heilighaltung des Sonntags und anderer hohen Festtage sind notwendig. Die Obrigkeit hat auch dem, der sich über die religiösen Gefühle seiner Nebenmenschen erhaben fühlt, wenigstens Respekt vor ihnen einzuflößen. Aber die Praxis ist auch hier häufig eine kleinliche, den Widerspruch der gesunden Vernunft herausfordernde. Hat man doch sogar dem Königlichen Opernhause die Aufführung des Chors aus Händels „Messias" verboten, einen Text, der also lautet:

Rezitativ:

Tröstet, tröstet Zion, tröstet Zion, tröstet!
Spricht euer Gott.
Geht ihr Friedensboten nach Jerusalem

Und predigt ihr,
Daß ihre Ritterschaft ein Ende hat,
Daß ihre Missethat vergeben ist!
Vernehmt die Stimme des Predigers in der Wüste!
Bereitet dem Herrn den Weg
Und bahnt die Pfade der Wüsten unserm Gott!

Arie:

Alle Thale, alle Thale macht hoch und erhaben
Und senkt die Berge und Hügel vor ihm.
Macht ebene Bahn
Und was rauh ist, macht gleich.

Wenn wirklich Verordnungen bestehen, die solche unbegreiflichen Verbote erfordern, dann soll man sie doch nicht äternisieren, sondern sobald wie möglich aufheben! Es ist auch gar nicht einzusehen, warum auch an den höchsten Feiertagen nicht ernste weltliche Kunstwerke, wie etwa der „Parzival“, der gleichfalls verboten wurde, aufgeführt werden dürfen. Jedes wahre große Kunstwerk erzeugt eine religiöse Stimmung. Nun, das „Volk“ wäre weder in den „Messias“ noch in den „Parzival“ gegangen, wird es doch schon durch die hohen Eintrittspreise vom Besuche der vornehmeren Kunstanstalten ausgeschlossen. Aber die Thatsache des Verbots liest es in seinem „Vorwärts“ und es denkt sich sein Teil dabei.

Was soll man ferner dazu sagen, wenn dem „Verein für Kinder-Volksküchen“ zwei Jahre hintereinander vom Oberpräsidenten die Erlaubnis zur Abhaltung einer Hauskollekte verweigert worden ist, angeblich, weil einer Beeinträchtigung der Sammlungen zur Linderung des „kirchlichen Notstandes“ vorgebeugt werden sollte?! Folge des Verbots war natürlich eine erhebliche Schädigung des Vereins und damit der hungernden Kinder. Die Zahl der Küchen hat sich verringert, der Preis für die gegen Bezahlung abgegebenen Portionen erhöht — im Namen des „kirchlichen Notstandes“! Soll das heißen: je leerer der Magen, um so fleißiger und inbrünstiger das Gebet? Und die Berliner Kommunalverwaltung, die für hohles Schaugepränge bei Fürstenempfängen und ähnlichen Festlichkeiten Hunderttausende an einem Tage mit Begeisterung förmlich auf die Gassen wirft, dieses noble Corps stiftet für die hungernden Kinder seiner eigenen Bürger einen jährlichen Beitrag von ganzen sage und schreibe fünfzehnhundert Mark! Im vorletzten Jahre hatte es für die Kinder-Volksküchen überhaupt nichts übrig! So die Berliner städtische „Musterverwaltung“. In dem „unsittlichen“ Paris zahlt die Stadtgemeinde jährlich eine Million Francs für Kinderspeisungen.

In den öffentlichen Krankenhäusern und Entbindungsanstalten wird darauf gehalten, daß kein innerhalb ihrer Mauern Geborener ungetauft die Anstalt verläßt. Dagegen hat selbst der „Vorwärts“ nichts einzuwenden, „soweit die

Eltern die Taufe ihrer Kinder wünschen". Er erzählt aber folgenden Fall: „Vor kurzem wurde in der Universitäts-Frauenklinik in der Artilleriestraße eine Frau entbunden. Eines Sonnabends trat die Wärterin zu ihr mit den Worten: ‚Morgen wird Ihr Kind getauft. Geben Sie die Namen von zwei Taufzeugen an.' Die Mutter des Kindes gehört zwar zu den Leuten, die aus Gleichgiltigkeit, der Vater zu denen, die aus prinzipiellen Gründen ihr Kind nicht hätten taufen lassen, aber unter den obwaltenden Umständen glaubte die Wöchnerin, sie müsse sich einer Zwangsbestimmung unterwerfen, und leistete deshalb keinen Widerspruch. Als Taufzeugen nannte sie die Namen eines Mannes und einer Frau aus ihrem Bekanntenkreis, und der heilige Akt wurde dann vollzogen, ohne daß jedoch die ‚Taufzeugen', die gar keine Ahnung von den ihnen widerfahrenen kirchlichen Ehren hatten, dabei waren. Ist es nun schon höchst seltsam, daß jemand in den Kirchenbüchern als Zeuge eines Taufakts figuriert, dem er gar nicht beigewohnt hat, so wird dieser Fall dadurch geradezu komisch, daß die als Zeugin für die evangelische Taufe angegebene Frau katholisch, der männliche Zeuge aber gar Dissident und bereits seit 18 Jahren aus der Landeskirche ausgeschieden ist. Diese beiden Zeugen sind also — nach kirchlicher Lehre — dem Himmel dafür verantwortlich, daß der Täufling in der evangelischen Kirche erzogen wird. Dem Dissidenten wird diese ihm ohne sein Wissen und Willen auferlegte Pflicht wohl keine Kopfschmerzen machen. Für die Katholikin, falls sie noch gläubig ist, hat der Fall aber einen schweren Gewissenskonflikt geschaffen, der ihr noch manche sorgenvolle Stunde bereiten dürfte. Sie soll das Kind in einem Glauben festigen helfen, den sie für falsch und ketzerisch halten muß. Ob die evangelische Kirche sich über den Wert derartiger Taufen gar keine Rechenschaft ablegt?"

Hat die Taufe thatsächlich in der erzählten Weise stattgefunden, so sind in die Taufurkunde als Zeugen Namen eingetragen, deren Träger bei dem Akte nicht zugegen waren, die von diesem Akte überhaupt nichts gewußt haben. Ihr Name ist dann also wider ihr Wissen und Wollen mißbraucht worden. Und mit solchen Manipulationen will man „dem Volke die Religion erhalten"! Da läßt sich die Frage nicht länger unterdrücken: Was wird denn eigentlich noch unter „Religion" verstanden? Die mittelst Papier und Tinte vollzogene Eintragung in die Listen einer Kirchengemeinschaft? Die Errichtung möglichst vieler und prunkvoller steinerner Bauwerke in den verschiedenen Kirchenstilen? Die von Polizei wegen durchgeführte „Sonntagsheiligung"? Ich glaube die Evangelien ziemlich genau zu kennen, aber ich habe dort nicht die Spur von einer derartigen „Religion" gefunden. Wohl aber fand ich darin ein Wort, das sich je länger, desto strahlender und mächtiger über all den Menschenkram von nichtigen Aeußerlichkeiten und Eitelkeiten erhob, ein Wort, das wie sieghaft anschwellender Orgelton alles geräuschvoll-wichtigthuende Formenwesen und Lippengeplärr überwältigte: „Das Reich Gottes ist in euch!"

Das Christentum als maßgebend für alles irdische Thun und Lassen rückhaltlos und ohne reservatio mentalis auch im sozialen und politischen Leben bekennen; durch praktische Bethätigung seines vornehmsten Gebotes den lebendigen Christus dem Volke vor Augen führen, das thut dringender not als neue Prachtkirchen und polizeilicher Glaubensschutz. Wären alle die vielen Kräfte und Mittel, die für Kirchenbauten und ähnliche äußere Veranstaltungen aufgebracht wurden, verwendet worden, im Namen des barmherzigen Heilandes die Hungrigen zu speisen, die Frierenden zu kleiden, die Kranken zu heilen, die Obdachlosen zu beherbergen: Hunderte von starren Lippen hätten sich wieder zu inbrünstigem Dankgebete geöffnet, in Tausenden verhärteter Gemüter wäre eine beseligende Ahnung aufgedämmert von der lebendigen Macht und der Herrlichkeit des Christentums. Und jetzt? Ist wohl durch alle äußeren Maßnahmen, „dem Volke die Religion zu erhalten", dem Christentum auch nur eine einzige, ich sage nur eine, verlorene Seele wiedergewonnen worden? Wenn aber nicht, was ist dann der Zweck?

Nichts liegt mir ferner, als gegen „Linderung kirchlicher Notstände" zu eifern. Aber das Hemde ist mir allemal näher als der Rock, der christliche Notstand näher als der kirchliche. Die großen Aufwendungen an Mitteln aller Art, den äußeren Schein des christlichen Staates zu erhalten, stehen in keinem Verhältnisse zu den geringen Aufwendungen, das Christentum zu bethätigen.

* * *

„Das Reich Gottes ist in euch" — wie klingt das einfach und wie liegt es uns fern! Wir haben den Schlüssel und haben auch die Schatzkammer und können sie doch nicht aufschließen. Wir glauben sie in uns zu suchen und suchen sie doch immer außerhalb. Wir können es in unserer Niedrigkeit gar nicht recht fassen und glauben, daß Gott in uns selbst so herrliche Reichtümer gelegt haben sollte. Wir vergessen eben, daß wir Gottes Kinder sind und daß dem lieben Vater für seine lieben Kinder nichts zu kostbar ist. Uns fehlt das kindliche Vertrauen zu der Güte des Vaters. Darum zermartern wir uns die Köpfe mit unserer Weisheit, darum schweifen wir in die Weite und verirren uns, bis daß wir unser Vaterhaus vergessen haben und unsere Brüder nicht mehr wiedererkennen und wie die wilden Tiere der Wüste, in der wir gewandert, über einander herfallen und einander zerfleischen. Wir suchen das Reich Gottes nicht in uns, sondern außer uns: das ist der Tod und Verderben bringende Irrtum, der sich als ein blutgeröteter Faden durch die ganze Geschichte des Menschengeschlechtes schlingt. Und weil wir dennoch in unerhörter Verblendung glauben, Gottes Reich nach Gottes Anweisung gesucht zu haben und bei dieser Suche uns nur in unendliche Sünde und Trübsal verstrickt haben, so verzweifeln wir schließlich an Gottes Wahrhaftigkeit, verzweifeln wir an seiner Offenbarung und erklären, statt unserer menschlichen Aberweisheit, die das Reich auf Irrfahrten gesucht hat, die göttliche Lehre, das Christentum, für

bankerott. Hier haben wir die einfache Lösung für alle die angeblichen Widersprüche zwischen der Lehre Christi und den Forderungen des realen Lebens. Sie alle samt der Behauptung von der praktischen Unmöglichkeit des Christentums beruhen auf diesem einen Trugschlusse: daß wir nämlich das Christentum durch zwei Jahrtausende hindurch erprobt hätten, während wir es doch noch nie ernstlich damit versucht haben.

Diese Betrachtungen drängten sich mir lebhaft wieder auf, nachdem ich den Weihnachtsartikel des „Vorwärts“ gelesen. Er war mir in doppelter Hinsicht von besonderem Interesse: einmal, weil aus ihm hervorgeht, wie die Sozialdemokratie bei ihrer Geschichts- und Gesellschaftskritik gar nicht anders kann, als sich thatsächlich auf den Boden des Christentums stellen; zum anderen, weil er in schier ergötzlicher Weise die Himmelangst, möchte ich fast sagen, und die halsbrecherischen dialektischen Kunststücke beleuchtet, mit denen die Sozialdemokratie sich an der Anerkennung dieser Thatsache, also auch an der Anerkennung des Christentums, in verzweifelten Windungen vorüber zu schlängeln versucht. Den gemütvollen Ton und die unvermeidlichen Uebertreibungen muß man nebenbei schon mit in den Kauf nehmen.

„Nach 1900 Jahren“ heißt der Artikel. Neunzehnhundert Jahre bereits, das ist das Leitmotiv, habe das Christentum gewirkt, und was sei das Resultat?

„Das Wort vom ‚Frieden auf Erden‘ wird auch diesmal aus den Weihnachtsbetrachtungen nicht völlig ausgemerzt werden können, so schwer es auch den Festleitartiklern werden mag, das Jonglieren mit dieser ‚frohen Botschaft‘ nicht als blutige Sottise erscheinen zu lassen. Denn die Politik dieses Jahrs war die krasseste Verhöhnung des Weihnachtsevangeliums, die der boshafteste Geist antichristlicher Negation hätte ausdenken können. Haben sich doch die ‚christlichen‘ Nationen gerade in diesem Jahre mit untilgbarer Schmach bedeckt. Die Thaten, die im verflossenen Jahre in Afrika und Asien verübt wurden, waren derart, daß selbst ihre glühendsten Verteidiger und Verherrlicher nicht umhin konnten, zu erklären, daß sie allerdings mit dem Maßstab des Christentums und der Moral nicht gemessen werden dürften. Das war die Bankrotterklärung der Moral und des offiziellen Christentums, die Ausschaltung dieser Faktoren für das reale Völkerleben, die Emanzipation der Bestieninstinkte. Und gerade diese rohen Instinkte des Tiermenschen gebändigt zu haben, war bisher der höchste Ruhmestitel des Christentums!

„Die Anhänger und Vertreter des historischen Christentums, der christlichen Kirche selbst waren es, die ihr diesen tödlichsten Schlag versetzt haben, von dem sie nie mehr genesen wird.

„Gerade die Anbeter der neuen Hunnenmoral waren es, die bisher so verächtlich über die materialistische Geschichtsauffassung aburteilten, die den Entwicklungsgang der Geschichte, den Fortschritt der Kultur von den Veränderungen der ökonomischen Struktur ableite und damit dem menschlichen Geiste, dem

göttlichen Funken in der Menschenbrust und der religiösen Erziehung den bestimmenden Einfluß bestreite. Neunzehnhundert Jahre bereits wirkt diese vis major der christlichen Erziehung — und das Resultat? Der christlich erzogene Europäer braucht nur mit dem Träger einer geringeren oder anders gearteten Kultur zusammenzustoßen und alle Nähte der christlichen Moral platzen und heraus springt der nackte Tiermensch mit all seinen brutalen Instinkten.

„Welch ein Erfolg neunzehnhundertjähriger Erziehung!

„Und die offiziellen Vertreter des Christentums schlagen nicht etwa entsetzt an ihre Brust, um zu bekennen, daß das Christentum, das sie schon für den Sauerteig des gesellschaftlichen Lebens gehalten, noch immer ein toter Fremdkörper sei, der die Lebensfunktionen des sozialen Organismus völlig unbeeinflußt gelassen habe. Auch das wäre ja schon eine Bankrotterklärung des Christentums gewesen, aber der ehrliche Glaube an seine Wunderkraft wäre doch gerettet worden. Nein, man vollzieht nunmehr eine reinliche Scheidung zwischen Christentum und Politik. Das Christentum ist gut genug, um verwahrlosten Individuen im eigenen Gesellschaftskörper Scheu vor Leben und Eigentum einzuflößen, gut genug, um die besitzlose Masse vor ‚Begehrlichkeit' zu bewahren. Im Völkerleben aber scheidet die christliche Moral aus: hier ist Begehrlichkeit nach des Nächsten Land und Habe eine nationale Tugend, hier gilt das Recht des Stärkeren, hier gilt nicht das Gebot der Nächstenliebe, sondern der alte heidnische Grundsatz der Rache, nur mit dem Unterschied, daß dies Gebot des Rächens heute in die Potenz erhoben ist, daß für einen erschlagenen Missionar tausend Boxer vertilgt werden.

„Die Weltpolitik, die neben dem Segen protestantischer Flottenpastoren auch den des Papstes erhalten hat, sanktioniert nicht nur die Politik des Weltraubs und ewiger Welthändel, sie rehabilitiert nicht nur den eine Zeitlang doch bereits verpönten Eroberungskrieg, sondern sie führt auch den legitimen Massenmord, der im Laufe der Jahrhunderte doch immerhin durch Ausbildung kriegs- und völkerrechtlicher Stipulationen eine mildere Form angenommen hatte, wieder zu seinem niedrigsten Ausgangspunkt zurück, zum wüsten Gemetzel, in dem Pardon nicht gegeben wird. Welch ein Fortschritt während der neunzehnhundert Jahre christlicher Zeitrechnung!

„Sollte man aber angesichts einer solchen Entwicklung nicht nur an der Mission des Christentums, sondern auch an der aller Kultur überhaupt verzweifeln? Wir haben anläßlich der deprimierenden Vorgänge des letzten Jahrs Verzweiflungsausbrüche dieser Art erlebt, und es waren nicht die schlechtesten Männer der Bourgeoisie, die dieser trostlosen Skepsis verfielen. Virchow erklärte die Unmöglichkeit, dem Dschaggernaut des Weltunrechts in die Speichen zu fallen, und Karl Jentsch konstatierte mit ähnlicher Resignation die verbrecherische Sinnlosigkeit der Geschichte. Und doch liegt zu dieser Skepsis keinerlei Anlaß vor.

„Denn welcher echte Kulturfreund hätte je schon zu behaupten gewagt, daß die Masse der sog. zivilisierten Staaten wahrer Kultur bereits gewonnen wären, daß, wie die Theologen das von ihren christlichen Idealen behaupteten, sittliche Ideale die Handlungen der Menschen, die Aktionen der Staaten bestimmten?

„Eine höhere Geisteskultur ist heute noch ein seltener Luxusgegenstand, aber nichts weniger als Gemeingut des Volks. Wie kann man aber an der Wirksamkeit eines Mittels verzweifeln, das man ernstlich noch gar nicht hat erproben können?

„Die ungeheure Mehrheit der Bevölkerung der ‚Kultur'-Nationen befindet sich in materiell so trostloser Lage, ist der Gewinnung der nacktesten Notdurft wegen zu so aufreibender körperlicher Fron verdammt, daß ihr die geistige Entwicklung absolut verschlossen ist. Aber man bilde sich auch nicht ein, daß alle die Bessersituierten, die die höheren Bildungsinstitute absolvieren durften, nun auch die entsprechende intellektuelle und moralische Reife erlangt hätten. Diese Bildungsanstalten dienen nicht idealen Bildungszwecken, sondern in erster Linie der Züchtung brauchbarer Werkzeuge für den Klassenstaat. Es muß also schon eine glückliche Anlage oder eine besondere anderweitige Anregung hinzutreten, um am Baum der Wissenschaft die Früchte der Kultur völlig ausreifen zu lassen.

„Unsre Kultur ist nichts als eine gleißende Scheinkultur. In wenig bewegten Zeiten mag die schimmernde Oberschicht den Schlamm der Tiefe verbergen, es bedarf aber nur einer Erschütterung, um die Schmutzwellen aufschäumen zu lassen. Ist das aber ein ewig unabänderlicher Zustand?

„Wenn man die Entwicklung unsrer heutigen Produktionsverhältnisse für abgeschlossen hält, wenn stets nur einer kleinen Minderheit die Emporentwicklung zur Kultur gegeben sein soll, dann allerdings. Die Massen werden dann ewig das Werkzeug skrupelloser Realpolitiker bleiben, während die Handvoll gesitteter Menschen ewig vergeblich gegen den Strom zu schwimmen versuchen, oder, der vergeblichen Anstrengungen müde, sich angewidert in irgend einen stillen Winkel vergraben wird.

„Aber zum Glück haben bereits Millionen die heutige Gesellschaftsordnung als Hindernis der ferneren Kulturentwicklung erkannt. Ihre Empörung über die schmachvolle Preisgabe alles dessen, was die moderne Kultur als ihre vornehmsten Errungenschaften betrachtet, verpufft nicht in Seufzern der Resignation oder zornigen Anklagen, sondern entflammt sie zum zielbewußten, unablässigen, nachdrücklichsten Kampfe gegen jenes Reservoir urältester Barbarei, gegen die kapitalistische Gesellschaftsordnung.

„Neunzehnhundert Jahre sind im Kampfe gegen die Bestie im Menschen, das Erbteil seiner Abstammung, verflossen. Religiöse Naturen haben sich vergeblich an der sittlichen Hebung der Menschheit versucht. Ein Fortschritt wurde durch jahrhundertelanges Ringen zwar immerhin erzielt, allein wie winzig war

er im Vergleich zu den Absichten und Erwartungen dieser Initiatoren. Die Bourgeoisie hat jetzt im Kampfe gegen die Barbarei endgiltig die Waffen gestreckt. Der Sozialismus jedoch setzt den Kampf fort, mit dem Eifer der früheren Kämpfer, aber mit ungleich besseren Waffen. Der Sumpf soll ausgetrocknet werden, dem die Miasmen entsteigen, die den furchtbaren Wahnsinn in den Hirnen erzeugen. Und auf jedem Fußbreit trockenen Bodens, der gewonnen wird, wachsen neue Kämpfer empor, die frei sind von dem Fieberwahn, die Menschen müßten sich Bestien gleich gegenseitig zerfleischen, so wolle es ein ‚ewiges Naturgesetz'.

„So kann die ringende Menschheit trotz alledem die frohe Botschaft des Weihnachtsevangeliums hoffnungsfreudig vernehmen!"

Man beachte, wie hier ganz unversehens und in aller Geschwindigkeit der Begriff „Christentum" mit dem Begriff „Kultur" vertauscht wird. Der ganze Artikel bemüht sich, darzulegen, in welchen Gegensatz zum Christentum die Menschheit sich gestellt hat. Dann wird plötzlich die Frage aufgeworfen, ob man deshalb an — — der „Kultur" verzweifeln müsse? Nein, das müsse man nicht, man habe ja mit der „Kultur" noch niemals Ernst gemacht und könne füglich nicht an einem Mittel verzweifeln, das man noch gar nicht erprobt habe. Aus all den bisherigen Exemplifizierungen auf das Christentum sprang logisch doch die Frage heraus, ob man denn nun am Christentum verzweifeln müsse. Aber dem sozialdemokratischen Herrn Verfasser machte — „das Pentagramma Pein". Er hätte dann auch seine Folgerung auf das Christentum anwenden müssen: da die Menschheit mit dem Christentum noch niemals Ernst gemacht hat, so können wir auch nicht an seiner Wirksamkeit verzweifeln, so können wir auch nicht von einem „Bankerott" des Christentums faseln, so müssen wir zunächst einmal — alle Christen werden. Aber eben dieser logische Schluß mußte ja um jeden Preis vermieden werden. Und so ließ der gewandte Prestidigitateur das „Christentum" plötzlich in der Versenkung verschwinden, und es erschien an seiner Statt eine sogenannte „Kultur" auf der Bildfläche. Ein kleines Quid pro quo, nichts weiter; von den wohldressierten „Zielbewußten" merkt's ja doch keiner!

Wichtiger als die Feststellung solch kleiner „Versehen" ist mir die Thatsache, daß die Sozialdemokratie, wie sie sich auch dagegen sträuben und winden mag, aus dem Banne des Christentums doch gar nicht heraus kann. Keine Partei ist so sehr auf das Christentum Christi angewiesen wie die Sozialdemokratie. Die Berechtigung des geschichtlich Gewordenen, auf die sich die anderen Parteien stützen, leugnet sie. Ihr gilt das Gewordene und Bestehende als ein einziges großes Unrecht. Die Unzulänglichkeit des Bestehenden aber nachzuweisen, hat sie schlechterdings keine anderen Mittel, als die dem Christentum entlehnten. Nur an den Grundsätzen des Christentums gemessen, können unsere Kultur und Gesellschaft so schwere Vorwürfe treffen. Von dem Stand-

punkt aus, auf dem die Sozialdemokratie dogmatisch und theoretisch steht, ist ja der kapitalistische Klassenstaat das denkbar vernünftigste Ding von der Welt und jedenfalls sittlich unangreifbar. Diesen Theorien zufolge hat er sich nach unbeugsamen Naturgesetzen entwickelt und läßt sich gegen die von diesen Naturgesetzen Begünstigten nicht der leiseste Vorwurf erheben: sie machen nur davon Gebrauch, was ihnen nach dem Naturrecht der materialistischen Geschichtsentwicklung gebührt. Wollte die Sozialdemokratie konsequent verfahren, so könnte sie zwar nach wie vor dahin streben, die Macht an sich zu reißen, das Recht des Stärkeren zu versuchen, aber sie dürfte sich nicht über die gegenwärtigen Machthaber sittlich entrüsten, sie dürfte nicht den Bußprediger spielen, sie müßte einfach sagen: „So lange ihr die Stärkeren seid, seid ihr in eurem Rechte; wir dürfen euch daher auch keine Vorwürfe machen, dagegen wollen wir nun versuchen, die Stärkeren zu werden, und wenn wir's geworden sind, dann wird das Recht auf unserer Seite sein." So ist es aber in Wirklichkeit nicht. Auf keiner Seite wird so reichlich mit christlich-sittlichen Begriffen gewirtschaftet, wie bei der Sozialdemokratie. Ihre Praxis straft ihre Theorie Lügen. In der Praxis hat sie einsehen gelernt, daß sich bei den Menschen mit dem bloßen Naturrecht nichts ausrichten läßt, daß es idealer, sittlicher Beweggründe bedarf, um sie zu opfermutigen Thaten fortzureißen. Woher aber die sittlichen, in der materialistischen Geschichtsentwicklung nicht enthaltenen Beweggründe nehmen und — nicht stehlen? Einfach unmöglich, es muß also gestohlen werden. Und es wird gestohlen: aus dem Christentum, aus der Offenbarung, „die nirgends würd'ger und schöner brennt als in dem Neuen Testament," und die — von der Sozialdemokratie für Ammenmärchen erklärt wird!

* * *

Der echte Patriotismus und das echte Christentum sind Mächte, denen auf die Dauer kein Feind gewachsen ist, und wenn die Welt voll Teufel wär'! Auch die Sozialdemokratie wird sich ihnen beugen müssen. Noch immer gilt das Wort: „Wer nicht für mich ist, ist wider mich." Aber dieses Wort läßt sich cum grano salis auch umkehren: „Wer nicht wider mich ist, ist für mich." Und ein großer Teil der Sozialdemokratie ist nicht mehr wider Christum, er ist nur verschämt christlich. Noch kommt er zu Christus, wie Nikodemus, bei der Nacht. Es wird eine Zeit geben, wo er am hellen Tage zu ihm kommen wird ....





Danksagung.

Zu dem Aufsatze „Wir dürfen nicht?“ und dem „Tagebuche“ des letzten Heftes sind dem Türmer so zahlreiche Sympathiekundgebungen aus allen Teilen des Reiches zugegangen, daß die verehrten Briefschreiber gütigst entschuldigen wollen, wenn er nicht jedem oder jeder einzelnen seinen aufrichtigen Dank besonders aussprechen kann. Er thut es hiermit, aus bewegtem Herzen, hocherfreut über diese zahlreichen Beweise der festen und innigen Gesinnungsgemeinschaft, die ihn mit seinen Freunden in den großen Fragen der Weltanschauung und des Vaterlandes verbindet. Mit tiefer, dankbarer Ergriffenheit hat der T. aus jenen Kundgebungen aufs neue entnommen, wieviel echter deutscher Idealismus noch in unserem Volke mächtig ist, und wie dieser Idealismus, weit entfernt davon, sich von widrigen Strömungen wegspülen zu lassen, nur mit geläuterter Kraft und erhöhtem Selbstbewußtsein aus ihnen hervorgeht. Diesem echt deutschen Denken und Empfinden, nicht der Wirkung seiner schlichten Rede, glaubt der T. den begeisterten Widerhall zu schulden, den seine Ausführungen bei so vielen Lesern gefunden haben. Für den Ausdruck ihres Vertrauens aber, für all die lieben und schönen Worte in Prosa und Vers, mit denen sie ihn hocherfreut und geehrt haben, drückt der T. jedem einzelnen von ihnen im Geiste voll warmen Dankes die Hand.

Soweit in den betr. Zuschriften Fragen angeregt wurden, die eine besondere Antwort erheischen, soll diese im nächsten Hefte erfolgen.

Der Türmer.

M. B., R. — P. M., H. (W.). — D., St. J. a. d. S. — O. H. in A. — K. L. in B. — C. W. R. H., H.-U. — T. B., B. b. G. (W.). — J. M. M. G., st. ph.; M. i. W. — H. K., c. th., B. — R. A., H - - - bei C. Verbindlichsten Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

J. v. W. in N.-T. L. Schon Gedrucktes kann der T. nicht bringen. Uebrigens haben wir von Kupernik eine kleine Erzählung, die Ihnen sicherlich noch besser gefallen wird als die uns freundlichst übersandte. Für Ihre Aufmerksamkeit jedenfalls besten Dank!

K. L. in B. Uns hat nur die genannte Uebersetzung vorgelegen. Die andere zu prüfen hatten wir nicht Gelegenheit.

R. Frhr. P., P. Wenn Sie uns Ungedrucktes vorlegen wollen, werden wir es mit bestem Vorurteil prüfen. „1901“ kommt leider um so weniger in Betracht, als es doch mindestens im Januarheft hätte gebracht werden müssen und für dieses viel zu spät eintraf.

F. H. H. Der Name ist nur ein Pseudonym, das mit der Familie der Grafen S. nichts zu thun hat. — Ihre beiden Skizzen werden wir baldigst lesen.

J. E., Berlin. Verbindl. Dank für Uebersendung des Berichtes über den großen Festkommers der Berliner Schützenschaft am 18. Januar. Packen, überwältigen muß jeden Menschen von Gefühl die Offenbarung des Festdichters:

„Ein Fürst ohne gleichen, ein Künstler, ein Held,
Des Ruhm noch erfüllet die staunende Welt,
Ist **Friedrich der Große!**“ — — —

Wer's jetzt noch nicht weiß, dem ist einfach nicht zu helfen! Dagegen dürfte sich der Dichter eines unzulässigen allzu summarischen Verfahrens bedienen, wenn er vom Kaiser Friedrich singt:

„Du Liebling Alldeutschlands! In Freud und in Leid
Ein Held sonder gleichen! In blutigem Streit —
Bei Wörth **und so weiter**“ —

Und so weiter. So bequem darf man aber beim Dichten nicht sein. Mindestens die Hauptschlachten mußten in chronologischer Folge aufgeführt werden. Der Dichter, so fürchten wir, ist in der Wahl seiner Vorbilder nicht immer glücklich gewesen. So hat er sich wohl von jenem Kollegen beeinflussen lassen, der also sang:

„An dem schönen Tegeler See
Stand der Landschaftsmaler C.“

Ja aber, wie soll der Nichteingeweihte wissen, wer der Herr „C.“ ist? Es ist doch vom Leser nicht zu verlangen, daß er alle Namen durchdenkt, die mit C anfangen. Man muß den Dichtern den Brotkorb höher hängen, sonst werden sie zu bequem und faul. — Frdl. Gruß!

J. H., S. Wenn in einem Aufsatz in der Nr. 6 des Türmers vom J. 1900 Prälat Schleyer in Konstanz, der Erfinder des Volapük, irrtümlich als bereits verstorben bezeichnet wurde, so ergreifen wir jetzt gern die Gelegenheit, seine zahlreichen Anhänger und Verehrer durch die Wiedergabe Ihrer Mitteilung zu erfreuen, daß er nach wie vor eifrig für seine Sache thätig ist und des besten Wohlseins genießt. — Ueber den Wohlklang des „Volapük“ kann man wohl verschiedener Meinung sein. Dagegen entnehmen wir dem von Ihnen beigefügten (im Verlage von J. Hummler, Saulgau, erschienenen) „**Vortrag über Weltsprache**“, daß die Verbreitung der Schleyerschen Sprache bereits eine ganz bedeutende ist und nicht weniger als 30 Weltsprache-Zeitungen in allen gesitteten Ländern der Erde sowie 300—400 in Volapük geschriebene Werke der verschiedensten Art umfaßt.

F. M., H. Ihre Frage nach unserm Urteil über den Artikel von H. von Liebig über Nietzsches Religion in der „Umschau“ können wir dahin beantworten: Liebig beobachtet richtig, wenn er sagt: „Nietzsche war kein Philosoph; er erklärt nicht, er predigt.“ Sicherlich steckt in einer Persönlichkeit, wie der N.s, etwas von einem Religionsstifter, von einem Propheten. Für seine Beurteilung ist damit übrigens zunächst noch gar nichts gesagt, denn es giebt wahre und falsche Propheten. Wie wenig v. L. das Christentum kennt, geht deutlich aus S. 824 hervor: „Das Leid, das über den Menschen kommt . . . ist ein mit voller Berechnung absichtlich von Gott über ihn verhängtes, eine Strafe für seine und seiner Väter Schuld. . . . Jeder Stein, der herabfallend einen Menschen erschlug, war von der Hand Gottes gesandt als Strafe für stete Schuld.“ Das ist nicht Christentum, sondern Judentum, schon Hiob bäumt dagegen auf, und Jesus bekämpft diese Anschauung mit allem Nachdruck (Luk. 13, 1—5; Joh. 9, 2—3). So wenig kennt v. L. die Quellen des Christentums. Er macht es, wie viele andere auch. Aus einigen Ausschreitungen entwirft er ein Zerrbild des Christentums, vernichtet das und meint, er hätte das Christentum bekämpft. Machen denn wirklich Jesus und seine Apostel den Eindruck von Männern, die eine Sklavenmoral vertreten? (1. Kor. 7, 23). Oder ist die „Begünstigung der Kranken und Schwachen“ aus dem Wunsche entstanden, das Leid zu verewigen, nicht vielmehr es zu bekämpfen? Wo giebt es eine Religion in der Welt, die so wie das Christentum von Christus an einen Kampf bis auf das Messer wider Leid und Krankheit geführt hätte? Vgl. allein den Namen Lazarett und die Thätigkeit der Diakonissen. Schließlich noch ein kurzes Wort über den besonderen Fall, den v. L. anführt. Er fragt: „Welcher christliche Priester würde sich weigern, einem Brautpaar den Segen zu geben, dessen einer Teil mit erblicher schwerer Krankheit belastet ist?“ Die Antwort lautet natürlich: Keiner, denn keine einzelne Person, sondern höchstens der Staat, bezw. die Kirche haben Recht und Macht, derartig in die individuelle Freiheit einzugreifen. Wenn der Geistliche aber ein rechter und verständiger Seelsorger ist, wird er die beiden ernst auf die Bedeutung ihres Schrittes hinweisen und ihnen die Gewissen schärfen auch bezüglich ihrer Pflichten gegen das kommende Geschlecht. Und das haben auch schon viele Geistliche gethan, lange bevor Nietzsche kam.

Kammerdirektor z. D. K., H—g. — A., M—g. — Dr. G., U—m. — Pfr. E. R., B., OA. G—n. Herzlichen Dank! Nachstehend die Berichtigung: „Am Schlusse des Artikels von Rudolf Krauß „Zum 200. Geburtstag von J. J. Moser" in Ihrer Januar-Nummer findet sich eine der Berichtigung bedürftige Stelle, auf die ich Sie aufmerksam zu machen mir erlaube. Es heißt da: ‚Ein paar Verse von ihm (nämlich J. J. Moser) sind dagegen noch in vieler Mund: Unverzagt und ohne Grauen u. s. w. Er sprach sie ... aus der Fülle seines Herzens heraus geschwind zu einem anwesenden Geheimsekretär.' Nach diesen Worten scheint der Verfasser des Artikels der Meinung zu sein, daß der Vers: ‚Unverzagt und ohne Grauen u. s. w.' ein Originalprodukt Mosers gewesen sei. Dem ist aber nicht so. Der Vers ist vielmehr ein Citat Mosers aus dem bekannten Liede Paul Gerhards: ‚Warum sollt' ich mich denn grämen' (V. 7 vom L. Nr. 462 in unserem Württ. Gesangbuch). Zur Entschuldigung des Irrtums Ihres Herrn Referenten sei folgendes mitgeteilt aus E. E. Kochs Geschichte des Kirchenlieds: ‚Das Wort Mosers (nämlich eben jener zitierte Liedervers) verbreitete sich von Mund zu Mund und ward bald so bekannt unter dem Volke, daß es nach fünf Jahren, da er endlich seiner schweren Haft ledig wurde, noch nicht vergessen und verklungen war. Auf seiner Heimreise vom Hohentwiel nach Stuttgart im September 1764 traf er im ersten württembergischen Dorfe einen Schulmeister im Wirtshaus, der sich in ein Gespräch mit ihm einlassen wollte. Moser aber wich ihm aus. Da sagte der Mann, heute könne er, obwohl er sonst nicht dahingehe, nicht aus dem Wirtshause gehen. ‚Warum?' fragte Moser. Der Schulmeister aber hob den Finger, deutete auf Moser und sagte: ‚Unverzagt und ohne Grauen!' Diese Geschichte beweist, daß man in Moser die Verkörperung dieses Verses sah. Und in der That sind für uns Württemberger die Liederworte: ‚Unverzagt und ohne Grauen Soll ein Christ, Wo er ist, Stets sich lassen schauen' mit der Erinnerung an Johann Jakob Moser unzertrennlich verbunden. Allein die Urheberschaft dieses Verses muß doch dem Sänger Paul Gerhard gewahrt bleiben." Es heißt also: „Stets sich lassen schauen", nicht: „Sich stets" u. s. w.

Leider! Soeben, schon bei Thoresschluß, stellt sich eine Ueberschreitung des verfügbaren Raumes um mehrere Seiten heraus, was eine notgedrungene Einschränkung der „Offenen Halle" und der „Briefe" dieses Heftes zur Folge hat. Wir müssen daher die davon Betroffenen noch einmal um freundliche Nachsicht und Geduld bis zum nächsten Hefte bitten. Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Sachen! Leider!

Pfarrer K. M. in K. Wir werden den Türmer vom nächsten Bande an aufgeschnitten liefern, falls nicht gegenteilige Wünsche aus dem Leserkreise eintreffen. Meinungsäußerungen hierüber wären uns erwünscht. **Der Verlag.**



Zur gefl. Beachtung!

Alle auf den **Inhalt** des „Türmers" bezüglichen Zuschriften, Einsendungen u. s. w. sind **ausschließlich an den Herausgeber, Berlin W., Wormserstraße** 3 zu richten. Bücher zur Besprechung können auch durch Vermittelung des Verlags an den Herausgeber befördert werden. Für **unverlangte** Einsendungen wird **keine Verantwortung** übernommen. **Entscheidung** über Annahme oder Ablehnung von Handschriften kann bei der Menge der Eingänge in der Regel **nicht vor frühestens 4 Wochen** versprochen werden. **Kleineren Manuskripten** wolle man **kein Porto** zur Antwort beifügen, da diese in den **„Briefen"** erfolgt und **Rücksendung nicht verbürgt** werden kann. Alle auf den **Versand** und **Verlag** des Blattes bezüglichen Mitteilungen wolle man **direkt an diesen** richten: **Greiner & Pfeiffer, Verlagsbuchhandlung in Stuttgart.** Man **abonniert** auf den „Türmer" bei **sämtlichen Buchhandlungen und Postanstalten,** auf besonderen Wunsch auch bei der Verlagshandlung.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.



Novalis



Bismarcks „Bekehrung“.

von

Christian Rogge.

Es dürfte wohl eine [illegible] der Weltgeschichte sein, daß ein Staatsmann, [illegible] wenige in [illegible] die Geschichte eingegriffen [illegible] er selbst nannte [illegible] die Hand in den Strom der Zeit stecken — [illegible] in der zeitgenössischen Literatur [illegible] und zwar durch zwei Werke, [illegible] von einander verschieden sind. In [illegible] Erinnerung [illegible] in den „Briefen an seine [illegible] Gattin“ der warme Hauch [illegible] Herzens; dort klarer, durch- [illegible], hier Gemüt und Geist [illegible] reicher Fülle, fast ist es, als ob [illegible] Leben [illegible] zwei Seelen in [illegible] Körper [illegible], [illegible] sich vielleicht noch einmal an dem Nach- [illegible] Persönlichkeit beide Werke geschrieben habe.

[illegible] beschäftigen. [illegible] nach sehr ver- [illegible] [illegible], vor allem zur Gattin, geben diesen Briefen einen außerordentlichen Reiz





Bismarcks „Bekehrung“.

Von

Christian Rogge.

Es dürfte wohl eine einzigartige Erscheinung in der Weltgeschichte sein, daß ein Staatsmann, der wie wenige in das Rad der Geschichte eingegriffen hat — er selbst nannte es bescheiden „die Hand in den Strom der Zeit stecken“ — nach seinem Tode sich noch einen hohen Ehrenplatz in der zeitgenössischen Litteratur erringt, und zwar durch zwei Werke, die völlig von einander verschieden sind. In den „Gedanken und Erinnerungen“ kühle Ueberlegung, in den „Briefen an seine Braut und Gattin“ der warme Pulsschlag des Herzens; dort klarer, durchdringender Verstand, hier Gemüt und Geist in reicher Fülle; fast ist es, als ob bei Bismarck sein Leben lang zwei Seelen in dem mächtigen Körper wohnten, und spätere Litterarkritikaster mühen sich vielleicht noch einmal an dem Nachweis ab, daß gar nicht dieselbe Persönlichkeit beide Werke geschrieben habe.

Hier sollen uns die Briefe beschäftigen. Sie erwecken nach sehr verschiedenen Seiten das Interesse des Lesers. Die Gabe Bismarcks, mit knappen Strichen scharf umrissene Bilder zu zeichnen, wundervolle Naturschilderungen, die mit unbewußter, aber vollendeter Künstlerschaft zu Stimmungen des Gemüts in Beziehung gesetzt werden, erfrischender Humor, innige Liebe zum Familienleben, vor allem zur Gattin, geben diesen Briefen einen außerordentlichen Reiz

für den Leser, der es versteht, sie mit Maßen und rechter Auswahl zu genießen. Doch treten schließlich alle diese Eindrücke unwillkürlich zurück, und in den Vordergrund des Interesses rückt, zumal in den Briefen an die Braut, die religiöse Bestimmtheit der Persönlichkeit Bismarcks, sein inneres Leben und Ringen. Das große Publikum wird wahrscheinlich sehr erstaunt sein über die Bedeutung, die Religion und Christentum für die innere Entwicklung des genialen Staatsmannes gehabt haben. In den bisherigen Bismarck-Biographien ist gerade dieser Punkt meist ungenügend behandelt, da es den Verfassern an religiöser Kongenialität mangelt. Selbst Baumgartens treffliches Büchlein über „Bismarcks Stellung zu Religion und Kirche",*) worin für Bismarcks spätere Zeit das der Oeffentlichkeit zugängliche Material fast vollständig mitgeteilt wird, behandelt Bismarcks „Bekehrung" knapper, als es nötig war. Nun liegt der Zeitpunkt dieser inneren Wandlung freilich auch noch einige Zeit vor Beginn des Briefwechsels, aber die rückhaltlose Offenheit, mit der Bismarck seiner Braut das Herz offenbart, erlaubt einen Einblick in das Werden und Wachsen des Mannes zu thun, wie es uns selten bei einem Menschen beschieden wird. Derart in eines Menschen Seele schauen zu dürfen, ist stets ein großer Gewinn für das eigene Leben und giebt dem nachdenkenden Geiste reiche Nahrung und Gelegenheit zu ehrfürchtigem Staunen. So macht das Mißbehagen über die Indiskretion, die eine Veröffentlichung solcher ganz vertraulichen Briefe stets bleibt, dem Danke Platz, daß wir den großen Mann auch in den geheimen Regungen seiner Seele kennen lernen dürfen.

Freilich, wer rechten Genuß und Verständnis gerade für die religiösen Erörterungen in den Briefen haben will, muß die Mühe nicht scheuen, sich zunächst einmal ein Bild des ganzen Kreises zu machen, in dem Bismarck und Johanna von Puttkamer leben, um eine Anschauung von dem Hintergrunde zu gewinnen, auf dem sich ihre Verlobungsgeschichte abspielt. Pommern ist in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts der Schauplatz einer ganz eigenartigen religiösen Bewegung, die von großem Einfluß auf unsere kirchliche Entwicklung geworden ist und über die Kreise der Kirchenhistoriker hinaus Beachtung verdient. Drei Brüder von Below auf Gatz, Reddentin und Seehof (114)**) sind zunächst ihre hauptsächlichsten Träger. Der neue Geist, der in dem religiösen Aufschwung der Befreiungskriege zum ersten Male zum Durchbruch kam und in der Romantik seinen litterarischen Niederschlag fand, drang durch persönliche Beziehungen auch in die Kreise dieser pommerschen Gutsherren; die Lektüre der Bibel und altpietistischer Schriften verlieh ihm dort eine eigene Färbung, und die Reibung mit dem nüchternen und glaubenslosen Rationalismus, der die Kanzeln beherrschte, ließ ihn hie und da mächtig auflodern. Heinrich von Belows Bekehrung ist typisch für die ganze Bewegung. Als „jovialer,

*) Tübingen, J. C. B. Mohr. 1900.

**) Die Zahlen bedeuten die Seiten der Bismarckbriefe, in denen auf diese Familien u. s. w. Bezug genommen wird.

etwas derber pommerscher Junker“, kräftigem Lebensgenuß nicht abgeneigt, auffahrend und jäh, aber auch nachtragend und nachhaltig bringt er auf Seehof seine Tage dahin. Da blättert er eines Tages, verdrießlich und gelangweilt, in einem Erbauungsbuch, das eine Verwandte ihm auf den Schreibtisch gelegt hatte. Er trifft dabei auf die Geschichte vom verlornen Sohn, und sie beleuchtet ihm sein im Grunde leeres Leben, seinen Zwist mit einigen Familienmitgliedern so hell, daß eine entsetzliche Unruhe über ihn kommt, er sich aufs Pferd wirft und zu seinem Bruder jagt, der bereits zu den „Erweckten“ gehörte. Von nun an beginnt Heinrich von Below eine weitreichende religiöse Wirksamkeit. Sicherlich eine für „moderne Menschen“ höchst fremdartige Thätigkeit mit Betstunden, Konventikeln u. dergl., in denen Seelen und Nerven auf das äußerste erregt werden, selbst Verzückungen und Zungenreden in konvulsivischen Ausbrüchen sich zeigen. Stundenlange Gebete und Ansprachen werden mit Inbrunst gehört, und meilenweit strömen die Leute zusammen, um am Gottesdienste in Seehof teilzunehmen. Der Kirche ist diese Bewegung abgeneigt, rationalistischen Predigern tritt sie feindlich entgegen bis zum erbitterten Kampf, selbst gläubige Pastoren werden nicht ohne Mißtrauen betrachtet. Neben Seehof zieht bald Triglaff die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich, der Sitz der Herren von Thadden. Hier herrscht ein ruhigerer Ton. Man pflegt vor allem die Gemeinschaft mit Gleichgesinnten. Regelmäßige Konferenzen werden abgehalten, an denen 1843 über hundert Geistliche und Laien teilnahmen. Thadden hatte dazu einen großen Saal an sein Schloß angebaut und eine Remise in einen Speisesaal verwandelt. An langen Tafeln saßen dort die mit großartiger Gastlichkeit aufgenommenen Freunde, und unvergeßlich blieb jedem neuen Ankömmling der Eindruck, den er beim Betreten dieses Saales empfing, wenn die alten Choräle unserer Kirche, von begeisterten, glaubensfröhlichen Stimmen gesungen, ihn begrüßten und darauf, aus inniger brüderlicher Gemeinschaft erwachsen, ein reger geistlicher Austausch entstand. Hans von Kleist-Retzow, der Hans der Briefe, und Moritz von Blanckenburg, der Freund Roons und Bismarcks, gingen dort aus und ein. Durch den letzteren wurde auch Bismarck in Triglaff eingeführt, und seine Brautwerbung bei Johannas Vater spiegelt deutlich den Eindruck wieder, den diese Versammlungen auf ihn machten: „Ich fühlte mich bald heimisch in jenem Kreise und empfand ein Wohlsein, wie es mir bisher fremd gewesen war, ein Familienleben, das mich einschloß, fast eine Heimat“ (3).

Tief wirkten alle diese Strömungen auf den gesamten pommerschen Adel ein und riefen teils starken Gegensatz, der sich in der Verspottung der „Mucker und Pietisten“ äußerte, teils begeisterte Zustimmung hervor. In einigen Familien führte die „Erweckung“ bis zur Trennung von der Landeskirche, so bei den Versiner Puttkamer, die Altlutheraner wurden und ihrer Cousine Johanna dadurch viel unruhige Stunden machten (291 ff.). In andern Häusern entsprang aus der Berührung mit den „Erweckten“ eine ernste und innige Vertiefung des inneren Lebens, wobei unwillkürlich urchristliche Züge wieder

lebendig wurden. So erzählt ein P. Lenz in seinen Jugenderinnerungen voll herzlicher Dankbarkeit von seinen Besuchen in Reinfeld, bei denen Johannas Vater dem durchnäßten Ankömmling wohl eigenhändig Strümpfe und Schuhe auszog.

In diesen Kreis trat Bismarck ein, als die Erweckungsbewegung in den Jahren 1843—46 gerade ihren Höhepunkt erreichte. Was mochte ihn dabei anziehen? Er lebte damals in Kniephof und wird in seinen Briefen später nicht müde, den trostlosen Einfluß zu schildern, den die Einsamkeit auf seine Stimmung ausübte, „wenn mich die Thür meines Zimmers angähnte und das stumme Gerät in den lautlosen Räumen mir, gelangweilt, wie ich selbst, gegenüberstand.“ Dann flüchtete er, um der Einsamkeit zu entfliehen, in den Kreis der Genossen, und wilde Zechgelage, die Kniephof in Kneiphof verwandelten, sollten die quälenden Bilder verscheuchen. Aber während rohe und oberflächliche Naturen darin Genüge fanden, folgte bei Bismarck dem Rausche nur schale Ernüchterung. Dann flüchtete er, um der Einsamkeit zu entfliehen, zu andern Freunden, zu Büchern. Bald griff er nach Grammatiken und vervollkommnete seine Sprachkenntnisse, bald las er die weltschmerzlichen Gedichte eines Lenau und Byron. Theologische und historische Werke, Poesie und Prosa, sollten die Leere des Herzens ausfüllen helfen. Mehrfache Stellen seiner Briefe haben mich in der Ueberzeugung bestärkt, daß Bismarck schon damals mit Carlyles Werken bekannt geworden sein muß,*) die ihm das Auge öffneten für die Wunder, die uns auf Schritt und Tritt umgeben (59), und ihm sein altpreußisches Pflichtgefühl stärkten durch den Hinweis, daß er „Gottes Soldat“ sei (269). Doch machte ihn das alles nicht froh, sondern bestärkte ihn nur in der Erkenntnis, daß alles, „was es außerhalb des Gebietes der Religion für uns Ergreifendes giebt, nicht heiter und zufrieden sein, sondern uns stets nur als Wegweiser dahin dienen kann, wo wir Frieden finden“ (35). In solcher innerlich zerrissenen Stimmung trat er in den Triglaffer Kreis und fand hier, was ihm wohlthat: eine Gemeinschaft, die verbunden war durch das Band eines gemeinsamen Glaubens, Menschen, bei denen „Zuversicht und Friede wohnten“ statt friedloser Qual, und vor allem Menschen, die ihr Leben in einem höheren Lichte betrachteten und im Gebet und Bibellesen Brücken besaßen zwischen Erde und Himmel, zwischen Zeit und Ewigkeit. Dazu kamen noch erschütternde Ereignisse (3), vielleicht Umwandlungen wie die vorher geschilderte Heinrich von Belows, und in Cardemin trat ihm an dem Sterbebette einer Freundin die reifende Macht des Leides nahe, das alles verband ihn noch enger mit Triglaff. Mochten seine alten Freunde den Kopf schütteln, ein Wilhelm v. Ramin, der später ein Ende in Schande nahm,

*) Es wäre interessant, hierüber etwas Sicheres zu erfahren. Wie nachhaltig der Einfluß Carlyles auf Bismarck gewesen ist, läßt sich daraus erraten, daß zwei seiner bedeutsamsten Aussprüche, die Zusammenstellung von „Blut und Eisen“ und „Wir Deutsche fürchten Gott“ ..., mit ziemlicher Sicherheit auf Reminiscenzen an Carlyle zurückgeführt werden können.

ihn belächeln, der vornehmere Arnim „ernst und nachdenklich seinen Blick auf ihm ruhen lassen mit mitleidiger Besorgnis, wie auf einem lieben Freunde, den man gern retten möchte und doch fast für verloren hält“, Bismarck war froh, daß „Gott sich seiner erbarmt und ihn wenigstens durch das Schlüsselloch seiner Gnadenthür hatte sehen lassen“.

* * *

Mit der Annäherung an Triglaff ist Bismarcks religiöse Entwicklung auch für jene Zeit nicht abgeschlossen, vielmehr haben wir jetzt in den Briefen eine zuverlässige Quelle, an deren Hand wir die Eigenart seiner christlichen Anschauung viel schärfer, als bisher, darstellen können. Die 23jährige Johanna von Puttkamer ist, nach den Briefen zu schließen, so ziemlich eine typische Vertreterin des in ihren Kreisen treu gepflegten Christentums. Bei Bismarck dagegen springt deutlich in die Augen, wie er gleichzeitig mit den pommerschen Pietisten innerlich verbunden ist und doch seine Selbständigkeit ihnen gegenüber wahrt. Beides läßt sich an verschiedenen Punkten mit vollkommener Deutlichkeit nachweisen.

Charakteristisch für das Christentum jener Erweckten ist ihre Liebe zur Bibel. Viele von ihnen verdankten dem Eindruck eines Bibelworts den Umschwung in ihrem Leben, alle fanden in der heil. Schrift — das ist ein gesundes Moment, wodurch manche Ausschreitungen verhindert wurden — Quelle und Nahrung, Regel und Richtschnur ihres Glaubens. Auch Bismarck wird, wie er bei der Brautwerbung mitteilt, von den Freunden vor allem auf die Bibel verwiesen, liest sie mit und ohne Erklärungen und zeigt sich oft als ein bibelfester Mann, der, wenn es not thut, ganze Gruppen von Sprüchen für seine Anschauungen ins Feld führen kann (18). Auch die Neigung, auf das Geratewohl die Bibel aufzuschlagen und in der gefundenen Stelle gewissermaßen einen Wink Gottes zu sehen (316), scheint er zu teilen, wie er denn sein Leben lang eine Vorliebe für die durch das Los gezogenen täglichen Losungen der Brüdergemeinde hatte, mit denen Kleist-Retzow ihn bekannt machte. Wird doch glaubhaft erzählt, daß er 1870 den am Anfang des Juli drohenden Bruch mit Frankreich hinausgeschoben habe, mitbestimmt dadurch, daß die Losung des betreffenden Tages Matth. 5, 9: Selig sind die Friedfertigen, gewesen sei. — Aber an einem entscheidenden Punkte geht Bismarck in seiner Stellung zur Bibel über die Freunde hinaus. Während ihnen die Schrift als Wort für Wort inspiriert und unfehlbar galt, bekennt er offen, daß „ich nicht alles bisher(!) habe annehmen können, was in der Bibel geschrieben steht.“ In einer ganz trefflichen Vereinigung von Freiheit und Gebundenheit fixiert er seine Stellung: „Ich glaube, daß die Bibel Gottes Wort enthält, aber nur so, wie es uns durch Menschen, die, wenn auch die heiligsten, doch der Sünde und dem Mißverständnis unterworfen waren, hat übermacht und mitgeteilt werden können.“ Damit bekommt auch das Wort „gläubig“ für ihn eine andere Bedeutung, als sie damals und noch heute in vielen ernsten christlichen Kreisen üblich war.

„Ich verstehe darunter nicht, daß beide dasselbe gerade glauben und sich genau und wörtlich demselben formulierten Bekenntnis anschließen, sondern nur, daß beide in Ernst und Demut forschen und beten, um zum wahren Glauben zu gelangen, den Erfolg aber Gott anheim stellen" (60 f). In unserm kirchlichen Leben ist leider diese Auffassung nicht allseitig durchgedrungen.

Tiefer noch ist der Gegensatz, der zwischen Bismarck und seinen pietistischen Freunden in der ethischen Auffassung des Christentums besteht. Selbstverständlich bleibt beiden gemeinsam die Forderung, daß dem Glauben ein ernstes, sittliches Leben zu entsprechen habe. Bismarck zeigt oft ein feines Verständnis für den Zusammenhang von Glauben und Leben. Dem Kandidaten Kögel, dem späteren Oberhofprediger, sagte er z. B. damals, wie Kögel in seinen Lebenserinnerungen erzählt, von einem gemeinsamen Bekannten: „Er ist in seinem Glauben zurückgegangen, weil er liederlich zu leben anfing." Auch in den Briefen ist überall zu spüren, wie seine Frömmigkeit nach sittlicher Bethätigung verlangt. Heiliger Ernst war ihm damals das Bestreben, den Sonntag von Geschäften frei zu halten, während ihm später der Sinn für die religiöse und soziale Bedeutung der Sonntagsruhe fast völlig verloren ging. Auch seine zahlreichen Ausführungen über Armut und Armenpflege zeugen in schöner Weise ebenso von christlicher Nächstenliebe, wie von dem Gefühl der sozialen Verpflichtung des Besitzenden gegenüber den Besitzlosen. In diesem allen stimmt er mit seinen Freunden überein, und doch sind sie in ihrer ganzen sittlichen Weltanschauung recht verschieden voneinander.

Leben und Lebensauffassung jener pommerschen Erweckten zeigen ohne Frage eine gewisse Enge. Es wäre falsch, das ohne weiteres für Beschränktheit zu erklären. Mit bornierten Menschen hätte Bismarck, dem jeder, auch der leiseste philiströse Zug fehlt, nie einen Bund geschlossen. Vielmehr hat ihre Enge den Grund in einem stark empfundenen Gegensatz zur „Welt". Jene Männer und Frauen, die ihrem früheren eitlen oder derben Zeitvertreib den Rücken kehren, um mit ganzem Herzen nach ihrer Art Gott zu leben, haben für ihre Vergangenheit und deren Aufgaben und Genüsse nur das Gefühl der Geringschätzung, ja Verachtung. Ein quietistischer, theosophischer Zug, der jener ganzen Bewegung anhaftet, trägt das Seine dazu bei, die „Welt" als wertlos erscheinen zu lassen, und endlich finden sich bei derartigen Konventikeln auch stets unfrohe Gesellen ein, denen es eine Freude macht, andern ihre düstern Anschauungen aufzudrängen und mit gesetzlichem Eifer jede freiere Regung einzudämmen. So galten in Seehof Tabak rauchende Pastoren als weltlich; Büchsel, der in den Briefen oft erwähnt wird, mußte in seiner Landgemeinde das Schachspiel aufgeben, weil die Frommen seiner Gemeinde in den Figuren Götzenbilder witterten, und ein alter Förster Vanderse, der in Reddentin hohe Achtung genoß, mahnte die Mütter, ihren Töchtern die Puppen wegzunehmen, denn „der Hang zur Abgötterei ist so tief in den menschlichen Herzen eingewurzelt, daß er bei den Kindern durch das Spielen mit der Puppe nur ver-

mehrt wird“. Ob wohl die „sehr niedliche Puppe in Diakonissentracht“, die Bismarcks Töchterchen erhielt (190), vor ihm Gnade gefunden hätte? Mannigfache Spuren in den Briefen, zumal an Johannas Mutter, weisen darauf hin, daß auch in Reinfeld solche Anschauungen nicht fremd waren. Oft genug kämpft Bismarck gegen einen unnatürlichen Ernst der jungen Braut an. Ihr Wunsch, dunkel und schwarz sich zu kleiden — wohl um alle „weltliche Eitelkeit“ zu vermeiden — erregt sein Mißfallen, und noch von Frankfurt aus fragt er seine Gattin (301): „Was macht dir das für Eindruck, daß du bis in die Nacht in deinem Hause sollst tanzen lassen?“ Zu solchen Anschauungen mußte Bismarcks stets auf das Wirken nach außen gerichtete Persönlichkeit in einen Gegensatz treten, und er wird auch ganz besonders lebhaft, wo er in seinen Briefen dieses Thema berührt. Hinein mit dem Glauben in die Welt! ist seine Losung. „Wie habt Ihr doch meist so wenig Vertrauen in Euern Glauben und wickelt ihn sorgfältig in die Baumwolle der Abgeschlossenheit, damit kein Luftzug der Welt ihn erkälte, andre aber sich an Euch ärgern und Euch für Leute ausschreien, die sich zu heilig dünken, um von Zöllnern ꝛc. berührt zu werden.“ Ihm ist der Glaube eine fröhliche, sieghafte Sache, die ihn stärken und mit Kraft ausrüsten soll. „In ergebenem Gottvertrauen setz' die Sporen ein und laß das wilde Roß des Lebens mit dir fliegen über Stock und Block, gefaßt darauf, den Hals zu brechen, aber furchtlos, da du doch einmal scheiden mußt von allem, was dir auf Erden theuer ist, und doch nicht auf ewig“ (67). Da kommt der ganze Bismarck zum Vorschein, und Johannas Mutter wird bedenklich drein geblickt haben, falls sie etwa diesen Brief zu sehen bekommen haben sollte.

Das innerste Centrum des Christenlebens bleibt immer das **Gebet**, und die Briefe lassen uns hier einen tiefen Blick in Bismarcks Seele thun, doch möge das jeder selbst nachlesen. Ernst Moritz Arndts altes Lied: „Wer ist der Mann?“ mit seiner Antwort: „Wer beten kann und Gott dem Herrn vertraut“ könnte als Unterschrift unter den Briefwechsel, besonders der ersten Jahre, gesetzt werden. Und doch ist auch hier eine Verschiedenheit von den pietistischen Erweckten unverkennbar. In jedem Pietismus steckt die Gefahr, im Hoffen auf Gottes unmittelbare Hilfe gottgeordnete Mittel gering zu schätzen. Frau Johanna von Bismarck hat ihr Leben lang eine große Abneigung gegen medizinische Wissenschaft und Vorliebe für allerlei Hausmittelchen gehabt, so daß schon der Bräutigam sie einmal darum ausschelten mußte (87), und dem Familienvater war der Gedanke, ein scharlachartiges Fieber seines Kindes nur mit Gebet zu kurieren, doch ein zu gewagtes Experiment. Nachdrücklich mahnt er die sparsame Gattin (227): „Gebet ist freilich besser als Pillen, aber vernachlässige doch nicht die Menschenhilfe, die Gott bietet, und scheue in diesem Fach keine Kosten.“

Bismarck selbst ist es in jenen Jahren kaum zum Bewußtsein gekommen, daß die Unterschiede zwischen ihm und seinen Freunden zum Teil grundsätzlicher

Art waren. Wehrt er auch gelegentlich ab, wenn Freund Hans ihm wider Willen eine Morgenandacht aus Goßners Schatzkästlein oktroyiert (137), so ist er doch öfter bereit, ihm zu Willen zu sein. v. Kleist-Retzow erzählte später, daß er bei gemeinsamer Lektüre des 149. Psalms Bismarck bewogen habe, die Stellung als Bundestagsgesandter als eine ihm von Gott gegebene Aufgabe anzunehmen, und fügte hinzu, Bismarck habe ihm versichert, daß er oft und sehr bestimmt sich während seiner späteren Laufbahn dieses Abends und des Psalmes erinnert habe.

Mit Frankfurt beginnt für den Politiker Bismarck eine neue Epoche, die auch für sein inneres Leben, wie die Briefe deutlich erkennen lassen, von Bedeutung war. Seine weitere religiöse Entwicklung zu schildern, geht über den Rahmen dieses Aufsatzes hinaus. Wer sich dafür interessiert, sei nochmals auf Baumgartens Schrift verwiesen. Hier kam es nur darauf an, die entscheidende Periode seines Lebens zu beleuchten und die Besonderheit seines Christentums an einigen Beispielen darzulegen, die zeigen sollen, wie sein innerstes Wesen mit dem christlichen Glauben verbunden war. Denn wir sehen keinen Zufall, sondern Gottes Führung darin, daß die Männer, die unser Vaterland in seinen größten Tagen leiteten, Kaiser Wilhelm, Roon, Bismarck, gläubige Christen waren, und wir meinen, es würde unserm glaubenslosen Geschlechte nichts schaden, wenn es über diese Erscheinung etwas eingehender nachdächte.



März.

Von

Reinhard Volker.

Schon in goldnen Schleiern steht
Der Corneliuskirschenbaum,
Um die Blütenbüschel weht
Heller Sonnentraum.

Eine erste Amsel lockt,
Zitternd schon vor süßem Weh,
Während leise niederflockt
Noch ein letzter Schnee.





Novalis.

Von

Harry Maync.

Ein schlankes weißes Mädchen mit ernsthaften blauen Augen, goldenen Hyazinthenlocken und lächelnden Lippen nennt Heinrich Heine Novalis' Muse. „Novalis", sagt er, „sah überall nur Wunder und liebliche Wunder; er belauschte das Gespräch der Pflanzen, er wußte das Geheimnis jeder jungen Rose, er identifizierte sich endlich mit der ganzen Natur, und als es Herbst wurde und die Blätter abfielen, da starb er." Es war am 25. März 1801, als er sein junges Leben beschloß — vor hundert Jahren.

Ganz anders steht es mit Novalis als mit so vielen anderen Dichtern, deren Bildsäulen man an ihrem Jubiläumstage hervorgräbt aus Schutt und Staub und neu poliert, um ein pietätvolles Publikum zu kurzem historischen Gedenken vor ihnen zu versammeln. Novalis' Wirksamkeit ist zur Zeit außerordentlich groß, auf Schritt und Tritt begegnet uns sein Einfluß, laut preisen ihn als ihren Meister viele Dichter von heute, immer wieder sind gerade in der letzten Zeit seine Werke herausgegeben worden, und eine geistvolle Biographie*) hat sein Bild soeben erneuert. „Novalis der Romantiker" ist sie überschrieben, und in der That, so gut man sich gewöhnt hat, seinen Talisman, die blaue Blume, zum Symbol der gesamten Romantik zu nehmen, so gut darf man ihn selbst als Prototyp der gesamten Romantiker hinstellen. Novalis ist (neben Eichendorff) der Hauptvertreter der romantischen Sehnsucht, und das Wort Wunder braucht niemand öfter. Ja, Novalis ist das Prototyp des Dichters überhaupt.

Novalis ist kein Dichter der Masse, sondern Aristokrat, dem Erdentreiben und allen Tagesinteressen weit entrückt. Er sieht im Leben nur Poesie und ist selbst nichts als Dichter. Der Künstler ist ihm Mittelpunkt und Zweck der Welt. Ein Dichter, Heinrich von Ofterdingen, ist der Held seines Hauptwerks. Für Novalis ist die Poesie nicht Nachahmung des Wirklichen. Er

*) Von Ernst Heilborn, der gleichzeitig eine kritische, auf dem Handschriftennachlaß beruhende Novalisausgabe besorgt hat, die für den Forscher fortan in erster Reihe in Betracht kommt. Beide im Verlage von Georg Reimer in Berlin.

negiert die Welt des Alltags an sich, er kennt sie nur in romantischer Gemütsspiegelung. Er sucht das Wesen der Poesie im Unendlichen und ruht nicht im Endlichen. Irdische, realistisch erfaßte Menschen, lebendige Gestalten darf man bei ihm nicht suchen. Es sind künstlich gesteigerte, dem Ideal angepaßte Menschen. „Der Mensch des Novalis ist der Gott des Menschen" (Heilborn). Nicht Individuen giebt er, sondern Typen. Im „Ofterdingen" sprechen unisono „die Kaufleute"; die Freude an der poetisch erfaßten in sich geschlossenen Persönlichkeit ist ja der ganzen Romantik fremd. Novalis verinnerlicht und vergeistigt alles, er hebt es ins Abstrakte, Allgemeingiltige. Den Menschen nennt er eine „vollkommene Trope des Geistes", die Vögel z. B. „befiederte Töne". Der Leib ist der Seele Feind. Alles ist Idee, alles Symbol. Es fehlt seiner Dichtung an einem eigentlichen Objekt, oder vielmehr: Subjekt und Objekt fallen zusammen, der Dichter ist sich selbst Gegenstand der Dichtung: „Mich führt alles in mich selbst zurück", bekennt Novalis. Er ist Impressionist. Sein Gemüt ist der Boden, der tausend Keime aufgehen läßt, die der Hauch der Zeit ihm zuträgt. Novalis ist der Spiegel, der keine Strahlen schafft, doch alle Strahlen zurückwirft; und zwar ist er ein künstlich facettierter Spiegel, der sie idealisiert.

Seine Poesie bringt nicht eigentlich neue Werte hervor, sondern gruppiert alte in eigenartigen Harmonien. Seine größte Kunst liegt in Stil und Sprache, nicht in Stoff und Gehalt. Sie ist nicht aktive Bewegung, sondern passives Bewegtsein; sie rudert nicht, sondern sie läßt sich treiben; sie ist nicht Handlung, sondern Stimmung. Sie kennt keinen Zweck, keine Aufgabe; sie will nur sein, nichts wirken. Sie wendet sich nicht an andere, an ein Publikum. Der Dichter ist „selig in ihm selbst". Seine Poesie ist nicht Brot, sondern Ambrosia. Sie nährt und sättigt nicht. Sie dient nur dem Gefühl. Sie ist abstrakte Schönheit. Seine Muse ist kein Weib, das man küßt, sondern ein Engel, den man anbetet. Novalis dichtet nur für sich und seinesgleichen, er giebt l'art pour l'art. Nur der Eingeweihte hat teil an den Eleusinischen Mysterien. Novalis ist nur für solche, die in der Dichtung nicht das letzte Wort gesprochen haben wollen; die nur Andeutung wünschen, um selbstthätig auszudeuten, die nicht das Fertige lieben, sondern das Werdende: „der wahre Leser muß der erweiterte Autor sein," sagt Novalis im „Blütenstaub". Novalis ist wie ein Orgelspieler in der leeren Kirche. Einsam auf hoher Empore sitzend spielt er nur sich selber, an keinen Hörer denkend. Er präludiert nur, er schwelgt in der Bildung des Tons und in seiner wechselnden Fülle. Er ergeht sich in einander ablösenden Akkorden, ohne ein Thema aufzustellen und durchzuführen. Bald zieht er dies Register, bald jenes; jetzt läßt er die Tonmassen anschwellen zu brausendem Rauschen, jetzt legt sich die Brandung: hell klingt nur noch die vox humana vor, auch sie hallt aus, und alles verweht in bebendem Säuseln. Farbe und Ton, die Mittel der Kunst, werden bei Novalis zum Selbstzweck. Die Arabeske ist nicht mehr dienendes Glied, sondern Herrscher. Die Form

wird Inhalt. Novalis ist ein Maler, der sich schon an der Zusammenstimmung von Farben berauscht und am kaleidoskopartigen Spiel ihrer sich wandelnden Nuancen. Dazu gehört er vor allen zu denen, die die romantische Vermischung der verschiedenen Sinneseindrücke lieben: Ton, Duft, Farbe entstammen derselben Quelle und vertreten einander in buntem Wechsel.

Novalis' Dichtung ist zeitlos; höchstens in einem erträumten Mittelalter, das nie war, läßt sie sich nieder. Novalis ist nicht naiv. Leben und Dichten ist ihm zweierlei. Seine empfangende Phantasie ist ein Traumwandeln, ein instinktives Schauen, kein Schreiten auf zielsicherem Weg: da ist der Dichter ein Seher. Seine Darstellung aber ist ein bewußtes Gestalten, bei dem der Verstand sehr stark beteiligt ist; er zwingt die Phantasie durch eng und abenteuerlich gewundene Geistesgänge: da ist der Dichter ein Virtuos, der bis zur Raffinerie geht, der stilisiert bis zur Manier. So vermißt er bei Lessings Prosa „hieroglyphischen Zusatz“, ohne den es bei ihm selbst nicht geht. Novalis dichtet erst, wenn das Erlebnis abgeblaßt in weiter Ferne hinter ihm liegt. Er dichtet nicht unmittelbar aus dem Leben heraus, nicht unmittelbar in das Leben hinein. Die Blüten seiner Poesie sind Treibhausblüten ohne Frucht und Samen; sie haben nur künstliche Realität; sie vergehen außerhalb ihrer Glaswände unter dem scharfen Wind der Wirklichkeit.

Das volgus profanum kann daran nicht teilnehmen. Das Volk will Realität, und sei sie auch noch so versteckt. Aber Novalis ergreift die Dinge nicht fest, sondern betastet sie nur streichelnd. Vom Sinnlichen schwingt er sich auf zum Uebersinnlichen. Er kennt nicht das Einzelne, sondern nur das Allgemeine. Für das Detail fehlt ihm Sinn und Blick, vielmehr sieht er das Wesen der Romantik zum guten Teil im „Universalisieren“. Er ist geistig weitsichtig und krankt an diesem Gebrechen. Schon Schelling bemängelte an ihm, daß er an allen Gegenständen herumrieche, ohne einen zu durchdringen. Schelling nennt das Frivolität. Der Dichter wie der Mensch soll auf der „wohlgegründeten, dauernden Erde“ stehen. Novalis aber fehlt es an Erdenschwere. Er hebt sich aufwärts (um mit Goethe fortzufahren) und „berührt mit dem Scheitel die Sterne“, aber nirgends „haften die unsichern Sohlen“. Seine Gedanken schwingen sich und springen — gehen können sie nicht. Und auch seine Menschen gehen nicht einfach, sie schreiten entweder gemessen oder sie fliegen; sie thun nichts einfach, sondern sie handeln oder sie schaffen; sie sagen nichts einfach, sondern sie sprechen feierlich oder sie reden in Zungen.

Niemand liebt wie Novalis die Metapher. In den „Lehrlingen von Sais“ heißt es: „In große, bunte Bilder drängten sich die Wahrnehmungen seiner Sinne: er hörte, sah, tastete und dachte zugleich. Er freute sich, Fremdlinge zusammen zu bringen. Bald waren ihm die Sterne Menschen, bald die Menschen Sterne, die Steine Tiere, die Wolken Pflanzen, er spielte mit den Kräften und Erscheinungen, er wußte, wo und wie er dies und jenes finden und erscheinen lassen konnte, und griff so selbst in den Saiten nach Tönen und Gängen um-

her." Novalis untersucht nicht, er fühlt nur. Das Denken ist ihm nur ein Traum des Fühlens, ein erstorbenes Fühlen. Nicht auf Deutlichkeit geht seine Bildlichkeit aus, im Gegenteil. Statt zu sagen: sie labten sich am Wein, läßt er eine kühlende Flamme aus Krystallschalen in die Lippen hineinlodern. Man verlernt bei Novalis vor lauter Stimmungszauber selbst das Denken und wiegt sich nur noch wohlig in der flutenden Schönheit seines Stils, der wundersam die Sinne umschmeichelt.

Novalis versenkt sich offenbarungsdurstig in die Natur und durchdringt sie in innigster Beseelung. In mystischer Inbrunst fühlt er sich eins mit ihr. Die Elemente alle sind seine Brüder. „Wird nicht der Fels ein eigentümliches Du, eben wenn ich ihn anrede?" fragt er; und die Seelenwanderung ist ihm kein leerer Wahn. Wie er sich in die Natur hineinfühlt, so begabt er sie wiederum mit menschlichem Leben: „Was ist die überall erscheinende Flamme? Eine innige Umarmung, deren süße Frucht in wollüstigen Tropfen heruntertaut." Brown, Hemsterhuis, Schelling, das sind seine Lieblinge, und Fichte poetisch umschreibend sieht er in den Denkorganen die Organe der — Weltzeugung.

Seltsam mischen sich die Elemente in Novalis; bunt schießen die Strahlen durcheinander. Die neueste Novalisbiographie hat aufgeräumt mit der Legende, die sich gerade an diesem Dichter so üppig emporgerankt hat. Seine überlebenden Freunde hatten aus ihm einen priesterlichen Jüngling, einen wahren Heiligen gemacht, der einem unendlich geliebten, gleichfalls fast überirdischen Mädchen nachstirbt. Er war in Wirklichkeit von viel gröberem Stoffe und durchaus nicht frei von menschlichen Schwächen. „Fritz den Flatterer" nennt ihn zu seinen Lebzeiten sein Bruder Erasmus; von seiner grenzenlosen Flüchtigkeit spricht sein Herzensfreund Friedrich Schlegel. Haltlos schwankt er hin und her. Und jene Sophie v. Kühn entpuppt sich als ein geistig höchst unbedeutendes Kind, das keinen Brief schreiben kann. Novalis idealisierte sie sich nach ihrem Tode in seiner ausschweifenden Art. Novalis ist ein Mensch der Kontraste. Wohl konnte ihn Tieck mit der sanften Schönheit des Dürerschen Johannes vergleichen, denn kindlich-fromm ist der Dichter der „Geistlichen Lieder", in denen er so einzig schlicht und wahr sich giebt, und in denen allein er eine bescheidene Popularität genießt: „Was wär' ich ohne dich gewesen", „Wenn ich ihn nur habe", „Unter tausend frohen Stunden", „Wenn alle untreu werden" — das ist Schleiermachersche Religion des Gemüts. Als Pietist tritt er hervor in den Jesuliedern, als stark katholisierender Romantiker in den wundervoll innigen Marienliedern. Aber neben dieser Christgläubigkeit, die in Askese und Märtyrertum sich schwärmend verliert, steht ein sinnenfrohes, antik-pantheistisches Heidentum, eine genußheischende heiße Sinnlichkeit. Novalis ist ein frommes Kind, harmlos und anspruchslos, ein reiner Jüngling, keusch wie sein Osterdingen, und er ist ein grübelnder Forscher, der sich in seinen „Fragmenten" zu den unerhörtesten Paradoxien versteigt, dessen Tiefsinn zum erhabenen Unsinn wird.

Novalis' Dichtung ist nicht gesund. Schon Heine erkannte in ihrem Rosenschein die Farbe der Schwindsucht. Novalis' von Haus aus große Sinnlichkeit konnte zur Lüsternheit des Phthisikers werden. Seine anfänglich unter dem Einfluß Jean Pauls hervortretende Selbstzersetzung ward zur Märtyrerwollust. Er verliebte sich in Krankheit und Tod als höchste Ziele des Menschen. Und wie so oft bei Mystikern, vermählt auch bei Novalis sich die Erotik mit der Religion. Er spricht von der „Assoziation von Wollust, Religion und Grausamkeit" und versenkt sich in eine stark sinnlich gefärbte Abendmahlssymbolik.

Novalis' Leben war nicht vollendet, als er mit 29 Jahren starb. Es war ihm nicht gegeben, abzurunden und abzuschließen. Die Krystallbildung wird bei ihm in ihrer Entwicklung unterbrochen. Er gelangt nicht zu einer vorher bestimmten Form, zu einer ehernen Notwendigkeit des Seins. Unablässig verbrannte er heut, was er gestern noch angebetet hatte; ihm war „gegeben, auf keiner Stätte zu ruhn". Und wie der Mensch, so ist auch der Dichter Novalis nie fertig geworden. Aber das Unvollendete gehört zu seinem Wesen; er ist der geborene Fragmentist und Aphorist. Er systematisierte unausgesetzt, ohne zu einem eigenen festen System zu gelangen. Von allen Seiten fängt er fremde Gedanken auf, mit denen er spielt wie ein Jongleur mit bunten Kugeln. Eine urschöpferische, tief einheitliche Natur war er nicht. —

Novalis, sagten wir, ist ein Prototyp der Romantik. Die Sehnsucht ist alles, nichts die Erfüllung, die es im Grunde gar nicht giebt. Das Unendliche, Unrealisierbare gehört zum Begriff der Romantik. Sie flieht alles Fertige, Klare, Glatte. Sie ist phänomenalistisch wie ihre Philosophie und sucht hinter den Dingen das Irrationale. Sie liebt das Dunkel. „Trägt nicht alles, Was uns begeistert, Die Farbe der Nacht?" fragt Novalis in seinen wunderbaren „Hymnen an die Nacht", seinem ausgeglichensten Werk; die Nacht soll ihm die Sehnsucht lindern. Und so ist Träumen mehr als Leben, Ahnen mehr als Sehen, Tasten mehr als Greifen.

„Der Mensch vermag in jedem Augenblick ein übersinnliches Wesen zu sein." — „Das Märchen ist gleichsam der Kanon der Poesie." — „Gedichte, die bloß wohlklingend und voll schöner Worte sind, aber auch ohne allen Sinn und Zusammenhang, höchstens die einzelnen Strophen verständlich, wie Bruchstücke aus den verschiedenartigsten Dingen" —: das sind tief bezeichnende Gedanken von Novalis. Sie machen ihn zum Liebling und zum Vorbild unserer neuromantischen Kunstrichtung, deren Vorläufer wir in Shelley, Dante Gabriel Rossetti, Lamartine erkennen. Die französischen Decadents und Aestheticisten, Verlaine besonders, sind ohne Novalis kaum denkbar; desgleichen Erscheinungen wie J. P. Jacobsen und Hugo v. Hofmannsthal, Stefan George und der Kreis der „Blätter für die Kunst", und vor ihnen allen Maeterlinck, der auch Novalissche Werke ins Französische übersetzt hat.

Novalis ist kein Erfüller und Vollender; er ist ein großartiger Anreger, wie Herder. Er ist ein Vorkämpfer gegen rationalistische Verknöcherung, reali=

stische Einseitigkeit, künstlerischen Dogmatismus. So oft man gegen solche Feinde sich erhebt, ist eine neue Romantik da, und immer von neuem wird man dann auf Novalis zurückgreifen. Er wird zunächst eine andere Einseitigkeit an Stelle der früheren bedingen: eine ausschweifende Phantasie, die sich allzu hoch über die Erde hinausschwingt, um den Pulsschlag des Lebens noch zu spüren: aber die Zeit wird ausgleichen und vermitteln, bis in einer besonders begnadeten Kunstperiode die Schalen der Wage gleich stehen. Das ist die historische Mission von Novalis.



Empfindsames Zwiegespräch.

Von

Paul Verlaine.

Im erstarrten Park, dem einsam bangen,
Sind eben zwei Gestalten gegangen.

Ihre Augen sind tot, ihre Lippen verdorrt,
Und fast unhörbar bleibt ihr Wort.

Im alten Park, dem einsam bangen,
Zwei Gespenster erweckten, was längst vergangen.

— Denkst du noch dran? Wie liebten wir toll!
— Warum wollen Sie, daß ich dran denken soll?

— Klopft dein Herz bei meinem Namen noch immer?
Erschein' ich dir noch im Traume? — Nimmer.

— O unsagbares Glück, als wir saßen zu zwei'n,
Wo unsere Lippen sich fanden! — Mag sein.

— Wie blau war der Himmel, wie groß unser Hoffen!
— In Wolken verschwand es, zu Tode getroffen.

So schritten sie durch das Riedgras fort,
Und die Nacht allein belauschte ihr Wort.

Deutsch von Albero.





Philemon und Baucis.

Eine amerikanische Dorfidylle.

Von

Egbert W. Fowler.

I.

Das kalte, klare Licht des Winternachmittags war für seine alten Augen zu trüb geworden, und David legte seine Brille zwischen die Seiten des Buches, in welchem er gelesen hatte, und schloß es mit einem Seufzer. Er war kein großer Freund von Büchern, es hatte ihm an Zeit gefehlt, sich mit ihnen zu beschäftigen. Aber während des letzten Winters war das Wetter oft so rauh gewesen, daß er nicht zu seiner Arbeit gehen konnte, und seit Elisabeth sich gewöhnt hatte, ein Nachmittagsschläfchen zu machen, hatte er nach und nach die wenigen Bände gelesen, die, altmodischen Presbyterianern gleich, streng und ehrbar in Reih und Glied auf dem obersten Fach des Eckschränkchens im Wohnzimmer standen.

Heute hatte er zum letzten gegriffen, einem schüchternen braunen Büchlein, das durch einen gewichtigen, wohlbeleibten Band, „Saints' Rest", fast verdrängt worden war: „Die Memoiren des Henry Obookiah, Eingeborenen von Owhyee". Das Exotische des Titels hatte David angezogen; denn trotz seiner 87 Jahre war er nicht unempfindlich gegen den Reiz des Abenteuerlichen. Obookiah enttäuschte ihn auch nicht, obwohl er lieber mehr über das „schreckliche Gemetzel der kämpfenden Häuptlinge" gehört hätte als über Obookiahs Erziehung durch die würdigen Missionäre.

Er saß eine Weile müßig da, das Kinn auf die Brust gesenkt, die Hände in den Schoß, und drehte nachdenklich die Daumen umeinander. Seine Augen ruhten auf dem offenstehenden Ofen, wo die Kohlen heller und röter glühten, je tiefer sich der Dämmerung Schleier auf die Stube herabsenkten. Das Schweigen lastete auf ihm. Er blickte nach der Uhr, die auf einem Wandbrett hinter dem Ofen tickte; aber es war zu dunkel geworden, um ihre Zeiger zu erkennen, und David war zu müde, um aufzustehen und Licht anzuzünden. Er gähnte und streckte die Beine, steif, eines nach dem anderen, und rieb sich die Kniee mit

der flachen Hand. Dann erhob er sich und schlich auf den Zehen zur Thür der Wohnstube, in der selbstsüchtigen Hoffnung, daß Elisabeth ihn hören und erwachen würde. Aber sie bewegte sich noch immer nicht, und er ging zum Fenster und blickte durch die frostbedeckten Scheiben. Ein kleiner Fleck schmolz unter dem warmen Hauch seines Atems, er rieb das Glas mit den Fingerspitzen, bis er klarer sehen konnte. Als er wieder hinaussah, durchlief ihn ein Schauer. Es war so kalt und öde draußen in dem Schneegestöber, wo Zwielichtschatten schwankten und durch einen Riß in den grauen Wolken ein schmaler Streifen Sonnenuntergangsröte hervorbrach.

„Wir werden eine kalte Nacht haben," murmelte er mit ernstem Kopfschütteln. „Ich muß einen Vorrat Holz hereinbringen und das Feuer nicht ausgehen lassen, sonst friert Elisabeth."

David lächelte, denn der Gedanke, daß es etwas für ihn zu thun gab, bis Elisabeth erwachte, benahm ihm das Gefühl der Einsamkeit. Er knöpfte den Rock zu, band einen wollenen Shawl um den Hals und zog eine Mütze über die Ohren. Dann fuhr er in die Handschuhe, öffnete die Thür und trat hinaus.

Ein mächtiger Windstoß warf ihn fast um, aber er richtete sich auf und humpelte mit einem grimmigen Lächeln der Herausforderung nach dem Holzstall. Der Sturm, der stoßweise durch den Garten fegte und in den nackten Zweigen der Aepfelbäume heulte, packte ihn wie ein Spielzeug, an dem er seinen rohen Uebermut auslassen wollte; er zupfte an des Alten Rockschößen, drehte die Enden des Shawls wie zu einem Tau und streute ihm sandfeine Schneekrystalle in das Gesicht.

Davids Wangen glühten und die alten Augen leuchteten; ein fast jugendliches Kraftgefühl spannte seine erschlafften Muskeln an. „Ihr könnt mich nicht unterkriegen!" kicherte er. „Ihr könnt's nicht. Ich werde alt, aber noch fürchte ich das Wetter nicht."

Eigensinnig verfolgte er seinen Weg zwischen den hohen Schneewehen, die scharfzackig emporstrebten, gefrorenen Wellen gleich. Alle Augenblick mußte er stehen bleiben, um Atem zu schöpfen und sich den Schnee aus den Augen zu wischen.

„Nichts da," prahlte er, „ich bin vielleicht ein bißchen zu alt für ein so rohes Spiel, aber doch noch Bursch genug, um mich eines Schneesturms zu freuen — und dieser ist ein Prachtstück."

Obgleich er einen Arm voll Holz trug, wurde es ihm leichter, nach dem Hause zurückzukehren. Er hielt einen Augenblick inne, ehe er die Thür öffnete, zog die reine Luft mit Behagen ein, und ein köstliches Bewußtsein von Kraft erfüllte ihn, als er sich gegen den Wind stemmte. Die Nacht war rasch hereingebrochen und warme, rote Lichter winkten und funkelten in der Dunkelheit.

David lächelte und sprach mit einem plötzlichen Anflug von Stolz: „Ja, ja — Elisabeth und ich haben es so gut wie nur irgend jemand im Dorfe."

Er öffnete die Thür und trat schnell herein, damit die kalte Zugluft die Wohnstube nicht erreiche. Elisabeth war noch nicht wach, und er legte das Holz geräuschlos in die Kiste hinter dem Ofen, schob ein Stück Teppich gegen die Thürschwelle und hing Mütze und Shawl an ihren Platz bei der Thür. Elisabeth sah gern alles sauber und ordentlich. Mit diesem Gedanken bürstete er Rock und Stiefel und kehrte die Stückchen Rinde zusammen, welche neben die Kiste gefallen waren. Er lächelte, als er sich Elisabeths Beifall vorstellte, und schaute wieder in das Wohnzimmer hinein. Sie schlief ganz ruhig, die Wangen ruhten auf beiden Händen. Er betrachtete sie eine Weile und fühlte sich beschämt, daß er gewünscht, sie würde erwachen.

„Sie braucht viel Schlaf,“ flüsterte er wehmütig, „gerade wie ein Kind. Na, sie ist ja beinahe fünfundachtzig.“ Er schüttelte trüb den Kopf. „Ja, ja, Frauen sind nicht so stark wie Männer.“

Es war nun ganz dunkel in der Küche, und David zündete das Licht an und schirmte es durch eine Zeitung, damit der helle Schein Elisabeth nicht störe. Er zog die Vorhänge zu und drückte den Teppich dichter an die Schwelle, damit kein Strahl von Wärme und Licht in die Kälte und das Dunkel entflöhe. Elisabeth hatte kürzlich so sehr von der Kälte gelitten.

Er legte frisches Holz an und füllte den Wasserkessel. Dann breitete er eine rote Decke über den Tisch, damit es wärmer aussehe. Er schmunzelte und nickte mit einem Seitenblick auf die Thür des Wohnzimmers, während er eine besonders große Portion Thee in die Kanne that. Elisabeth liebte den Thee stark, und eine Tasse genügte, um sie zu beleben und anzuregen. Dann setzte er sich vor den Ofen und blickte mit einem gewissen Behagen auf seine dampfenden Schuhe, schaute hin und wieder nach der Thür und wartete geduldig auf Elisabeths Ruf.

„Fünfundachtzig Jahre alt,“ dachte er, „und schläft wie ein kleines Kind. Fünfzig Jahre in einem und demselben Hause.“ Eine seltsam wehmütige Stimmung kam über ihn; sein Kinn sank auf die Brust herab und er nickte ein.

Die Flammen leckten gierig an dem trockenen Holze, und rotgoldene Funken schossen mit zornigem Knistern durch die Spalte des Dämpfers. Es war, als ob ein Drache ohnmächtig zischte und speite zwischen schwarzen, schadhaften Zähnen. Der Kessel dampfte und zitterte und summte ein Lied von Jugendlust, und eisige Finger klopften an die Fensterscheiben. In dem öden Garten kreisten und wirbelten weiße Schneegeister in gespenstigem Reigen. Die Kornstengel winkten mit ihren dürren Armen, und die sturmumtobten Aepfelbäume seufzten vor Sehnsucht nach dem Kuß des Lenzes.

II.

„David!“ Elisabeth war wach und hatte gerufen. „David!“ Die Stimme klang alt und schwach.

„Ja, Lizzie, ich komme.“ Auch Davids Stimme war alt, aber in beiden war ein ewig junger Klang; solche Laute hört man von einer gesprungenen

Silberglocke. Er nahm das Licht und ging in das Wohnzimmer. Ein kindliches Lächeln flog über das bleiche, runzlige Gesicht, das ihm von den Kissen entgegen leuchtete.

„Hast ein schönes Schläfchen gemacht, nicht?“

„Ja, ich denke, ich muß wohl eine Stunde geschlafen haben.“ Sie rieb sich die Augen und gähnte.

„Eine Stunde?“ David lachte und setzte sich neben ihr nieder. „Du hast beinahe den ganzen Nachmittag geschlafen. Wie fühlst du dich?“ fragte er besorgt.

„Mir ist recht wohl,“ antwortete sie frisch, „wohler als seit langer Zeit.“

Der Wind schug gegen die Thür, und ein Heulen, seltsam, unheimlich höhnend, kam von dem Schornstein her. Der Drache spie einen Funkenregen zwischen seinen Zähnen aus.

Elisabeth fröstelte und schmiegte sich an David. „Ich will aufstehen und mich in die Küche setzen,“ sagte sie schmeichelnd.

„Meinst du, du bist stark genug dazu, Lizzie?“ Davids Stimme klang rührend erfreut; er hatte kürzlich so oft allein in der Küche gesessen.

Elisabeth lachte und setzte sich auf; in ihre Wangen kam etwas Farbe. „Gewiß kann ich in die Küche gehen. Habe ich dir nicht gesagt, daß ich recht munter bin?“

David setzte den Leuchter auf die Kommode und war ihr behilflich, in das Hauskleid zu schlüpfen. Als er ihr half, die grauen, wollenen Strümpfe anzuziehen, berührte ihn die Wärme ihrer weichen, bloßen Füße seltsam wohlthuend; er rieb sie liebkosend und schmunzelte verschämt, als er die Sohlen mit den Daumen kitzelte.

„David, hör' auf!“ befahl Elisabeth ernst. „Hör' sofort mit dem Unsinn auf!“ Sie bekräftigte ihre Worte, indem sie ihn am Ohr zupfte. „Willst du, daß ich mich erkälte? Solltest dich schämen!“ Ihr Wangen färbten sich lebhafter — so rosig schimmert manchmal ein altes Liebescarmen auf Pergament.

„Nein, ich schäme mich nicht!“ erwiderte David fest, und wie um es ihr zu beweisen, kitzelte er ihre Füße noch einmal.

„Du solltest es aber — du wirst zu alt für solche Späße.“ Aber sie lächelte und lächelte, und David schmunzelte, bis sie in dem großen fichtenen Schaukelstuhl vor dem Ofen saß, ein Kissen unter den Füßen, um sie warm zu halten. David brachte eine Decke, und er brauchte damit so lange, sie zu umhüllen, daß Elisabeth kicherte und ihm einen leichten Schlag auf die Wange versetzte.

„Nun geh' fort, Dave,“ rief sie plötzlich mit einer gewissen Würde, „was macht dich heute so thöricht?“

„Ich denke, es muß das Wetter sein, Lizzie. Seit ich das Holz hereingebracht habe, fühle ich mich gerade wie ein einjähriges Fohlen.“ Er kniff ihr übermütig ins Ohr und küßte sie, als sie ihn sanft fortzudrängen suchte.

„Ich hoffe nur, du hast dich gut eingewickelt; du weißt, wie dir die Kälte in die Knochen fährt."

„Es giebt gar keinen Rheumatismus in der Welt. Wenigstens weiß ich nichts davon." Er warf sich prahlerisch in die Brust.

„Morgen wirst du ein ander Lied singen, warte nur, bis die Kniegelenke zu schmerzen anfangen. Merk' dir, was ich dir sage."

„Unsinn!" Er schlug ein Schnippchen.

„Du wirst sehen." Aber trotz ihrer bösen Voraussagung leuchtete ihr Gesicht vor Vergnügen, bis ihr Blick auf das rote Tischtuch fiel.

„Aber Dave Martin!" rief sie entrüstet. „Du hast mein bestes Tischtuch aufgedeckt!"

„Ja, Lizzie," sagte er entschuldigend, „ich dachte, es macht die Küche soviel freundlicher und wärmer."

Elisabeth strich mit der Hand über das Tuch und lächelte versöhnt. David hatte verlegen gegrinst; nun humpelte er in das andere Zimmer.

„Was willst du dort?" rief sie ihm nach.

„Ich hole die Lampe aus der großen Stube," erwiderte er besänftigend, „und nun quäle mich nicht, sonst lasse ich sie noch fallen."

Die Lampe gehörte zu Elisabeths kostbarsten Schätzen, und als sie die weiße Glocke gegen den Cylinder anklirren hörte, fuhr sie vom Stuhl auf.

„Dave," rief sie, „wenn du die Glocke zerbrichst, vergebe ich es nie."

„Na, na, Lizzie," entgegnete er, „ich werde deiner Lampe keinen Schaden anthun." Er kam in die Küche, die Lampe vorsichtig mit beiden Händen haltend. Als er sie in der Mitte des Tisches niedergesetzt hatte, lächelte er. Elisabeth legte ihre Hände in den goldigen Lichtkreis, den die Glocke auf das rote Tuch warf. „Da, nun sag' einmal, ist das nicht schön?" fragte er triumphierend.

„Hübsch ist es schon," sagte sie, „ich will nur hoffen, du wirfst sie nicht um und setzest das Haus in Brand." Allein auch sie ergötzte sich an dem hellen Licht und lehnte sich mit einem Seufzer der Befriedigung in den Stuhl zurück.

David briet den Speck und bereitete den Thee. Dann saßen sie einander gegenüber an dem Tisch, wie sie es seit fünfzig Jahren gethan hatten.

„Wie ist der Speck, Lizzie?"

„Gerade recht, Dave."

„Und der Thee?"

„Vielleicht ein bißchen stark."

„Zu stark?" Er lächelte.

„Nein, nicht gerade — aber —"

„Gerade recht, eh?" Er zwinkerte schelmisch.

„Du mußt acht geben, Dave. Der Thee muß bis nächste Woche reichen — und —"



„Ich hatte Lust, Kaffee zu machen."

„Aber, Dave Martin!" Elisabeth konnte fast keine Worte finden vor Staunen über seine Kühnheit. „Du weißt doch, daß wir uns Kaffee nicht zweimal täglich erlauben können."

„Na, nimm noch eine Tasse Thee."

„Ich nehme eine halbe, und du auch."

„Nimm lieber eine ganze und ich mache mehr — "

„Daß du dich nicht unterstehst!" Sie drohte ihm mit dem Finger.

„Ich fürchte mich nicht." David lachte und füllte den Kessel aufs neue. „Ich halte es nicht für Verschwendung," fügte er trocken hinzu, und als Elisabeth lachte, nahm er aus dem Schranke eine Schale mit Stückenzucker, der für besondere Gelegenheiten aufbewahrt wurde.

* * *

Elisabeth blickte nachdenklich in die Kohlen, und David paffte zufrieden an seiner Pfeife. Beide sprachen lange kein Wort.

„Lizzie!"

„Nun, David?"

„Erinnerst du dich, was heute vor fünfzig Jahren geschah?"

„Ich werde doch unseren Hochzeitstag nicht vergessen, Dave." Sie errötete, lächelte, streckte ihm die Arme entgegen. David kniete vor ihr nieder und legte seinen Kopf auf ihre Kniee. Von Erinnerungen überwältigt, schwiegen sie.

„Ich wollte, der kleine Dave hätte den Tag erlebt." Elisabeth seufzte leise. Der Kleine war nur ein Jahr alt geworden.

„Ja, Lizzie, unser kleiner Dave wäre jetzt ein tüchtiger Kerl."

„Siebenundvierzig Jahre alt." Eine Thräne rollte an ihren Wangen herab und fiel auf Davids weißes Haupt.

Sie schloß die Augen und wähnte den kleinen David vor sich zu sehen. Kräftig und hochgewachsen schien er ihr, der Sohn ihrer Träume, und freundlichen Antlitzes, wie der Vater vor fünfzig Jahren gewesen. In seinen Armen hielt er selbst einen Kleinen, und dieser Enkel glich dem kleinen David, dessen Grabhügel der Schnee bedeckte.

„O, David," flüsterte sie schmerzlich, „wäre er doch am Leben geblieben."

„Ja, Lizzie, wenn er uns doch geblieben wäre!" David streichelte liebkosend ihre Hand und rieb sanft die Schwielen an ihrer Innenfläche.

„Armer David!" seufzte sie.

„Reden wir nicht davon, Lizzie." Er legte seine runzlige Wange auf ihre Hand und sie strich über sein dünnes weißes Haar.

III.

Elisabeth schlummerte in ihrem Stuhl und erwachte mit einem leichten Frösteln, denn das Feuer war heruntergebrannt. Sie war sehr müde, und trotz

ihres Widerspruchs rollte David das Bett an die Thür des Wohnzimmers und trug sie hinein.

„Du wirst deinem Kreuz Schaden thun," rief sie.

„Unsinn!" erwiderte er entrüstet. „Du hast ja gar kein Gewicht; ich habe ein einjähriges Kalb weiter getragen."

„Du vergißt, daß du nicht mehr bist, was du warst, Dave."

„Well, Lizzie," lächelte er grimmig, indem er sie sorgsam in die Decken hüllte. „Wenn ich dich nicht mehr tragen kann, dann bin ich überhaupt zu alt für die Welt." Aber selbst ihr geringes Gewicht hatte die Muskeln seines Rückgrats angegriffen und er empfand einen scharfen stechenden Schmerz, den er zu stolz war, Lizzie zu verraten.

„Mach' tüchtig Feuer, Dave, daß es ordentlich knistert; es wird mir warm, wenn ich's nur höre. Und bleib' nicht zu lange auf — und vergiß nicht, die Thür zu verschließen."

„Ich vergesse nichts, Lizzie."

„Gute Nacht, David." Sie küßte ihn und vergrub sich in die Kissen.

„Gute Nacht, Lizzie. Ist dir warm genug?"

„Ja, Dave. Vergiß nicht die Küchenthür."

David lachte und kehrte in die Küche zurück. Er legte tüchtig Holz an und setzte sich mit seinem Buche an den Tisch. „Es ist doch sonderbar, wie sich alles umkehrt," dachte er. „Jetzt ist Lizzie immer schläfrig und früher war ich es. Ja, Lizzie fängt an, ihr Alter zu zeigen." Er seufzte und öffnete das Buch.

„Während meiner Reise glaubte ich, daß ich in Neu-Jerusalem einginge — in das willkommene Thor. Im Gehen wiederholte ich mir die Worte: Wen habe ich im Himmel außer dir? Und es ist niemand auf Erden, den ich ersehne neben dir."

Er ließ das Buch müßig in den Schoß fallen. „Ja, ja," flüsterte er, „diese Worte mögen für den Neger Obookiah etwas anderes bedeutet haben, aber für mich meinen sie Elisabeth und den Kleinen." Er blickte plötzlich nach dem Bett. Elisabeths Antlitz sah in dem gedämpften Licht fast mädchenhaft aus, ja kindlich; so ruhig, friedlich und traumlos lag sie da. David seufzte.

„Sie ruht," murmelte er, „ruht nach fünfundachtzig Jahren des Lebens." Er saß regungslos und lauschte gierig auf ihre schwachen Atemzüge.

Der Wind heulte in den Bäumen und schlug an die Thür: eisige Finger klopften unaufhörlich an die Fensterscheiben, und in dem öden Garten wirbelten weiße Schneegeister über die trockenen toten Blätter.

* * *

David fuhr plötzlich von seinem Stuhle auf, denn Elisabeth hatte ihn gerufen, scharf, wie von Angst erfüllt.

„Hab' acht, Dave, und laß meinen Jungen nicht fallen. Ist er nicht ein lieber, winziger Kerl? Wie ein kleines Kätzchen ... Leg' ihn hierher,

daß sein Köpfchen auf meinem Arm ruhen kann ... Nein, ich werde ihn David nennen, nach seinem Vater ... Da, nun ist er wach ... Sag', Dave, sind die Augen nicht blau wie Cichorienblüten? ... Oeffne das Fenster, Dave, mir ist warm; die Nächte sind warm für Juni."

David zog die Decken sorgsam um Elisabeth und legte seine Hand sanft auf ihre Stirn.

„Nun schlafe, Lizzie," sagte er besänftigend, „schlaf, Lizzie." Er nahm eine ihrer Hände in die seine und sie spielte mit seinen breiten, knotigen Fingern, wie sie mit den Händchen ihres Kleinen gespielt hatte. Sie summte leise mit zitternder Stimme ein Wiegenlied:

„Schlafe, Kindlein, gute Nacht,
Engel halten treulich Wacht."

Ihre Stimme war klar wie die eines Mädchens, und sie war fünfundachtzig Jahre alt.

„Arme kleine Lizzie," sagte Dave gerührt. „Schlafe, Lizzie, schlafe."

„Sieh seine kleinen Beine, Dave!" fuhr Elisabeth fort, ein Lächeln auf den Lippen. „Sieh, wie stark sein Rückgrat ist — ist er nicht ein prächtiger Bursche? Vaters kleiner Mann und Mutters Herzblatt!"

Sie lachte und drückte Davids runzlige Hand an ihre Brust. „Vater holt ein schönes Fell, um das Bürschchen dreinzuhüllen —"

David nahm seine Hand nicht fort; seine Augen brannten von ungeweinten Thränen. „Ich bin hier," sagte er. „Dave ist hier."

„David!" Elisabeth fuhr plötzlich auf.

„Ja, Lizzie?"

„Wo bist du, Dave?"

„Hier bin ich, Lizzie," er zog sie an sich, „hier bin ich."

„Es ist jemand an der Küchenthür."

„Nein, nein, Lizzie, es ist nur der Wind."

Elisabeth sank auf das Kissen zurück, und David ging rasch in die Küche und verriegelte die Thür. Seine Hände zitterten und er lauschte einen Augenblick mit ängstlicher Spannung.

„Es ist nur der Wind," flüsterte er, „seit zehn Jahren hatten wir keinen solchen Sturm."

„Ja, Dave, ich werde vor dem Hause eine Reihe Petunien pflanzen." Elisabeth sprach wieder leise in der hellen Mädchenstimme. „Mutter wird mir für die Wohnstube einen Teppich geben. O, Dave, es wird unser Haus sein, dein Heim und meines ... Jemand klopft an der Küchenthür; aber geh nicht, bleib bei mir. Ich will, daß du bei mir bleibst, Dave."

„Ich bleibe, Lizzie."

„Horch! Hat nicht ein Rotkehlchen gesungen? Das bedeutet Glück, Dave."

„Es war nur der Wind, Lizzie."

„Jemand pocht ans Fenster.“

„Nein, nein, Lizzie, es war der Wind. Jetzt schlafe ein.“

„Ich fürchte mich, Dave.“

„Hab' keine Angst, Lizzie, ich bin hier.“

„Aber ich höre sie an der Thür ... Sie sind gekommen, um meinen kleinen Dave zu holen. Er schläft ja nur, sag ich euch; aber so fest, daß ich ihn nicht wecken kann. Halt mich fest, Dave, denn ich fürchte mich. Ich fürchte den Schmerz. O, warum, warum? ... Schlaf, Kindlein, schlaf ... Fünfzig Jahre.“

David zog Elisabeth dicht an seine Brust und küßte sie; sie atmete erleichtert auf und schlief wieder ein. Als seine Arme ermatteten, legte er sie auf das Kissen zurück. Dann zog er seine Schuhe aus und streckte sich neben ihr nieder. Allmählig fielen ihm die Augen zu und auch er schlief ein. Das Feuer brannte herab; graue Asche fiel zwischen des Drachen schwarze Zähne. Der Wind heulte und wimmerte und schlug mächtig gegen die verriegelte Thür.

Plötzlich erwachte David und setzte sich auf. „Herein,“ rief er, und seine Stimme klang kräftig und jung. Er wartete einen Augenblick, aufmerksam lauschend. „Es ist nur der Wind, Lizzie,“ sagte er schläfrig, „nur der Wind. Fürchte nichts, Lizzie, ich bin da.“ Er legte sich wieder hin und schmiegte sich eng an Elisabeth, einen Arm schützend um ihren Leib. „Wen habe ich im Himmel außer dir?“ Und er versuchte einen Augenblick, sich der übrigen Worte zu erinnern, dann schlief er ein.

Ein heftiger Windstoß rüttelte ungestüm an der Thür, aber keines erwachte. Sie erwachten auch nicht, als der Tag kam und den öden Garten mit seinen Schneewehen in flüssiges Gold tauchte. Fünfundachtzig und siebenundachtzig. Fünfzig Jahre Beisammensein — fünfzig Jahre!



Wir stöbern.

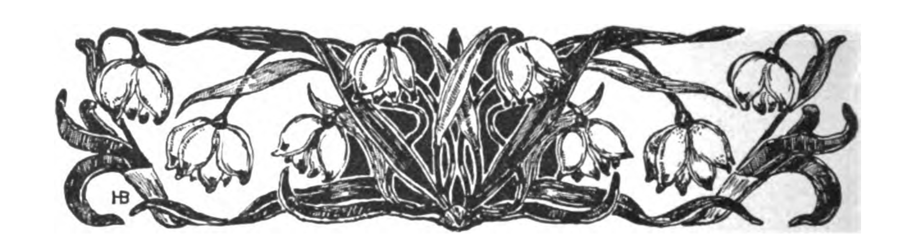
Von

Karl Freiherrn von Fircks.

Wir stöbern wie Kinder ohne Verstand
Im Bilderbuche der Zeit,
Verblättern das Glück mit hastiger Hand
Und überschlagen das Leid.

Dann werden die Augen uns plötzlich schwer
Und müd' und zitternd die Hände,
Es fällt der Deckel über uns her,
Und alles Schau'n hat ein Ende.





Preussens deutsche Mission.

Eine historische Betrachtung.

Von

August Sannes.

Als im Jahre 1701 der brandenburgische Kurfürst Friedrich III. sein Herzogtum Preußen, ungefähr die heutige preußische Provinz Ostpreußen, zum Königreiche erhob, konnte niemand, und am wenigsten der neue König es ahnen, daß ein preußischer König nach 170 Jahren dazu berufen sein würde, die deutsche Kaiserkrone zu tragen. Die Bedeutung und Macht des brandenburgischen Kurfürsten und neuen Königs im Anfange des 18. Jahrhunderts beruhte im wesentlichen auf dem zusammenhängenden Länderkomplex im mittleren Deutschland, den im Norden die Fluten der Ostsee bespülten und in seiner Mitte die beiden großen deutschen Ströme, die Oder und Elbe, durchflossen, und der im Westen durch den Besitz des Magdeburgischen und Halberstädtischen an die niedersächsische Grenze heranreichte. Aber nicht für diese Gebiete nahm Friedrich III. den Königstitel an — und bei den damaligen deutschen Verhältnissen wäre ihm dieses auch wohl schwerlich gelungen —, sondern mit vollem Bewußtsein gründete er sein neues Königtum auf das nicht zum Verbande des Deutschen Reiches gehörige Herzogtum Preußen. Das Königtum in Preußen ist also ursprünglich überhaupt keine deutsche Macht, sondern ein außerhalb des schwerfälligen römischen Reiches deutscher Nation stehender europäischer Staat. Aber aus dem Umstande, daß zu den Gebieten des neuen Königs außer Preußen und den kurfürstlichen Kernlanden im deutschen Centrum noch kleine Gebiete an der Weser und am Rhein gehörten, haben schon früh die „preußischen Historiker" die Folgerung gezogen, der brandenburgisch-preußischen Monarchie — von einem einheitlichen Staate läßt sich aber unmöglich sprechen — sei vom Schicksale eine deutsche Mission gestellt worden. Es ist nun immer ein mißliches Ding, aus historischen Thatsachen Aufgaben und Forderungen des Schicksals folgern zu wollen, und was ist denn eigentlich dieses Schicksal, das aus der preußischen Historiographie nicht weichen will? Ist es ein unbewußt waltendes Geheimnis, nun, so ist es unnütz, damit rechnen zu wollen, jedenfalls

kann es für niemand ein Verdienst involvieren; ist es aber ein bestimmter, zwingender, höherer Wille, der die Geschicke der Staaten und Menschen nach einer höheren Erkenntnis lenkt, so ist es ebenfalls überflüssig, seine Ratschlüsse ergründen zu wollen, die für uns Menschen dann ja absichtlich in Dunkelheit gelassen sind und die zugleich, von unserem menschlichen Standpunkte aus betrachtet, die hohe sittliche Gefahr enthalten, dem Menschen einen Teil, ja vielleicht den größten Teil der eigenen Verantwortlichkeit für seine Handlungen zu nehmen. Man lasse doch endlich einmal die vom göttlichen Walten getriebenen homerischen Helden aus der preußischen Geschichte fort und stelle sich lediglich auf den realen Boden der nackten Thatsachen, ganz unbekümmert darum, ob beim Ausschalten des dunkel waltenden Schicksals die Menschen und ihre Handlungen vielleicht ein etwas anderes Gesicht annehmen können! In diesem Falle aber lautet die Frage nach der deutschen Mission Preußens: Haben die preußischen Könige ein Bewußtsein davon gehabt, daß sie durch ihr Wirken für ihre Monarchie zugleich im deutschen Interesse handelten? Oder anders ausgedrückt: Ist den preußischen Königen die Vertretung der Forderungen des deutschen nationalen Lebens zu allen Zeiten während der verflossenen 200 Jahre gleichwertig und gleichbedeutend mit der Vertretung der echtpreußischen Lebensfragen gewesen? Oder wann ist den preußischen Königen zuerst das klare Bewußtsein gekommen, daß die preußische Politik lediglich einen Teil der großen deutschen Politik bilden dürfe, daß Preußens Macht mit der Macht und dem Ansehen Deutschlands steht und fällt?

Bei der Darbringung der Glückwünsche des Reichstages zum Krönungsjubiläum an den Kaiser führte der Reichstagspräsident Graf Ballestrem, nachdem er erwähnt hatte, „daß auf den mächtigen Quadern des hohenzollerschen Königswaltens der starke Bau des Deutschen Reiches ruhe“, wörtlich folgendes aus:

„Ew. Majestät glorreicher Ahnherr, der Begründer der preußischen Königswürde, König Friedrich I., muß schon vor 200 Jahren etwas dergleichen geahnt und vorgefühlt haben. Dieser erlauchte Monarch ließ nämlich zur Erinnerung an die Krönungsfeier zu Königsberg eine Denkmünze prägen, welche auf der einen Seite sein Brustbild, auf der anderen Seite aber eine Königskrone zeigte, mit der bedeutungsvollen Umschrift: „Prima meae gentis“. Schwebte dem Geiste des soeben gekrönten Monarchen schon damals eine zweite, eine Kaiserkrone, vor, welche im Laufe der Zeiten die Häupter seiner erlauchten Nachfolger schmücken sollte? Jedenfalls ging diese Vorahnung 170 Jahre später in Erfüllung.“

Die von dem Reichstagspräsidenten angenommene und bei der feierlichen Gelegenheit dem Kaiser vorgetragene Vorahnung des ersten preußischen Königs muß von der historischen Wissenschaft als den Thatsachen widersprechend zurückgewiesen werden. Ein jeder Mensch, und auch ein König darf das verlangen, muß aus den Anschauungen seiner Zeit beurteilt werden. So hochfliegend die

Pläne des stolzen und ehrgeizigen ersten preußischen Königs auch gewesen sein mögen, eine kaiserliche Krone konnte seinem Geiste unmöglich vorschweben. Eine Erhebung über die Anschauung der Zeit, nach der die Kaiserkrone ein seit fast 300 Jahren nicht mehr bestrittener erblicher Besitz des Hauses Habsburg war, wird niemand Friedrich I. zutrauen wollen, hat er doch noch dazu die besten seiner Regimenter unter dem besten seiner Feldherren, dem Fürsten Leopold von Dessau, ins Feld geschickt, um auf den deutschen, italienischen und französisch=niederländischen Schlachtfeldern die Krone Spaniens dem habsburgischen Hause zu erkämpfen; beim Sturme auf die französischen Verschanzungen vor Turin im Jahre 1706 haben die preußischen Regimenter unter dem heftigsten Kugelregen an entscheidender Stelle die Schlacht für das kaiserliche Haus der Habsburger errungen. Auch Friedrich Wilhelm I. hat während seiner siebenundzwanzigjährigen Regierung treu an der von seinem Vater übernommenen gleichsam traditionellen Politik der Hohenzollern, dem engen und loyalen Anschlusse an das Haus Habsburg, festgehalten. Ja, selbst als der Kaiser Karl VI. und Philipp V. von Spanien zu Wien ihre Offensivallianz gegen die Türken und die protestantischen Fürsten, „contra el Turco y los principes protestantes“, im Jahre 1725 geschlossen hatten, ist es der habsburgischen Politik sehr bald gelungen, den ebenso grundehrlichen, wie leicht zu betrügenden Friedrich Wilhelm I., der durch den am 3. September 1725 zu Hannover abgeschlossenen Vertrag sich England und Frankreich angeschlossen hatte, wieder in die habsburgischen Netze einzufangen. Seit dem im Oktober 1726 zu Wusterhausen vereinbarten Traktat, in dem Preußen die pragmatische Sanktion anerkannte und der Kaiser sich zur Unterstützung der preußischen Ansprüche auf Berg für den bevorstehenden Fall des Aussterbens von Pfalz=Neuburg verpflichtete, hat Friedrich Wilhelm I. die habsburgischen Zirkel nicht wieder zu stören versucht, obwohl er nur zu bald einsehen mußte, daß Preußen in Bezug auf Berg von dem Kaiser hintergangen wurde, und obwohl man es in Wien kaum der Mühe wert erachtete, die gewöhnlichen Höflichkeitsrücksichten auf den König in Preußen zu nehmen. Um so loyaler dagegen hat Friedrich Wilhelm I. dem Hause Habsburg die Vertragspflichten erfüllt: im polnischen Erbfolgekriege focht der Kronprinz Friedrich mit seinem Ruppiner Regimente gegen das preußische und deutsche Interesse für den von dem Kaiser begünstigten polnischen Thronprätendenten, den Kurfürsten von Sachsen, unter dem österreichischen Oberfeldherrn, dem Prinzen Eugen. Deutsch mag die Politik Friedrich Wilhelms I. durch ihre, im 18. Jahrhunderte sonst nicht anzutreffende Ehrlichkeit gewesen sein, über den engen Gesichtskreis der Erwerbung neuen Gebietes für die hohenzollersche Monarchie hat sie sich trotz aller für einen geschickten Staatsmann nur zu deutlich zu Tage tretenden Hintergehungen durch die habsburgisch=kaiserliche Politik niemals zu erheben vermocht.

Friedrich der Große hat für die Sünden, welche die Habsburger gegen Friedrich Wilhelm I. begangen hatten, hinreichende Vergeltung geübt. Aber ist

in seiner sechsundvierzigjährigen Regierung von einer Vertretung deutschnationaler Interessen, wie uns die „Historiker der preußischen Legende" glauben lehren zu müssen, irgendwo und irgendwann etwas zu verspüren? Bei Friedrich dem Großen sind wir in der glücklichen Lage, dem Staatsmanne ins Herz schauen zu können, da er selbst in seinen politischen Testamenten, deren erstes im Jahre 1752 niedergeschrieben ist, seine geheimen Gedanken, die er sonst um so sicherer anderen zu verbergen wußte, für seinen Nachfolger enthüllt hat. Leider gestattet aber das preußische Auswärtige Amt auch jetzt, nach 150 Jahren, noch nicht die Benutzung der gesamten politischen Testamente, und es ist schwer, einen Grund für das Geheimnis zu finden, das noch immer über einen großen Teil dieser wichtigsten Aufzeichnungen des großen Königs bewahrt wird. Nachdem Friedrich der Große schon im Jahre 1731 in Küstrin in einem Briefe an den General Natzmer den Wunsch ausgesprochen hatte, Westpreußen sich von Polen zu erwerben, stellte er in seinem politischen Testamente vom Jahre 1752 als die wichtigste Aufgabe für die Konsolidierung der preußischen Monarchie auf, Sachsen, Polnisch-Preußen, Schwedisch-Pommern zu erwerben, d. h. doch nichts anderes, als Friedrich der Große will sich einen in sich zusammenhängenden, von einem Mittelpunkte aus leicht zu leitenden großen Staat schaffen. Er scheut also in seinen Plänen, nachdem er Maria Theresia Schlesien genommen hat, nicht davor zurück, den Polen Westpreußen, den Schweden den von ihnen noch behaupteten Teil Pommerns, und dem Kurfürsten von Sachsen, einem Mitgliede des Deutschen Reiches, — seinen ganzen deutschen Staat mit Waffengewalt zu nehmen. Das polnische Preußen hat der große König zum größten Teile in der ersten polnischen Teilung, deren geistiger Urheber er gewesen ist, seinem Staate erworben, doch ist es ihm nicht geglückt, Sachsen und Schwedisch-Pommern zu erhalten. Aber hat Friedrich der Große sich denn wirklich ernstlich mit Annexionsgelüsten auf Sachsen getragen? In der ganzen „preußischen Historiographie" ist darüber nicht das geringste zu lesen, und doch ist es eine jetzt nicht mehr zu bestreitende Thatsache, daß Friedrich nicht vor dem Gedanken zurückgeschreckt ist, den Kurfürsten von Sachsen seines Landes zu berauben und ihn anderweitig zu entschädigen. Es ist ein bisher nicht lösbares strategisches Rätsel gewesen, warum Friedrich der Große, der am 29. August 1756 mit einem Heere von 70000 Mann in Sachsen eindrang, nicht sofort die kriegerischen Operationen gegen das kleine Heer der Sachsen, das aus wenig mehr als 15000 Mann bestand und sich ins Lager von Pirna zurückgezogen hatte, aufgenommen hat, sondern lange sechs Wochen gleichsam unthätig in Sachsen verweilte und Maria Theresia die erwünschteste Zeit zur Fortsetzung ihrer Rüstungen und zur Heransendung eines Entsatzheeres gegen Pirna ließ. Napoleon I., als Stratege gewiß ein authentischer Beurteiler des großen Königs, hat in einsamen Stunden auf St. Helena vergeblich das Rätsel von Pirna zu lösen versucht; es mußte ihm dunkel bleiben, da seine Lösung nicht auf strategischem, sondern allein auf politischem Gebiete liegt. Die

Enthüllung des Geheimnisses, das so lange über dem Verhalten Friedrichs gegen das kleine sächsische Heer lag, verdanken wir der scharfsinnigen Kritik des Göttinger Historikers Max Lehmann,*) der überzeugend nachgewiesen hat, daß Friedrich der Große im siebenjährigen Kriege nicht nur Schlesien verteidigen, sondern auch Sachsen für seinen Staat gewinnen wollte. Friedrich betrachtete sich beim Einrücken in Sachsen schon als den neuen Herrn des Landes, er wollte den Bürgerkrieg zwischen seinen alten und neuen Unterthanen vermeiden. Jetzt verstehen wir auch, wie Friedrich dazu kommen konnte, die gefangenen militärischen Streitkräfte Sachsens in sein eigenes Heer einzustellen und ihnen, was ohne Beispiel in der Kriegsgeschichte ist, mit Ausnahme der Generale, den Eid der Treue abzuzwingen. Als Entschädigung für sein von den Vätern ererbtes Land sollte der sächsische Kurfürst Böhmen erhalten, das Friedrich als Preis des Kampfes von Maria Theresia zu fordern gedachte. Wir erkennen hier den Vater der Teilung Polens und den Meister Napoleons I.! Der Krieg aber verlief denn doch nicht ganz nach den Plänen des Königs, und Sachsen behielt seine angestammte Dynastie der Wettiner.

Auch Schwedisch-Pommern ist Preußen damals noch versagt geblieben.

Für seinen großen Plan, seinen Staat durch diese in Aussicht genommenen Erwerbungen zu konsolidieren, ist Friedrich aber auch bereit gewesen, Opfer zu bringen. Bis zum Schlusse seines Lebens hat Friedrich der Große den Gedanken nicht überwinden können, Sachsen oder doch Teile desselben für sich zu gewinnen. In dem politischen Testamente von 1768 wiederholte er die alte Forderung der Erwerbung Sachsens. In seinem exposé du gouvernement prussien schreibt Friedrich: „Cette acquisition [Sachsens] est d'une nécessité indispensable, pour donner à cet État la consistance, dont il manque." Und zugleich verrät er, wo er jetzt die Entschädigung für den Kurfürsten von Sachsen finden zu können glaubt, wenn er fortfährt: „Toutes les acquisitions éloignées sont à charge à un État. Un village sur la frontière vaut mieux qu'une principauté à soixante lieues." Seine rheinischen Besitzungen, denen Jülich und Berg hinzuzufügen seien, worauf Preußen Erbansprüche erhob, sollen das Tauschobjekt für Sachsen bilden. Zu anderer Zeit wünscht Friedrich Ansbach und Bayreuth gegen Teile Sachsens, die Oberlausitz, einzutauschen. Ja, wir dürfen in unseren Behauptungen noch weiter gehen, denn so wenig Wert legte Friedrich auf seine westdeutschen Besitzungen, daß er bereit ist, sie gegebenen Falls für einen ihm genügenden Preis an auswärtige, nichtdeutsche Mächte abzutreten. Nachdem 1744 Ostfriesland an Preußen gefallen war, verhandelte Friedrich der Große schon 1745 mit England über einen Verkauf Emdens. Welch ein Gegensatz zu dem großen Kurfürsten! Ostfriesland wünscht Friedrich ferner der Pfalz zu überlassen, das

*) Max Lehmann, Friedrich der Große und der Ursprung des siebenjährigen Krieges. Leipzig, 1894. — Ein Muster der historischen Kritik, auf das hier mit ganz besonderem Nachdruck hingewiesen sei.



dann Bayern verstärken soll, während Friedrich Teile des nördlichen Böhmens für sich gewinnen will. Deutsch war dieser geschäftige Ländertausch gewiß nicht, aber friedericianisch und preußisch! Wie niedrig Friedrich seine westlichen Besitzungen einschätzte, zeigte er auch, als er im Anfange des siebenjährigen Krieges die Festungswerke Wesels schleifen ließ, obwohl er sonst hohen Wert auf Festungen legte, und die Garnison von dort fortzog, und es ist ein großer Irrtum, wenn Ranke annimmt, Friedrich hätte die Waffen ergriffen, um Hannover vor dem Einfalle der Franzosen zu schützen; fünfmal hat Friedrich im Jahre 1755 die Franzosen aufgefordert, sich Hannovers zu bemächtigen. 1759 will Friedrich der Große in seinen Friedensanerbietungen das linke Rheinufer den Franzosen, Ostpreußen den Russen überlassen, wenn er nur Sachsen zu behaupten vermag. Deutsch wiederum gewiß nicht, aber preußisch gedacht!

Im politischen Testamente von 1768 sagt Friedrich über die Bewohner von Kleve: „Das sind diejenigen Bewohner, von denen man am wenigsten Vorteil ziehen kann." Unumwunden hat Friedrich der Große den Rhein als die natürliche Grenze Frankreichs bezeichnet. In der Histoire de mon temps vom Jahre 1746 lesen wir: „Il n'y a qu'à prendre en main une carte géographique pour se convaincre, que les bornes naturelles de cette monarchie [Frankreichs] semblent s'étendre jusqu'au Rhin, dont le cours paraît formé exprès pour séparer la France de l'Allemagne, marquer leurs limites et servir de terme à leur domination." Elsaß-Lothringen und Schlesien scheinen dem großen Könige zwei Schwestern zu gleichen, von denen die eine den französischen, die andere den preußischen König geheiratet habe.

Und noch ein weiterer schöner Traum der preußischen Legende ist zerstört worden. Der Fürstenbund des Jahres 1785, in dem preußische Historiker schon das neue, unter dem Könige von Preußen geeinigte Deutschland haben erblicken wollen, stellt sich als nichts anderes dar, als ein schwacher preußischer Notbehelf. Der Fürstenbund hat nichts mit den imperialistischen Plänen Josephs II. zu thun, nichts mit einer Regeneration des Kaisertums, nichts mit den österreichischen Plänen auf Bayern, er ist von Friedrich dem Großen am Schlusse seines Lebens betrieben und geschlossen worden, um Preußens Ansehen in Europa zu stärken. Als Preußen mit sämtlichen europäischen Mächten, vor allem Rußland, zerfallen war, als niemand im europäischen Staatenkonzerte zusammen mit dem preußischen Könige spielen wollte, erinnerte sich der im Alter vereinsamte König der deutschen Fürsten, waren sie ihm gut genug, die preußischen Geigen zu verstärken.

Das deutsche Mäntelchen, das die preußische Historiographie dem großen Könige umgeworfen hat, ist von der unbarmherzigen historischen Wahrheit ihm von den Schultern gezogen worden, aber ist Friedrich II. darum als Mensch, als Preuße, als König kleiner geworden? Ist der Sieger von Leuthen, der Besiegte von Hochkirch, der ohne Kanonen, ohne Munition, ohne Bagage dem

Sieger noch Furcht einflößt, unserem Herzen deshalb ferner gerückt, weil er nur ein Preuße, dieses aber mit jeder Ader seines Heldenkörpers, mit jedem Fluge seiner die Höhen menschlichen Wissens und Könnens umspannenden Gedanken, weil er nur ein Preuße des 18. Jahrhunderts war, der es noch nicht wissen konnte, wie die „preußische Historiographie des 19. Jahrhunderts" ihn gestaltet wünschen würde? Ja, hätte er, wenn er anders gewesen wäre, wirklich den Staat gründen können, der, als die Zeit erfüllt war, als in schwerer, bitterer Not der Verzweiflung die deutsche Mehrzahl thatsächlich gelernt hatte, deutsch zu denken, den Kyffhäuser sprengen und den Traum der deutschen Sehnsucht zur Wahrheit erheben konnte?

Den Höhepunkt der Regierung Friedrich Wilhelms II. bildet das Jahr 1795, das Jahr der dritten Teilung Polens und des Baseler Friedens. Ueber beiden Ereignissen schwebt noch der Geist des großen Friedrich: das linke Rheinufer wird nun thatsächlich den Franzosen preisgegeben, und hatte Friedrich der Große nach der ersten Teilung Polens eigenmächtig über die ihm zugefallenen polnischen Gebiete hinausgegriffen, aber vier Jahre später das gegen den Teilungsvertrag erworbene Land zurückgeben müssen, so rückt jetzt Preußen in einer dem Deutschtum im Osten Gefahr drohenden Weise in Polen hinein, Warschau wird eine preußische Stadt. Gewiß trifft Preußen nicht allein die Schuld für die Preisgabe des linken Rheinufers, aber das polnische Warschau wurde in Berlin höher eingeschätzt als das deutsche Kleve.

In dumpfer Resignation schaut Preußen zehn weitere Jahre dem gewaltigen Ringen der Nationen zu, und als es dann zur unrechten Zeit, weil mit allen früheren Bundesgenossen zerfallen, der Uebermacht Napoleons überlassen ist, stürzt der friedericianische Staat militärisch und politisch ohnmächtig zusammen; die Frucht des Baseler Friedens, das Herzogtum Warschau, muß, zum größten Glücke freilich für den preußischen Staat, Friedrich Wilhelm II. wieder hergeben.

Die That des preußischen Volkes in den Jahren der Befreiung von der napoleonischen Fremdherrschaft steht zu hoch, als daß man lange darüber feilschen dürfte, ob sie nur preußisch oder zugleich auch deutsch war, doch eins darf nicht vergessen werden: an der Spitze der zum Kampfe gegen Napoleon vereinigten Deutschen stand damals, der Anschauung der Zeit entsprechend, nicht Preußen, sondern Oesterreich. Die deutsche Dichtung der damaligen Zeit giebt uns ein klares Bild von den Gefühlen, welche die Brust der Deutschen bewegten, aber, im Gegensatz zu den Zeiten des großen Friedrich, von dem Könige von Preußen ist in ihr nur selten die Rede; der treue Preuße Max von Schenkendorf vergißt zwar seines Landesherrn nicht, aber wenn er immer und immer wieder predigt vom Kaiser und vom Reich, so fliegen seine Gedanken doch huldigend zum Throne Habsburgs. Und doch hatte eine Anzahl nichtpreußischer deutscher Männer in Preußen schon den Staat der deutschen Zukunft erkannt; als das preußische Volk und besonders sein Adel den Mut zum Widerstande

gegen Napoleon und die Hoffnung auf eine preußische und deutsche Zukunft verloren hatten, setzten der nassauische Freiherr vom Stein, der hannoversche Bauernsohn Scharnhorst, der Mecklenburger Blücher, der Deutsch-Oesterreicher Gneisenau, der als schwedischer Unterthan auf Rügen geborene Ernst Moritz Arndt, der Holsteiner B. G. Niebuhr ihr letztes und einziges Vertrauen auf den preußischen Staat. Das Werk des großen Friedrich hatte, so ausschließlich preußisch es auch gewesen war, auch im übrigen Deutschland die besten Geister beeinflußt und mit unerschütterlichem Vertrauen auf die preußische und jetzt auch zugleich deutsche Zukunft erfüllt!

Der Wiener Kongreß läßt ein neues Preußen erstehen, der größte Teil der slavischen Erwerbungen aus den polnischen Teilungen bleibt glücklich verloren, und Preußen erhält erfreulichen Zuwachs an echtdeutschen Gebieten, gerät aber zugleich in die Gefolgschaft des Fürsten Metternich und Oesterreichs. Zwar verbindet in den folgenden Jahrzehnten der Zollverein Preußen mit dem größten Teile Deutschlands auf wirtschaftlichem Gebiete, doch vermag das Preußen des dritten und vierten Friedrich Wilhelm sich politisch nicht aus den Netzen zu befreien, welche Oesterreich über Deutschland ausgeworfen hat. Die Erkenntnis einer deutschen Aufgabe Preußens kann sich, obwohl von manchem klar empfunden, nicht siegreich durch den Nebel alter Anschauungen, der noch über den deutschen Gemütern lagert, hindurchringen; wie Friedrich Wilhelm I. zu Wusterhausen, verschreibt sich Friedrich Wilhelm IV. zu Olmütz der habsburgischen Politik. Zugleich ist aber der tiefste Tiefstand des preußischen und deutschen politischen Lebens erreicht, langsam und zögernd wird der unversöhnliche Widerstreit der habsburgischen und preußisch-deutschen Interessen erkannt, und als die Nachrichten vom italienischen Kriegsschauplatze, vom Frieden zu Villafranka nach Deutschland gedrungen sind, entsteht eine preußisch-deutsche Partei und wagt es, zu Eisenach bei der Gründung des Nationalvereins unter der Führung eines Hannoveraners, Rudolfs von Bennigsen, die preußische Fahne als das Zukunftspanier zu entrollen, verkündigt zwei Jahre später König Wilhelm bei seiner Thronbesteigung als das Programm seiner Regierung: „Meine Pflichten für Preußen fallen mit meinen Pflichten für Deutschland zusammen." Jetzt zuerst war die deutsche Mission Preußens vom preußischen Könige und dem preußischen und deutschen Volke klar erkannt, jetzt zuerst konnte dem Geiste des preußischen Königs eine zweite, eine Kaiserkrone, vorschweben.





Tischler Schulknecht.

Eine Erzählung

von

Wolfgang Kirchbach.

(Schluß.)

Emmy kam heim und trat in die Gartenthür der Werkstatt. Da sah sie ihren Mann neben der schönen Fremden am Tische sitzen und die Gruppe der Kinder um die beiden versammelt. Sie blieb ein Weilchen stehen, veratmete etwas und betrachtete mit Bewunderung das blonde Fräulein, das so anspruchslos an der Seite ihres Mannes saß, als gehörte es schon zur Familie. Ein Gefühl von Wehmut und Zufriedenheit mischte sich in ihrer Seele, daß der Mann in dem Fräulein aus der Stadt einmal eine Ansprache hatte, mit der er sich über seine schöngeistigen Interessen unterhalten konnte. Wie wohl mußte ihm das thun! Sie fühlte sich als eine einfache Frau, die ihm darin nicht folgen konnte, ja manchmal erschien diese Neigung für die Schöngeisterei ihr nur eine stille Krankheit, die an der Seele ihres Mannes zehrte. Und nun hatte er doch jemand gefunden, mit dem er darüber reden konnte. So blieb sie stehen und wagte sich nicht aus der Werkstatt heraus. Sie sah, wie das Fräulein den Strauß in der Hand drehte und ihm die einzelnen Blumen zeigte, über die sie ihm etwas sagen mochte, und sie freute sich, daß er ihr einen Strauß geschenkt. Und dann kletterte ihr Jüngster wieder von ihrem Schoße herab, und sie schienen über irgend eine hohe Sache zu plaudern, ja, sie glaubte, das Fräulein erzähle ihm, was ungefähr der Inhalt des Romans sei, den sie schrieb, denn sie hörte einige Worte derart deutlich.

Da trat sie leise hinter die Werkstattthüre zurück und schlich an den Lehrburschen vorüber, die die Köpfe zusammensteckten und neugierig durch das mit Papier verklebte Fenster den Meister und das Fräulein

betrachteten, in die Wohnstube zurück. Langsam setzte sie den Hut ab und zog ihren alten Rock wieder an, setzte sich auf den Stuhl, zog die Strümpfe aus, um sie zu schonen, und fuhr barfuß in die Holzpantoffeln. Und dann lag sie auf der Diele, um die Stube vollends heraus zu scheuern, die sie halb in der Arbeit verlassen hatte. Auf dem Tisch stand schon eine Schüssel mit Kartoffeln, die für den nächsten Tag noch geschält werden mußten, und ein Röckchen des Töchterchens, das ganz zerrissen war, und das sie flicken mußte, wartete auch noch, weil sie doch kein neues kaufen konnte. —

Draußen war unterdessen der Abend hereingebrochen, und es dunkelte. Das Fräulein stand auf und ging hinüber in den Gasthof über die Straße, wo auf dem Stadtplatz Tannen und Birken in Kübeln vors Haus gesetzt waren, um ein Gärtchen zu bilden, in dem die Sommergäste speisten. Schulknecht kam ins Zimmer und aß mit Frau und Kindern stillschweigend seine Kartoffelsuppe mit trockenem Brote. Aber allen schenkte er freundliche und liebevolle Blicke.

Dann ging er ein Stündchen fort, um ein Glas Bier im Gasthof zu trinken und mit andren Bürgern noch etwas zu reden. Nach einer Stunde aber kam er schon wieder heim.

Die Lichter im Hause loschen eines nach dem anderen aus. Als Schulknecht mit seiner Frau in die Kammer hinauf gestiegen war, wo die vier Geschwister schon zu zweien je in einem Bettchen lagen und sanft schliefen, sagte er, während der Lampenschein sein Gesicht im Dunklen bestrahlte:

„Es ist, als wäre endlich einmal das Glück bei uns eingezogen. Wie gut und schön sie ist!"

Dann war er still zu Bett gegangen. Emmy konnte nicht einschlafen. Lange konnte sie nicht schlafen. Gegen Mitternacht hörte sie, wie ihr Mann im Traume redete.

„Olga!" sagte er im Traume mit verschleierter Stimme. „O, du mein Engel, o du meine blonde Himmelsolga!"

* * *

Früh am Morgen war Emmy schon aufgestanden, hatte Feuer gemacht, Kaffee für die Lehrjungen, für das Fräulein und die Familie gekocht, Frühstück vom Bäcker geholt und schon ein gutes Stück Tagewerk gethan. Schulknecht war später als gewöhnlich aufgestanden und saß noch oben und schrieb an einer Eingabe an den Bürgermeister in Sachen der elektrischen Leitung. Gegen halb neun Uhr kam das Fräu-

lein leise die Treppe heruntergeglitten, eine Manuskriptmappe unterm Arm, Feder und Tintenfaß in der Hand. Sie wollte die Morgenfrische benützen, wie sie sagte, und auf dem schönen Platz unter der Eiche schreiben, ehe die Mittagshitze störte. Sie nickte Emmy freundlich zu und ging die Graslehne hinauf.

Emmy schaute ihr mit einem eigentümlichen wehmütigen Stolze nach. O, wie sehr gönnte sie ihrem Manne all die Empfindungen, die er, ohne es zu wissen, im Schlafe ihr ausgeplaudert hatte. Als wäre es das Liebesglück eines Bruders, so betrachtete sie mit Wohlgefallen das einfache Fräulein, das sein Herz besaß. Ein dunkles Gefühl, eine innere Sicherheit, daß ein ernsthaftes Verhältnis zwischen der berühmten jungen Dichterin und dem einfachen Tischlermeister ganz unmöglich war, lag ja doch in ihrer Seele. So fühlte sie sich nur geehrt, und mit einer Art von stiller Ergebenheit und Ehrerbietung bewahrte sie das Geheimnis, das der Traum ihrem Manne entlockte. Nie würde sie es ihm verraten, daß er etwas im Traume gesagt, was er vielleicht selbst noch nicht ahnte. Es war sein Geheimnis und so sollte es auch ihr Geheimnis bleiben. Denn die Sorge und die Not ums liebe Brot, die ihr Gesicht abzehrte und ihren Mann so still und bescheiden machte, wurde sie nicht gemildert durch das, was hier die Seelen verband? O — wenn er nur recht glücklich war in der Verehrung, die er für dies Fräulein empfand!

Verstohlen blickte sie ihr nach, wie sie hinaufschritt und dann oben unter der Eiche saß und schrieb. Sie wußte, es würde nicht lange dauern, daß auch der Meister herunter kam. Sie trieb die Lehrjungen an, fleißig zu sein, denn heute werde der Meister sicher kommen, um mit ihnen zu arbeiten, und da werde es scharf gehn. Und dann eilte sie in ihre Stube, badete die Kinder und schanzte unverdrossen fort.

Es währte auch nicht lange, so kam Schulknecht herunter, gab dem einen Burschen ein versiegeltes Schreiben mit dem Auftrag, es hinüber aufs Bürgermeisteramt zu tragen, und packte gleich ein Brett, um es kräftig anzusägen. Er wollte einmal etwas auf Vorrat machen, vielleicht schlug er es doch los. Es sollten Stühle nach einem neuen Muster werden, das er in einem Kunstgewerbeblatt gefunden hatte, welches dem Fräulein zugeschickt worden war als Rezensionsexemplar. Sie hatte ihm das schon am ersten Tage gegeben, weil sie glaubte, es würde ihn interessieren.

Er begann zu messen, Zeichen am Holze zu machen, den Burschen anzuweisen, und schon ging's flott ans Zurechtsägen, als ihm einfiel,

ob das Fräulein wohl seinen Platz unter der Eiche eingenommen habe. Er trat in die Thüre nach dem Garten.

Und wirklich, sie saß oben, halb im Schatten der Eiche, halb im goldenen Sonnenschein, der durch ihre blonden Haare leuchtete. Eben setzte sie die Feder ab, stützte den Ellenbogen auf, legte den Federhalter an die Lippen und schaute sinnend über die Thallandschaft, aus der in der Ferne die letzten Morgennebel aufstiegen und im blauen Sonnenduft verwehten. Lange betrachtete der Meister das Bild des sinnenden Fräuleins und stellte sich vor, wie schön es wäre, daß ihr Geist in dichterischen Vorstellungen webte, während sie wieder ganz von den Sonnenstrahlen und Eichenblätterschatten in ein Goldnetz eingesponnen schien. Wie sehr hing er an diesem Bild!

Als sie aber nachgedacht zu haben schien und sich wieder über ihre Arbeit neigte, da litt es ihn nicht mehr in der Werkstatt. „Sie wollte ja noch mehr Rosen haben!" dachte er.

Und damit schritt er in den Garten, nahm eine Gartensäge und begann auf dem nächsten Birnbaum das alte Holz weg zu sägen. Für dies Jahr würde es freilich nichts mehr helfen, denn es war schon zu spät im Sommer, aber sie sollte wenigstens sehen, wie sehr er ihre Ratschläge zu schätzen wußte. Und dann machte er sich über die Rosen, hackte an den Wurzeln die Erde auf und zog die Wildlinge heraus, schnitt sie ab und steckte neue Stäbe neben die hochstämmigen Rosen, da die alten verfault waren. Es gab da viel zu thun, denn er mußte erst die neuen Stäbe zurechtschneiden und glatt machen. Die Rosen mußten neu angebunden werden, und da es eine hübsche Anzahl war, so ging der Vormittag hin, ohne daß auch nur ein Dritteil der Rosenstämmchen neu hergerichtet und aufgebunden waren. Er hatte dabei gar nicht bemerkt, daß das Fräulein schon längst seinen Platz wieder verlassen hatte und oben durch die Gartenthüre mit ihrem Manuskript in den Wald gegangen war, um sich vor der Mittagshitze zu schützen. Als er aufblickte, sah er oben auf dem Tische nur noch das Tintenfaß stehen.

Am Nachmittag mußte er zu einer Besprechung aufs Bürgermeisteramt wegen der elektrischen Leitung, und am Abend hatte er die Uebung der städtischen Feuerwehr zu leiten.

Sie versammelten sich auf dem Stadtplatz, marschierten durch die Straßen, zogen die Spritze aus dem Spritzenhaus, setzten sich auf Kommando darauf und sprangen wieder ab, übten die Griffe unter Schulknechts Befehl und gingen erst, als es dunkel war, auseinander.

So war der Meister wieder den ganzen Tag nicht in die Werkstatt gekommen, und die Lehrburschen hobelten auf eigene Faust die Stuhlbeine zurecht und machten ihre Sache, so gut und schlecht sie konnten.

Frau Emmy hatte unterdessen eine schwere Stunde gehabt am Nachmittag. Der Holzhändler war aus dem benachbarten Dorfe gekommen und hatte Geld verlangt. Seit einem Jahre hatte der Meister nichts abzahlen können für die gelieferten Vorräte an hartem und weichem Holz, an Eichenbrettern und Buchen- und Kiefernbrettern. Noch lagen die Vorräte vielfach unter dem Schuppendache da. Der Händler hatte sogar das Holz, was noch da war, wieder wegfahren wollen; sie bat ihn hoch und teuer, ihren Mann doch nicht der Arbeitsmittel zu berauben, denn da wären sie ja ganz am Zusammenbruche. Und endlich hatte sie mit ein paar Mark, die sie von ihrem Wirtschaftsgeld gab, dem Händler wenigstens die gute Absicht bewiesen. Er war wieder gegangen, und sie berechnete, daß, wenn sie eine Zeit lang kein Brötchen zum Frühstück aß, sie in einigen Monaten das Abgegebene wieder herausgespart haben würde. Ihr Mann brauchte das ja nicht zu wissen. —

Als Schulknecht am andern Morgen seine Gartenarbeit übersah, sagte er sich, daß es wohl einige Tage währen würde, ehe er das Land aus seiner Verwahrlosung aufgearbeitet haben würde. Auch der Zaun mußte neu gemacht werden, denn er schwankte oben am Berge nach dem Nachbargrundstück über. Vor allem aber mußten die Rosen gefördert werden, sie würden gewiß noch neue Knospen ansetzen, denn für sie war es nicht zu spät, und wenn das Fräulein nur bis zum Herbst blieb, so konnte sie noch von ihm die Rosen erhalten. Er sah sie wieder oben auf ihrem Platze sitzen und arbeiten, und so machte er sich denn auch wieder an die Gartenarbeit. Es war ihm tröstlich, in ihrer Nähe zu graben und zu hacken und zu wissen, daß sie indessen so geistige Dinge schuf! Wie gern hätte er auch solche Dinge geschaffen! Aber es sollte wohl nicht sein.

So ging es einige Tage fort. In der Werkstatt geschah nichts, desto mehr im Garten. Emmy fühlte wohl, warum das so war, aber sie sagte nichts. Die Hauptsache war doch die Elektrizität, die mußte man erst haben. Bis dahin war es doch einerlei, was er machte. Und wenn er den Garten recht stattlich herrichtete, so hatten sie Aussicht, auch noch mehr Sommergäste ins Haus zu bekommen, denn das würde deren vielleicht anziehen. Kein Wort des Vorwurfs oder der Klage kam über ihre Lippen. Denn sie war überzeugt, daß ihr Mann

doch das Rechte thue, er, den jedermann im Städtchen schätzte, dem alle vertrauten.

Da das Fräulein, wenn es mit seiner Arbeit aufs Zimmer oder hinüber in den Gasthof zum Essen ging, sich immer freundlich und teilnehmend mit ihr unterhielt, so hatte sie mancherlei über die Verhältnisse desselben erfahren. Auch daß sie einmal eine unglückliche Liebe gehabt und darüber zur Schriftstellerin geworden war, und für dieses Leben auf jedes Glück der Liebe überhaupt verzichtet hatte.

„Weißt du, was sie mit so einem Roman verdient?“ sagte abends Emmy zu ihrem Mann.

„Nun, sie wird wohl leben können, die Hauptsache ist ja, daß sie so Schönes schafft.“

„Zehntausend Mark! Denke dir!“

Zehntausend Mark! — Und er! —

Als er am anderen Tage oben an der Graslehne nicht weit vom Eichenbaume, unter dem Olga schrieb, auf dem Boden lag und jätete, da fiel ihm ein, daß sie, die so schön war, mit einer Zeile mehr verdiente, als er in einer ganzen Woche, ja in drei Wochen, denn er verdiente ja so gut wie nichts. Und während er ein Pflänzchen Unkraut jätete, hatte sie mit wenigen Federzügen mehr verdient, als er und seine Familie für einen ganzen Tag zum Unterhalt brauchten. Da weinte er still auf das ausgerissene Unkraut, das vor dem zur Erde Niedergekauerten lag. Aber es war nicht Neid, es waren Thränen des Schmerzes über sein eigenes Los, und Thränen der Freude, daß sie so glücklich war. Und er jätete weiter, dicht in ihrer Nähe, von krampfhaftem Weh und banger Seligkeit zugleich erfüllt, während ihre Feder leicht und wie beflügelt über das Papier hinglitt. — —

* * *

Schulknecht fühlte, er werde diesen Zustand nicht lange tragen können. Er war doch auch ein Mann, und wenn er ein einfacher Mann war, sollte er es deshalb niemals wagen dürfen, seinen Blick inniger auf ein Wesen zu richten, in dem ihm alles Schöne und Hohe verkörpert war?

Olga mochte wohl gar nichts von seinen Gefühlen ahnen, denn eines Tages hatte sie ihn harmlos und sachlich zugleich gefragt, ob er ihr bei einem größeren Ausflug nicht als Wegweiser dienen wolle. Sie hatte von einem Basaltberg gehört, einer der höchsten Spitzen des Gebirges, der einige Stunden entfernt war und von dem man eine

prachtvolle Aussicht nach Böhmen hinein haben sollte. Dort waren auch verfallene Zinkbergwerke und die große Binge in der Nähe, zu der eine Partie lohnen würde. Es sollte ein Tagesausflug werden, in der Hauptsache zu Fuß, erst auf dem Heimweg ein Stückchen mit der Sekundärbahn.

Jäh fuhr diese Frage dem Meister durchs Herz. Als Wegweiser! Aber wenn es nur Vorwand war? Wenn sie vielleicht doch eine tiefere Freundschaft für ihn empfand?! Wenn ihr Geist sich dem seinen verwandt fühlte?

Dieser reife Mann, dieser gute Gatte und liebevolle Vater war, ohne es zu wissen, von einer tiefen Liebesleidenschaft ergriffen für das schöne Wesen. Aber sein Geist deutete alles in eine geistige Freundschaft, eine geistige Neigung um, weil er endlich jemand gefunden hatte, mit dem er über seine geliebten Dichter plaudern konnte. Einen ganzen Tag sollte er mit ihr allein sein. Als Wegweiser!

Aber er sagte doch zu, wie wunderlich auch in seinem Herzen Standesgefühl, Leidenschaft, stille Schwärmerei und innere Hilflosigkeit des Armutsgefühls sich mischten. Und als der Tag des Ausflugs herangekommen war, da wartete er einen Augenblick ab, wo niemand in der Wohnstube war, ging leise hinein und schloß seinen Bücherschrank auf. Er zog ein Vorderfach heraus, bis er auf das Geheimfach gelangte. Das schloß er mit einem Federdruck auf und nahm ein Büchlein heraus, das er hier im Allerheiligsten vor jedem Auge verbarg. Er machte den Deckel auf und las den geschriebenen Titel. Er lautete: „Handwerksburschen-Tagebuch“. Behutsam steckte er es in seine Brusttasche und verbarg dann sorgfältig die Spuren seines Thuns. —

Drei Stunden von dem Bergstädtchen entfernt liegt auf dem höchsten Gebirgskamme zwischen weiten Feldflächen dicht unter dem dunkelbewaldeten Basaltkegel, der wie eine versteinerte Flamme jäh aus dem breiten Bergrücken herausgeschlagen scheint, die große Binge. Das ist ein breiter, tiefer Krater, der durch den Einsturz unterirdischer Bergwerke und durch ein allmähliches Sinken und Zerreißen des Erdbodens entstanden ist. Vierhundert Meter tief schaut man in den Abgrund hinab, der sich plötzlich vor dem ahnungslosen Wanderer aufthut, der die Warnungszeichen und Einfriedigungen nicht beachtet. Trichterförmig geht es in die Tiefe hinunter; jenseits sind einzelne Felskegel und Säulen stehen geblieben, die wie Burgtürme aus der Tiefe vor der senkrecht abfallenden Wand aufragen. Drüben hängt das grasbewachsene Erdreich über die steile Wand, von der immer ein neues Stück Land her-

abbricht. An den Erdwänden und Felswänden in der Tiefe aber sieht man in mehreren Stockwerken übereinander bloßgelegte Höhlen und Bergwerksstollen; wie im Querschnitt ziehen sich die in der Mitte zerrissenen Bergmannsgänge hin, und schwarzer Rauch hat einzelne wie mit Rußflammen beschlagen. Schwindelnd geht es hinab in die jähe Tiefe, die dem Krater eines erloschenen Vulkans gleicht, denn Erze und große, lavablockähnliche Trümmer sind im breiten Trichter durcheinander gestürzt. Man würde wohl gegen zwanzig Minuten zu gehen haben, ehe man diese gefährliche Binge umwandert haben würde.

Schulknecht und das Fräulein tauchten eben auf einem Hügel auf, der über der Binge sich kahl hinlagerte, mit Gesteinen und Erzen übersät. Sie waren einige Stunden zusammen gewandert, beide schweigsam. Der Meister hatte nur die Rolle des Bergführers übernommen und Olga Meeren da und dort auf die Schönheiten und Merkwürdigkeiten der Gegend aufmerksam gemacht; das Fräulein, anfangs harmlos plaudernd, war allmählich stiller geworden, denn ihre Gedanken waren zu ihrer Arbeit zurückgekehrt, und sie mochte sich im Wandern irgend eine Scene ihres Romans lebhaft ausmalen. Sie schreckte daher fast wie aus einem Traum auf, als der Meister ihr jetzt mit einem unterdrückten Warnungsruf zuflüsterte:

„Nehmen Sie sich in acht, wertes Fräulein, vor den Erdrissen, die sich hier nun quer hinziehen. Wir sind am Ziele. Sehen Sie, diese Grasterrassen, die hier zum Rande der Binge hinabführen, sind alle durch Landsenkung entstanden. Hier sehen Sie, wie die hinabsinkende Treppe sich vom oberen Rande losgerissen hat und nachgerutscht ist; der ganze Boden, auf dem wir stehen, ist schon dem sicheren Zusammensturze geweiht. Und der Einsturz greift im Laufe der Jahrzehnte immer weiter um sich; er wird wohl auch das Bergwerksstädtchen, das dort hinter dem jenseitigen Rande liegt, im Laufe der Jahrhunderte noch sich nachziehen. So wird es immer mehr hier veröden und immer einsamer werden."

Er bot ihr die Hand, um ihr beim Herabsteigen über eine der losgerissenen Rasenterrassen behilflich zu sein. Sie nahm die Hand und stützte sich mit der ihrigen leicht darauf. Aengstlich schritt sie der Binge näher, bis sie endlich dicht am Rande standen und in den Trichter hinabschauten.

„Wie öde und verlassen!" sagte sie. „Und wenn man bedenkt, daß hier einst Hunderte von fleißigen Menschen die Erde durchwühlten, um Silber und Zink aus den Erzen zu gewinnen!"

„Es ist wohl viel Raubbau gewesen," meinte der Meister mit trübem Tone. „Sie haben die Erde ausgewuchert, wie man heutzutage ganze Stände und Handwerke auswuchert. Damals trieb man Raubbau mit dem Erdboden und dachte nicht an die Nachkommen, und so ist hier die Erde zusammengestürzt wie ein Mondkrater. Heute treibt man den Raubbau mit der menschlichen Arbeitskraft und der Intelligenz, und denkt auch nicht an die Zukunft und die Allgemeinheit. Wenn man erst über die Ruinen der heutigen industriellen Kultur schreiten wird!"

Sie wünschte zu wissen, was Raubbau im Bergwerke sei. Er zeigte ihr, wie unten in den Stockwerken der Bergmannsgänge noch die Rauchbeschläge aus den auseinandergerissenen Stollen herausschlügen und wie das darauf hinweise, daß man, um schneller die Erze zu entziehen, wohl gleich ganze Erzgänge ausgeglüht und zu andren Mitteln gegriffen, bei denen man aber nicht an den Zusammenhalt des Bodens gedacht habe, der nun schon so lange eingestürzt sei und Gärten und Häuser mit hinuntergerissen habe. So habe man die Besitzer der Oberfläche mit ihren Gärten und Häusern noch dazu des Ihrigen beraubt und dem Untergange geweiht.

Schulknecht zeigte mit der Hand auf einige Häuser, die etwa drei Minuten entfernt auf dem drüben liegenden Hügel standen, der auch schon ein seltsam zerrüttetes und in Stufen abgeteiltes Ansehen hatte. „Auch diese Häuser hat man verlassen müssen, weil sie schon Mauersprünge bekommen haben und weil der Boden immer weiter nachsinkt und nachreißt; sie können jeden Augenblick einstürzen, und in fünfzig Jahren werden sie dann wohl auch spurlos im vergrößerten Krater versunken sein. So rächt sich der Raubbau und die Auswucherung des Bodens noch an spätern Geschlechtern. Diese leeren Häuser dort mit den zerschlagenen Fensterscheiben und Mauerrissen sind doch auch ein Eigentum, das die Toten noch den Lebenden rauben! Wir aber wandeln auf unsicherem Boden, mein liebes Fräulein."

Auch diese Erklärung hatte Schulknecht mit einem trüben Tone gegeben, als er sie aber sein „liebes Fräulein" nannte, da klang ein Ton von tiefer Innigkeit durch, der sie, sie wußte nicht warum, gleichfalls in eine traurige, trübe Stimmung versetzte. Das Gefühl aber, daß sie auf einem so unsichern Boden standen, der sich jeden Augenblick unter ihr senken konnte, wirkte mit einer leisen Beängstigung seltsam verzaubernd auf ihre Seele.

„Und so ist diese Gegend vereinsamt, so sind die Bewohner weggezogen, der Bergbau schläft, und es ist entvölkert, und wir sind hier

allein und gehen über den unsichern Boden wie Geister der Nachwelt, die auf den Ruinen umgehen."

Sie blieb stehen und schaute wie in einem tiefen Weh vor sich hin. Sie mochte an die unglückliche Liebe ihrer Jugend denken und das Gefühl einer innern Vereinsamung aus dieser mit den Eindrücken des Augenblicks zusammen empfinden. Und wie sie so mit einem leichten Schmerzausdruck dastand und Schulknecht ihn bemerkte, fühlte auch er in einer gesteigerten Stimmung von Leidenschaft und Trauer sich angesteckt, und er sagte:

„Und sehen Sie, wie hier alles verzogen und weggegangen ist und nur die Ruinen seiner Thätigkeit hinterlassen hat, so ziehen auch aus unsrem Städtchen die Gewerke weg, und es beginnt einsamer zu werden, und auch hier ist es der Raubbau der Großindustrie und der Börse mit menschlicher Arbeitskraft, der uns den Boden unter den Füßen wegzieht. Was hilft alles Ringen dagegen! Was hilft's, daß ich mit aller Kraft fürs Gemeinwohl wirke und mein eignes Geschäft darunter zusammenbricht! Und wenn ich ihnen die neue Kraft bringe, die uns retten soll, was hilft's! Der Boden ist doch unterwühlt von den heimlichen Bergleuten der Spekulation, und ob es nun unterirdische Stollen oder Hypotheken und die Großkonkurrenz sind, die mir den Boden unter den Füßen zum Einsturz bringen — Ruinen bleiben hier und dort, und alles Ringen war vergebens! Nur die Liebe könnte trösten, nur Geistesfreundschaft, nur schmerzvolle Liebe wären Trost und Labsal in alledem!"

„Die Liebe vermöchte wohl manches," sagte Olga leise, „wenn sie immer das Glück wäre und beglückte. Aber wie vielen ist es beschieden, daß sie dem Zuge ihres Herzens folgen können? Wie viele müssen entsagen!"

„Aber sie vermöchte doch manches," erwiderte Schulknecht in größerer Aufregung, der aus diesen Worten Olgas eine Ermutigung für seine Empfindungen herauszuhören glaubte. „Und wie fest müßte so eine Liebe sein, die auf innerer Gemeinsamkeit der Geister beruhte und auf dem gemeinsamen Sinne für alles Schöne und Gute! Wie müßte das Herz eines Mannes aufblühen, der in dem Gegenstande seiner Leidenschaft die Leidenschaft für alles Geistige mit seinem Geiste zugleich aufleuchten sähe! Er könnte ja niemals ganz einsam sein in dieser Welt der Vereinsamung und der Ruinen vergangener Arbeit."

Der Ton seiner Stimme klang so warm in aller Verschleierung und künstlichen Verhüllung, die der Meister sich selbst auferlegte, daß

Olga eine gewisse Verlegenheit fühlte, deren Grund sie sich aber nicht klar machte. Um dem Gespräche eine andere Wendung zu geben, bückte sie sich und hob einen glänzenden, schweren Gegenstand auf, den sie für ein Erzstück hielt, betrachtete ihn und fragte, was das wohl für ein Mineral sein könne.

Schulknecht sah mit verhaltener Empfindung das trübe, bleiartig glänzende Metall an und sagte nach einer Weile: „Es ist ausgebrannt, liebes Fräulein. Alles Echte und Gediegene ist herausgeschmolzen, das Erz ist herausgesogen und nun ist es nur noch Schlacke wie der ganze Boden hier herum. Selbst drüben hinter dem Basaltbergwerk, wo noch die Zinkbergwerke sind, gewinnen sie nur noch 1/400 Prozent reines Metall aus dem ausgefressenen Boden; der Staat setzt jährlich einige Hunderttausend zu, um den armen Leuten Arbeit zu geben, die dort hinten unter den grauen Schindeldächern wohnen. Und bald werden sie auch dort die Arbeit einstellen, weil es auch dort nicht mehr lohnt. Wenn man die unermüdliche Arbeit unsres Herzens doch auch so einstellen könnte, daß es stille stünde!"

Er stockte. Seine Worte klangen in ihrem Innern wie fernes Echo nach; sie dachte an ein Frauenherz, das auch einst so stille stehen wollte und doch hatte weiter arbeiten müssen und seine Arbeit nicht eingestellt hatte. —

„Nur ausgebrannte Schlacken!" sagte sie und ließ das Erz wie mechanisch fallen. Es rollte an den Rand der Binge und rutschte in den Trichter hinab, indem es eine Erdscholle mit losriß, die sogleich mit hinabglitt, im Weitergleiten noch mehr Erde mitnahm und endlich, in die Tiefe schießend, auch einige Felstrümmer nachriß. Ein dumpfes Rollen und Getöse kam von unten herauf und verhallte wie ein leiser Donner.

Gleichzeitig aber wurden sie durch ein andres rollendes Getöse aufgeschreckt, das nicht von unten, sondern von oben her zu kommen schien und von einem heftigen Windstoß begleitet wurde, der in Olgas Kleider fuhr und ihr die Röcke um die Beine schlug. Sie blickten erschrocken auf und wurden jetzt erst gewahr, daß sich schon seit geraumer Weile ein Gewitter um sie aufgetürmt hatte und schon ganz nahe war. Ein heftiger Blitz fuhr hinter dem nächsten Hügel in das Ackerfeld hinein; schwere Wolken schoben sich grauschwarz übereinander, die Sonne war in einer grauen Dämmerung versunken. Und gerade über ihnen hatten die Wolken eine Art von aufgerissenem Spalt gebildet, der sie wie ein gewaltiges Spiegelbild des Kraters der Binge aussehen

ließ. Schulknecht und Olga machten gleichzeitig diese Beobachtung. „Sehen Sie nur!“ flüsterte sie ihm zu. Sie sahen staunend, wie der Wolkenrachen über ihnen von schwarzen Trümmern erfüllt schien und wie es trichterförmig in die tiefere Nacht einer noch finsterern Wolkenschicht hinaufging, die über der unteren lagerte.

„Abgründe oben und unten! Wie unheimlich!“ sagte die Dichterin beklommen.

Im selben Augenblicke fuhr ein neuer Windstoß über sie her, so daß sie sich dagegen stemmen mußten, um nicht an den Rand der Binge getrieben zu werden. Schulknecht erfaßte unwillkürlich Olga um die Schultern, indem er sie mit seinem Arm umfing, und drängte sie vom Abgrunde weg nach der nächsten Terrasse. Sie half ihm mitstemmen gegen den Wind; ihm war, als hätte er sie nun immer umklammern müssen, um sie nimmer los zu lassen oder mit ihr in den Abgrund hinuntergeschleudert zu werden. Ein neuer Blitz schien unmittelbar in den Grund der Binge jenseits einzuschlagen, einen Augenblick war dort alles wie in Flammen und staubigen Erdwolken, und als dann der Donner mit kurzen Schlägen knatternd und krachend losschlug, sahen sie mit aufwirbelnden Staubwolken ein Stück vom Rande der Binge abgelöst in die Tiefe stürzen.

„Um Gotteswillen!“ rief Olga erschreckt aus. Im selben Augenblicke begannen die ersten schweren Regentropfen zu fallen. „Wo sollen wir hin!“

„Kommen Sie, mein Fräulein! Dort die verlassenen Häuser! Die werden uns schützen.“

Er drängte sie weiter. „Aber dort ist es ja auch unsicher! Die Häuser sind ja dem Einsturz nahe!“

„Und wenn sie uns begrüben, um mich wenigstens wär's nicht schade! Aber, liebes Fräulein, sie halten noch, und wenn es sein muß, so halte ich die Mauern mit meinen Fäusten zusammen, solange Sie darin sind, daß sie nicht reißen!“

Als sie an der Hausthüre des nächsten Häuschens angekommen waren, die aus ihren Angeln herausgefallen war, ließ Schulknecht seinen Arm von den Schultern des Fräuleins. Sie sah ihn etwas furchtsam und beklommen an und sagte mit ziemlich künstlicher Einfachheit: „Ich danke Ihnen. Sie haben mich gut geschützt.“ Und damit schlüpfte sie, dem losprasselnden Regen zu entgehen, durch die Thüre ins Haus.

Es war ganz öde in den Stuben, auf dem verlassenen Küchenherd und in den Kammern, die sie nun durchschritten, um sich zu

orientieren. Draußen folgte ein Blitz dem andern und fuhr hinter den leeren, hohlen Fensterkreuzen der Stube vorüber. Der Donner rollte um das Haus, als wollte er zu allen Seiten hereinbrechen, so daß sie glaubten, der Boden wanke schon, um das Haus auseinander zu reißen und sie in der Tiefe zu verschlingen. In den Dielen wucherte der Schwamm, die Tapeten waren in Fetzen von den Wänden losgegangen; es war ein wüster und im Gewitter aufregender Anblick. Aber sie fanden Schutz vor dem Regen, und da sie nirgends eine Gelegenheit zum Sitzen entdeckten, so setzten sie sich endlich in der Küche auf den Herd, um so das Vorüberziehen des Gewitters abzuwarten.

Er dauerte nur kurze Zeit, daß das Unwetter unmittelbar über ihnen tobte; bald war der Hauptherd der Blitze nach dem Basaltberge und dem Städtchen hinter den Hügeln getrieben, und nur der Regen strömte noch in dichten Fäden nieder. Und mit dem herabströmenden Regen beruhigten sich auch ihre Gefühle, und sie saßen eine lange Weile stumm und mit wundersamen Empfindungen auf dem Herde nebeneinander.

Olga empfand allmählich, daß in dem stillen Manne neben ihr eine dunkle Leidenschaft erwacht sein, und daß diese Leidenschaft ihr gelten müsse. Sie hatte es an der Art gefühlt, wie sein Arm in einem Augenblick angstvoller Sorge sich um ihre Achseln geschlossen hatte. Es wurde ihr unheimlich, mit einem Menschen allein zu sein, der nicht ihrem Stande angehörte. Ein Handwerker, freilich ein Mann von Bildung, aber doch nur von einer halben, unvollkommenen, stammelnden Bildung, wie sie wohl aus manchen seiner Reden herausgeklungen hatte. Und wenn ihr dies unheimlich war, so konnte sie doch auf der andren Seite eine innere Sympathie mit ihm nicht unterdrücken; es lag ein eigener Zauber in der ganzen Situation, während das eintönige Rauschen des Regens draußen einen Hauch von Trübsinn, Wehmut, Entsagung und Trauer in all diese wechselnden Gefühle wob. Wäre sie ein einfaches Mädchen gewesen, das noch nichts erlebt hatte, wäre sie nicht eine Schriftstellerin gewesen, die sich schon gewöhnt hatte, ihre und anderer Empfindungen bewußt und unbewußt zu beobachten und für künftige Werke zu sammeln, sie hätte sich dem stillen Zauber des Augenblickes vielleicht noch weniger entziehen können.

Als sie eine Weile so stumm nebeneinander gesessen hatten, fuhr der Meister auf einmal in seine Rocktasche und nahm etwas heraus, was er in ein Zeitungspapier geschlagen hatte. Er wickelte den Einschlag auf und hielt es zagend in der Hand. Sie schielte von

der Seite auf seine Hände, denn sie wagte in diesem Augenblicke ihm nicht ins Gesicht zu sehen in einer seltsamen Furcht vor sich selbst und vor ihm. Wieder stockte er eine Weile, dann sagte er mit weicher und ehrerbietiger Stimme zugleich:

„Mein liebes Fräulein. Ich habe eine recht bescheidene und doch zugleich herzliche Bitte an Sie!"

Sie strich sich die Haare mit der Hand an der Schläfe glatt und sagte, noch immer halb von der Seite blickend und beklommen: „Was kann es denn sein, verehrter Meister?!"

„Ich habe etwas für Sie mitgebracht, was Sie vielleicht interessieren wird. Sie sitzen hier neben einem vielleicht Ihnen innerlich ganz wildfremden Menschen. Und doch wäre ein Gedankenaustausch mit Ihnen das, was meiner armen Seele wohl ein inneres Licht werden würde, wenn Sie mich würdig fänden, recht oft um Sie zu sein und mit Ihnen zu fühlen, wenn Ihr schöner, schaffender Geist denkt, erfindet und sinnt. So eine Freundschaft kann keine Sünde, sie kann auch kein Mißverhältnis sein zwischen zwei Menschen, die aus so ganz verschiedenen Lebenskreisen stammen. Man spricht ja wohl auch von der platonischen Freundschaft, und wenn meine Hand auch rauh ist —"

Sie sah ihn aufrichtig erstaunt an. Sie war eine einfache Natur, so verschiedenartige und komplizierte Erfindungen und Empfindungen ihr Dichtergeist auch schon durchdacht hatte. Aber daß dieser Mann von platonischer Freundschaft sprach, sie fühlte instinktiv, daß das nur eine Selbstbeschwichtigung sein konnte. Und sie selbst, gerade weil sie in jungen Jahren schon entsagt hatte, sie glaubte daran nicht. — Sie sagte verhalten und etwas traurig:

„Ich glaube nicht an solche Freundschaft zwischen Mann und Frau. Wenigstens wir Frauen sind ihrer nicht fähig —"

„Nicht?!" fuhr es ihm jäh und leidenschaftlich heraus. Dann schwieg er. Endlich sagte er wieder mit verschleierter Stimme: „Aber Seelenfreundschaft muß doch möglich sein! Und darum bitte ich Sie: Lesen Sie dies Tagebuch! Ich habe es zum Teil als wandernder Handwerksbursche und zum Teil als Geselle, einiges auch in letzter Zeit geschrieben. Da ist meine arme Seele, nehmen Sie sie hin."

Er reichte ihr das Wandertagebuch. Sie sah ihn leise gerührt an. Und weil sie fühlte, sie müsse ihm irgendwie ein freundliches Wort sagen, so meinte sie: „Ei, da können wir ja gleich ein wenig zusammen darin lesen."

Da sah er sie glücklich an, schlug's auf, und fast aneinander gelehnt, indem sie zusammen auf dem Herde sitzen blieben und zusammen in das Buch blickten, lasen sie darin. Bald war es nun an ihr, zu staunen und sich zu wundern, welche schönen Gedanken und Betrachtungen sich mit einzelnen Gedichten und Schilderungen ablösten. Sie begann, von immer gesteigertem Interesse erfaßt, dem Meister seine eigenen Gedanken vorzulesen. Auf allen lag ein poetischer Zug; sie wunderte sich, mit wie richtigem Takte er die Sätze und Anschauungen vortrug. Sie fand die Schilderung eines Sonnenuntergangs über Paris, die sie in vielem an Zolas berühmte Nachtschilderung der Seinestadt erinnerte, obwohl der Meister mit ganz eigenen Augen gesehen hatte. Dann wieder elegische und liebenswürdige Empfindungen vom Grabe seiner Mutter; auch ein Gedicht auf eine zu früh gestorbene Jugendliebe. Und je mehr sie las, desto mehr fühlte sie eine Art von Unrecht, das sie gegen ihn auf dem Herzen hatte, indem sie noch vorhin einen Standesunterschied, ja einen Bildungsunterschied vorausgesetzt. — Hier waren Poesien, in denen jeder Bildungsunterschied verschwand vor dem künstlerisch natürlichen und sicheren Empfinden, das in allen Reimen und Sätzen des Buches steckte. Als sie leise jenes Gedicht vorgelesen hatte, welches vom Monde und dem erstarrten Stern handelte, dasselbe, welches Schulknecht oben in der Weinschenke deklamiert hatte, da blieb sie eine Weile ganz betroffen und beklommen still und wagte nicht weiter zu blättern. Sie fühlte eine innere Ebenbürtigkeit dieses Mannes mit ihr; sie sagte sich, daß sie selbst etwas so eigenartig Schönes noch nie geschaffen hatte; sie dachte an Männer wie den Dichter Rosegger, der einst ja auch als ein armer Schneider und Handwerksbursch begonnen hatte, und empfand mit stummer Beklommenheit, welch ein geistiges Pfund, welcher Geistesschatz in dem stillen Manne neben ihr begraben liegen mochte.

Auch Schulknecht saß betroffen neben ihr. Endlich fragte er wehmütig und schüchtern:

„Es ist wohl alles nichts, mein Fräulein. Es ist wohl lauter Dilettantismus!"

„Aber nein!" sagte sie. „Aber nein! Das ist ja wunderschön. Schon das Gedicht auf die alte Burg hier, das hätte ja Scheffel nicht besser machen können!"

„Ach, wirklich!" Er fuhr selbst überrascht und aufgeregt auf und sah sie mit glänzenden, glücklichen Augen an. „Und Sie verstehen mich doch! Ach, mein liebes Fräulein, daß Sie mir das sagen!"

„Und mehr sage ich Ihnen,“ fuhr sie nun ebenfalls erregt fort, glücklich über die Entdeckung, die sie gemacht. „Mehr sage ich Ihnen. Denn dies Sternengedicht, das ist so schön wie von Gottfried Keller, und dafür verdienten Sie —“

Schulknecht zitterte und faßte ihre Hand. „Wirklich? Und was verdiente ich —“

Sie sah ihn mit leichter Wehmut und erwachender innerer Frische zugleich an. Das innere Unrecht mußte sie gut machen. Und rasch fuhr es ihr heraus:

„Ei, nun, daß man Ihnen einen Kuß gäbe, Sie lieber Kollege!“

Und ehe er es sich versah, hatte sie ihn rasch und aufgeregt geküßt, denn ihre Lippen fanden sich im Augenblick.

„Kollege,“ sagte sie, „lieber Meister!“ und gab ihm rasch noch einen zweiten Kuß.

Beim drittenmal aber hielt er sie heiß umfangen und drückte einen langen, schmerzvoll-seligen Kuß auf ihren Mund, dessen tiefe, innere Leidenschaft sie bis ins Mark erschauern machte. Einen Augenblick überließ sie sich diesem langentbehrten, selig-unseligen Gefühl. Aber als er sie nun entließ und ihre Augen schauen wollte, da stand sie rasch und verwirrt auf, blickte verworren um sich und flüsterte, aufgeregt und zugleich abweisend: „Nicht so! Nicht so!“

Sie trat rasch in die Thür des Hauses, die aus den Angeln hing. Der Regen draußen hatte plötzlich nachgelassen; sie ging hinaus. Gleich darauf hörte sie Schulknechts Stimme hinter sich, die mit von Liebe ersticktem Tone flüsterte:

„Olga! Meine süße Olga!“

Sie wendete sich nicht, sah ihn nicht an, sondern flüsterte leise vor sich die Worte: „Was habe ich gethan! Mein Gott!“

Stumm bittend stand der Meister hinter ihr. Endlich wandte sie sich herum. Sie sah einen fast wahnsinnig verworrenen Ausdruck in seinen Augen. „Ich will nie mehr lieben!“ sagte sie rauh.

Da sah sie, wie der Meister plötzlich mit einem ganz sinnlosen Ausdruck fortstürzte und hinunter nach dem Rande der Binge sprang. Entsetzen ergriff sie. Sie sah, wie er immer näher kam. In grauenvoller Angst sprang sie ihm nach.

Dicht am Abgrund, so daß sein Fuß halb über dem überhängenden Rande hielt, wo unten der Felsenkegel entgegenragte, stand er wie ein Verzweifelter. Jeden Augenblick konnte die Scholle mit ihm hinunterbrechen. Sie blieb halbwegs hinter ihm wie gebannt stehen, ungewiß,

ob sie aufschreien oder ihn festhalten sollte. Aber jede Bewegung ihrerseits konnte in diesem Augenblicke die Katastrophe beschleunigen und den Mann in die Tiefe stürzen.

Da — in ihrer höchsten Angst — huschte sie endlich fast lautlos hinter ihn, und während ihre Kniee zitterten vor Entsetzen, hatte sie doch die Geistesgegenwart, ihn sanft am Arme zu fassen, diesen leise an sich zu ziehen und ihm schmerzvoll zuzuflüstern:

„Meister — Ihre Kinder!“

Da legte er die Hand auf die Augen nach einer stillen Weile, wie um nichts mehr von dem Abgrund unter sich zu schauen, und sagte, während ihm die bittern, schweren Thränen in die Augen traten: „Sie haben recht! Meine guten, armen Kinder. Ich danke Ihnen, Olga.“

Er trat von dem Raude der Binge zurück und ließ sein Tagebuch, das er noch in der Hand hielt, sich entgleiten. Pfeilschnell schoß es in den Abgrund hinab und verschwand unten im Geröllе. Starr und verwirrt sah Olga den Blättern nach. Sie waren unwiederbringlich dahin.

Die Sonne war wieder aus den Wolken getreten, die Gewitter waren abgezogen. Tau hing glitzernd im Spätnachmittagsscheine an den Gräsern und Blumen der Wiesen. Sie schritten schweigend nebeneinander querfeldein. Der Meister führte das Fräulein nach der nahen Haltestelle der Zweigbahn, von wo sie mit dem nächsten Zuge heimfahren konnte. Am Eisenbahnwagen verabschiedete er sich traurig. Er wollte allein und zu Fuße nach Hause wandern. Er müsse noch ein paar Stunden gehen. Er werde wohl vor Mitternacht auch zu Hause sein.

* * *

Olga Meeren hatte mehrere Tage geschwankt, ob es nicht für alle Teile das beste wäre, daß sie ihre Wohnung im Hause des Meisters aufgab und sich eine andere Sommerfrische suchte. Aber sie war geblieben. Ging sie fort, so verlor die fleißige Frau Schulknecht auch noch die wenigen Mark für die Wirtschaft, die sie an der Sommermiete verdiente. Und auch sonst hielt sie es für besser zu bleiben. Der Meister würde so am ersten sein Herz beruhigen und wieder ins alte Geleise kommen; man würde beiderseits die aufregenden Vorgänge an der Binge am besten so vergessen. Und noch ein Umstand hielt sie. Sie glaubte zu bemerken, als sie schon am nächsten Morgen wieder unter dem Eichenbaume saß und schrieb, daß eine ganz merkwürdige Erhöhung ihrer Schaffenskraft eingetreten sei. Das Erlebnis mit dem Meister,

das Bewußtsein seiner Leidenschaft für sie regte sie, feuerte sie wunderlich an. Sie fühlte, daß sie diese Liebe nicht so erwidern konnte, wie der Meister gedacht hatte, weder im Sinne der geistigen Freundschaft noch in dem der Liebe. Aber wie befruchtet kam sie sich vor; sie glaubte niemals so reif und so gut geschrieben zu haben. Sie fühlte, daß die Kapitel, die sie jetzt schrieb, in einer wärmern Lebensfülle atmeten, und daß der schöne Rausch des Schaffens an Kraft und Sinnenfrische zugenommen hatte. Gleichzeitig hatte sich ihrer ein gewisser Ehrgeiz bemächtigt. Daß ein Handwerksmeister in aller Stille Gedichte und Schilderungen fertig gebracht hatte, die sie selbst sich nie zugetraut hätte, stachelte ihren Wetteifer auf. Sollte ein einfacher Mann aus dem Volke sie, die Schriftstellerin von Fach, beschämen? Sollte das Männergeschlecht überhaupt auf Grund der Liebesgewalt, die es über die Frauen ausübte, selbst in so unscheinbarer Gestalt wie in diesem Meister, dem Weibe immer geistig überlegen sein? Nein, sie wollte, wenn nicht die Ueberlegenheit, so doch mindestens die Ebenbürtigkeit des weiblichen Geistes beweisen! Und so fühlte sie sich in der angenehmsten, fruchtbarsten Weise angeregt und aufgeregt, und im Schatten der alten Eiche, auf „Olgas Ruh", die der liebende Meister ihr zurechtgezimmert, schritt ihr Roman rasch seiner Vollendung entgegen.

Der Meister aber war seither fast gar nicht mehr im Hause und in der Werkstatt zu sehen. Schon nach wenigen Tagen klagte Frau Schulknecht, die mit ihren Kindern mehr und mehr sich abzehrte und heimlich hungerte, dem Fräulein, daß der Mann seine Werkstatt gänzlich liegen lasse und statt dessen fortwährend unterwegs sei. Bald sei er in dieser, bald in jener benachbarten kleinen Stadt, auch in die Residenz fahre er manchmal mit der Eisenbahn. Es seien Geschäfte, die mit der Einführung der elektrischen Kraft in ihr Städtchen zusammenhingen; er suche Finanzleute zu gewinnen, die Geld in die Sache zu stecken Lust hätten, und spräche mehr als je davon, daß erst aus dem Gemeinwohl auch für ihn bessere Zeiten sich entwickeln könnten. Er scheine aber nicht viel Glück zu haben mit dem Zusammentreiben der nötigen Geldmittel für die Stadt, auch bei der Regierung sei er thätig gewesen; er kehre sehr oft mit recht trüber Miene zurück. Lieb und gut sei er wie immer gegen sie und gegen alle; aber lange könne es so nicht fortgehn, denn dann werde er sich für die Stadt geopfert haben, während man ihm sein Haus und Geschäft über dem Kopfe wegpfänden und wegauktionieren werde. Und dann würden sie wohl alle zusammen auf der Straße liegen.

Olga hörte mit tiefer Teilnahme diese Klagen an. Sie hatte Gründe, anzunehmen, daß der Meister auch noch aus anderen Ursachen seinem Hause so fern bleibe. Und so suchte sie die Not der armen Frau nach Kräften zu lindern, indem sie ihr bald fürs Töchterchen, bald für die anderen Kinder ein Kleidchen oder ein Höschen kaufte und es der Frau Meisterin heimlich zusteckte, die nicht wagte, ihrem Manne davon zu erzählen. Denn mochte es nun Instinkt oder die stille Beobachtung irgend eines veränderten Benehmens an ihrem Manne oder dem Fräulein sein, wenn sie sich einmal begegneten, sie hatte eine Ahnung, als ob ihr Mann nicht die schöne Geistesfreundschaft gefunden habe, die seine nach dem Schönen verlangende Seele erfüllte. So trauerte sie im Geiste mit ihrem Manne, daß er wohl irgend ein höheres, stilles Weh jetzt im Herzen trug. Sie fragte nach nichts, aber sie wagte auch ihm nichts zu sagen, wenn das gütige Fräulein ihr und den Kleinen heimlich aushalf.

Der Roman war vollendet, und in kurzem schon hatte Olga die Nachricht des befreundeten Familienblattes, wie gut er dort gefallen habe, wie er reifer, lebensvoller und ergreifender sei, als alles, was sie bisher geschrieben habe. Gleichzeitig legte man ihr einen Vertrag nahe, worin sie für einen jährlichen, festen, hohen Gehalt, der manches Tausend bedeutete, sich verpflichten sollte, diesem Blatte ein Vorkaufsrecht zu geben, während gleichzeitig auch sonst äußerst vorteilhafte Bedingungen für dieses und andere ihrer Werke angeboten wurden. Sie sah sich auf einmal einem festen, sicheren Einkommen und einer glänzenden Verwertung ihrer Arbeiten gegenüber, einem Einkommen, das sie aller Sorgen dauernd überhob und ihr einen bedeutenden Wohlstand sicherte. Glückstrahlend wollte sie Frau Schulknecht dies alles erzählen. Aber sie besann sich, daß das vielleicht nur deren Weh erregen würde im Hinblick auf ihre eigne Lage.

Unter dem Eichenbaum im schönsten Sonnenglanze saß Olga, als sie den Vertrag unterzeichnete, und gerührt dachte sie darüber nach, welch ein Segen im Schatten dieser „Olgas Ruh" ihr erwachsen sei im Garten dieses einfachen, edlen Meisters. Und ganz heimlich lebte ein Gefühl in ihr, welch ein Segen auch durch den Leidenschaftskuß dieses Mannes über sie und über ihren Frauengeist gekommen sei. Aber das war ein Geheimnis, welches sie in ihrer tiefsten Seele fast vor sich selbst verschloß. Und als sie nun in bereichertem Lebensgefühle über das Städtchen, über Thal und Fluß schaute, da dachte sie sich, daß auch die Familie des Meisters von solchem Glücke ihr Teil haben

sollte. Arbeit wollte sie ihm schaffen, das schien das, was ihm not that, Arbeit in seinem Fache. Beim Abschiede, der am nächsten Tage erfolgen sollte, weil sie nun wieder heim in ihre Villa kehren wollte, sollte der Auftrag ergehen. Sie verfügte über so reiche Mittel, daß sie eine große Ausgabe nicht zu scheuen brauchte, welche die Werkstatt des Meisters für eine gute Weile beschäftigen konnte. Sie wollte sich eine neue Zimmereinrichtung in alter Eiche nach den besten Mustern des Kunstgewerbes vom Meister Schulknecht bauen lassen, und das erste, was er zimmern sollte aus schwerem guten Eichenholz, sollte ein mächtiger Schreibtisch sein, an dem sie im Gedanken an den Meister, der selbst ein Dichter war, ihre neuen Werke schaffen wollte.

* * *

Es war an einem milden Herbstnachmittage, als Meister Schulknecht, mit Axt und Säge bewaffnet und von seinen beiden Lehrburschen begleitet, aus der Gartenthür seiner Werkstatt trat und langsam die Graslehne hinaufschritt. Das Laub hing schon goldig von den Bäumen, die Astern begannen ihre welkenden Blütensterne sinken zu lassen, aber Ruhe und ahnungsvolle Stille lag über der Natur.

Schulknecht stieg hinauf nach Olgas Ruh, stand lange unter der Eiche und schaute über Städtchen und Thal hinab und auf die kahlen Ackerflächen der Berge, wo die Stoppeln schon im goldnen Schimmer der Herbstsonne leuchteten. Sein Auge war in die Ferne gerichtet, und eine stille Sehnsucht schien seinen Geist über die dunklen Waldsäume, über Obsthügel hinweg, wo die Aepfel rotgereift unter den welkenden Blättern glühten, über Felsenthäler, wo Wildbäche im Herbstglanz dem Strome zuschäumten, fortzuziehen zu einem fernen Orte seines Herzens. Lange stand er so sinnend.

„Na nu, Meester, was soll denn nu werden?“ fragte nach einer Weile der ältere Lehrbursche, der eine Leiter und Axt hatte mitnehmen müssen, mit halblauter Stimme.

„Also los!“ sagte der Meister. „Ihr Jungens steigt jetzt einmal auf die alte Eiche hier hinauf und kappt mir die Aeste. Schlagt erst mit der Axt die Zweige herunter und dann sägt mir die Aeste ab! Ich werde auch helfen. Und wenn wir damit fertig sind, sägen wir die ganze Eiche um, der Sägemüller sägt sie uns zu kräftigen Eichenbrettern zurecht, und dann bauen wir zusammen einen Schreibtisch daraus. Der soll ein Probestück und Meisterstück werden.“

„Aber, Meister, den schönen Eichenbaum, der uns immer so schönen Schatten gab und wo das gute Fräulein vom Sommer immer dar-

unter gesessen hat? Ach, Meister, das überlebt die Meisterin nicht! Sie sieht so wie so schon so schlecht aus."

„Die Meisterin!" sagte Schulknecht wehmütig. „Unsere gute Meisterin!" Und wieder blickte er sinnend vor sich hin.

„Aber den Baum müssen wir fällen. Das kann nun doch nicht anders sein," setzte er nach einer Weile hinzu.

„Wird denn aber das Holz auch nicht reißen?!" fragte der ältere Bursche. „Eiche muß doch gut ausgetrocknet sein, wenn man ein Möbelstück daraus bauen will."

Schulknecht stutzte, der Junge hatte recht. Es war einige Gefahr dabei. Aber der Gedanke, daß die Stillverehrte, noch immer heimlich Geliebte, zu der nie versiegende geistige Sehnsucht den Meister hinzog, zumal seit sie sein Haus verlassen hatte und ihm alles wie verwaist vorkam, der Gedanke, daß sie an einem Schreib- und Werktisch sitzen sollte aus dem Holz der alten Eiche, unter welcher er sie so oft hatte sinnen sehen — er war zu mächtig, zu schön, zu versöhnend, als daß er aus dem Meister hätte ausgerottet werden können. Ja, diese lebendige Poesie der Wirklichkeit, sie würde seine Sehnsucht besser stillen, als alle Poesie des erdichteten Wortes. Und darum mußte die Eiche fallen.

„Wir werden das Holz gut austrocknen," sagte Schulknecht. „Und außerdem ist der Baum ja so alt. Sicher ein paar hundert Jahre. Es ist Alt-Eiche; die wird schon zusammenhalten. Und darum ans Werk, meine Jungen!"

Der Aeltere schüttelte zwar den Kopf und murmelte etwas in sich hinein, aber er legte doch die Leiter an und stieg mit der Axt hinauf. Bald sausten die abgeschlagenen Aeste auf den Boden nieder und rollten die Graslehne hinab, bald war der alte Baum nur noch ein kahler Stumpf; die Wurzel wurde untersägt, die Taue oben angeknotet, und knackend und krachend bog sich bald der Stamm, um mit einem dumpfen Schlage lang auf den Boden hinzuschlagen. Und als dies geschehen war, atmete der Meister tief auf, setzte sich auf den Stamm und sah traurig auf sein Grundstück hinab, das nun auch nicht mehr lange sein eigen sein würde, denn er wußte wohl, daß er es nicht mehr halten konnte.

Der dumpfe Schlag hatte unten die Meisterin aus ihrer Arbeit aufgeschreckt. Sie kam traurig in den Garten und sah oben ihren Mann auf dem gefällten Baume sitzen. Sie war erst ganz starr. Dann weinte sie leise, stieg herauf und fragte den Meister unter Thränen:

„Ach, — warum hast du nun das gethan!"

Er zog sie leise an sich heran, daß sie sich neben ihn auf den Baumstumpf setzten mußte, und sagte stille: „Es soll ihr Schreibtisch werden, liebe Emmy, du weißt schon."

Da nahm sie langsam seine Hand, hielt sie lange in der ihren und schaute mit ihm in das sonnenglänzende Thal hinab und über die fernen Berge. Auch ihre Seele war von einer tiefen Sehnsucht ergriffen, aber es war die Sehnsucht nach einem anderen, ferneren Lande, das über den Wolken und nicht mehr in dieser Welt war. —

Von Stund an wich der Meister fast nicht mehr aus seiner Werkstatt. Die Eiche war zersägt, und damit die grünen Bretter schnell austrockneten, hatte er sie um den Herd aufgestellt, den er den Tag über in dauerndem Feuer hielt. Die Zwischenzeit wollte er damit ausfüllen, daß er die Ornamente drechselte und aussägte, Säulen und Holzkonsole aus den besten Stücken des Eichenstammes schnitzte, und so allen Zierat schon vorher fertig hatte. Freilich merkte er, daß seine Hand, die so lange keine feinere Arbeit mehr gethan hatte, trotzdem er das Drechseln verstand, nicht recht geschickt war, um alle Feinheiten des Schnittes im Zierat so recht klar herauszubringen. Aber bei jedem Schnitt, den er that, bei jedem Zuge der Laubsäge, den er machte, dachte er an sie und sah sie schon im Geiste an dem Schreibtische sitzen und über neuen Werken sinnen, und dachte sich, daß etwas von ihm nun doch immer bei ihr sein würde, wenn es auch nur seiner redlichen Hände Arbeit war. Nur auf kurze Zeit unterbrach er die Arbeit, um nach der Stadt zu fahren und die bronzenen Schlüssellochbeschläge, die metallenen Griffstücke und anderes zu kaufen, was er nicht mit eigner Hand herstellen konnte.

Langsam ging die Arbeit vorwärts, denn er verwarf seine Zierstücke immer wieder. Er wußte, daß er sie weit besser beim nächsten Drechsler kaufen oder machen lassen konnte, aber sein Gemüt litt nicht, daß irgend eine andre Hand an diesem Werke der Liebe schaffen sollte. Schmerzlich empfand er die Einrichtung der Arbeitsteilung, die auch solchen Zierat von verschiedenen Gewerben zusammenholen muß, wenn er die Unvollkommenheit seiner Drechslerei sah; aber er wollte arbeiten wie der Handwerksmann in alter Zeit, er, der doch auch ein Handwerksmann und Dichter war wie einst Hans Sachs. So ging es mehrere Wochen.

Und dann prüfte er die Bretter, und da er sie trocken genug glaubte gefunden zu haben, so begann er die Schreibplatte, die Aus-

ziehplatte, die Kästen und Aufsätze zurechtzusägen, aneinander zu passen, zu hobeln, zu leimen und zu verklammern. Und alle seine Gedanken waren unter der Arbeit nur noch bei ihr und bei allem Schönen, geistig Höheren und Besseren, das ihm in ihr verkörpert war.

Und der Schreibtisch wurde fertig und es schien ihm ein gutes, solides Stück Arbeit. Wohl sah er, daß der Schnitt nicht die Feinheit hatte, wie sie ihn in den großen Möbelfabriken drinnen in der Großstadt kennen, wo Drechslermeister und Kunstschnitzer mit den Kunsttischlern im Dienste der Großunternehmer zusammen wirken. Aber kräftig sah das Werk aus, und der schönste Zierat daran waren ihm die Gedanken, die er da hinein gearbeitet hatte, die niemand sah, aber die sie vielleicht doch ahnen würde, und die sie bei ihrem Dichten wie Geister umschweben würden. Und die Hauptsache war der Stoff, aus dem es gebildet war, die alte, prachtvolle Eiche, einst der Schatten und die Freude seines Hauses und jetzt der Altar, wo ihr Geist seiner dichterischen Andacht leben sollte.

Als der Schreibtisch fertig war, wurde er auf einen Handwagen gepackt, den die beiden Burschen nach der Stadt und zur Villa des Fräuleins fahren sollten. Es war fast eine Tagereise. Sie mußten früh um sechs Uhr aufbrechen, am Abend sollten sie mit der Eisenbahn wieder, nach Ablieferung des Schreibtisches, heimkehren, der Meister selbst wollte nicht dabei sein. Und so geschah es auch.

* * *

Schon nach mehreren Tagen erhielt Schulknecht einen Brief von einer leichten, zarten Frauenhand aus der Stadt. Er kannte die Handschrift. Er öffnete ihn mit tiefbewegtem Herzen.

„Lieber Meister und Kollege in Apollo! An Ihrem Schreibtisch ist etwas nicht ganz in Ordnung. Die Ornamente an der einen Säule sind aus den Fugen gegangen und auch der eine Fuß hat einen Sprung. Ich weiß ja, daß das bei Eichenholz so ist, aber wenn Sie Zeit haben, kommen Sie vielleicht einmal nach der Stadt herein, um es auszubessern und zu spänen. Und außerdem haben Sie vergessen, die Rechnung mitzuschicken. Die bringen Sie vielleicht gleich mit. Ich denke noch immer mit einer gewissen stillen Sehnsucht an unsre alte Eiche zurück. Jetzt wird sie wohl alle Blätter haben fallen lassen. Wie gern war ich in Ihrem Hause! Ich denke oft an Sie und die lieben Ihrigen. Ihre Olga Meeren."

Sie dachte noch an ihn! Und sie wußte nicht, daß die Eiche gefallen war. Die Burschen hatten es ja nicht sagen dürfen. Aber nun

mußte er doch zu ihr, ihr mußte er es nun doch sagen! Und er sollte sie sehen, sehen in ihrem eignen Heim. Der Meister war von neuem wie verstört. Am nächsten Tage fuhr er hinein nach der Stadt.

Sie saß im warmen Zimmer, im Kamin flackerte ein helles Feuer, der Schnee lag tief draußen in ihrem Gärtchen. Er trat ein und sie saß gerade an dem neuen Schreibtisch, der einen guten Platz am Fenster zwischen Palmen und blühenden Alpenveilchen hatte. Er sah ihr blondes Haar gegen die Alpenveilchen schimmern, als sie sich erhob und ihn begrüßte. Ob sie ihn liebte? Ob sie ihn hatte noch einmal allein sehen wollen?

Er war wie in einem Rausch. Der Duft ihres Zimmers, die flackernde Wärme ihres Kamins und ihr Anblick selbst wirkten wie eine betäubende Verzauberung auf ihn. Seine geistige Sehnsucht kam wie ein Gefühl über ihn, das alles zerbrechen, alle Schranken überspringen wollte. Immer wollte er hier sein, nie wieder aus diesem Gemache weichen, sterben, wenn er nur um sie sein konnte.

Er blieb aber still und bescheiden und bat das Fräulein, daß sie ihm die schadhaften Stellen zeigen möchte. Sie untersuchten den Schreibtisch, und nahe kamen sich ihre Wangen dabei, wie seine Gefühle zu ihr strebten. Er meinte, der Schaden wäre leicht durch Späne zu verbessern.

Ob sie denn schon recht gute Gedanken an diesem Schreibtische gehabt habe?!

Gewiß, es sei ein schöner Traum, wenn sie hier schaffe. Und daß ein solcher Dichter, wie er, ihr dies Werk geschaffen habe, das sei ihr ganzer Stolz.

O, wie lieb er sie darum habe. Nun habe er doch einen Trost. Und daß sie es nur wisse, es sei die alte Eiche selbst, unter der sie immer gesessen habe.

Das Fräulein erschrak erst tief über diese Mitteilung. Dann aber reichte sie ihm die Hand und sagte: „Wie danke ich Ihnen, lieber Meister. Diese Herzenspoesie muß Sie doch trösten. Denn ich verstehe Sie ja wohl.“

Da faßte er ihre Hand und bedeckte sie mit Küssen. „Olga,“ sagte er, „Sie verstehen mich — und kann es denn nicht sein? Soll ich immer nur außen stehen, soll ich nur wie der Bettler an der Pforte stehen und niemals da sein, wo geistiges Zusammenleben und ein höheres Dasein mir beschieden wäre? Sie haben mir gesagt, was in mir steckt, was in mir ist — soll es niemals aufblühen dürfen? O — entfalten

Sie es, begießen Sie die aufkeimenden Blüten — verstehen Sie mein Sehnen — wenn ich auch nur ein einfacher Mann scheine. Auch Sie haben gelitten, warum sollen die Leidenden sich nicht zusammenfinden! O, liebes Fräulein, ich werfe alles von mir, von Weib und Kind trenne ich mich — nicht leicht — aber ich will alles wegwerfen, wenn Sie mich aufnehmen. Lassen Sie mich immer bei Ihnen sein — ich bin nur ein schlichter Mann — aber im Besten, im Geistigen bin ich Ihnen doch ebenbürtig — eine Ehe zwischen uns wäre kein Wahnsinn — und es wäre eine Ehe aufblühender Seelen und eines befreiten Geistes —"

Er umkrampfte ihre beiden Hände mit den seinen wie mit dem Ausdrucke tiefster Herzensnot. Sie fühlte sich vom Augenblicke wie überwältigt, sie stand starr und ließ ihn ihre Hand immer wieder küssen und dann an seine Stirn drücken.

Schon während er leidenschaftlich sprach, hatte es irgendwo im Zimmer einmal sonderbar geächzt, als stöhne irgend jemand leise vor Schmerz. Ob es vielleicht im Kamin war? War es das lodernde Holz, das dort leise in Flammen zusammenbrach? Und nun standen sie beide mit festverklammerten Händen, und er drückte ihre Hand auf seine Stirne. Da plötzlich war es, als wenn die Stube über ihnen zusammenstürzen wolle; denn ein mächtiger Krach, wie ein Kanonenschuß, schlug aus einer Ecke an ihr Ohr. Beide fuhren zusammen, ihre Hände lösten sich, sie lauschten beide erbleichend.

Und gleich darauf ein neuer, schußähnlicher Krach und dann ein Geräusch, als risse die Mauerwand auseinander. — Der Meister stand wie gelähmt da. Im Augenblicke wußte er, woher das berstende Geräusch kam. Dann war alles wieder still. Aber auch er war still und schwieg, noch tiefer erbleichend.

Sie sah sich im Zimmer beklommen um. Ob es vielleicht im neuen Holze gewesen war?!

„O mein Eichenbaum, o mein schöner, grünender Stamm mit den grünen Blättern! Daß mir das geschehen mußte!" rief plötzlich der Meister mit tiefem Schmerze auf. Er wankte an den Schreibtisch, setzte sich davor, und in bittere Thränen ausbrechend vergrub er seinen Kopf zwischen den Armen, indem er ihn auf die Tischplatte drückte.

Nun trat auch sie näher und sah den Schaden. Mitten durchgerissen war die starke Schreibplatte und mitten durchgerissen waren auch die beiden starken Hauptseitenwände des Werkes. Ein klaffender Spalt zog sich quer durch die starken Eichenfasern; die innere Kraft

des Holzes, das nicht lange genug ausgetrocknet war, das noch zu viel grünendes, ungetötetes, unabgestorbenes Leben enthalten, sie hatte mit Eichenwucht sich selbst zersprengt und zerrissen.

Traurig sah Olga auf den gebrochenen Mann, der da vor dem eigenen Werke lag. Sie wollte ihre Hand auf seine Schultern legen, sie wollte ihn trösten. Aber leise sank die halberhobene Hand doch wieder an ihre Seite herab. Sie vermochte es nicht; es war ihr, als sei die tiefe Kluft, die zwischen ihren Seelen und zwischen ihrem Leben war, nun doch ganz aufgerissen wie der Spalt, der da das Werk aus hundertjähriger Eichenkraft zersprengt hatte.

Eine Weile lag der Meister so. Er fühlte keine milde Hand, er fühlte keine sanfte Stimme an sein Ohr sich schmeicheln, die ihn aufrichtete. Aber tief empfand er, daß er in seinem Handwerk als ein Mann gehandelt hatte, der vereinigen hatte wollen, was altes Eichenholz des Lebens und der gewordenen Dinge nicht ertragen kann. Ihm war, als sei sein Herz so durchgerissen, wie sein schöner, geschlagener Eichenstamm vom inneren Leben zerklüftet war.

Und dann hat er sich leise erhoben und mit wehmütigem Lächeln gesagt: „Ich bin ein schlechter Tischlermeister, mein Fräulein. Den Schreibtisch kann ich Ihnen nun freilich nicht stehen lassen. Den muß ich zurücknehmen und ihn ganz neu aufarbeiten. Und ich habe ja noch mehr Bretter von dem alten Stamm. Es reicht ja wohl noch zu einem neuen Schreibtisch."

Er reichte ihr die Hand, wie zum Abschied für immer und sagte: „Leben Sie glücklicher, als ich, mein verlorenes Glück!"

* * *

Am andern Tage ist der zerborstene Schreibtisch durch die beiden Lehrburschen wieder abgeholt worden. Aber er wurde dem Fräulein nie zurückgebracht. Und auch ihre weitere Bestellung ist nicht ausgeführt worden. Der Meister hat kurz darauf die Elektrizität für das Städtchen nach vielem Ringen durchgesetzt. Aber dann hat er sein Haus verkauft, um wenigstens etwas noch aus dem Zusammenbruch seiner Wirtschaft zu retten. Und noch ehe er das alte Haus verlassen hat, ist seine arme Frau Emmy an innerer Entkräftung gestorben und an irgend einem stillen Weh um das innere Glück ihres Mannes, das er ganz verloren zu haben schien. Und dann ist der Witwer mit seinen vier Kindern nach der Residenz gezogen und in eine große Möbelfabrik eingetreten, in der er von früh bis spät gearbeitet hat. Die Kinder sind gediehen und wuchsen gesund heran, denn die Tüchtigkeit

des Meisters im Dienste des Geschäfts sicherte ihm ein gutes Einkommen. —

Olga Meeren hörte mehrere Jahre nichts mehr von dem Meister. Sie hatte sich nach der Frau erkundigt und hörte nur noch von deren Tod. Vom Meister selbst konnte sie nichts mehr erfahren. Das Bergstädtchen hatte von der elektrischen Kraft nicht den gehofften Aufschwung erfahren. Die Gemeinde war in Schulden gekommen, man hatte wie der Müller spekuliert, viele hatten noch verkauft und waren auch verzogen. So würde das Städtchen wohl allmählich ganz vereinsamen und veröden, wie es oben an der großen Binge verödet war.

Reich an Ruhm ist Olga Meerens dichterische Laufbahn geworden. Aber ein leises Weh ist aus jener Zeit doch in ihr geblieben.

Nach Jahren kam einmal ein Wagen vorgefahren, von dem man Möbelstücke ablud. Ein schwerer, großer, prachtvoll gearbeiteter Schreibtisch aus Eiche wurde abgeliefert. Es wäre ein Geschenk, die Erklärung werde folgen. Und in der Erwartung einer solchen ließ die nun auch gealterte Dichterin das Werk in ihr Zimmer schaffen. Am nächsten Tage erhielt sie einen Brief. Die Handschrift kam ihr sehr bekannt vor. Und sie las, wie Meister Schulknecht ihr schrieb, daß es ein Ersatz sein solle für ein früher verfehltes Werk. Es sei noch Holz von der alten Garteneiche; er habe es die Jahre über aufgehoben, aber nun sei es wirklich ausgetrocknet und seine innere Kraft sei unzerreißbar. Und in den Kasten des Schreibtisches habe er ihr auch zur Erinnerung sein letztes Gedicht eingegraben.

Sie öffnete den Kasten; da war in gut geschnitzten Schwabacher Holzlettern eine Inschrift angebracht, die lautete:

„Reiße nicht, du alte Eiche,
Reiße nicht, wenn's Herz auch bricht,
Denn vom fernsten Sternenreiche
Glänzt doch längst erloschnes Licht.
Reiße nicht, du altes Holz,
Bleibe stark und eichenstolz!
Ausgetrocknet durch der Jahre
Reife Kraft und stark im Tod,
Wahre, altes Holz, o wahre,
Was im Herzen einst gelobt."





Fritz Lienhards Bücher.

Lienhard ist den Türmerlesern kein Unbekannter. Aus litterarischen Kritiken, mehr noch aus einigen größeren, gedankentiefen, temperamentvollen Aufsätzen in markiger und dabei schwungvoller Sprache lebt er wohl in ihrer aller Erinnerung. Um so lieber werden sie sich auch mit seinen Büchern beschäftigen, und sie werden davon, das sei gleich hier vorausgeschickt, Stunden hohen Genusses und nachhaltige Förderung haben.

Lienhard ist Elsässer. — Wenn man bedenkt, wie dem Stamm zwischen Wasgau und Rhein in seiner zweieinhalb Jahrhunderte währenden Lostrennung vom großen deutschen Vaterlande die eigenwüchsige Kulturentwicklung verloren gegangen ist, so wird einem die Erscheinung Lienhards gerade in diesem Winkel unseres Vaterlandes fast ein Rätsel. Nicht die des Dichters — denn die wachsen, wo eben ein Samenkorn des göttlichen Geistes den Schöpfertrieb in die Menschenseele senkt — wohl aber die des Kritikers. Aus seiner Wasgauwaldeinsamkeit in die Großstadt Berlin verschlagen, wird er im Litteratur- oder besser im Litteratenlärm des Naturalismus, Mystizismus, Symbolismus der Förderer einer wohl fest im Menschensein wurzelnden, aber doch ewigkeitssicheren, Gott suchenden, Gott liebenden Kunst. Und der Elsässer, der in der Mischmaschwelt des Halbfranzosentums der sogenannten „elsässischen Kultur“ groß geworden, wird im Gegensatz zur herrschenden Litteraturmode in Deutschlands Reichshauptstadt der Vorkämpfer einer echt deutschen, durchaus in unserem Volksleben wurzelnden Kunst, der Bekämpfer der Nachahmung der Fremde, mag diese romanisch, slavisch oder die nordische sein, deren Stammverwandtschaft durch eine undeutsche Weltanschauung zum großen Teil unfruchtbar geworden ist. Der oberflächlichen, mit Vorliebe katalogisierend einschachtelnden Kritik ist er dadurch zum Herold der „Heimatkunst“ geworden. Gewiß hat Lienhard die Forderungen einer solchen aufgestellt, bevor Bartels das Wort prägte; man übersieht aber, daß Lienhard das nur ein Mittel zum Zweck, nur eine ja immer wertvoll bleibende Staffel auf der Himmelsleiter zur „großen“ Kunst ist.

Diese Gedanken hat Lienhard seit einem Jahrzehnt in zahlreichen Aufsätzen ausgesprochen, als deren Früchte die drei Bücher „Wasgaufahrten“ (Straßburg 1896), „Litterarische Vorherrschaft Berlins“ (H. G. Meyer, Berlin 1900) und „Neue Ideale“ (ebd. 1901) zu betrachten sind.

Bevor aber der Kritiker das verkünden konnte, mußte natürlich der Dichter bereits dahin gelangt sein.

Fritz Lienhard ist am 4. Oktober 1865 zu Rothbach geboren. Er war also dreiundzwanzig Jahre alt, als sein noch auf der Schulbank entstandenes Drama in fünf Akten: „Naphtali“ (Norden 1888) erschien. Stürmische Leidenschaft in That und Wort und eine an den Dichtern des „Sturms und Drangs“, dem jungen Schiller zumal, geschulte Al fresco-Charakteristik zeichnen das etwas überhitzte Werk aus, das die Aufmerksamkeit der „Litteratur-Revolutionäre“ auf den jungen Elsässer lenkte. Dieser kam aus dem Straßburger Theologiestudium denn auch noch früh genug heraus, um die bewegteste Zeit der jungdeutschen Litteraturkämpfe in Berlin mitzuerleben. Und auch ihn schien das bewegte Treiben in den Strudel des Alltags zu reißen. Sein damaliges Drama „Weltrevolution“ (Dresden 1889) behandelt die soziale Tagesfrage. Aber der Mann, der 1888 bereits an Bleibtreu die Worte geschrieben hatte: „Nur wer im Ewigen webt und atmet, nur wem alle Erscheinungsformen nur Symbole sind, wer alles Sinnliche aufs Ewige bezieht und im Zeitlichen als solchem keinen Frieden findet, — nur dessen Weltauffassung ist eine dichterische“ — (die einem Briefe Lienhards entnommene Stelle findet sich im Vorwort zu Bleibtreus „Größenwahn“) — dieser Mann konnte nicht auf die Dauer seine Aufgabe als Dichter in der Stellungnahme zu Tagesproblemen finden. Ein Ich-Roman: „Die weiße Frau“ (Dresden 1889) spiegelt die inneren Kämpfe. Wer hier die wundervollen Schilderungen vom Zauber der Waldheimat liest, dem wird es von vornherein klar, daß dieser Dichter nie in der Allerweltshauptstadt aushalten konnte, daß er viel zu tief Wurzel gesenkt hatte im Walde, in der freien Gotteswelt, der ewigen, freien Natur. Und, in der That, als ihn das Leben wieder für längere Zeit in die Heimat führte, da fand sich auch der Dichter zurecht. In den sonnigen „Liedern eines Elsässers“ (1. Aufl. 1895) sang er das Lob der Heimat, verkündete er eine neue Uebersetzung des alten Schimpfwortes „tête carée“: jawohl Querkopf, aber querköpfiger Bekämpfer des undeutschen, aller Größe feindlichen Zeitgeistes. Dann kommt zu „Till Eulenspiegels Ausfahrt“ seine „Heimkehr“ (beide vereinigt 1897 in Straßburg), die dem genialen, aber halt- und ziellosen, und deshalb seine Kraft unnütz vergeudenden Till den durch Welterfahrung gefestigten Hans Sachs gegenüberstellt. Der verlacht die ihn umgebende Welt nicht, — es bleibt das ein Verneinen, auch wenn es mit Stolz geschieht — sondern er durchsonnt sie mit reicher Seele; sein Stolz erhebt die Umgebung zur eigenen Höhe. Und auf „Wasgaufahrten“ (Straßburg 1897) entsteht dem Dichter sein gleichnamiges Zeitbuch. Hier erkannte er als Problem des Lebens, „Kind und Mann, Gotteskind und Staatsbürger, Weltfremder und Weltverklärer“ zugleich zu sein, sich an der Hand Gottes hinwegzuheben über Versumpfung und Verbitterung, und hinwiederum durch markiges Auf-der-Erde-stehen sich vor Schwärmerei und Weichlichkeit zu bewahren.

Das ist auch das Problem seiner nun folgenden Dramen, die allerdings mehr das Nebeneinander und Gegenüber der beiden Welten schildern, den siegreichen Vereiniger beider aber noch nicht gegeben haben. Allenfalls könnte man „Münchhausen“ (1900 bei G. H. Meyer in Berlin), den Helden seines letzten Lustspiels, als solchen ansehen. Denn er vermag sich wenigstens aus der Jugend, die ihn umgiebt, die ihm selber fehlenden Kräfte des Fest-auf-der-Erde-Stehens zu verbinden. Und das dank dem Reichtum seiner eigenen Natur, die, so sehr sie aus idealer Phantastik gewebt ist, doch so kerngesund und fruchtbar ist, daß

seine „Lügen“ nicht nur in der trivialen Umgebung der Thatsachen wie eine höhere Wahrheit anmuten, sondern geradezu das Ewige sind im allzu Vergänglichen des öden Alltags.

Aber noch der dem deutschen Freiherrn kurz vorangegangene Till Eulenspiegel im lustigen Schelmenspiel „Der Fremde“ (Berlin 1900, G. H. Meyer) ist eigentlich eine tragische Gestalt, trotzdem er selbst, der mit Stolz Leiden auf sich nimmt, um andern Freude zu schaffen, es nicht wahr haben will. Das blühende Leben, das er an seine liebebegehrende Brust zwingt, — warum kann er es nicht halten? Doch nur aus eben diesem Stolz, der seine Stärke ist in der Widerwärtigkeit einer jammervollen Zeit, der ihn aber auch einsam gemacht hat. — Und erst „König Arthur“, die erhabene Gestalt jenes Dramas, das an Kühnheit des Wurfes, Schwung der Sprache und erschütternder Leidenschaft seinesgleichen wenig hat in der zeitgenössischen dramatischen Litteratur, — scheitert nicht sein Wille, alles zu verklären und zu versöhnen, daran, daß er in der Weltflucht die Fähigkeit verloren hat, früh genug zu handeln? (Berlin, G. H. Meyer 1900.) Mehr noch zeigen die beiden früheren Dramen, trotzdem sie voller Festtagsfreude an der Heimat und ihrer Geschichte sind, „Gottfried“ (1897) und „Odilia“ (1898), diesen tragischen Zug. Gegen Gottfried steht die Welt der Bürgersitte und Bürgerordnung; seine Odilia schwebt über der Erde, die sie kaum berührt, während ihr Vater, wo er nicht mehr mitzugehen vermag, nur hassen kann. —

Inzwischen hat sich der Dichter persönlich harmonisch weiterentwickelt. Seine „Nordlandslieder“ (1899) zeigen zumal den aus der Welt zu Gott in die Ewigkeit Flüchtenden, aber doch fühlen wir auf jeder Seite, daß das nicht Verstiegenheit, sondern daß jede Zeile menschlich wahr ist, daß dieser Sänger trotzdem feststeht auf der wohlbegründeten Erde. Das beweisen die „Burenlieder“ (G. H. Meyer 1900), die kurz darauf erschienen sind. Da ist Mitleben mit der uns alle bewegenden Gegenwart, aber zugleich Erheben des Zufälligen in die Sphäre des Dauernden, Erfüllen der einmaligen That mit dauernder Stimmung.

Das Sonnigste aber hat Lienhard mit seinem jüngsten Werke, dem Frühlingslied „Die Schildbürger“ (ebd. 1900) geboten. Ich kenne in der ganzen epischen Litteratur der letzten Jahrzehnte kein Buch, dem ich so dringend den Eingang ins deutsche Haus, in die Hände der Alten, wie besonders der Jungen wünsche, wie dieses Lied vom deutschen Mai. Es ist so himmelweit verschieden von all den Mären, Schwänken, Sängen, die Jahre lang den Büchermarkt überschwemmten. Es ist so voll von Sonne, von Güte und von tiefem Gefühl, daß es jenen Herzen, die noch nicht im Lichte gehen, die Sonne, den Frühling bringen muß. —

„Beim Künstler ist die Persönlichkeit alles,“ sagte der alte Goethe zu Eckermann. Nun wohl, Lienhard ist eine Persönlichkeit. Gesund und kräftig, sonnig und heiter, ernst und im Vergänglichen das Ewige sehend.

K. St.



Alte Meister. Die berühmtesten Gemälde in getreuer farbiger Wiedergabe. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig-Berlin.

Trotzdem schon bald nach der Erfindung der Photographie auf die Möglichkeit der Herstellung farbiger Bilder hingewiesen wurde, gelang es doch erst gegen Ende der achtziger Jahre den gemeinschaftlichen Bemühungen des Lithographen Ulrich und des Professors Hermann Vogel in Berlin, zu brauchbaren praktischen Ergebnissen zu gelangen und Photographien herzustellen, die auch die Farben des Originals treu wiedergaben. Seitdem ist die Technik trotz der ungemeinen Schwierigkeiten, die hier zu überwinden waren, so vervollkommnet worden, daß die jetzigen Leistungen fast nichts mehr zu wünschen übrig lassen und einen wahrhaft künstlerischen Eindruck hervorbringen. Den besten Beweis dafür bietet das neueste Unternehmen der Verlagsbuchhandlung E. A. Seemann in Leipzig und Berlin: Alte Meister, das bezweckt, in fortlaufender Reihenfolge (jedes Jahr sollen fünf Lieferungen zu je acht Tafeln erscheinen, jede Tafel ist aber auch einzeln für 1 Mark käuflich) die bedeutendsten Oelgemälde sämtlicher Galerien in Europa in künstlerisch vollendeten farbigen Nachbildungen dem größeren Publikum zu einem erstaunlich billigen Preise (der Abonnementspreis für den Jahrgang von 40 Tafeln beträgt nur 20 Mark) zugänglich zu machen Die Bedeutung eines solchen Unternehmens liegt für jeden auf der Hand, der sich klar macht, was für eine außerordentliche Wichtigkeit für ein Volk die Verbreitung ästhetischer Bildung besitzt. Bis jetzt war es nur den wenigsten vergönnt, die großen Sammlungen auch nur in unserem Vaterlande zu sehen, und auch dies geschieht meist im Fluge, so daß der wirkliche Gewinn, den die Besucher davontrugen, in den meisten Fällen gleich Null, wenn nicht negativ war, von den Galerien des Auslandes ganz zu schweigen. Die meist schwarzen Abbildungen der Kunstgeschichten boten auch nur einen sehr unvollkommenen Ersatz, da die Hauptsache bei Gemälden naturgemäß die Farbe ist. Das wird nun anders: niemand wird mehr das Gymnasium oder eine andere höhere Schule ohne eine gründliche Vorbildung wenigstens in den Anfängen der Kunstwissenschaft und Aesthetik zu verlassen brauchen (auch in den Volksschulen könnte die Sammlung bei richtiger Auswahl und richtiger Behandlung viel Segen stiften, und wir möchten Gönner unseres Schulwesens ausdrücklich auf diese Gelegenheit hinweisen, durch eine kaum ins Gewicht fallende jährliche Ausgabe allmählich den Grundstock zu einer Sammlung zu legen, die im vollsten Maße die Bestimmung erfüllen würde, das Verständnis für das Schöne, das ja auch sittlich erhebend und veredelnd wirkt, in den weitesten Schichten unseres Volkes zu verbreiten). Kein Pfarrhaus, kein Gutshof dürfte fernerhin so weltabgeschieden sein, daß neben der Pflege der Musik, die außer der Lektüre unserer Dichter hier meist die einzige Gelegenheit zu Kunstgenuß war, nicht auch die Freude an den Meisterwerken der bildenden Kunst in reicherem und vollerem Maße als bisher zu ihrer Geltung kommen könnte.

Die bis jetzt erschienenen drei Lieferungen (jede in eleganter Mappe) enthalten zumeist Niederländer und Italiener, darunter von ersteren Jan van Eyck, Der Mann mit den Nelken (Berlin), von Rembrandt das Selbstporträt aus dem Pittipalast und Die Nachtwache, Amsterdam (von diesem Gemälde ist auch eine größere Nachbildung [54 : 48 cm] zum Preise von 10 Mark erschienen); von letzteren Melozzo da Forli, Engel mit der Laute (aus den Fresken der Sakristei der Peterskirche), Fra Bartolommeo, Die Grablegung (Pittipalast), Andrea del Sarto, Die Verkündigung (ebendort), Raffaels Madonna del Granduca (Pittipalast), Tizian, Irdische und himmlische Liebe (Rom, Villa Borghese), Correggio, Ganymed (Wien); außerdem von Velazquez das Selbstporträt aus der Kapitolinischen Galerie in Rom, von Dürer das Apostelpaar Paulus und Markus

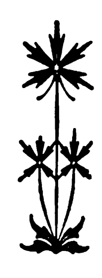
(München, Pinakothek), von van Dyck Maria Ruthwen (ebenda), Poussin, Landschaft mit dem Evangelisten Matthäus (Berlin). — Man sieht, es herrscht große Mannigfaltigkeit in der Auswahl der Gemälde, und damit ist eine Hauptbedingung für das gedeihliche Fortschreiten des Unternehmens erfüllt. Obgleich die Farbengebung durchgängig als eine höchst gelungene und künstlerisch vornehme bezeichnet werden muß, so möchten wir doch ganz besonders auf den „Mann mit den Nelken" von Jan van Eyck aufmerksam machen, dieses vielbewunderte Meisterwerk der Feinmalerei, in dem jede Hautschrumpfung, jede Runzel des bejahrten, allerdings nichts weniger als schönen Gesichtes, jedes Haar des Pelzbesatzes an Kopfbedeckung und Rock mit mikroskopischer Genauigkeit wiedergegeben ist, so daß es oft als das höchste Wunder künstlerischer Naturwahrheit gepriesen und schon bald nach seiner Entstehung (um 1433) in einem Gemälde der Anbetung der Könige vom kölnischen Meister der heiligen Sippe einfach kopiert worden ist.

Paul Seliger.

Menschenlos. Hiob, Oedipus, Jesus, Homo sum. Von Chr. Schrempf. Stuttgart, Frommann. 1900. 148 S. Mk. 1.80.

Das Buch wird Anhänger finden bei solchen, denen „hochnervöses Empfinden", so lautet ja wohl der moderne Ausdruck, als Empfehlung gilt. Seelische Ueberempfindlichkeit eines schmerzvoll Leidenden, dem jede, auch die leiseste Berührung bereits Schmerzen verursacht, findet darin ihren Ausdruck, sie wird als Maßstab an die Welt gelegt. Was diesem Maßstab sich nicht fügen will, wird abgethan. Am deutlichsten ist das bei der Darstellung Jesu zu sehen, wo z. B. das Wort: Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen? als absolut sicher gesprochen angesehen wird, während alle andern Worte am Kreuz durch ein „vielleicht" entwertet werden. Und das Ergebnis? Was ist Menschenlos? Der Mensch wird völlig willenlos von den Wellen getrieben, und das Einzige, was er vermag, ist, sich gerade noch eine Weile über Wasser zu halten und mit einem Gemisch von ohnmächtigem Grimm und neugierigem Interesse zu verfolgen, wohin er getrieben wird. Vielleicht in einen ruhigen Hafen — vielleicht! „Ich lebe nicht, ich werde gelebt!" Aber ist das wirklich „Menschenlos"? Oder sollte die Formel nicht geradezu umzukehren sein? Nicht: ich werde gelebt, sondern: ich lebe! Jesus wenigstens denkt so: Ich lebe und ihr sollt auch leben! Wer das Buch lesen will, vergesse nicht, daß Menschen, die selbst hochnervös empfinden und leiden, zuweilen sehr wenig Rücksicht auf die Empfindungen anderer nehmen.

Chr. Rogge.





Giuseppe Verdi.

In der Sonntagfrühe des 27. Januar ist der größte Künstler, den Italien im 19. Jahrhundert hervorgebracht, dahingeschieden. Giuseppe Verdi ist aber einer der Größten schlechthin, zumal er sein Menschentum mit seiner Künstlerschaft in harmonischen Zusammenhang gebracht hat. Und wenn man beim Künstler in der Persönlichkeit und in der Entwicklung, d. i. dem Wachstum das Bedeutsame, ja Entscheidende sehen muß, so ist auch in der Hinsicht Verdi eine der hervorleuchtendsten Erscheinungen. Zweiundsechzig Jahre hat er im öffentlichen Musikleben gestanden, und man kann sagen, daß er durch Menschenalter hindurch ein berühmter Mann war. Und wie hat er diese sechzig Jahre Musikgeschichte mit erlebt! Er war immer jung, immer neu und doch auch wieder immer derselbe. Denn im Grundwesen seiner Persönlichkeit blieb er sich eben treu, so sehr sie auch in ihrem Wollen und Können gewachsen ist. Aber diese ausgesprochene Persönlichkeit wirkte bei ihm nicht abschließend gegen die Welt um ihn herum. Nein, er lebte und erlebte alles mit. Ich weiß in der ganzen Kunstgeschichte keinen zweiten, der wie er alles, was um ihn geschah, verfolgte, prüfte und daraus aufnahm, was ihm zusagte. So war er also ein Eklektiker. Ja, und zwar der größte von allen. Aber auch im allerbesten Sinn, den man mit dem Begriff verbinden kann. Denn er nahm nur auf, was seiner Wesenheit zusagte, und alles, was er aufnahm, gestaltete er dieser Wesenheit gemäß und aus ihr heraus neu, und machte es so zu seinem durchaus persönlichen Eigentum. Es giebt Ströme, die gleich in ihren Anfängen, schon im Quellgebiet sehr stark sind, die aber nur wenige Zuflüsse haben und deshalb niemals groß werden. Andere sind in ihren Anfängen sehr klein, nehmen aber durch Nebenflüsse stetig zu und münden als Riesenströme ins Weltmeer. Wer aber wehrt ihnen an der Mündung den Namen, den sie an der Quelle getragen?

So einer ist Verdi. Er wird erst allmählich. Er bietet das seltene Beispiel eines steten Wachstums, und erst der Alte ist der überragend Große, der Große für die Welt, während er vorher nur der Große Italiens gewesen war.

Dieser Fähigkeit, schnell von außen aufzunehmen, entspricht umgekehrt auch die Macht, wieder nach außen zu wirken. Wenn er in seiner ersten Schaffensperiode in erster Reihe national-patriotischer Komponist ist, so holt er sich ja zweifellos die Anregung dazu aus der gesamten Stimmung und Sehnsucht seines Volkes. Andererseits aber ist er es, der diese Stimmung doch erst recht auslöst,

der die Schlummernden weckt, der allen zum Bewußtsein bringt, was längst verborgen in ihnen gelegen hat. — Wenn er in seiner zweiten Periode bei Meyerbeer sieht, was sich alles mit dem Orchester anfangen läßt, so dankt er dem ja gewiß die Erkenntnis, daß das Orchester für die Dramatik ebenso wichtig ist, wie die Singstimmen; er erkennt aber auch gleichzeitig, daß es nicht auf die Mannigfaltigkeit und Ungewöhnlichkeit der Klangeffekte ankommt, sondern auf die Bedeutung dessen, was sie zu sagen haben, und darin liegt der anregende Fortschritt. Und wenn er dort, aus geschichtlichen Vorgängen entwickelt, innere Konflikte aufstellen sieht, die außerhalb der Romanschablone vom Sich-kriegen zweier Liebenden liegen, so thut er den weiteren Schritt zur musikalischen Charakterstudie („Rigoletto" und Othello, Jago), zur Seelendramatik des modernen Lebens („Traviata"). — Und hat er in Wagner das Vorbild für die Auflösung der geschlossenen Formen in die musikalische Rede, so findet er selbst den Weg vom Pathos der Götter und Uebermenschen ins leichte Geplauder fröhlicher, lachender Menschen („Fallstaff").

Ich hoffe, daß man aus diesem Hinweis auf — ich wiederhole es — äußere Einflüsse nicht schließen wird, daß ich mir eine Einschätzung der Lebensarbeit Verdis zu eigen mache, die von drei Perioden der Nachahmung Bellinis und Donizettis, Meyerbeers, Wagners spricht und am italienischen Meister kaum etwas Eigenes übrig läßt. Nein, Verdi ist immer und ist nur Verdi. Den Weg, den er gegangen ist, ist er gegangen aus innerem Drang, und keinen Finger breit ist er abgewichen von dem Wege redlicher Treue gegen sich und die ihm verliehenen Gaben. Das wird eine kurze Betrachtung seines künstlerischen Entwicklungsganges darthun.

Ich bedauere es um so mehr, mich auf diesen beschränken zu müssen, als die äußeren Lebensschicksale Verdis nicht nur sehr unterhaltsam sind, sondern den tiefer Blickenden die überirdische Hand sehen lassen, die den zu Großem Erkorenen auch dann seinem Ziele näher führt, wenn es den Anschein hat, als wolle ihn das Schicksal zerschmettern, oder doch hemmen.

Giuseppe Verdi ist am 10. Oktober 1813 als Sohn eines unbemittelten Wirtes in Roncole, einem kleinen, Busseto zugehörigen Dörfchen des alten Herzogtums Parma geboren. Seine früh hervortretende musikalische Begabung veranlaßte nicht nur den Vater, sein Möglichstes für die Ausbildung des Knaben zu thun, sondern verschaffte diesem auch bemittelte Gönner. Vom trefflichen Organisten Provesi vorgebildet, kam er nach Mailand, wo ihn das Konservatorium allerdings abwies. Die Gründe dafür sind bis heute unaufgeklärt geblieben. Für Verdi bedeutete es vielleicht ein Glück, denn für den Achtzehnjährigen war die Unterweisung eines voll im Musikleben stehenden Mannes, wie es der Theaterdirigent Lavigna war, mehr, als nochmalige Schulfuchserei.

Der Weg führte ihn dann zunächst nochmals zum heimatlichen Busseto als Nachfolger seines früheren Lehrers. So kam er erst als Sechsundzwanzigjähriger auf die Bühne. Das ist später, als wir es von den meisten Italienern jener Zeit gewohnt sind. Trotzdem ist der „Oberto", der 1839 in Mailand großen Beifall fand, ein durchaus unselbständiges Werk, und vielleicht verdankte er gerade der starken Anlehnung an Bellini den großen Erfolg beim breiten Publikum. Jedenfalls trug das Werk seinem Schöpfer vom Impresario Merelli den Auftrag auf drei neue, in Zwischenräumen von je acht Monaten zu liefernde Opern ein.

Da lag die Gefahr sehr nahe, daß auch Verdi dem Theaterschlendrian anheimfallen würde. Das Schicksal bewahrte ihn, auf allerdings furchtbar grausame Weise, davor. Innerhalb dreier Monate mußte er sein junges Weib und die zwei Söhne, die es ihm geschenkt, begraben. Daß die komische Oper, die er in dieser Zeit kontraktlich schreiben mußte, ihm eine Niederlage eintrug, erscheint fast als Notwendigkeit.

Aber so sehr das Unglück den jungen Künstler beugte, es brach ihn nicht. Die harte Prüfung führte ihn vielmehr in die Einsamkeit, damit zur Prüfung und zur Läuterung. Als Verdi am 9. März 1842 wieder von der Bühne herab sprach, war er ein anderer geworden. Sein „Nabucco“ war ein Werk voll hohen Ernstes, ja von strenger Herbheit und wirklicher Größe. Echte religiöse Stimmung und glühende Vaterlandsliebe beseelen es. Sein Urheber war jetzt mit einem Schlage ein berühmter Mann. Bis zum Jahre 1849 schrieb er zehn Opern, von denen „Die Lombarden“ (1843), „Hernani“ (1844), „Attila“ (1846) und „Die Schlacht bei Legnano“ (1849) große, wenn auch nicht nachhaltige Erfolge errangen, während die andern mehr oder weniger abfielen.

Schon ein Vergleich der Titel untereinander zeigt, daß jene Opern erfolgreich waren, die die Aussprache patriotischer Gefühle zuließen. In der That haben die Zeitverhältnisse maßgebenden Einfluß ausgeübt. In Verdis vereinsamtem Herzen war die Liebe zum Vaterlande mächtig aufgeflammt; er wurde in seiner Musik der Sänger der Leiden, der Hoffnungen und Wünsche seines nach Befreiung von der Fremdherrschaft, nach neuer Größe lechzenden Vaterlandes. Mit einer rückhaltlosen Hingabe, einer leidenschaftlichen Glut, einer hinreißenden Kraft tritt seine Musik für diese Gedanken ein, und sie hat einen so gewaltigen Erfolg, daß in der ganzen Musikgeschichte das Seitenstück dazu sich nicht mehr findet. In jenen Tagen ist Verdi, der Mensch und Bürger mehr noch, als der Künstler, der Liebling und Stolz seines Volkes geworden, dem der Ruf „Viva Verdi!“ ein Ersatz war für das polizeilich verpönte „Viva l'Italia“.

Und in dieser Stimmungskraft, dieser Leidenschaft für eine große Idee, diesem heiligen Ernst in der Anschauung der Aufgabe seiner Kunst liegt auch das künstlerische Uebergewicht seiner Werke dieser Zeit über die seiner Zeitgenossen. Allerdings hatte er auch in künstlerischem Temperament und dramatischem Gefühl keinen vollgiltigen Nebenbuhler. Donizetti war 1846 dem Irrsinn verfallen, von dem ihn 1848 der Tod erlöste. Er hatte aber auch in den gesunden Tagen kein Gefühl für die Nöte seines Vaterlandes gehabt, ebensowenig wie Rossini, dessen künstlerischer Ehrgeiz von gastronomischen Studien buchstäblich erstickt war. Mercadante spielte auf der alten abgespielten Saite der italienischen Operngeige weiter, und Pacini, der einzige, der an Begabung mit Verdi in Wettbewerb hätte treten können, kam in theoretischer und technischer Hinsicht nie recht über das Anfängertum hinaus.

Musikalische Gelehrsamkeit und technisches Können! — Es ist die bei uns weit verbreitete Ansicht, als habe beides im allgemeinen den Vertretern der „italienischen“ Oper gefehlt. Man weist auf die immer wiederkehrenden Phrasen, den gleichartigen Bau der Arien, die dürftige, schablonenmäßige Orchestrierung, die oft vom Komponisten nicht einmal ganz ausgeschrieben, sondern bloß angedeutet und von den Kopisten ausgeführt wurde, hin, um immer wieder von einem Nichtkönnen der Italiener zu reden. Das ist ein großer Irrtum. Fast

bei jedem der bekannteren italienischen Tonsetzer finden sich genug Stellen, die von ausgezeichneter Schulung zeugen. Allerdings ändern sie nichts an der Thatsache der allgemeinen Liederlichkeit der Arbeit. Aber sie beweisen, daß es den Vertretern der „italienischen“ Oper nicht am Können, sondern, was weit schlimmer ist, daß es ihnen am künstlerischen Ernste gebrach. Sie spielten mit der Kunst zum Vergnügen und um den Beifall einer beifallfrohen Menge. Darum versagten sie vor ernsten, tiefer gehenden Aufgaben; und wenn ihnen auch der Augenblick Beifall schenkte, dauernden Wert gewannen diese Werke nicht. Für die Unterhaltung, für eine lustige Stunde aber erfüllt die opera buffa auch heute noch ihren Zweck. Nur darf man von dieser Kunst nicht Erhebung, oder gar Erlösung verlangen, sondern eben nichts weiteres, als Unterhaltung.

Es ist oben hervorgehoben worden, daß Verdis Werke durch ihren nationalen Gehalt auch an künstlerischem Inhalt gewinnen. In der Arbeit unterscheiden sie sich im großen und ganzen nicht von denen der Besseren unter den anderen. Noch nicht; bald sollte auch hier ein Wandel eintreten.

Mit dem Jahre 1849 können wir ihn feststellen. Da wird durch die Revolution der Patriot Verdi frei; denn der hat seine Aufgabe, das Volk aufzurütteln, gethan. So lange er aber so ganz zur Menge hatte sprechen wollen, durfte er nicht mit technischen Reformen und Vertiefungen kommen. Die Hauptsache war, daß er verstanden wurde, und das erreichte er zuerst, wenn er die allgemein übliche Sprache redete. — Für den Künstler Verdi aber blieb noch viel zu thun, und diesem half zur Erkenntnis seiner Aufgabe die Wandlung, die mit dem Menschen geschah.

In das Herz des auf der Höhe des Lebens Stehenden war die Liebe eingekehrt. Giuseppina Strepponi, die geniale Darstellerin mancher Gestalt des Meisters, wurde 1849 sein Weib. Und diese zweite Ehe dauerte in glücklichstem Bunde bis zum Tode der edeln Frau vor etwa drei Jahren.

Nun muß die mehr allgemeine Idee des Vaterlandes vor rein menschlichen Gefühlen zurücktreten. Dem Dramatiker Verdi erwuchs die Aufgabe, an Stelle des mehr allgemein lyrischen Schwungs individualisierende Charakteristik zu setzen; der Musiker erkannte aus der Gesamtentwicklung seiner Kunst durch Cherubini, Spontini und Meyerbeer die Bedeutung der musikalischen Arbeit überhaupt, die bedeutsame dramatische Ausdrucksfähigkeit des Orchesters insbesondere. Schon die „Luisa Miller“ (1849), die wie noch drei andere Opern Verdis ihren Stoff einem Drama Schillers entnimmt, kündet dieses Streben an, das aber dann seinen glänzenden Ausdruck in drei rasch aufeinanderfolgenden Opern findet, die Verdis Weltruhm begründen. Der „Troubadour“ (13. Jan. 1853) ist für die Entwicklung das weniger Wichtige. Der Stoff: wuchernde Romantik, im schlimmen Sinn des Wortes, überdies eine Häufung nicht immer klarer Geschehnisse; die Musik: uneinheitlich im Stil und ungleichmäßig in der Durcharbeitung. Aber welche Kraft der Charakteristik! Das sind Menschen, heißblütige Menschen, keine Schablonen. Welche Leidenschaft in Liebe und Haß, welch ein Schwung in der Melodie! Und endlich auch welche musikalische Dramatik! Das „Miserere“ im letzten Akt allein würde genügen, Verdi einen Platz unter den ersten Musikdramatikern anzuweisen.

Wir dürfen uns nicht irre machen lassen durch die dem Theaterschlendrian völlig anheimgefallenen Aufführungen, die bei uns üblich sind, wo Sänger, die

den Stil nicht beherrschen, schundhafte Uebersetzungen singen. Wir dürfen auch nicht immer nur an das denken, was seither geleistet worden ist. Der Umstand allein, daß der „Troubadour" wie die beiden zunächst zu nennenden Werke, noch heute, fünfzig Jahre nach dem Entstehen, zu den Lieblingsopern aller Länder zählen, müßte jene stutzig machen, die mit den Worten „triviale Effekthascherei" so schnell bei der Hand sind.

Bedeutsamer, schon durch den Stoff, ist der bereits am 11. März 1851 aufgeführte „Rigoletto". Gegenüber dem Drama Viktor Hugos bedeutet das Textbuch zweifellos eine Steigerung, indem es das Interesse durchaus auf die tragische Gestalt des buckligen Hofnarren vereinigt. Und Verdi hat die eindringlichsten Töne für Freud und Leid, Hohn und Ehrerbietung, Leichtsinn und grübelnde Rache gefunden. Im Sinne musikdramatischer „Arbeit" ist das Quartett des letzten Aktes ein Meisterstück, das in der Zusammenzwingung charakteristischer Aeußerungen der denkbar verschiedensten Gefühle zum Schönheitsklang seinesgleichen nicht hat.

Den bedeutsamsten Schritt nach vorwärts aber that er in der „Traviata" (6. März 1853). Ein moderner Stoff mit sehr wenig Handlung, dafür der eingehenden Behandlung der Seelenzustände bei der Entwicklung eines durchaus modernen Problems. Das war etwas Unerhörtes. Dazu nun in der musikalischen Ausführung ebenfalls Bevorzugung des Intimen. Wenige Personen, fast gar kein Chor und große Stellen in einem Parlandogesang, der den Dialog des gesprochenen Dramas wohl zu ersetzen vermochte. —

Von nun an geht es, wenn auch mit manchen Ruhepausen, stetig vorwärts. Längst nicht alle Opern bedeuten Erfolge; aber Verdi ließ sich weder durch Glück noch durch Unglück auch nur einen Augenblick hemmen, auf der Bahn vorwärts zu schreiten, die ihn zum Ziele führen sollte.

Ueber den erfolgreichen „Maskenball" (1859) und den weniger glücklichen, stark nach der „großen" Oper hinzielenden „Don Carlos" (1867) gelangt Verdi zur „Aïda" (1871), in der der „neue" Stil zum ersten Male offenkundig wird. Auflösung der geschlossenen Form in die musikalische Rede ist das kennzeichnende Merkmal, in dem sich Wagners Einfluß verrät. Verdis eigene Entwickelung drängte aber zum gleichen Ende, als das wir den im Texte etwas spröden „Othello" (1887) und den durch die Uebertragung auf die „komische" Oper selber stilbildend wirkenden „Falstaff" (1893) betrachten können. Verdi ist aber auch hier durchaus nicht Systematiker um jeden Preis. Wo es ihm der Natur des Stoffes zu entsprechen scheint, wendet er auch jetzt noch die geschlossenen Formen der Oper an. Gleichzeitig steigert er sich in der Sorgfalt der orchestralen Arbeit, die ihre Wirkung allerdings nicht im Lärmmachen, sondern in der Feinheit und Eigenart sucht.

Neben diesem reichen dramatischen Schaffen hat Verdi auch noch einige Werke für Kirchenmusik geschrieben. Das „Requiem" (1874) zu Manzonis Gedächtnis ist zwar nicht frei von Theatralik — der Text ist auch für einen Dramatiker zu verführerisch — gehört aber trotzdem vermöge seiner tiefen Frömmigkeit, seiner oft bis zu mystischer Glut sich steigernden Inbrunst zu den wertvollsten Vertonungen der Totenmesse. Und Verdis allerletzte Gabe aus dem Jahre 1898, die „Vier religiösen Stücke", zeigen beim Fünfundachtzigjährigen eine Stärke der Empfindung, eine Tiefe des Gedankens, eine Kunst der Arbeit und einen Wohl-

laut der Melodie, daß man nur staunen und verehren kann. Dieser wunderbare Alte, der mit den Jahren jünger zu werden scheint, der, ein Achtzigjähriger, die vergrämte Welt das Lachen lehrt, der sein Menschentum so schön ausgestaltet, wie seine kunstvollen Partituren — ja, Carducci hat recht, und wir stimmen ein in seinen Gruß: „Gloria a lui, immortale, sereno e trionfante, come l'idea della patria e dell' arte — Ruhm ihm, der da unsterblich ist, heiter und siegreich, wie die Begriffe Vaterland und Kunst!" Dr. **Karl Storck.**



Richter und Dichter.*)

Am 11. März feiert Ernst Wichert, Königlich preußischer Geheimer Justizrat und Dichter, seinen 70. Geburtstag. Ob er als Richter höher zu schätzen ist oder als Dichter, das mögen andere bei anderen Gelegenheiten entscheiden. Der ganze Mann gewährt uns das Bild einer Persönlichkeit, die sich ein Recht auf unsere Achtung und Sympathie erworben hat. Gern gedenkt darum zu ihrem Ehrentage auch der Türmer.

Seinen Lebenslauf hat Ernst Wichert selbst geschildert. Das Bild, das sich hier vor uns aufrollt, ist ein Bild echt deutscher Tüchtigkeit. Das bezieht sich zunächst auf die Richterkarrière Wicherts, die so klassisch normal verlaufen ist, als wenn er seiner Lebtage kein Lustspiel geschrieben und sich stets nur mit Akten beschäftigt hätte; dann aber auch auf seine schriftstellerische Thätigkeit, die, wenn auch vorzugsweise im Verstandesleben wurzelnd, durchschnittlich das Mittelmaß dennoch durch Willenskraft, Fleiß und Treue zu überwinden weiß. Dieser Tüchtigkeit gesellen sich ein feuriger preußischer und deutscher Patriotismus, eine glühende Heimatliebe und Heimatfreude und ein Humor, der, wie jeder echte Humor, seinen Ursprung im Gemüt hat. Dem Richter und dem Menschen Ernst Wichert konnte man und kann man gewiß ruhig seine Sache anvertrauen. Dem preußischen Richterstande hat er Ehre gemacht und der deutschen Litteratur gewiß niemals Schande, was manche ungleich Begabtere nicht von sich sagen können.

Ernst Wichert ist geboren am 11. März 1831 im preußisch-litauischen Städtchen Insterburg, wo sein Vater Assessor beim Oberlandesgericht (später Stadtgerichtsrat in Königsberg) war. Die Schilderung der ersten Jugendzeit ist ungemein anziehend und in ihrer bescheidenen Schlichtheit überzeugend. Das poetische Talent hat Wichert offenbar vom Vater geerbt, einem liebenswürdigen, aber unpraktischen Sanguiniker, der auch Verse schrieb und stets in Schulden steckte. Die äußeren Bedingungen der dichterischen Entwickelung Wicherts wird man in der heimatlichen Landschaft (einschließlich der See), im heimischen Volkstum und in dessen Geschichte zu suchen haben, in die er sich liebevoll vertieft

*) Richter und Dichter. Gr. 8°, 304 Seiten. Mit Porträt des Verfassers in Lichtdruck. Preis brosch. M. 6. —. (Zeitgenössische Selbstbiographien, Bd. II). Berlin und Leipzig, Schuster & Löffler.



hat. Zeugen seine „Litauischen Geschichten", die zum Besten zählen, was er geschrieben hat, von der intimen Kenntnis von Land und Leuten in der Heimat, so beweisen manche seiner prosaepischen (Heinrich von Plauen) und dramatischen Arbeiten (Withing von Samland) eine profunde Kenntnis der altpreußischen Geschichte.

Bei der gewaltigen Produktivität Wicherts ist es natürlich nicht möglich, der Chronologie seiner Werke zu folgen. Wir müssen uns damit begnügen, die wichtigsten Etappen seiner Bühnenwirksamkeit zu fixieren. Den ersten Schritt auf die Bühne that er mit seinem vaterländischen Schauspiel „Unser General York", und zwar im Königsberger Theater. Wichert ist später von der Kritik als „Königsberger Lustspieldichter" eingeschätzt und gestempelt worden, unseres Erachtens ist es aber das vaterländische Schauspiel, in dem er seine echtesten Erfolge errungen hat. Bei seiner von Kindheit an entwickelten Bühnenkenntnis und seinem ausgesprochenen Sinn für feinere Situationskomik mag er sich mehr verstandesgemäß zum Lustspiel hingewendet haben, sein warmes Herzblut pulsiert in den ernsten, vaterländischen Stücken, in „York", „Marienburg", „Aus eignem Recht" u. a.

Gerade das letztgenannte Stück hat ihm reiche Ehren, aber auch den Vorwurf des Schielens nach Hofgunst eingetragen. Nichts ungerechter als dieser Vorwurf! Wichert ist allerdings ein loyaler und königstreuer Mann, aber nur, weil er ein Preuße von echtem Schrot und Korn ist. Seine Stücke sind erfüllt von preußischem Patriotismus und sind keine blinden Verherrlichungen des Hohenzollerntums, mit dem er sich nur solange eins weiß, als es sich dabei um das Wohl Preußens handelt. Wir haben gerade Wichert gegenüber das Gefühl, einen, wenn auch nicht intransigenten, so doch vollkommen unabhängigen, bürgerlich stolzen Charakter vor uns zu haben. Mit diesem gut preußischen Bürgersinn verbindet sich bei ihm allerdings eine gewisse Weltklugheit, die dem Erfolge, wenn er sich ohne die Notwendigkeit der Preisgabe des Charakters bietet, nicht gerade starrsinnig aus dem Wege geht. Er gehört zu jenen, die sich zwar den roten Adlerorden III. Klasse anheften lassen, dabei sich aber bewußt bleiben, daß sie freie preußische Bürger sind, die den Nacken nicht zu beugen brauchen; die das Königtum verehren, aber nur deswegen, weil es so Großes für Preußen gethan hat.

Ernst Wichert hat dank seiner Tüchtigkeit und übrigens auch wirksamer Protektion, die er freimütig anerkennt, große Erfolge als Richter gehabt. Als dramatischer Dichter hat er sich, wie jeder andere auch, jeden Zoll breit Boden erkämpfen müssen. Und zwischen den Zeilen, die von seinen Erfolgen berichten, bricht doch zuweilen die Klage hervor, daß er mit seinem Besten an verschlossene Thore gepocht habe. So entbehrt auch dieses so erfolgreiche und harmonische Menschen- und Dichterleben nicht eines Zuges der geheimen Tragik.

Es weht ein erfrischender Optimismus durch dieses Leben, der angenehm gegen das dekadente Nörgeln absticht. Und wenn der Dichter sein Lebensbild mit den Worten schließt: „Ich glaube an den deutschen Geist, an die deutsche Kraft, an das deutsche Gemüt", so wird man sich freudig bewegt diesem Glaubensbekenntnis des Siebzigers mit dem Kinderherzen anschließen. **r.—**



Auf den Erdenspuren der Zeit.

Die Steinkohle, die in unserem Ofen knisternd verbrennt, sie war einmal grünende Pflanzenfaser, das Petroleum in unseren Lampen, es war einmal Fett im lebenden Tierkörper, und der Kalkfelsen, der in den Alpen himmelan ragt, er war einmal weicher Meeresboden. Wann war dieses „Es war einmal"? Wohl jeder legt sich die Frage gelegentlich vor, sinnt darüber nach und fühlt sich wenig befriedigt, wenn der Geologe ihm erklärt: die Steinkohle war zur Steinkohlenzeit grünende Pflanzenfaser; die Tiere, von denen unser Petroleum stammt, haben sich vielleicht zur Permzeit, als die meisten der großen Steinsalzlager entstanden, im Meere getummelt; und der Kalkfelsen war Meeresboden in der Tertiärzeit, in der auch die Wälder grünten, deren Holzreste wir heute als Braunkohlen aus der Erde holen. Das eine war vor Hunderttausenden, vielleicht vor Millionen, das andere vor Millionen, vielleicht Zehnmillionen und mehr von Jahren.

All das klingt für uns, die wir an Zeiträume gewöhnt sind, die sich mehr oder weniger durch Zahlen ausdrücken lassen, so ungenau wie das „Es war einmal" der Märchenwelt; und doch muß sich jeder, der im Buche der Geologie liest, an diese Zeitrechnung ohne Zahlenanhalt gewöhnen. Sicher ist nur das eine, daß die geologischen Zeiträume eine Dauer haben, vor der alles, was wir weltgeschichtliche Zeit nennen, fast zu einem Nichts zusammensinkt. Dieselben Kräfte, die der Erde ihr heutiges Antlitz gaben und die Meere, Kontinente, Inseln, Berge, Ebenen und Flüsse so bildeten, wie sie heute vor uns liegen, formten auch früher die Erdoberfläche und formten sie rastlos und allmählich stets von neuem um, während Flora und Fauna sich durch unzählige Generationen zu immer neuen und höheren Formen entwickelten. Nicht in katastrophenartigen Umwälzungen ist die heutige Welt entstanden, sondern die Natur wuchs langsam in immer neue Formen hinein, und wenn in langen, für uns unermeßlich langen Zeiträumen die Formen der Tier- und Pflanzenwelt einen ganz neuen Charakter bekommen hatten, dann war im geologischen Sinne eine neue Zeit angebrochen.

Freilich den Menschen, der sein Auge forschend in den Weltraum von Stern zu Stern durch Weiten schweifen läßt, die unserer Vorstellungskraft spotten, reizt es, sein Auge immer wieder in die Vergangenheit unserer Erde zu senken und zu versuchen, das Geheimnis der Dauer geologischer Vorgänge zu ergründen. Die aushöhlende Kraft des fließenden Wassers, die aufbauende Thätigkeit winziger, kalkabsondernder Tierchen, Strandlinien, die einst die Brandung in den Uferfelsen gegraben hat, Bodenhebungen und -senkungen, kaum merkbar für ein Menschenleben, und zu Thal geschwemmte Schutt- und Schlammmassen müssen für diese Versuche als Anhalt dienen, um wenigstens für die geologische Gegenwart, wenn auch nicht eine feste Grenze, so doch einen Begriff von ihrer Dauer zu geben.

Bis in die neueste Zeit knüpfen sich spekulative Untersuchungen dieser Art an die berühmten Niagarafälle. Der Niagara, der Ausfluß des Eriesees, fließt drei Meilen über die Hochebene, stürzt dann über die 55 m hohen Fälle in die enge Schlucht, deren Wände 60—80 m senkrecht aufragen, schießt in ihr etwa 12 km dahin und tritt bei Queenstown in die Ebene des Ontario-

sees, dem er langsam zuströmt. Die Gebirgsschichten des Plateaus, die zu oberst aus festen, kompakten Kalksteinen und darunter aus weichen Schiefern, Mergeln und Sandsteinen bestehen, neigen sich flach zum Eriesee und richten ihre Köpfe dem Ontariosee zu, gegen den sie in einer schroffen Felswand abstürzen. Die Wasser des Niagara, die sich ursprünglich direkt über die schroffe Felswand zur Ontarioseeebene hinabstürzten, haben im Laufe der Zeit die Schlucht gegraben. Sie zerwühlten und zerwühlen am Fuße der Fälle die weichen Gesteinsschichten; die oberen harten brachen und brechen nach, und so drang und dringt die Schlucht immer tiefer in das Plateau hinein. Oben auf dem Plateau aber liegen zur Seite der Schlucht in Geröllen und Sanden Schalen von Muschel- und Schneckenarten, die noch heute in den dortigen Seen leben. Sie können an ihre Stelle nur zu einer Zeit geschwemmt sein, als der Fluß sich die Schlucht noch nicht gewühlt hatte, sondern noch über die Hochebene floß. Lebten aber damals dieselben Tiere wie heute, so gehört die Bildung der Niagaraschlucht der geologischen Gegenwart an.

Der Geologe Lyell hat nun aus der Beobachtung, daß die Niagarafälle im letzten Jahrhundert jährlich im Durchschnitte um 33 cm flußaufwärts gerückt sind, gefolgert, daß, gleiche Wassermassen vorausgesetzt, der Niagara bereits 35000 Jahre dem Ontariosee zufließt. Aber gerade diese Voraussetzung gleichbleibender Kräfte ist der wunde Punkt und das Willkürliche in dieser und den anderen Berechnungen, denen wir weiter begegnen werden. Dies erklärt es denn auch, daß die Berechnungen nur zu einer Schätzung führen, die einen weiten Spielraum läßt. R. S. Woodward macht in diesem Falle darauf aufmerksam, daß im Gebiete der großen nordamerikanischen Seen früher, zur Zeit des Abschmelzens der nordischen Inlandeismassen, mehr Wasser als heute vorhanden, daß die Ausflußmenge eine größere und ihre erodierende Wirkung demgemäß eine stärkere war. Deshalb legt er seiner Berechnung ein jährliches Ausgraben der Schlucht von etwa 66 cm zu Grunde und kommt zum Resultate, daß der Niagara erst 18000 Jahre fließt.

Nun liegen aber die Verhältnisse nach den neueren Forschungen wesentlich komplizierter. Auch in Nordamerika haben sich die nordischen Eismassen während der Eiszeit, die in die ersten Zeiten der geologischen Gegenwart fällt, weit nach Süden vorgeschoben und in ihrer größten Ausdehnungsperiode ihre Südgrenze etwa in der Laufrichtung des heutigen Missouri und Ohio gehabt. Während und nach Beendigung des Rückganges des Inlandeises erlitt der nordamerikanische Kontinent verschiedene säkulare Hebungen und Senkungen, die nicht gleichmäßig, sondern an der einen Stelle stärker und an der anderen schwächer waren, oder wohl gar hier als Hebung und dort als Senkung des Erdbodens auftraten. So haben auch die Seen und ihre Vorgänger, die vom Rande des nordischen Inlandeises aufgestauten Diluvialseen, zu verschiedenen Zeiten verschiedene Ausflüsse gehabt. Alle diese Vorgänge haben Strandlinien, Uferterrassen und Flußterrassen als Spuren zurückgelassen. Unter Berücksichtigung dieser Verhältnisse kommt der amerikanische Geologe J. A. Spencer zur Ansicht, daß der Bildungsprozeß der Niagaraschlucht nicht einheitlich gewesen sei, sondern sich in vier Perioden abgespielt habe. Während der ersten Zeit seines Bestehens stürzte der Niagara über eine Wand von rund 60 m Höhe herab und wurde ausschließlich vom Eriesee gespeist, da das Wasser der oberen Seen durch das Ottawathal abfloß.

In dieser, rund 17200 Jahre dauernden Periode wurde die Schlucht bis Fosters Flats ausgegraben. In der zweiten, etwa 10000 Jahre langen Periode war der Niagarafall 130 m hoch; die Breite des Flußbettes nahm ab, während die Wasser der oberen Seen jetzt dem Niagara zuflossen. Infolgedessen stieg die Erosion und mit ihr das Zurückweichen der Fälle. Die Schlucht verlängerte sich bis zum Whirlpool. Es folgte ein nur 800 Jahre dauernder Zeitabschnitt, der die Schlucht um weitere 1230 m verlängerte. Am Beginne des letzten, nun etwa 3000 Jahre währenden Zeitraumes wurde das Ontariobecken um etwa 30 m gehoben, wodurch die Fallhöhe verringert und die bei Johnson Ridge zu durchschneidende Felsmasse vergrößert wurde. Spencer verleiht dem Niagara mithin ein Alter von 32000 Jahren.

Bereits manches Jahrtausend vor Entstehung des Niagara waren nach Spencer Wasserbecken im heutigen nordamerikanischen Seengebiete vorhanden, denn nach seiner Schätzung liegt das Ende der Eiszeit in Amerika nahezu 60000 Jahre hinter uns. Die säkularen Bodenbewegungen im Seegebiete dauern noch an, und wenn sie sich in den nächsten Jahrtausenden in gleicher Richtung fortsetzen, dann werden die Tage des Niagara gezählt sein, noch ehe seine Fälle Buffalo erreicht haben. Die Gewässer der Seen werden sich dann an Chicago vorbei, wo sich der Boden senkt, in das Stromgebiet des Mississippis ergießen, der Ostrand des Eriesees wird zur Wasserscheide werden, und im trocknen Flußbette des Niagaras wird der Wind den Sand aufwirbeln.

Erfordert nun das Herausarbeiten einer verhältnismäßig kurzen Schlucht einen solchen Zeitraum, wie viel Zeit müßte erst vergehen, ehe das heutige Schluchtensystem des Koloradoflusses und seiner Nebenflüsse in die bis zu 3000 m ansteigende Hochebene von Arizona eingeschnitten wurde. Der Hauptstrom fließt in einer 60 Meilen langen und 1000—2000 m tiefen Schlucht dahin, die senkrecht in die nahezu horizontal ruhenden Schichtgesteine und noch 200—300 m tief in den darunter liegenden Granitfelsen eingegraben ist. Sind auch diese Schluchten innerhalb Zeiträumen ausgefeilt, deren Anfänge hinter die heutige geologische Zeit zurückreichen, deren Dauer für Nordamerika der amerikanische Geologe W. Upham auf 100000—150000 Jahre schätzt, so gehören doch auch die Anfänge dieser Schluchtenbildung den letzten Zeiten der Erdgeschichte an, denn erst in und nach der Tertiärzeit, also gleichsam an der Schwelle der Quartärzeit, der auch wir angehören, wurde das Hochland von Arizona aus dem Meere gehoben.

Ein anderes Bild von der Länge geologischer Zeiten können uns manche Korallenriffe und -inseln nach der zuerst von Darwin aufgestellten Hypothese geben. Diese Hypothese geht von der Existenzfähigkeit der Riffkorallentierchen und von säkularen Bodenbewegungen aus. Die zahlreichen Arten und Geschlechtern angehörenden riffbauenden Korallen gebrauchen zum Leben eine Wassertemperatur von + 18 bis 25° C. und vermögen nur bis zu einer Meerestiefe von etwa 30 m zu gedeihen. Sie bauen den Korallenstock im Jahre durchschnittlich um 2 cm in die Höhe. Von diesem Wachstum geht jedoch nahezu die Hälfte durch die Brandung wieder verloren. Die Wellen brechen die Spitzen der Korallenzweige ab und zerreiben sie zu feinem Kalksand, der teils vom Wasser aufgelöst, teils in die Hohlräume des Korallenstockes, diesen zu einer festen Masse verdichtend, gespült wird. Senkt sich nun der flach unter der Seeoberfläche liegende Boden,

auf dem sich die Korallen angesiedelt haben, rascher, als die Tierchen den Korallenstock aufbauen, so sterben diese ab, und das Riff versinkt in die See. Sinkt der Boden jedoch langsamer, dann bauen im Laufe der Jahrhunderte und Jahrtausende die sich folgenden Generationen der Korallentierchen das Riff höher und höher. Es sind Korallenfelsen von 300 400 m Tiefe erlotet worden, deren Aufbau unter obigen Verhältnissen eine Zeitdauer von 30000–40000 Jahren erfordert hat. Während dieser ganzen Zeit müssen die Lebensbedingungen für die sich gleichbleibenden Tierchen die gleichen, wie auch heute, geblieben sein, d. h. der vielleicht 40000 Jahre alte Korallenfelsen ist ein Kind der geologischen Gegenwart.

Säkulare Bodenhebungen und -senkungen, die oft so langsam — an der schwedischen Küste bei Gefle um 1,36 m und bei Kolmar um 0,2 m im Jahrhundert — voranschreiten, daß sie mehreren Generationen kaum wahrnehmbar sind, fanden zu allen Zeiten statt und haben die Verteilung von Wasser und Land vielmals geändert.

Ich sah das Meer erblauen, wo Festland einst gewinkt;
Ich sah dort Festlandsauen, wo einst die See geblinkt.
Die Meeresmuscheln liegen landein vom Strande weit;
Auf Bergeshöh' manch Anker sich fand aus alter Zeit.

Wo wir das Buch der Erdgeschichte aufschlagen, fallen uns beim Lesen diese Worte Ovids ein: Auf dem zum Festland gewordenen Seeboden der Kohlenkalkozeane wuchsen die Moore, Dschungeln und Wälder der Steinkohlenzeit, und über ihnen schlugen wieder die Fluten späterer Meere zusammen. Aus dem Kreidemeere tauchten Landmassen auf, und die Braunkohlenwälder grünten und blühten auf ihnen, um wieder vom Meere unter Thonen und Sanden begraben zu werden. Und jedesmal rauschten ungezählte Jahrhunderttausende, wahrscheinlich Jahrmillionen dahin.

Die Erde wurde immer älter, und es traten zu den alten Runzeln in ihrem Antlitze, zu den Faltengebirgen, immer neue. Ueber dem durch Abkühlung kleiner werdenden Erdinnern sinkt die zu weit gewordene Erdkruste ein und legt ihre Schichten in Falten zusammen. Nicht mit einem Male waren die Faltengebirge der Erde da, sondern der seitliche Schub, der die Gebirgsschichten zusammendrückte, Falte neben Falte legte, die Falten bald fächerförmig preßte, bald überkippte, bald übereinanderschob und zerriß, wirkte durch lange Zeiträume, bisweilen durch mehrere geologische Zeiten mit Unterbrechungen. Aus dem Alter der gefalteten Gebirgsschichten bestimmen die Geologen die Zeit der Gebirgsfaltung, und da zeigt es sich, daß grade ein Teil der höchsten der hohen, wie Anden, Alpen, Kaukasus, Himalaja u. a. zu den jüngsten Gebirgen, zu denen gehört, die ihre Hauptausbildung zur Tertiärzeit erhalten haben. Dies ist kein Zufall, denn der Aufrichtung der Gebirge wirken Verwitterung und abtragende Thätigkeit des Wassers und Gletschereises entgegen. Kein Gebirge ist dagegen gefeit, und je älter es ist, um so mehr hat es davon zu leiden gehabt. Der französische Geologe Fr. Arnauld hat nach dem Einsinken des Flußbettes der Durance und nach den aus der Dauphiné herausgetragenen Schottermassen die Höhenverminderung des Mont Genèvre seit seiner Entstehung auf 2000 m und die Mindestgrenze des Abtrags der Alpen der Dauphiné auf 660 m geschätzt. Und das sind die „jungen" Alpen! Mit welcher Höhenverminderung und mit welcher Zerstörungsdauer haben wir da bei vielen alten Gebirgen zu rechnen,

die nur noch, wie Ural, Harz, Rheinisches Schiefergebirge u. a., als Rumpfgebirge vorhanden sind? Andre Gebirge aus der Urzeit der Erde sind bereits zur monotonen Ebene abgetragen, wie das ehemalige Hochgebirge, das sich einst über dem heutigen belgischen Flachlande nach Ansicht der belgischen Geologen bis zur Höhe von 6000 m erhoben hat.

Doch damit sind wir schon über die Eiszeit, deren Ende für die Seealpen Prof. Heim um 10000—50000 Jahre zurückverlegt, und über die Quartärzeit, das geologische Heute, in die Vergangenheit hinausgeschritten. Wenn sich aber in den langen Zeiten der geologischen Gegenwart, in die wir zurückschauten, der Gesamtcharakter des organischen Lebens auf der Erde nicht wesentlich verwandelt hat, welche Zeiträume mögen da allein während der Tertiärzeit verflossen sein, in der Tier- und Pflanzenwelt ihren Charakter wiederholt völlig änderten? Und was ist schließlich die Tertiärzeit mehr als im Buche der Erdentwicklung ein einziges Kapitel, dem zahlreiche andere vorausgehen, die uns den Wandel des organischen und anorganischen Lebens auf der Erde während der mesozoischen, paläozoischen und archäischen Zeit, während des Mittelalters, des Altertums und der Urzeit der Erde erzählen? Blicken wir von einem mit Tieren belebten Landschaftsbilde der Gegenwart im Geiste auf eins der Tertiärzeit zurück oder auf eins der Jurazeit, deren Saurier Scheffel humoristisch besungen hat, auf eins der Steinkohlenzeit oder gar auf eins der Silurzeit, die hart am Anfange des organischen Lebens steht, und blicken wir in die lange Vergangenheit zurück, in der es noch kein organisches Leben auf Erden gab, dann erschließt sich vor unserem Auge ein Zeitraum, der nach vielen Millionen von Jahren rechnet, und für den ein Jahrhunderttausend wie ein Tag ist und eine Nachtwache, die gestern vergangen sind.

Je weiter zurück die Zeiträume liegen, die man abzuschätzen versucht, um so unsicherer werden die Schätzungen, und um so größer bleibt der Spielraum. Wir dürfen uns deshalb nicht wundern, daß es sich beim Abschätzen des Alters unserer Erde als eines festen oder bewohnten Körpers nur noch um Millionen von Jahren handelt, und der Spielraum zehn, hundert, ja tausend Millionen von Jahren und mehr umfaßt. So glaubt Prof. Phillips, daß seit Beginn des irdischen organischen Lebens 38—96 Millionen Jahre verflossen seien. Perry nimmt an, daß die Erdrinde vor 400 Millionen Jahren erstarrt sei. Darwin hält es für sehr wahrscheinlich, daß das Ende der paläozoischen Zeit mehr als 300 Millionen Jahre hinter uns liegt; und Jukes setzt bei Besprechung dieser Angabe hinzu, es könne sein, daß diese Schätzung um das Hundertfache zu groß und erst eine Zeit von 3 Millionen Jahren vorbei sei, es könne aber auch sein, daß jene Schätzung um das Hundertfache zu klein sei, und der Abschluß jener Periode vor 30000 Millionen von Jahren stattfand.

Der berühmte englische Physiker Lord Kelvin erwähnte im vorigen Jahre in einem Vortrage über das Alter der Erde als eines Wohnorts für organisches Leben ein Gespräch, das er, damals noch Prof. Thomson, 1867 auf einer Versammlung der Britischen Gesellschaft der Wissenschaften in Dundee mit dem verstorbenen Geologen Sir Andrew Ramsay hatte. Sir Archibald Geikie hatte einen glänzenden Vortrag über die Geschichte der geologischen Ereignisse gehalten, denen Schottland seine heutige Scenerie verdankt. Daran knüpfte sich folgendes Gespräch:

Kelvin: Innerhalb welches Zeitraums hat sich nach Ihrer Ansicht diese geologische Geschichte abgespielt?

Ramsay: Ich kann dafür keine Grenze angeben.

Kelvin: Nehmen Sie nicht an, daß sich die Ereignisse damals wie heute entwickelten? Glauben Sie nicht, daß sich die geologische Geschichte während 1000 Millionen Jahren abgespielt hat?

Ramsay: Gewiß!

Kelvin: Auch während 10000 Millionen Jahren?

Ramsay: Ja!

Kelvin: Die Sonne ist ein endlicher Körper; Sie können angeben, wieviel Tonnen er wiegt. Glauben Sie, daß er Millionen Millionen Jahre lang geschienen hat?

Ramsay: Ich vermag die Gründe, die ihr Physiker zur Begrenzung der geologischen Zeit anführt, nicht zu würdigen noch zu verstehen, so wenig wie Sie die geologischen Gründe für eine unbegrenzte Zeitschätzung zu würdigen wissen.

Kelvin: Sie können die Gründe der Physiker wohl verstehen, wenn Sie ihnen Beachtung schenken.

In diesem Gespräche stehen sich die beiden Ansichten über die Dauer geologischer Vorgänge, die geologische und die von Kelvin vertretene physikalische schroff gegenüber.

Kelvin hatte sich bereits in den sechziger Jahren dahin ausgesprochen, daß die Sonne die Erde wahrscheinlich vor 100 Millionen Jahren noch nicht beschienen, und daß sie es sicher vor 500 Millionen Jahren nicht gethan habe. Auf Grund neuerer Forschungen nimmt er jetzt an, daß die Sonne der Erde noch nicht 60 Millionen Jahre lang leuchte, ja daß es wahrscheinlich nur 30 Millionen Jahre sein würden. 1862 verlegte er den Zeitpunkt der Erstarrung der Erdrinde 20—400 Millionen Jahre hinter uns, jetzt dagegen kommt er zu dem auf neuere Studien basierten Schluß, daß die Zeit der Erstarrung, die nur etwa 12 Jahre dauerte, nur 20—40 Millionen Jahre, und wahrscheinlich den 20 Millionen näher als den 40 Millionen, zurückliege.

Für diese Annahme führt er zwei auf der Kant-Laplace-Hypothese sich aufbauende Gründe ins Feld. Er geht erstens davon aus, daß die Reibung der Gezeitenwelle die Umdrehungsgeschwindigkeit der Erde um ihre Achse verzögere, eine Verzögerung, die er mit Adams und Tait auf 22 Sekunden im Jahrhundert schätzt. Die Erde habe sich demnach vor etwa 7000 Millionen Jahren doppelt so schnell wie heute um ihre Achse gedreht, es sei demnach ihre damalige Zentrifugalkraft auch viermal größer gewesen. Wäre nun die Erde damals oder zu einer Zeit, in der ihre Rotation noch wesentlich von ihrer heutigen abwich, erstarrt, so müßte sie auch eine wesentlich abgeplattetere Form erhalten haben. Bei verminderter Rotation und Fliehkraft müßten dann die Wasser vom Aequator zu den Polen abgeflutet sein, und jener müßte als ein ringartiger Landhorst über den Seespiegel heute aufragen. Da dies aber nicht der Fall ist, so sei anzunehmen, daß die Erdrinde zu einer Zeit erstarrt sei, in der die Rotationsgeschwindigkeit von der heutigen nicht mehr wesentlich verschieden war. Der andere Grund berücksichtigt die Innenwärme des Erdballs, den Schmelzpunkt der Gesteine und die Wärmeausstrahlung der Erde in den Weltraum. Kelvin hat den Versuch gemacht, nach dem heutigen Wärmeverlust durch Ausstrahlung zu bestimmen, wie-

viel Zeit verstrichen ist, seitdem die Innenwärme der Erde noch groß genug war, einen 40 km tiefen Diabasozean an seiner Oberfläche flüssig zu erhalten. Früher nahm er an, daß bei + 3781° C. alle Gesteine flüssig wären, und legte, um sicher zu gehen, seinen Berechnungen + 7000° C. zu Grunde. Die neuere Zeit brachte nun eingehende Studien über die thermischen Eigenschaften der Felsgesteine, und Dr. Karl Barus fand, daß Diabasfels schon bei + 1100° bis 1170° C. schmilzt, bei + 1200° C. flüssig ist und selbst unter einem Drucke von 10 000 Atmosphären, wie er am Grunde eines 40 km tiefen glutflüssigen Ozeans herrschen würde, schon bei + 1420° C. in Schmelzfluß gerät. Kelvin folgert daraus, daß, wenn der Wärmeverlust durch Ausstrahlung stets der gleiche war, vor 20—40 Millionen Jahren auf der Erde noch eine Temperatur herrschte, daß die Felsen an ihrer Oberfläche flüssig waren.

Beide Gründe haben gewiß etwas Bestechendes, aber vom geologischen Standpunkte auch ihre starken Schwächen. Infolge des gewaltigen Druckes und der hohen Hitze befinden sich die Elemente im Innern der Erde wahrscheinlich in einem zwar gasförmigen, überhitzten, aber zugleich enorm zusammengepreßten, verdichteten Zustand, so daß die Erde als Gesamtheit eine hohe Starrheit und Elastizität besitzt. Ihre Starrheit schätzt Newcomb gleich der des Stahles und P. Rudski doppelt so groß. Dies hindert aber nicht, daß sich um diesen starren Kern eine Zone glutflüssiger Massen legt, um die die Erdrinde einen zwar festen, aber keineswegs starren und unbeweglichen Mantel schlägt. Gerade von geologischer Seite ist schon darauf hingewiesen, daß in dieser festen Erdrinde durch die verringerte Rotationsgeschwindigkeit Spannungen entstehen können, die durch ruckweise Bodenhebungen und -senkungen ausgelöst werden. Man hat diese Hypothese zur Erklärung der Strandlinien und des verschiedentlichen Anschwellens vulkanischer Thätigkeit herangezogen.

Von der Innenwärme der Erde wissen wir, wie auch Lord Kelvin sagt, herzlich wenig. Wir wissen nicht, ob und wie weit der Wärmeverlust durch Ausstrahlung von einer Umsetzung des Schichtendrucks bei der Kontraktion in Wärme ersetzt wird. Wir wissen von der früheren Wärmeausstrahlung so lange nichts Sicheres, ehe wir nicht die umgebende Lufthülle früherer geologischer Zeiten ergründet haben. Vieles spricht dafür, daß sich ehemals die Atmosphäre viel dunst- und kohlensäurereicher als heute um den Erdball lagerte. Andererseits fehlt uns auch eine befriedigende Erklärung für den Eintritt der Eiszeit, ein Phänomen, das dadurch noch komplizierter wird, daß ziemlich sichere Spuren von Perioden einer Vergletscherung auch für frühere geologische Zeiten vorhanden sind.

So schätzenswert sicher die Arbeiten Kelvins zu dieser Frage sind, so lösen sie das verwickelte Problem der Dauer geologischer Zeiten und des Alters der Erde nicht, und wir müssen uns auch hier noch mit den resignierten Worten Scheffels bescheiden:

Aber einmal — schwer Geständnis —
Einmal mußt du doch dich beugen.
Und am Ende der Erkenntnis
Steht ein ahnungsvolles Schweigen.

Theodor Hundhausen.



Die beiden Masken.

Zwei ganz verschiedene Welten haben im dahingegangenen Monat auf Berliner Bühnen einen gleich großen Erfolg davongetragen. Es waren Siege gesteigerter Gattungen. Das eine Mal steigerte sich die dramatische ernste Maske zu einem gewaltigen michelangelesken Prophetengesicht mit drohendem und mahnendem Munde, das andere Mal ward die heitere Maske zum übermütig mit den Schellen klirrenden Schalksnarrenkopf. Und dem Verkünder und Bußprediger Björnson, der mit seinem Drama „Ueber unsere Kraft" an die sozialen Gewissen schlagen wollte, folgten gläubige Anhänger ebenso willig in sein Reich, wie dem lustigen Rat Ernst von Wolzogen, der in seinem „Bunten Theater", dem „Ueberbrettl", das Variété zur lachenden Kunst erheben will.

Wir aber wollen hier weder dem Propheten noch dem Narren gläubige Gefolgsmannen sein, sondern nachdenkliche Betrachter.

Bei Björnson handelt es sich um den zweiten Teil seines groß angelegten Bühnenwerkes „Ueber unsere Kraft". Lindau, der im vorigen Jahr den von allen, auch von den „denkenden" und nicht nur rechnenden Bühnenleitern unbeachtet in der Druckerschwärze liegen gelassenen ersten Teil zum Leben rief, hat nun auch den zweiten ans Licht gebracht.

An den ersten Teil, an diese starken, leidenschaftlichen inneren Bewegungen, an dieses Ringen um das Wunder, an diese Sehnsucht zum Glauben im inbrünstigen Drängen: Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn, ist die Erinnerung noch voll tiefen klingenden Nachhalls.

Der zweite Teil führt aus der Gefühlswelt des einzelnen, aus den inneren Erlebnissen auf eine weitere öffentlichere Scene. Hunger und Durst nach Gerechtigkeit auf Erden klagt in ihm; ein Prediger der Armen, der Armen an Geist, der Armen an Licht tritt auf und möchte mit bilderreicher Beredsamkeit harte Herzen wecken. Wie große Kanzelplastiker der Vergangenheit arbeitet er, um zu erschüttern und wach zu rütteln, mit wuchtigen Kontrastmitteln, er malt im Freskostil. Es kommt ihm nicht darauf an, kühle, scharf erfaßte soziale Beobachtungen in streng der Wirklichkeit nachgebildeten Formen zu verkörpern. Auf die Idee kommt es ihm an, auf die Idee des furchtbaren Gegensatzes jämmerlichster Not der Tiefe und stolzen Glanzes auf den Höhen. Und diesen Gegensatz künstlerisch und menschlich packend herauszuarbeiten, ist ihm die Hauptaufgabe.

Und so kühl ein feinerer Geschmack im allgemeinen sich Kontrastcharakteristiken gegenüber verhalten wird, hier wird er zugestehen müssen, daß sie auch Größe haben können.

Größe hat die scenische Symbolik des ersten Aktes in ihrer Infernostimmung.

Eine Schlucht, tief eingesenkt unter überhängenden Bergen, die der Sonne wehren, auf dem Boden eines ausgetrockneten Flußbettes, umschlossen von ragenden Felswänden, von dunklen Schatten erfüllt. Die Gerippe morscher Schiffsrümpfe stieren hohläugig mit ihren Kajütenluken, aus denen sich das Volk des Elends kärgliche Wohnstätten gemacht hat. Die „Hölle" wird's genannt. Der Tod geht hier um, die Nacht drückt schwer und die Verzweiflung schlägt ihr schrilles Lachen auf.



Auf dem höchsten Felsen aber, der in stolzem Trotz wie ein Schicksal der Höhe über ihnen hängt, steigt eine Burg himmelan. Und wie von einem glücklicheren Jenseits raunen sich die Söhne und Töchter der Tiefe einander die Kunde zu von der Stadt des Lichts, wo heitere Menschen im Sonnenglanz wandeln, und wohin sie, die einmal hier unten hin verstoßen sind, niemals als Besitzende und Mitgenießende gelangen werden.

Das ist eine Gefühlslandschaft, die an Walhall, die ragende Veste, und die Nibelungen im gähnenden Dunkel gemahnt, an die zerschmetterten Titanen in „Schlünden der Tiefe“ und den Olymp mit den seligen Göttern des Lichts:

„Sie aber, sie bleiben
In ewigen Festen,
An goldenen Tischen.
Sie schreiten vom Berge
Zu Bergen hinüber“ ...

Stilisiert ist nur die Scenerie. Die Menschen hat Björnson nicht mit Mitteln der Steigerungskunst charakterisiert. Die Bewohner der „Hölle“ sind die Arbeiter der Fabriken, die oben auf den Bergen rauchen, sie stecken tief in Not und Kümmerlichkeit, Leidensgefährten der schlesischen Weber.

Aber nicht wie in den „Webern“ wird hier die Menge und ihre Not zum Helden, sondern ein einzelner.

Zwei Menschen aus dem ersten Teil begegnen wir unten: dem Pfarrer Bratt, dem stürmischen Werber um das Wunder, und Elias Sang, dem Sohne des Pastor Sang, dem das Wunder über die Kraft ging.

Beide sind aufgewühlte Menschen, beide lechzen nach dem Reiche Gottes auf Erden, beide haben eine brennende schmerzvolle Liebe zu den Mühseligen und Beladenen und fühlen in sich eine Berufung zum hilfreichen Aufwärtsführen.

Doch Bratt, der Spintisierer und Grübler, der Wägende, den immer wieder heimtückisch der eigene Zweifel anfällt, weiß trotz seines starken Gefühls, trotz des heiligen Ernstes, mit dem er seine Aufgabe anfaßt, mit dem er sich selbst zum Bruder der Darbenden verurteilt hat, wie wenig er helfen kann, und wie langsam, für ihn nicht und nicht für die Kommenden erlebbar, ein Aufwärtssteigen sein wird.

Elias dagegen ist der Schwärmer, in ihm rollt das Blut eines überwältigenden Glaubens, jenes Glaubens, dem es ein kleines dünkt, Berge zu versetzen. Etwas Maßloses, Dämonisches wächst in ihm. Er hat den Drang über die Kraft hinaus, ins Uferlose, Grenzenlose. Er möchte die Arme breiten und fliegen. Er kann nicht so menschlich verständig reden und rechten wie Bratt, er kocht in dauernder Wallung. Er ist kein Politiker, er ist ein Visionär. Die Ekstasen des Opfers und der Erlösung umnebeln ihn, Märtyrerwollust und der berauschende Gedanke eines Beispiels ungeheuren übermenschlichen Thuns.

Um diesen Flackernden, Glühenden, der sich in den normalen Dimensionen der Existenz und im Kalkül des Tages nicht mehr zurecht findet, ganz zu verstehen, muß man an die landschaftliche Psychologie aus dem ersten Teil denken.

Björnson sieht seine Menschen elementar aus dem Urboden des nordischen Landes wachsen: „Hier in dieser Natur ist etwas, das auch von uns das Wunderbare fordert. Die Natur selber geht ja über die gewöhnlichen Grenzen hinaus. Wir haben fast den ganzen Winter hindurch Nacht. Wir haben fast den ganzen Sommer hindurch Tag — und dann steht die Sonne Tag und Nacht über dem

Horizont. Hast du sie schon in der Nacht gesehen? Von den Seenebeln verschleiert, erscheint sie drei-, ja viermal so groß als sonst. Und die Farbenwirkung, die sie auf Himmel, Meer und Felsen ausübt! Vom stärksten, glühendsten Rot bis zum feinsten zartesten Gelb-Weiß. Und die Farben des Nordlichts am Winterhimmel! Wenn sie auch gedämpft sind, so ist doch wieder eine so wilde Zeichnung darin, eine Unruhe, ein ewiger Wechsel! Und dann die andern Naturwunder! Diese Millionen von Vögelzügen. Fischschwärme, die von Paris bis Straßburg reichen würden. Sahest du die Felsen, die senkrecht aus dem Meer aufsteigen? Sie sind nicht wie andere Berge. Und der ganze Atlantische Ozean umrauscht sie.

Die Vorstellung der Menschen ist natürlich dem entsprechend. Sie sind maßlos. Ihre Märchen, ihre Sagen klingen, als hätte man das eine Land auf das andere getürmt und dann die Eisberge des Nordpols obendrauf gewälzt" ...

Wer einmal die erregende Fülle der hellen Nächte des Nordens getrunken, die Märchenstimmung der violett dämmernden Bergkegel von den Silberflimmerbändern unzähliger Fälle überschleiert; das Todesgraun am schwarzen Wasser des verlorenen Gudvangen; das phosphoreszierende Leuchten auf der moorigen Heide von Grotlid; das starrkalte Glänzen endloser Felsenstrecken gleich den Kratern urweltlicher Landschaften auf ausgebrannten Sternen, der wird diese Gefühlswelt Björnsons verstehen.

Aus ihr heraus wächst dem jungen Elias ein unerhörter Gedanke.

Er wird nicht ausgesprochen, aber er erfüllt sich. Er erfüllt sich in dem Akt, der dies ganze Werk bedeutet und der innerlich und äußerlich den stärksten, impulsivsten Eindruck von allen Dramen der neueren Zeit übt.

Er spielt auf der Höhe, in jener Burg, die über der „Hölle" hängt. Ein setzt er mit der Versammlung der Fabrikherren, die die gegenwärtige Lage und die Stellungnahme zum Streik der Arbeiter beraten. Es ist außerordentlich, wie Björnson es hier versteht, die rein parlamentarischen Vorgänge, bei denen er in objektivster Weise alle Meinungen zum Ausdruck bringen läßt, lebendig, bewegt und interessant zu machen. Fern von jeder unkünstlerischen Tendenzmacherei, noch ferner von irgendwelcher die Zensurnervosität reizenden „Aufhetzerei" entwickeln sich hier die Antipoden der Bewohner der „Hölle".

Die stärkste Herrennatur unter ihnen ist Holger. Mit leichter Stilisierung ist aus ihm eine großgesehene absolutistische Herrennatur gemacht worden. Ein weiches Herz hat er freilich nicht, aber er ist in seinem rücksichtslosen Stolz und in seinem Grandseigneurtum ein prachtvolles Menschenexemplar.

In diese Versammlung hinein hallt plötzlich das Donnerwort der Ewigkeit. Einer der Diener springt mit dem Lodern des Wahnsinns in den Augen auf die Rednertribüne und ruft: „Jetzt bin ich der Kommandeur." Es ist der verkleidete Elias. Er verkündet ihnen ihr Todesurteil. Die Thore sind verrammelt, die alten Minengänge mit Sprengstoff gefüllt, auf sein Zeichen wird der Funke springen, er wird mit ihnen gemeinsam zum furchtbaren Opfer in alle Winde fliegen. Dramatisch von fieberhafter Spannung sind diese Momente. Eine Gesellschaft verschieden gearteter Menschen angesichts des unabwendbaren Untergangs. Wilde Totentanzscenen mit Herzschlagsschnelle; ekstatischer Todesrausch bei dem des eigenen Sterbens frohen Schwärmer; schrille Verzweiflung mit dem Lachen des Irrsinns; Panik voll grausiger Grotesken, gleich der Jagd ver-

ängsteter Mäuse, der Falle zu entfliehen; stumpfe Verzweiflung Apathischer; und über allen die eiserne Selbstbeherrschung Holgers, der mit Anstand sterben will.

Und nun nach einer Frist erregendster Nervenspannung — Donner, Blitz, Schutt, Scherben, Zusammenbruch ...

Wir sprachen eingangs von Björnsons „Kanzelplastik". Allzu einseitig, durch die starken Erinnerungen verführt, ward hier versucht, nur die Plastik andeutend zu reproduzieren. Das Kanzelhafte, Lehrmäßige trat — das Gedächtnis ist immer das sicherste Kriterium — in der Besprechung zurück. Es ist auch wesentlich eindrucksloser. Die Bilder sind feurig, die Unterschriften und Moralitäten etwas dünn, trocken, theoretisch. Doch gerade auf sie scheint es Björnson angekommen zu sein. Nicht die künstlerische Spiegelung einer Schwarmgeistthat „jenseits von Gut und Böse" war ihm Selbstzweck, sondern die Verkündigung. Ihr dient der ganze letzte Akt. Björnson will uns gern mit einer positiven Botschaft entlassen und uns das neue Leben, blühend aus Ruinen, zeigen.

Die Schwester des Elias, Rahel, ist ihm dazu Dolmetsch. Sie stand schon im Anfang zwischen den Parteien. Der jähe Sinn ihres Bruders, der in einem Tag durch Graun und Entsetzen die Welt umwandeln und zur Güte bekehren will, scheint ihr schauervolle Verwirrung; aber Holgers trotzige Anschauung vom allein berechtigten Herrenmenschen ist ihr ebenso fremd. Sie weiß, daß diese Meinung sterbereif und morsch ist und der Zeit bald verfallen muß. Doch vorgreifen kann man der Zeit nicht, man kann ihr nur in langsam allmählicher, demütiger Arbeit die Wege bereiten. Das erkennt sie als ihre Lebensaufgabe und in diesem neuen Geist wird sie die ihr anvertrauten Kinder Credo und Spero erziehen.

Das nationalökonomische Terzett zwischen Rahel und den Kindern, in dem vom Frauenrecht, dem ewigen Frieden, der neuen Arbeit nicht unter dem Fluch, sondern in der Freude, dem Rechte aller auf frische, lebendige Erziehung gesprochen wird, bleibt ganz theoretisch, es ist so papieren wie die beiden Zukunftswunderkinder selber.

Die reine Wirkung des Vorausgegangenen wird zudem noch dadurch verwirrt, daß das Motiv für die That des Elias eine üble romanhaft-theatralische Komplikation erfährt. Eine Intrigue hat daran Anteil. Ein illegitimer Sohn Holgers, der ihn verzehrend haßt, schürte den Fanatismus bei dem jungen Schwärmer. Er, der Baumeister und Ingenieur, kam überhaupt auf den Gedanken, die alten Minengänge mit Sprengstoff zu laden.

Bußfertig beugt sich dieser Sünder vor Rahel, und auch Holger, den Björnson als einzigen aus der Katastrophe gerettet werden läßt, ist geläutert. Die Erziehung seiner Kinder, die er einst selbst in seiner stolzen Herrenmoral leiten wollte, übergiebt er Rahel, ein Zugeständnis an die kommende Zeit. Und auch die Arbeiter, die er damals mit schroffem Hohn abgewiesen hatte, wird er empfangen und anhören: „denn einer muß anfangen mit dem Vergeben".

In diesen Verkündigungen und Moralnutzanwendungen, die so seltsam mit der Theatermaschinerie verknüpft sind, spricht nicht viel lebensvoll Ueberzeugendes. Etwas nach Verlegenheit schmeckt der letzte Akt.

Aber er vermag uns die Erinnerung nicht zu trüben. Um der machtvoll mit Löwenkraft geballten Scenen und Gestalten des dritten Aktes verdient dies Werk sich dreifach gegen die normalen Bühnenerscheinungen sein Recht auf Darstellung und Belebung.

Und eine temperamentvollere Erweckung als in der Inscenierung des Berliner Theaters hätte es nicht finden können.

* * *

Ein großer Sprung von diesen Björnsonschen Brettern, die die Welt bedeuten oder doch bedeuten sollen, zum „Brettl“.

Muß ich zuvor seine Legitimität, in diesem ernsten Rahmen zu erscheinen, nachweisen? Ein Variété kann künstlerischer sein, als ein Hohenstaufendrama. Es kommt nur darauf an, wie es gemacht wird. An Wolzogens neuem Unternehmen, das ein Variété artistique sein soll, wird sich allerdings diese Behauptung nicht restlos exemplifizieren lassen. Die Zensur des künstlerischen Geschmacks müßte dort noch eine viel penibelere sein. Aber durch sein Unternehmen, von dem man im Anfang nicht das Höchste verlangen kann, wird für Deutschland die Frage nach dem Wesen eines solchen Variétés angeregt.

Wer Paris kennt, weiß, was darunter zu verstehen ist. In den winkligen bergan- und bergabkletternden Gassen des Montmartre leuchten die buntschillernden Plakate „La Roulotte“, „Grand-Guignol“, „Conservatoire“, „Bruand“; ihrer aller Ahnherr freilich, der „Chat noir“, ging in die ewigen Jagdgründe.

Diese kleinen Cabarets, mit Affichen von Chéret, Steinlen, Toulouse Lautrec, mit keck gewischten Skizzen, originellem Bric-à-brac dekoriert, illusionieren dem Besucher eine Atelierstimmung, zwanglose Gesellschaftsmischung, aus der die einzelnen das Ihrige zur Belustigung beitragen. Nach dem Rezept „Weil Kürze denn des Witzes Seele ist, fasse ich mich kurz“, giebt es nur knappe, bunt wechselnde Nummern, analog dem Programmprinzip der großen Variétés. Was aber dort banal, plump, grob unterstrichen gemimt wird, strebt hier nach geistreicher Pointierung, eleganter raffinierter Formgebung, lyrisch-phantastischer Stimmung.

Da giebt es in der Form des Couplets oder der Revue sprühende, in Witzfacetten schimmernde Satiren, Spiegelungen des litterarischen oder politischen Tages in aristophanischer Geschliffenheit.

Alte Volkslieder, die die Gefühlswelt und den Lebensstil vergangener Zeiten in sich tragen und liebliches Kulturparfüm atmen, werden zierlich in Gewand und Lebensart ihrer Epochen dargestellt — chansons animées, ein Genre von delikatestem Geschmacksreiz.

Ueberhaupt werden gern vergessene Gattungen mit neuem Leben erfüllt. Die alte Pierrotpantomime mit ihren mannigfaltigen Möglichkeiten melancholischer, grotesker, grausiger Stimmungen hat in Carrés Fils prodigue eine Auferstehung von bestrickendem dichterischen Zauber gefunden. Das „Schattenspiel“, das Kinder- und Jahrmarktsvergnügen, hat Henry Rivière, der Zeichner, zu einem künstlerischen Raffinement originellster Art gesteigert. Seine Silhouetten Marche à l'étoile und Napoleon in Aegypten, minutiös zierlich und dabei von frappanter Lebendigkeit, im dunklen Raum auf die weite weiße Wand geworfen, ganze Weltbilder zaubernd voll leichter Anmut, ein graziöses Schattenreich, dem Gesetz der Schwere und irdischen Zufälligkeiten nicht tributpflichtig, sind von einer Phantasieanregung und einem träumerischen Zauber, und wenn man sich ihnen ganz hingiebt, von einer schwingenden Symbolik, die uns die große Bühne mit den wirklich lebendig zweibeinigen Menschen nie geben kann.

Man denkt dabei der Verse Hofmannsthals von den Marionetten:



Sie haben eine grenzenlose Anmut
In ihren aufgelösten, leichten Gliedern,
Und mehr als Menschen dürfen sie der Lust
Und der Verzweiflung selber sich hingeben
Und bleiben schön dabei. Da müßte freilich
Ein dünner Schleier hängen vor der Bühne,
Auch andres Licht . . .

Zum Variété artistique gehören dann die Tanzgattungen.

Ist nicht der Serpentintanz in der bestrickenden Symphonie seiner Farben, dem Verschmelzen, Verklingen, der unendlichen Melodie, dem flammenden Aufjauchzen, dem Verlöschen in Asche, malerisch-poetischer Genuß höchsten Grades, reine Kunst, „von jedem Zweck genesen“?

Bei unseren Größten würde man Nummern für ein Variété artistique finden, vor allem bei Goethe. Seine Maskenzüge, sein Jahrmarktsfest von Plundersweilen mit dem Ahasver-Puppenspiel, Hans Wursts Hochzeit. Zahllos wären die Beispiele aus der Romantik, die ja alle besonderen Mischungen so liebte: Tiecks Litteraturkomödien, das Weltanschauungsmarionettentheater in Schelling-Bonaventuras „Nachtwachen“, Scenen aus Arnims „Halle und Jerusalem“, Justinus Kerners Totengräberschattenspiel, Heines Balletentwürfe „Dr. Faust“ und die „Göttin Diana“, Georg Büchners, des geistigen Spätlings dieser Epoche, lyrisches Farbenspiel „Leonce und Lena“.

Ein „Ueber“brettl im Sinne solcher Betrachtung ist nun Wolzogens Unternehmen noch gar nicht. Vor allem fehlt die Leichtigkeit und Selbstverständlichkeitsstimmung alles Dargebotenen. In einem Theater mit undankbar ausgedehntem Raum — dem Haus der Sezessionsbühne — bemüht sich Wolzogen durch erzwungene und allzu bewußte Ungezwungenheit eine intime Atelierstimmung herbeizuzaubern. Diese Mischung aber, aus gemütlichem Begrüßungs-Hausherrenton auf der Bühne, die ein Zimmer darstellt, mit dem langgestreckten Saal, in dem die Menschen auf ihren Klappstühlen sitzen und mählich in das Dunkel des Hintergrundes übergehen, hat etwas Schiefes. Das Intérieur dieses „Brettls“ mit den hypermodernen Prätentionen ist in seiner Plüsch- und Gipspracht der guten Stube der Frau Buchholz außerdem unangenehm ähnlich. Hier hätte das moderne Kunstgewerbe dem litterarischen Kunstgewerbe ein stilfördernder Helfer werden müssen. Gerade im Variété muß das Auge auf die Kosten kommen. Als Kainz einst im Ostendtheater „Clavigo“ spielte, war es freilich gleich, ob die Kulissen fadenscheinig waren.

Bei diesen Bildern aber ist der Rahmen wichtig und die Einzelheiten.

Auch das Programm stellt in der Mischung seiner Genres noch mehr ein Versprechen dar als eine Erfüllung. Es ist ganz getreu nach dem Rezept zusammengestellt: gesungene, gesprochene, gespielte Lieder, litterarische Parodie und Satire, dramatische Scenen, Schattenspiel und natürlich eine Pierrotpantomime. Aber es wirkte alles zu sehr ad hoc, zu sehr als bestellte Illustration und Muster: Wir haben alles auf Lager.

Und das Bewußte kam auch in den Texten mancher der Gedichte vor allem bei Wolzogen zum Ausdruck: eine etwas doktrinäre Vergnüglichkeit. Die lustige Weltanschauung des Ueberbrettlmannes ist manchmal, besonders in dem Lehrgedicht „Von den lieben süßen Mädeln“ in ihrer Art genau so theoretisch-verkündigend wie die ernste des „Ueber die Kraft“-Dichters, wenn man ketzerischer Weise die beiden Masken in gleicher Distanz betrachten wollte.

Die Parodie, eine derbe Karikatur d'Annunzioschen Kulturästhetentums, wäre charakteristischer gewesen, wenn sie feiner geschliffen wäre und nicht beim Aeußerlichen stehen bliebe.

Das Schattenspiel, die Darstellung einer nordischen Reckenballade Liliencrons voll grobkörnigem Humor, ließ den, der es nicht von anderen her wußte, nicht ahnen, welcher erlesenen Feinheit und welcher Zauberkraft diese bescheidene „Schwarzkunst“ fähig sei.

Die Pierrotpantomime, die mit Liebe, Untreue, Tod und Leben, Drolerie und Grausen spielen will, wieder ganz nach dem Rezept, wirkte trocken und dürr. Man merkte das Schema, nach dem sie zusammengeklebt war.

Künstlerisch einwandsfrei und des großen einmütigen Beifalls wert war eine der bescheidensten Nummern, ein Tanzduett Bierbaums, komponiert von Oskar Strauß. Es wurde gesungen und getanzt in der lieblichen Tracht von 1830. Hier war jenes Stilparfüm zu merken, der holde Reiz des Altmodischen, der Charme der Zierlichkeiten in Nicken, Knixen und Grüßen, das stille Glück des Gärtchens vor dem Haus mit dem Rosenbusch, um den die beiden Menschenkinder sich heiter-anmutig drehen. Das war eine Vignettenstimmung wie auf manchen Bildern des Worpswebers Vogeler, der ganz in der Vorstellungswelt der Biedermeierzeit, ihrer geschweiften Röcke und ihrer hochgebundenen Schleifen lebt.

Hier war etwas lebendig gemacht, das meiste andere aber blieb „papierner Stil“. Und von dem sollte doch gerade ein „Ueberbrettl“ erlösen!

Felix Poppenberg.



Stimmen des In- und Auslandes.

Ein Pflanzenjubiläum.

Es sind gerade hundert Jahre her, daß eines der schönsten, vielleicht das schönste tropische Pflanzenwunder von einem Europäer erschaut wurde.

In den Urwäldern von Bolivia war's, am Rio Mamore, dem größten Nebenflusse des Amazonenstromes, wo der deutsche Botaniker Thaddäus Hänke im Januar 1801 als erster unter den Südamerikareisenden die Wunderblume auffand, die erst später zu Ehren der damals (20. Juni 1837) eben auf den Thron gelangten Königin von England den Naman Victoria regia erhielt. Die früher nie geahnte Blätter- und Blütenpracht dieser südamerikanischen Wasserriesin ergriff jenen Forscher derart, daß er, wie sein Zeit- und zeitweiliger Reisegenosse, der spanische Indianermissionar La Cueva, berichtet, „bei ihrem Anblick auf die Knie gesunken sei und in seinem gewaltigen Erstaunen dem Schöpfer die heißesten Dankbezeigungen dargebracht habe.“

Eine Pflanze, deren kreisrunde auf dem Wasser schwimmende Blätter bis 2 m Durchmesser haben, am Rande präsentierbrettartig 5—6 cm hoch aufgestülpt sind und einen erwachsenen Menschen zu tragen vermögen, mußte ein echtes Botanikerherz wohl mit hellem Entzücken erfüllen. Vollends die bis 40 cm messende Blüte, die einen köstlichen Wohlgeruch ausströmt und bei aller Pracht und Größe das wahre Sinnbild vergänglicher Blumenpracht ist. Denn nur zwei Nächte lang erschließt sie sich, in der ersten lilienweiß, unserer Teichrose nicht unähnlich, nur ins Riesenhafte vergrößert, in der zweiten Nacht schön rosenrot; und sobald der dritte Morgen heranbricht, taucht sie, wie verzaubert, welk in die Tiefe, anderen Platz zu machen, die geheimnisvoll aus den Wassern steigen.

Während dieses kurzen Daseins aber entfaltet sich in ihrem sich mählich erschließenden Innern ein gar seltsames Leben. Nicht allein, daß sich die inneren Blumenblätter immer intensiver rot färben, und ihnen ein immer stärker werdender Duft entsteigt: auch eine ganz merkwürdige Wärme entwickelt sich dabei, so daß innerhalb der Blüte oft bis 20° C. mehr gemessen werden können, als die äußere Lufttemperatur zeigt. Und in diesem so gut geheizten „Salon der Blumenkönigin", also schildert Jos. Rompel in den „Stimmen aus Maria-Laach", beginnt es zwischen dem Gewirr der Staubgefäße von maikäfergroßen braunen Käfern zu wimmeln. Sie lassen sich von den sich alsbald eng aneinanderneigenden Staubfäden ruhig einen Tag lang einschließen in dem warmen, duftigen Gemach. Sie wissen, daß in der zweiten Nacht mit dem Welken der Blüte ihr wohliges Gefängnis sich wieder öffnet. Zum Dank für gute Herberge nehmen sie reichlich Blütenstaub mit, den sie nunmehr einer jüngeren, sich eben öffnenden Blüte überbringen, diese damit befruchtend. „Die königliche Viktoria, die ihre kreisrunden Blätter gleich Riesenschilden auf den stillen Gewässern der südamerikanischen Waldströme schwimmen läßt, zwischen denen hochherrlich die rosigweißen Blumen auftauchen," würde ohne den unscheinbaren Käfer nie Früchte zeitigen können, „auch in der Natur dient das Kleine dem Großen, das Niedrige dem Hohen, aber auch umgekehrt das Große dem Kleinen, das Hohe dem Niedrigen".

Fälschlicherweise ist noch im neuesten „Brockhaus" als erster Entdecker der Viktoria Bonpland, der bekannte Reisebegleiter Alexanders von Humboldt, angegeben und 1827 als Jahr der Entdeckung. Bonpland hat die Pflanze zwar schon 1819 gefunden, aber eben lange nach Hänke. Interessant ist das Geschick Hänkes, der übrigens auch dadurch bemerkenswert ist, daß er in seinem Heimatslande Böhmen den ersten Luftballon steigen ließ. Geboren 1761 zu Kreibitz, war er 1789 dazu berufen worden, die naturwissenschaftliche Expedition des Spaniers Malaspina als Botaniker mitzumachen. Er reiste im Sommer dieses Jahres nach Cadix ab. Als er dort aber am 31. Juli anlangte, war der ungeduldige Malaspina bereits abgesegelt. Auf einem andern Schiff traf Hänke am 25. November an der Mündung des La Plata ein. Doch Malaspina hatte auch hier schon wieder die Anker gelichtet. Vor Aerger wurde Hänke krank. Genesen begab er sich auf dem Landwege quer über die Anden nach Santiago, wo er auch am 2. April 1790 Malaspina antraf. Nun aber hatte er am Alleinreisen Geschmack gefunden, er besuchte Peru, Chile, Mexiko, die Philippinen und ließ sich 1796 in Bolivia gänzlich nieder. Von hier aus unternahm er Ende 1800 die Reise in die Provinz de los Chiquitos, auf der er die „südamerikanische Lotosblume" fand. 1817 starb er an Gift, das ihm versehentlich eine

Magd gereicht hatte. Seit 1811 bereits war kein Brief von ihm mehr nach Europa gekommen, so blieb auch seine Entdeckung der Victoria regia hier lange unbekannt, und konnte Bonpland als Entdecker gelten. Uebrigens ward auch diesem kein freudiges Geschick. 1821, also bald nach dem Auffinden der Wunderblume, geriet er in die Gefangenschaft des Diktators von Paraguay, Dr. Francia, aus der er erst 1829 freikam. Und nun wollte ihm nichts mehr glücken. In Argentinien ist er in gedrückten Verhältnissen 1858 gestorben, nachdem er jahrzehntelang sein Leben durch einen Kramladen und etwas ärztliche Praxis kümmerlich gefristet.

Wieder ein Deutscher war es, der Reisende Robert Schomburgk, der die ersten keimfähigen Samen nach Europa sandte. Er hatte die „wunderbarste Zierde der stillen Pflanzenwelt“ gerade am Neujahrstage 1837 aufgefunden. Doch stammen die blühenden Viktorien unserer europäischen Gewächshäuser nicht mehr von diesen Samen, wie der bekannte Geograph Oskar Peschel in seiner „Geschichte der Erdkunde“ fälschlich behauptet. Die erste europäische Viktoriablüte öffnete sich am 8. November 1849 im Garten zu Chatsworth, dem Sitze des Herzogs von Devonshire, aus Samen, die der altberühmte Londoner botanische Garten, der „Hortus Kewensis“, am 28. Februar 1849 erhalten hatte. Im Garten von Kew blühte die Viktoria 1850, und in Deutschland entfaltete sich die erste Blüte gerade vor fünfzig Jahren — das ist das zweite Jubiläum dieser merkwürdigen Pflanze — und zwar im botanischen Garten von Hamburg und gleichzeitig im Garten von Herrenhausen bei Hannover. In Berlin erst am 22. Juli 1852, um dieselbe Zeit in Tübingen und Gent. Es war damals ein förmliches Viktoriafieber über die Menschen gekommen, jedermann wollte das Pflanzenwunder gesehen haben, ganze Völkerwanderungen fanden statt zu den Gärten von Berlin und Tübingen, Hamburg und Hannover, London und Gent. Dieselbe Aufregung herrschte in Nordamerika und Ostindien, wo die Viktoria ebenfalls 1851 zum Blühen kam, und zwar in Philadelphia und Kalkutta. Sie war das meist erörterte Tagesgespräch vor 50 Jahren.



„Der Kampf mit dem Drachen“ als spanische Sage.

In Spanien giebt es keine eigentlichen Volksmärchen, wenigstens keine solchen, die sich mit den deutschen Volksmärchen vergleichen ließen. Die reizenden Gestalten eines Dornröschen, eines Schneewittchen und Rotkäppchen, die in unserer Kinderzeit eine so große Rolle spielten und ihren holden Märchenzauber auch noch über unser Mannesalter bewahrten, sind hier unbekannt. Wohl giebt es Legenden, deren mit orientalischen Farben ausgeschmückte Frucht uns zu blenden vermag, Heldensagen und Volksüberlieferungen, würdig des einst so großen spanischen Weltreiches. Aus den Zeiten, da die Maurenherrschaft in Granada, Cordoba und Sevilla eine Blütezeit für spanische Litteratur und Kunst bedeutete, aus der Zeit der weisen und gelehrten Hebräer, welche im kaiserlichen Toledo ihren Mittelpunkt besaßen, stammen wunderschöne Sagen und Ueberlieferungen,

die aber ganz dem Orient anzugehören scheinen und auf demselben oder auf ähnlichem Boden wie die Märchen aus Tausend und einer Nacht erblüht sind. Auch in den christlichen Sagen, die namentlich zur Zeit Alphons X., des Weisen, des spanischen Salomo, entstanden, ist der orientalische Einfluß deutlich bemerkbar. Gerne vertiefen wir uns in die Schätze der alten spanischen Litteratur, lesen „Los Caminos y los Reinos del Rey de Niebla Obaid al Becri“, die wunderbaren Erlebnisse der Töchter des Königs von Cadix, die Geschichte vom Riesen von Loja, die Sage von den Palästen der Königin Doluca, oder die Märchen der „Stadt aus Blech“; und doch wie verschieden sind sie von den einfachen, kindlichen und doch so ergreifenden Märchen der nordischen Länder! Es sind edelsteinblitzende, glutatmende Töchter des Ostens, die sich in grünen, moosbedeckten Wäldern, in Heiden und Fluren, dort wo die Elfen und Gnomen leben, nicht heimisch fühlen können.

Es giebt Gegenden in Spanien, wie z. B. die baskischen Provinzen und ein Teil Galiciens, die sich kaum unter dem Einflusse des Orients entwickelt haben. Galicien ist die spanische Bretagne, das echte Reich der Kelten, und landschaftlich nennt man es die spanische Schweiz. Ja die ganze Pyrenäenwelt, deren eine Seite sich aus den blauen Wassern des Mittelmeeres erhebt und deren andere Flanke sich trotzig den Sturmwogen des Ozeans entgegenstemmt, bildet eine Welt für sich, deren Haupt wie ehrfurchtgebietende Silberhaare die Gletscher und Schneeberge des Hochgebirges krönen. — In den nebelgetränkten Thälern, an den Ufern des Duero und Minho, sind andere Sagen und Volksüberlieferungen entstanden als im übrigen Spanien; dort spielen die Hexen und Nebelfrauen eine große Rolle, die sogenannten „Companna“ oder „Hueste“. Es sind Tote, die in der Nacht aus den Gräbern steigen und über Berggipfel und Thäler in weißer Schar dahinsausen: Wehe dem Sterblichen, der sie auf ihrer Fahrt erblickt; er stürzt sofort als Leiche zu Boden und seine Seele muß sich nun der unheimlichen Geisterschar auf ihren Irrfahrten anschließen. Ein Schaudern, ein Grauen begleitet die meisten nordspanischen Volksüberlieferungen, die sich rein von orientalischem Einflusse erhalten haben; sie sind unbestimmt und phantastisch wie die Nebelbildungen in den zerklüfteten Thälern.

Ebenso wie Galicien haben auch Katalonien und Valencia ihre eigenen regionalen Sagen und Ueberlieferungen; namentlich die katalonische Volkslitteratur, die ja in der Sprache der Troubadours geschrieben, ist reich an solchen; aber auch sie können kaum als Märchen in unserem Sinne bezeichnet werden. Einer der vornehmsten Sammler katalonischer Legenden und Volksüberlieferungen, der spanische Akademiker Don Viktor Balaguer, ist soeben in Barcelona verschieden und wird von seinen Landsleuten tief betrauert. Seine erst kürzlich erschienene „Geschichte der Troubadours“ ist für den Historiker und Litteraturhistoriker von großer Bedeutung, jedoch dürfte sich unter den von ihm gesammelten katalonischen Volkssagen keine einzige ausfindig machen lassen, die man als wirkliches Märchen bezeichnen könnte. Aehnlich wie in Katalonien steht es im alten Königreich von Valencia, obschon im letzteren die Maurenherrschaft keineswegs unbemerkt vorübergegangen ist. Immerhin unterscheiden sich die Valencianer auch heute noch merklich von den Andalusiern und Kastellanern, sie sind häufig blond, haben eine andere Gesichtsbildung, und, was noch von größerer Bedeutung, auch andere Charaktereigenschaften und sprechen auch einen

Dialekt, der mit dem Hochspanischen so wenig Aehnlichkeit hat, daß man ihn fast als aparte Sprache bezeichnen möchte. Es ist eine Mischung des alten Provençalischen, der langue d'oc, mit dem Kastellanischen, und von weicher, wohllautender Klangfarbe.

Es wäre nun zweifelsohne eine dankbare Aufgabe, die regionalen Sagen und Ueberlieferungen der verschiedenen Teile und Provinzen Spaniens, die sich ja unter so ganz verschiedenen Einflüssen und Bedingungen entwickelten, zusammenzustellen und zu vergleichen. Recht interessante Schlüsse ließen sich aus einer derartigen Arbeit folgern. Leider ist das aber bisher gar nicht oder doch nur in sehr unvollkommenem Maße geschehen.

In einer ihrer letzten Nummern (5. Januar 1901) versuchte die weitverbreitete spanische Zeitschrift „Blanco y Negro“ diesem Bedürfnisse gerecht zu werden, kam ihrer Aufgabe jedoch nur in recht beschränkter Weise nach. Sie giebt einige, und zwar nicht immer glücklich gewählte Muster andalusischer, katalonischer, toledanischer, kastillanischer, galicischer und valentianischer Ueberlieferungen, von denen letztere insofern besonderes Interesse, namentlich in Deutschland beanspruchen dürfte, weil sie gleichsam wie eine Parodie auf den Stoff, den Schiller für seinen „Kampf mit dem Drachen“ wählte, zu lauten scheint.

Als Valencia noch eine kleine, weltabgelegene Stadt war, und als dort, wo jetzt blühende Rosengärten und Orangenhaine stehen, sich ein endloser, schilfumstandener Sumpf ausdehnte, da zitterte die Bevölkerung nicht nur vor den Angriffen der Mauren, sondern wurde auch von einem furchtbaren Drachen, der sein Heim im Sumpfe aufgeschlagen hatte, bedroht. Die Stadtthore am Ufer der Turia mußten des Ungeheuers wegen fast immer geschlossen bleiben; wagte man es aber einmal, sie zu öffnen, so war das ein großes Ereignis, welches die Bewohner aus ihren Häusern auf Mauern und Dächer trieb, um mit bleichen Gesichtern und furchtsamen Gebärden eine kommende Katastrophe zu erwarten. Rührte sich dann plötzlich in der Ferne das hohe Schilfgras, so konnten die Wächter nicht eilig genug die knarrenden Thore wieder zuschlagen; der Drache regte sich in seiner Höhle, die Skelette und Knochen, die auf seinem Wege aufgetürmt lagen, begannen unheimlich zu klappern und das Ungeheuer drohte von neuem sich auf die Stadt zu stürzen und einige der unvorsichtigen Bewohner zu verschlingen.

Was versuchte man nicht alles in Valencia, um sich von dieser gräßlichen Landplage befreit zu sehen! Das Stadtamt schrieb Preise für den Drachentöter aus, die größten Ehren hätten ihm gewinkt und die alleredelsten und schönsten Jungfrauen hätten sich glücklich gefühlt, ihm als Belohnung ihre weiße Hand reichen zu dürfen. Und wirklich zogen auch manche Ritter und junge Bürgersleute mit Schwert und Lanze bewaffnet in den Sumpf hinaus, trieben den Drachen aus seiner Höhle und reizten ihn mutig zum Kampfe. Jedoch das Ungeheuer spie ihnen Feuer ins Gesicht, zerschmetterte Schild und Waffen mit seinem gepanzerten Schweife, und die kühnen Kämpfer mußten ihren Wagemut alle mit dem Leben büßen.

Endlich versuchte es auch die Geistlichkeit, den Drachen mit dem Worte Gottes und dem heiligen Sakramente zu bannen, denn allgemein begann man zu glauben, daß Satanas in Person die Gestalt des Ungeheuers angenommen, um die Guten zu vertilgen und die Bösen in sein fürchterliches Reich zu locken.

Der Bischof an der Spitze des Zuges mit erhobenem Kreuze, hinter ihm der gesamte Klerus, Trabanten und Herolde, und in der Mitte in köstlicher Urne Leib und Blut unseres Herrn und Heilandes, zogen sie aus den Stadtthoren in den Sumpf hinaus, um das schreckliche Tier zu vernichten, das ruhig auf einer Anhöhe lag und mit blitzenden Augen den heranrückenden Zug betrachtete.

In gemessener Entfernung gab der Bischof Befehl, still zu halten, und beschwor den vermeintlichen Teufel, in die Unterwelt zurückzukehren, hielt ihm das heilige Kreuz entgegen. Dem Drachen jedoch schien die Geduld zu vergehen, gähnend öffnete er seinen furchtbaren Rachen, als freue er sich schon darauf, den dickleibigen Herrn Bischof zu verdauen. Kurz, dieser hielt es für geratener, in seiner Teufelsbeschwörung inne zu halten, machte plötzlich kehrt und lief, so schnell ihn seine Füße trugen, den rettenden Stadtthoren zu. Natürlich hielten auch die übrigen nicht länger stand, und in rasender Flucht, verfolgt vom Ungeheuer, das unterwegs noch einige Sakristane und Knappen verschlang, stürzte alle Welt zur Stadt zurück.

Seitdem fügte sich Valencia in sein Schicksal, und da alle Mittel als fruchtlos galten, so wurde sogar ein strenges Verbot erlassen, kein Ritter oder Bürger dürfe fortan sein Leben im Kampf mit dem Drachen aufs Spiel setzen.

Nun geschah es aber, daß eines Tages ein jüdischer Vagabund, den man allgemein für mit Zauberkünsten begabt hielt, in Valencia zum Tode verurteilt wurde. Bevor aber der Rechtsspruch noch vollzogen wurde, bat der Delinquent, man möge ihm zuvor gestatten, den furchtbaren Drachen zu töten, und ihm als Belohnung dann das Leben schenken. Der hohe Rat ging auf den Vorschlag ein und gewährte dem Unglücklichen acht Tage, um sich auf das grausige Abenteuer vorzubereiten, stellte ihm auch Geldmittel und Waffen zur Verfügung. Der jüdische Zauberer schloß sich nun in einer Hütte ein, in welcher er ein gewaltiges Feuer entzündete, in einem Kessel die verschiedensten Substanzen zusammenschmolz und sich dann mit Hilfe eines Lehrlings, umgeben vom größten Geheimnis, an eine wunderbare Arbeit machte.

Als die acht Tage Frist verstrichen — es war ein herrlicher Frühlingstag, überall Sonnenschein und Blumenduft — hatte sich ein zahlloser Menschenhaufe vor seiner Behausung angesammelt; man erwartete irgend etwas Besonderes, Geheimnisvolles zu sehen, war jedoch nicht wenig enttäuscht, als der Jude, in Ziegenfelle gehüllt und nur mit einer starken Lanze bewaffnet, aus der Hütte trat und ruhig aus den Stadtthoren hinaus in den Sumpf schritt. Der Drache ließ nicht lange auf sich warten und stürzte sich wütend auf sein neues Opfer. Der Zauberer ließ ihn nahe herankommen, dann plötzlich ließ er die Felle von seinen Schultern fallen und stand nun in einer Rüstung aus spiegelndem Krystall, die in der Sonne wie rotes Feuer blitzte, dem Ungeheuer gegenüber. Der Drache hielt geblendet still, aber schon stürzte der Jude mit seiner Lanze auf ihn ein und bohrte sie ihm bis zum Schaft in den offenen Rachen, so daß sein schwarzes Blut nach allen Seiten spritzte. — Lauter Jubel ertönte von allen Seiten und im Triumphe wurde der Drachentöter in die Stadt zurückgeführt, wo ihn anstatt des Galgens jetzt die höchsten Ehren erwarteten.

E. v. Ungern-Sternberg.





Auch ein Beitrag zur Schulreformfrage.

Die Türmergemeinde möge mir verzeihen, wenn ich heute mit einem Thema komme, das leider nicht alltäglich ist, für welches ich aber gerade bei ihr zunächst Verständnis hoffe.

In unserem gesamten modernen Schulwesen scheint mir Eines zu fehlen, und auch bei den Reformvorschlägen, soweit ich sie übersehen kann, scheint es gänzlich übersehen: Ein lebendiges Christentum.

Warum ist denn bei den enormen Kulturfortschritten unserer Tage so wenig Segen? Warum werden die Menschen dabei immer unseliger? Was treibt sie hinaus in die Berge, wo sie doch nicht Ruhe finden? Was läßt denn so viele in jungen Jahren, in glücklichen Verhältnissen zur Todeswaffe greifen? Weil der Geist der Liebe, des gegenseitigen Tragens und Helfens in geistigen wie in materiellen Dingen, das Pflichtbewußtsein sich und der Gesellschaft gegenüber vielfach aus unserer Mitte geschwunden sind; sind nicht die Worte Pauli, Röm. 1, 19—31 auch eine ernste Mahnung für unsere gebildete Welt? Wohl haben wir einen gediegenen Religionsunterricht, aber kein Einsichtiger wird sich dessen Ungenügen verhehlen; was also? Denkt der etwa an Vermehrung der Religionsstunden oder der religiösen Uebungen? wird sich mancher fragen; beileibe nicht! Das würde nach meiner Meinung erstens kaum durchführbar, zweitens von fraglichem Erfolge sein; aber die Laienwelt in Elternhaus und Mittelschule sollte sich mehr ihres Christenberufes bewußt werden und darnach wirken; nicht latent in ihnen soll es bleiben, sondern lebendig nach außen treten im Lehren und Leben. Wenn in den profanen Fächern stets gegenseitige Beziehungen aufgezeigt werden, so sollte zwischen ihnen und der Thätigkeit des Religionslehrers nicht eine durch nichts überbrückte Kluft gähnen! Wenn das Christentum eine ernst zu nehmende sittliche Macht ist, so soll der reifere Schüler dies auch aus weltlichem Munde hören, zumal in solcher Verknüpfung manches viel klarer und wirkungsvoller mitgeteilt werden kann, was der Religionslehrer, der ja auch an das Schema der Stoffverteilung gebunden ist, eben nur an seiner Stelle vorbringen kann. Bloße Verstandesbildung führt zu einer rein äußerlichen, hochmütigen Vielwisserei und zu einer Moral, deren erstes Kapitel vom Gewinn handelt. Man schaue nur um sich und betrachte die Leute in ihrem täglichen

Handeln! Der Schüler sollte eben gerade in den obersten Klassen es fühlen lernen, daß er zu etwas Höherem bestimmt ist, daß die Güter der Erde nicht unseres Strebens Endzweck bilden dürfen, daß Gottes Reich jeder vor allem in sich selbst aufbauen muß, daß das Christentum nicht finsteren Puritanergeist will, sondern Freude im Herrn! Es ist eine falsche Rechnung, wenn man auf die Kraft des Guten allein baut und mit den viel mißbrauchten Worten Humanismus, allgemeines Menschentum einen Ersatz zu haben vermeint, zumal das sittlich Gute ja auch keine Tyrannenmacht besitzt, sondern erst vom Willen angenommen werden muß und ohnedies viel bescheidener an den Menschen herankommt als das Schlechte. Die jungen Leute, die heute die Mittelschule verlassen, sind, wenn sie überhaupt noch Ideale haben, für alles Mögliche begeistert, nur nicht für ihre Stellung im Universum des Gottesreiches — „Keiner frägt nach Gott."

Und wie vielfach, wie gewaltig sind die oben erwähnten Beziehungen! Das Streben nach Weisheit, nach Tugend, nach Menschenliebe, wo ist es gediegener und glanzvoller dargestellt als in dem Neuen Testament und den paulinischen Briefen? Suchst du große Ziele und erhabene Zwecke, ohne die ein Menschenleben nicht lebenswert ist, suchst du Belehrung über den Wert menschlicher Größe, über Beruf, Hoffnung, Liebe, Eintracht, Vergeltung, Friede, über Bescheidenheit und Ruhmsucht? Für all dies und vieles andere findest du in der Predigt des Herrn und den Apostelbriefen das richtige Maß. Leid und Sorge werden auch unseren Jungen im Leben häufiger zugemessen werden als Glück und Freude; auch dafür sollte ihnen die trostvolle Teilnahme und Verheißung des Heilands öfter wiederholt werden.

Unsere Lehrbücher der Weltgeschichte schweigen sich gewöhnlich über die sittlichen Kräfte, welche die Geschicke der Völker beeinflußt haben, gründlich aus: sie wollen auch keine moralischen Exkurse bieten, aber der Lehrer soll es in richtigem Maße, an der richtigen Stelle. Es wird der Würde der historischen Wissenschaft wahrlich keinen Eintrag thun, wenn ihr Vertreter gelegentlich auf das ewige Ziel der Völker (und damit des Individuums) hinweist, „denn die Kreatur ist Gottes und die kann ihm nicht entfliehn." Man vergleiche übrigens am Schlusse die Worte Villari's! Geradezu überwältigend aber ist die Fülle der Gelegenheit beim sprachlich litterarischen Unterricht; ich wenigstens bin oft erstaunt über die Parallelen, die sich mir aus der Schrift, namentlich den Apostelbriefen darbieten; soll der humanistische Unterricht mehr bieten als ein Vielerlei von Namen und technischen Ausdrücken, so muß sein Inhalt zum wirklichen Leben in Beziehung gesetzt werden, damit auch zur Ewigkeit; darum scheue ich mich nicht, gelegentlich auch Tagesereignisse und Zeiterscheinungen zur Illustration heranzuziehen; auch der wahren Dichtergröße geschieht kein Abbruch, wenn man die Quellen ihrer Aeußerungen aufsucht und solches die Schüler lehrt. Die Schüler der obersten Klassen sind reif genug dafür und lohnen den Lehrer durch gespannte Aufmerksamkeit und eifrige Teilnahme. Mutatis mutandis wird sich Aehnliches auch in den realen Fächern thun lassen; gerade hier hat der geistige Hochmut die größten Orgien gefeiert und am meisten Schaden angerichtet; es giebt noch immer Leute, die mit dem Anschreiben einer chemischen Formel das Welträtsel gelöst zu haben vermeinen. Es wird auch der Lehrer der Naturwissenschaften sich und seinem Fache nichts vergeben, wenn er die Schüler in den Naturwundern die Weisheit des Schöpfers bewundern lehrt, der die Erde den Menschen-

kindern zum Forschen gegeben. „Die Wissenschaft um der Wissenschaft willen" ist eine Tautologie, die zwar der Schüler nicht merken wird, die aber im Leben ihre unheilvollen Früchte trägt.

Dazu ist freilich Eines nötig: Wir müssen uns den theologischen Fragen wieder nähern und das Interesse dafür auch in die Gesellschaft hinaustragen; wir brauchen unter den Laien keine Fachtheologen, aber über die Grundprinzipien soll sich schon als gebildeter Mensch jeder klar sein; es sollte nicht vorkommen, daß eines Mittelschullehrers höchster und einziger Trumpf in theologicis David Strauß ist. Bei einer Institution, die, wie das Christentum, so innig mit dem modernen Völkerleben verbunden ist, habe ich schon vom Vernunftstandpunkte die sittliche Pflicht, mich über das Für und Wider zu orientieren, bevor ich urteile. Wenn, nach einem bekannten Ausspruche Goethe's, das eigentliche, einzige und tiefste Thema der Welt- und Menschengeschichte, dem alle übrigen untergeordnet sind, der Kampf des Unglaubens und Glaubens bleibt; wenn alle Epochen, in denen der Glaube herrscht, herzerhebend und fruchtbar für Mit- und Nachwelt sind, so sollten davon auch die höheren Schulen etwas merken.

Auch das Leben der Seele will geübt und gepflegt sein! Wieviel Zeit wird heute von jung und alt auf die unfruchtbare Lektüre der Tagesblätter verschwendet! Wäre es nicht weiser, eine halbe Stunde der Schrift, der Lesung des Neuen Testamentes zu widmen? Ist es denn eines gebildeten Menschen würdig, wenn er von Paulus nicht mehr weiß, als etwa von Confucius oder Buddha? Auch die Siegesgestalten des Christentums sind im wirklichen, harten Leben gestanden, haben ihre Sorgen und Kämpfe mit sich und der Welt gehabt; von ihnen sollen wir, sollen auch unsere Schüler lernen, was es heißt: „Ich schäme mich des Evangeliums nicht; denn es ist eine Kraft Gottes, selig zu machen alle, die daran glauben!"

Was war es denn, das den Vornehmen der Römerwelt Bewunderung und Staunen abrang und in ihnen selbst nach gewiß oft langen und schweren Kämpfen der verachteten neuen Lehre eine Stätte bereitete? Es war die Ruhe und der Friede, der auf den Gesichtern der geringgeschätzten Christen glänzte, die gegenseitige Liebe und Hilfsberereitschaft unter ihnen, das Tragen der Leiden ohne zu murren; dazu soll auch unsere Gesellschaft zurückkehren, und den Grund dazu hat die Schule zu legen, wenn sie ihre soziale Sendung erfüllen will und es von uns und unseren Schülern nicht heißen soll: „Den Weg zum Frieden kennen sie nicht!"

Es wird mir hoffentlich niemand mit dem Einwande kommen, das sei überflüssig, da es auch eine religionslose Moral gebe; diese zweischneidige These ist ohnedies schon viel zu weit verbreitet, für die Heranbildung der Jugend ist sie aber einfach abzuweisen, und zum Ueberflusse führe ich zwei gewiß unverdächtige Stimmen aus Italien an. Senator Nobili Vitelleschi schreibt in der Nuova Antologia (vergl. Beilage zur Allg. Zeitung 1. Febr. 99): „Will man die sittliche Erziehung der neuen Generationen beleben, so muß die Animosität und Voreingenommenheit in religiösen Dingen abgelegt werden. Man kann keine Phantasiemoral treiben. Die Moral unserer Zivilisation ist die christliche Moral." Ebenso P. Villari, der Nestor der italienischen Historiker (ibid.): „Von allem hat der religiöse Geist sich unter uns mehr und mehr verflüchtigt, so daß wir schließlich in einen Zustand geraten sind, der nicht bloß der Religion,

sondern geradezu dem gesunden Menschenverstand widerspricht. .... Ich spreche hier nicht wie ein Gläubiger, sondern als Historiker, der den wirklichen Sachverhalt prüft, und da behaupte ich: Eine bürgerliche Gesellschaft ohne Religion ist bis jetzt unbekannt; noch niemand hat die Kunst gefunden, ein Volk ohne Religion moralisch zu erziehen. Die Religion existiert im Herzen der Gesellschaft, das ist ein Faktum, welches niemand leugnen kann." Gilt dies nicht in gewisser Beziehung auch für uns und wollen wir solche Warnungsrufe ungehört lassen? Davor bewahre die Schulreformer und unsere Jugend der liebe Gott!

Valentin Holzer.



Gemüt und Geist.

Daß Du, lieber Türmer, in psychologischer Hinsicht auf dem Titelblatt Deiner mir so liebgewordenen Monatsschrift deutlich Farbe bekennst und dieser Farbe treu bleibst in allem, was Du Deinen Freunden bietest, dieser Umstand zeugt davon, daß Du Charakter hast, und sichert Dir die Achtung vieler „Stillen im Lande". „Gemüt und Geist" — Du hast den Mut, einer zünftigen Psychologie gegenüber zu behaupten, daß der Wesenskern des Menschen nicht in seiner formalen Begriffsfähigkeit, d. h. im Geiste, sondern tiefer, d. h. in seinem Gemüte, liegt. Du prägst der Gemeinde Deiner Leser die Wahrheit ein, daß zuerst und vor allem ein transcendenter seelischer Faktor, „das Gemüt", befriedigt werden muß, wenn von wahrer Bildung die Rede sein soll. Persönlichkeit und Charakter, Individualität und Originalität — sie wurzeln in einem metaphysischen Etwas, daß jenseits aller Logik liegt. Und Du hast recht daran gethan, dieses Etwas mit „Gemüt" zu bezeichnen. Siehe hinein in die psychologischen Werkstätten —: ob ein Altmeister wie Wundt das seelische unauflösbare x die „psychische Kausalität" nennt, ob ein Hartmann ins dunkle Reich des „Unbewußten" hinabsteigt oder ein Du Prel einen „Astralleib" konstruiert, überall bricht mit Macht die Einsicht hervor, daß hinter und über dem erkennenden Geiste ein anderes immaterielles Sein vorhanden ist, welches des Menschen unzerstörbare Wirklichkeit darstellt! Diese Wirklichkeit des „Gemütes" nach religiöser und künstlerischer Seite lebendig zu erhalten, hast Du Dir zur vornehmsten Aufgabe gemacht. Dafür gebührt Dir der Dank aller, die gegen den Strom der zeitgemäßen Oberflächlichkeit schwimmen. **K. Haase,** Cammin (Pomm.).

Bemerkung des Türmers: Trotzdem der T. nur ungern ein Lob über sich veröffentlicht, hielt er sich nicht für berechtigt, die obigen Ausführungen zu unterdrücken. Treffen sie doch den Kern des Gedankens, der in der That jener Inschrift zu Grunde liegt.



Eine Lanze für Sudermann.

Ich bin ein eifriger Leser des „Türmers" und mit vielen seiner Ansichten über die moderne Litteratur sehr einverstanden. Es thut mir um so mehr leid, daß Sie Aufsätze wie „Iffland oder Shakespeare" von F. Lienhard so ohne weiteres aufnehmen. Dieser Artikel enthält Ansichten über Sudermanns „Johannisfeuer", denen ich durchaus nicht beistimmen kann. Ich greife ein paar Punkte heraus.

1) Ist es wirklich ein „minderwertiges Durchschnittspaar", das Sudermann schildert? Ich bestreite es energisch. Ist es ein Durchschnittsmädchen, dies „Heimchen" mit der zarten, süßen Seele, das sich zu dem harten Entschlusse aufringt: „Meine Mutter stiehlt, ich stehle mir auch mein Glück" ? — Sind es gewöhnliche Seelenkämpfe, die Georg und Heimchen durchringen, wirklich? — Ich fürchte fast, der Herr, der das behauptet, hat entweder einer recht mittelmäßigen Aufführung beigewohnt oder das Stück nur — gelesen. Und Sudermann will allerdings gesehen sein.

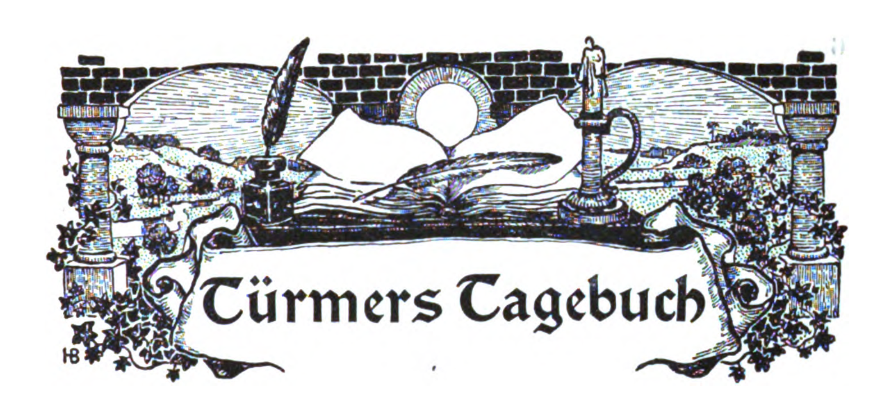
2) In der recht matt geschilderten Johannisnacht finden sie sich zu verbotenem Genuß." Wann? Es ist doch wohl ein recht kräftiger Kontrast, dieser schwache Durchschnittsmensch von Theologe und der hohe, germanische Georg! Dann der Gegensatz zwischen der kindlich-unschuldigen Trude und Georg, den, vom Schicksal gedrängt, die verheerenden Flammen der Leidenschaft erfassen! — Gewiß, es könnte die Handlung noch reißender, heftiger gehen, — aber welches Stück ist der Vollendung sicher? Doch, „matt geschildert"? Nein.

„Sie finden sich zu verbotenem Genuß." „Verboten?" Gewiß, durch die Sitte verboten. Aber hinter Herrn Lienhards Worten steckt mehr. Und das hat Sudermann nicht gemeint. Wohl fällt der Vorhang über zwei verschlungenen Gestalten, aber geben Sie, mein Herr, Ihrer Phantasie nicht so weiten Raum.

3) Und nun zu dem so viel bemängelten vierten Akte. Was ist schwerer, dem furchtbaren Dilemma durch den Tod aus dem Wege zu gehen oder den Kampf ein Lebenlang zu kämpfen? Was erregt mehr Mitleid, eine Liebende, die sich tötet, oder unser Heimchen, das in die Fremde geht und in Arbeit ein freudeloses Dasein hinschleppt? — Man rügt das „zaudernde Hin und Her". Aber das ist ja doch das Werden der Aktion, und wie allgemeinmenschlich! — Und vollends Sätze wie „Sudermann ist Gesellschaftsmensch" sind aus der Luft gegriffen. Bedenken Sie „Johannes". Allen Lesern des „Türmers" Gruß.

H. E. Luedecke.





Was der Türmer „dazu“ sagt. — Babylonisches. — Nur ein Mensch und Christ.

. . . Und nun kommen die verehrten Leser und Freunde und fragen: „Was sagt der Türmer ‚dazu‘?“ Der aber möchte ihnen am liebsten mit Mignon im „Meister“ antworten: „Heiß mich nicht reden, heiß mich schweigen . . .!“

Und doch ist nicht Schweigen, sondern Reden „Pflicht“. Wäre es noch nötig gewesen, so müßten es die Ereignisse der letzten Zeit bewiesen haben, daß es mit dem frommen Glauben an die unfehlbare Weisheit einer hohen Regierung nicht gethan ist, und daß auch das „Gottesgnadentum“ bei aller Weihe, die ihm unbenommen bleiben soll, nicht im Sinne einer göttlichen Vorsehung aufgefaßt werden darf, deren dunklem Walten man sich mit dem Opfer des eigenen Intellekts und Gewissens fatalistisch zu fügen habe. Mit der, teils ehrlich geglaubten, öfter aber nur aus Bequemlichkeit und — Vorsicht geheuchelten Wahnvorstellung, als habe das Volk jede Mitwirkung an der hohen Politik ängstlich zu meiden, weil deren kunstvolle Kreise dadurch gestört werden könnten, mit diesem dumpfen Druck, der dem Deutschen noch aus den Zeiten des Despotismus her in den Knochen liegt, muß wohl oder übel gebrochen werden. Wo die Politik als schwarze Kunst dem profanen Auge des Volkes sorgfältig verschleiert wurde, hat sie noch nie wahrhaft Großes, Gutes und Dauerndes geschaffen. „Die großen Ziele der auswärtigen Politik eines großen Volkes,“ so schrieb erst kürzlich Karl Jentsch, „können nicht in der Brieftasche des Monarchen oder in seinem Kabinett versteckt bleiben; die können nur erreicht werden, wenn sie das ganze Volk kennt, anerkennt und in jahrelanger, in jahrzehntelanger Arbeit beharrlich verfolgt. Was Bismarck Großes vollbracht hat, das hat er vollbracht als Vollstrecker des Volkswillens: Deutschland einigen, das haben seit 1806 alle Guten, es nach dem kleindeutschen Programme einigen, das haben seit 1848 die einflußreichsten Kreise Norddeutschlands und die süddeutschen Liberalen gewollt, und

den Anmaßungen Frankreichs Grenzen setzen, seinem Gelüst nach der Rheingrenze und der ewigen Beunruhigung Europas durch seinen kindischen Ehrgeiz ein Ende machen, das hat ebenfalls jeder vernünftige Deutsche gewollt."

In zwei Fällen besonders wird das natürliche Recht eines freien Volkes, an seinen Geschicken mitraten und -taten zu dürfen, zur gebieterischen Pflicht. Einmal, wenn seine Leitung sich in Widersprüche verwickelt, für die sie selbst keine befriedigende Lösung mehr weiß. Es wäre selbstverständlich thöricht und schädlich, von der Regierung über jede schwebende Verhandlung, jeden noch ungeklärten Einzelfall Rechenschaft verlangen zu wollen. Aber wenn das Volk folgen soll, muß es wissen, wohin es geführt wird. Sogar in dem absolutistischen Rußland wird die öffentliche Meinung darüber aufgeklärt. Irgend ein großes Ziel muß dem Volke gegeben werden: wie sollte es sonst an seiner Verwirklichung mitarbeiten? — Der zweite Fall tritt ein, wenn ein Volk in eine Richtung gedrängt wird, die seiner innersten Eigenart, seinem nationalen und sittlichen Empfinden widerstrebt. So wenig wie der Einzelne, kann ein Volk gegen seine Individualität glücklich gemacht werden. Was dem einen „sin Uhl", ist dem andern „sin Nachtigall".

Wie steht es nun bei uns?

Beneidenswert derjenige, der auch nur in den allergröbsten Zügen anzudeuten wüßte, welchen Weg wir einschlagen müßten, um uns auf dem Wege einer zielbewußten Regierung zu befinden! Der auch nur zu sagen wüßte, welche von den ausländischen Mächten etwa wir als befreundete und welche wir als Gegner zu betrachten hätten. Der uns darüber Auskunft geben könnte, ob wir uns im Zustande der Neutralität oder der Parteinahme für England befinden; ob wir Krieg mit China führen oder nicht, was wir in China überhaupt wollen, außer der „Rache", die doch kein politisches Programm vorstellen kann. Und so weiter — das Fragespiel kann fortgesetzt werden. Soviel Fragen, soviel unentwirrbare Widersprüche.

Es ist uns gesagt und auch England offiziell auf das bündigste erklärt worden, Deutschland habe ein unantastbares Interesse an der Unabhängigkeit der Burenrepubliken, und wir geben diese Unabhängigkeit, an der wir so stark interessiert sind, ohne Bedenken preis. Oder können sich die „wohlverstandenen Interessen" eines großen Staatswesens in so kurzer Zeit so von Grund aus verändern? Ein Staatswesen mit so beliebig ein- und auszuschaltenden „Interessen" müßte auf einer sehr lustigen Grundlage aufgebaut sein. Die Notwendigkeit einer größeren Flotte ist uns durch den Hinweis auf die Ueberlegenheit Englands begründet worden. Wenn wir aber mit England ein Herz und eine Seele sind, uns auf eine so innige und dauernde Interessengemeinschaft mit ihm einrichten, daß wir mit ihm Bündnisse schließen, daß wir darauf hin sogar den Bruch mit Rußland wagen, d. h. den Bruch mit unserer ganzen traditionellen Politik, der Politik Preußens seit Jahrhunderten, der deutschen

Politik Bismarcks und Kaiser Wilhelms I. — wozu, fragt da der einfache Verstand des Volkes, brauchen wir denn dann eine so starke Flotte? Thäten wir da nicht besser, in erster Reihe unsere Landmacht zu verstärken? Es gehörte ein starker Impuls dazu, die Nation zu den ungeheuren Opfern für die Flotte zu bewegen; wird sie solche Opfer noch auf sich nehmen, wenn diese Flotte dazu dienen soll, im Notfalle — die englische zu verstärken? Oder ist auch diese Politik etwa — nicht ernst zu nehmen? Ist sie nur einer der heute so beliebten „genialen Schachzüge"? Ich gestehe, ich habe zu der Genialität beliebig wechselnder Bündnisse nur geringes Vertrauen. Bündnisse zwischen Staaten werden nicht aus freier Wahl, aus Sympathie der Seelen geschlossen, sondern nur auf der Grundlage gemeinsamer Interessen. Die aber sind gegeben, von der territorialen Lage, den wirtschaftlichen Verhältnissen und ähnlichen Faktoren bedingt, an denen auch der mächtigste Wille nichts ändern kann. Entweder liegen unsere Interessen auf der Seite Englands oder sie liegen auf der Rußlands. Ein Drittes giebt es nicht. Alle „genialen" Versuche, hin und her zu lavieren, um augenblickliche Profitchen einzuheimsen, werden sich auf die Dauer immer rächen. Der Gegner wird nicht gewonnen, der Freund aber kopfscheu gemacht und zuletzt verloren.

Die Ausweisung des Präsidenten Krüger hat unser verantwortlicher Staatsmann durch die Gebote einer peinlich erfüllten Neutralitätspflicht zu erklären versucht: auch nicht den Schein einer Parteinahme für die Buren habe das Deutsche Reich auf sich laden dürfen. Aber der deutsche Kaiser beglückwünscht die gegen die Buren ausrückenden englischen Soldaten; er verleiht dem Feldherrn, den die Engländer als „Burenbesieger" feiern, die höchste Auszeichnung, die er zu vergeben hat; er rechnet es sich mit freudigem Stolze zur höchsten Ehre, als englischer Feldmarschall dieselbe Uniform tragen zu dürfen, die jener „Burenbesieger" trägt, er giebt der Ueberzeugung Ausdruck, die ganze deutsche Armee werde sich dadurch geehrt fühlen!

Das deutsche Volk steht alledem mit absoluter Verständnislosigkeit gegenüber. Von seiner Auffassung zu derjenigen seines obersten Vertreters führt keine Brücke. Das deutsche Volk ehrt die Empfindungen und Anschauungen seines Kaisers unter allen Umständen, aber es hat in dieser Frage die genau entgegengesetzten. Den englischen Söldnern, die ausziehen, ein freies, frommes, stammverwandtes Volk zu vernichten, wünscht es die Pest an den Hals! Für eine Kriegführung wie die englische in Südafrika, mit Lyddit- und Dumdumgeschossen, mit Mordbrennen und Frauenschänden hat es nur tiefsten Abscheu und schäumende Empörung. Soll doch nach dem Bericht eines evangelischen Geistlichen etwa ein Drittel sämtlicher Burenfrauen von den entmenschten Horden geschändet worden sein! Und es hat für die verantwortlichen Führer in diesem „Feldzuge" keinen Funken von achtungsvoller Sympathie oder gar brüderlicher Gesinnung. Es haßt und verabscheut diesen ganzen „Krieg" mit all seinen Anstiftern und Häuptlingen vom Grund seiner Seele aus.

Nein, das Volk versteht den Kaiser schlechterdings nicht. Es versteht nur eins: daß der Kaiser ganz andere Vorstellungen von der objektiven Sachlage sowohl, wie auch von der einmütigen Stimmung im Lande haben muß. Denn es muß als ausgeschlossen gelten, daß ein deutscher Kaiser in seinem Urteilen und Empfinden so grundsätzlich von dem der ganzen Nation abweichen könnte, wenn er dieselben Dinge mit denselben Augen ansähe. Wer aber von beiden Teilen ist im Irrtum?

Das einmütige Gewissen eines ganzen Volkes kann nicht irren, oder dieses Volk müßte im Kerne verderbt und verfault sein. Und um eine Frage des Volksgewissens und der Volksseele handelt es sich hier, nicht um bloße politische Opportunitätsfragen. Hier stehen höhere Güter auf dem Spiel, als eine Provinz in China oder Afrika: die seelische Gesundheit und Integrität des Volkes, ohne die auch kein äußerer Erfolg von Dauer ist; die Reinerhaltung seiner nationalen Eigenart, die vor allem eine Eigenart des Denkens und Fühlens, eine geistige und sittliche Eigenart ist; mit einem Wort: die Weltanschauung, die Moral des Volkes.

Muß diese nicht im Tiefsten verwirrt, ja untergraben werden, wenn das Volk von autoritativer Stelle aus fortgesetzt geehrt und verherrlicht sieht, die ihm als die Vertreter schmachvollen Unrechtes gelten; geringgeschätzt und kalt zurückgewiesen, die ihm die Sache des geschändeten Rechtes verkörpern? Wenn so dem Volke zugemutet wird, seine Begriffe von Gut und Böse, Recht und Unrecht, Wahrheit und Lüge von Grund aus umzukehren? Man hat sich so reichlich über Nietzsche's „Umwertung aller Werte“ entrüstet. Was wird denn aber hier thatsächlich, wenn auch unbewußt, angebahnt, wenn nicht eine Uebersetzung dieser „Umwertung“ aus der Theorie in die Praxis? Aus der Retorte des weltfremden Philosophen schleicht sich das Gift in die warmblütigen Adern des Volkes. Oder bedeutet es nicht eine solche Transfusion, wenn der erste Beamte des Reiches urbi et orbi verkündet, die Politik stehe jenseits von Gut und Böse? „Was da fällt, das soll man noch stoßen“, sagt Nietzsche. Die Burenrepubliken fallen, also stoße man ihr hilfesuchendes Oberhaupt noch von der Schwelle des christlichen Deutschen Reiches. Gut ist der Starke, der Rücksichtslose, sagt Nietzsche, die „blonde Bestie“, die mit den Instinkten des Raubtiers niedertritt und zerfleischt, was sich mit seiner „Sklavenmoral“ ihr in den Weg stellt. Die Engländer sind die Starken, die blonden Bestien, die ihre Tatzen in das zuckende Fleisch des schwachen, kleinen Burenvölkleins schlagen. Also sind sie die „Guten“, die „Herrenmenschen“, es ist eine Ehre, ihre Farben zu tragen. „Zerbrecht die alten Tafeln!“

Dies ist der Spiegel, der ungetrübte Spiegel, in dem sich die Ereignisse der jüngsten Zeit der Volksseele darstellen. Ueberflüssig zu betonen, daß Sr. Majestät dem Kaiser bei seinem Thun auch nicht einmal die bloße Möglichkeit solcher Folgerungen vorgeschwebt hat. Der Kaiser will zweifellos nur das Beste, an der Lauterkeit seines Wollens zweifelt kein anständiger und ver-

nünftiger Mensch. Aber der Kaiser ahnt nicht, er konnte vielleicht — auf Grund des Bildes, das er sich von der ganzen Sachlage zu machen in der Lage war — nicht einmal ahnen, welche Wirkung sein Verhalten in der Frage thatsächlich bei den weitesten und gerade den besten Kreisen seines Volkes hervorbringt. In der Reichstagssitzung vom 22. November 1900 sagte der konservative Abgeordnete Freiherr von Wangenheim: „Ich halte es für meine Pflicht, ganz offen hier auszusprechen, daß ich aus eigener Erfahrung weiß, daß es Stellen, daß es Kreise giebt, welche grundsätzlich Seine Majestät mit gefälschten Berichten mitunter versehen. Ich würde dieses Wort hier nicht aussprechen, wenn ich das nicht aus eigener Erfahrung wüßte. Ich spreche es mit vollem Bewußtsein aus, nicht im Auftrag meiner Fraktion, ich spreche ohne Auftrag derselben, nicht etwa, um hier Sensation für meine Person zu machen; aber im Namen von Hunderttausenden der treuesten deutschen Männer im Lande, welche es schwer und schmerzlich empfinden, daß es Kreise, einflußreiche Kreise giebt, die eine Wolke von Nebel zwischen den Allerhöchsten Herrn und das deutsche Volk zu schieben suchen, eine Wolke, welche nicht nur aus dem sehr reichlich geschwungenen Weihrauchfaß stammt, sondern teilweise auch recht wenig wohlriechende Teile enthält."

Ein Zustand aber, in dem sich Volk und Kaiser nicht mehr verstehen, ist für das monarchische Gefühl auf die Dauer unerträglich, für den monarchischen Gedanken geradezu verhängnisvoll, — schleichendes Gift, das langsam aber mit tödlicher Sicherheit um sich frißt und schließlich zur Zersetzung der Grundlagen unseres Staatslebens führen muß. Man kann ohne die geringste Uebertreibung behaupten, daß seit der Begründung des Deutschen Reiches kein Ereignis oben oder unten, keine verfehlte Maßnahme der Regierung, keine Hetzrede roter und rötester Umstürzler, keine sozialdemokratische Agitation dem monarchischen Gedanken so klaffende, blutige Wunden geschlagen hat, wie unsere offizielle Stellung in der Burenfrage. Wahrlich, „herrlichen Tagen" müssen wir erst entgegengeführt werden, bis diese Wunden ganz verheilen können. Jeder, der mitten im Leben steht, weiß das, es ist eine Thatsache, die leider schon Geschichte geworden ist. Aus Herzen, die ihren letzten Blutstropfen für Kaiser und Reich zu vergießen freudig bereit sind, haben sich Empfindungen, haben sich Worte herausgerungen und gelöst, die Gott gaben, was sie dem Kaiser nicht geben konnten. Vielleicht zum erstenmal in ihrem Leben trat ihnen mit seiner ganzen majestätischen Macht das Wort vor die erschütterte Seele: „Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen." Und es ist gut so, trotz alledem! Denn es zeugt davon, daß unser Volk die „alten Tafeln" noch lange nicht „zerbrochen" hat, daß es sie festhält als sein Heiligtum, an das ihm niemand rühren darf!

Dem gegenwärtigen Zustande muß ein Ende gemacht werden, und das kann nur geschehen, indem das deutsche Volk Se. Majestät den Kaiser in

schuldiger Ehrerbietung aber auch mit rückhaltloser Offenheit darüber unterrichtet, daß es die Stellung, die ihm in der südafrikanischen Frage offiziell zugemutet wird, in Wahrheit nicht einnimmt und nicht einnehmen will; daß es jede, auch nur rein äußerliche oder scheinbare Gemeinschaft mit der englischen Sache auf das entschiedenste zurückweist, und daß Se. Majestät sich den heißen Dank seines ganzen Volkes erwerben würde, wollte sie diesem seinem einmütigen Wunsche Rechnung tragen.

Dies in würdiger und wirksamer Weise auszusprechen, giebt es nur einen geeigneten Ort: den deutschen Reichstag. Es ist, wie auch Freiherr von Wangenheim in seiner Rede weiter ausführte, „volle Pflicht eines Abgeordneten, auf solche Uebelstände hinzuweisen, denn dadurch, daß sie verschwiegen werden und nicht an dem einzigen Orte zur Sprache kommen, an welchem sie von uns zur Sprache gebracht werden können, wächst die Verstimmung und Erbitterung im Lande . . ." An diese Pflicht muß das deutsche Volk seine erwählten Vertreter auf das nachdrücklichste erinnern. In jedem Wahlkreis sollten Versammlungen abgehalten werden, die den Abgeordneten des Kreises mit der Erfüllung dieser Pflicht energisch beauftragen.

Soll die Volksstimmung sich noch weiter durch empörte Reden und Flüche am Biertisch, durch die versteckten, aber giftigen und sicher zielenden Pfeile der Witzblätter Luft machen? Auch dergleichen muß als Ventil dienen, so lange kein anderes geöffnet wird, das der Würde und Gesundheit eines freien Volkes angemessener ist. Der dient dem Kaiser schlecht, der, wo es darauf ankommt, in devotem Schweigen vor der Majestät erstirbt und hinterher seine steifleinene Loyalität wollüstig in die Lauge des neuesten Kalauers tunkt. Der Kaiser hat ein Recht auf Wahrheit.

Das wäre, was der Türmer „dazu" sagt.

* * *

Sie müssen schon derb angepackt werden, unsere lieben Deutschen, damit etwas zum Vorschein kommt, was nach einer gemeinsamen Volksseele aussieht. Die Bewegung für die Buren zeitigte solche erfreuliche Erscheinung. Am Boden klebende Krämerseelen und moralisch Verkümmerte, denen diese Erregung ebenso unbegreiflich und lächerlich bleibt, wie jede andere, die sich nicht in „Bar" umsetzen läßt, giebt es ja überall. Und auch das anmaßende hochpolitische Gethue gewisser Schreiber, die besonders nach oben und nach außen hin die Volksstimmung zu vergolden strebsam beflissen sind, thut deren Einmütigkeit keinen Abbruch und begegnet nur verständnisvoller Würdigung seiner menschlichen, ach, allzumenschlichen Motive. Wir wollen es diesen Redlichen nicht verdenken, daß sie sich ihr Brot auf ihre Weise verdienen. Nur sollen sie sich in ihrem löblichen Diensteifer nicht erkühnen, über die Gewissensüberzeugung freier Männer zu Gerichte zu sitzen und ihnen Vorschriften über publizistischen Anstand zu machen.

Im übrigen sind wir ein zerklüftetes Volk, dessen einzelne Klassen, Stände, Gruppen und Parteien einander nicht mehr verstehen. Der konfessionelle Riß, so beklagenswert er auch sein mag, ist noch lange nicht der tiefste. Es stehen sich Weltanschauungen gegenüber, die kaum noch Gemeinsames haben. Man giebt sich auch nur selten die Mühe, einander zu verstehen, überträgt vielmehr den sachlichen Widerstreit gern auf das persönliche Gebiet, indem man den Gegnern allerlei niedrige Motive und intellektuelle Mängel unterschiebt. Daß diese Entfremdung auch in Kunstfragen zum Ausdruck kommt, ist nur natürlich. Denn wie jemand sich zur Kunst stellt, wird doch dadurch bedingt, wie er sich zu den allgemeinen Problemen der Welt und des Lebens stellt, was ihm darin als Wahrheit und erstrebenswertes Ziel vorschwebt.

Bei den jüngsten Reichstagsverhandlungen über die Theaterzensur, deren „Aufhebung" von liberaler Seite beantragt war, konnte man sich wieder so recht in das Schauspiel eines völlig unfruchtbaren Kampfes versenken. Beide Teile kämpften gegen Windmühlen, jeder meinte etwas ganz anderes. Wollte die Rechte die gemeine Unsittlichkeit treffen, die mit Kunst nichts zu thun hat, so verstand die Linke darunter einen Angriff gegen die „Freiheit der Kunst" und führte triumphierend das Verbot von hochragenden Dichtwerken, wie Tolstojs „Macht der Finsternis" und Björnsons „Ueber unsre Kraft" ins Feld, obwohl niemand im Hause diese wunderlichen Mißgriffe gebilligt hatte. Verlangte die Linke, daß die Kunst gegen solche unwürdige und thörichte Bevormundung geschützt werde, so sah die Rechte darin die Zumutung, nunmehr den ganzen Schmutz skrupelloser Litteraten und Theaterunternehmer straflos und in üppiger Freiheit gewähren zu lassen. Kurz, die reine babylonische Sprachverwirrung. Es geht nun aber doch nicht an, sämtliche Freunde der Censur als unwissende und kunstfeindliche Banausen einzuschätzen, ihre sämtlichen Gegner aber als unmoralische Charaktere, die sich nur in der Gosse wohl fühlen und bewußt darauf ausgehen, das Volk durch gemeine Darstellungen vergiften zu lassen.

Schon die Formulierung des Antrags „Aufhebung der Zensur" giebt keine ganz richtige Vorstellung von der Sache. In Wirklichkeit handelt es sich um die Frage: Präventiv-Zensur oder Zensur nach oder u. U. gar während der Vorstellung. Denn auch nach Aufhebung der Präventiv-Zensur würde es sich die Polizei nicht nehmen lassen, die Theater zu überwachen und die Weiteraufführung solcher Vorstellungen, die ihr die gesetzlichen Handhaben dazu bieten oder zu bieten scheinen, aus ordnungspolizeilichen Gründen zu verhindern. Wenn derartige Fälle in präventiv-zensurfreien Städten sich nur selten oder gar nicht ereignen, so liegt das an dem Geiste des gegebenen Milieus und an dem, in welchem die betreffenden Behörden ihre Aufgabe dem Theater gegenüber auffassen. In Preußen, besonders in Berlin, dem Brennpunkt aller „umstürzlerischen" Geister, wäre mit der bloßen Aufhebung der Präventiv-Zensur ohne sonstige gesetzliche Kautelen der „Freiheit der Kunst"

wohl nur wenig genutzt. Die Präventiv-Zensur würde dann noch viel schärfer geübt werden, zwar nicht mehr von der Polizei, aber — von den Theaterdirektoren. Man würde sein blaues Wunder erleben, welche rigorosen Begriffe von Sittlichkeit und staatserhaltender Gesinnung diese Herren plötzlich entwickeln würden, wenn sie sich der Gefahr ausgesetzt sähen, den ganzen, oft sehr beträchtlichen Kostenaufwand für ein neueinstudiertes Stück durch dessen wahrscheinliches oder auch nur mögliches Verbot zu verlieren. Wie mancher an der ehernen Moral und Staatstreue des Herrn Direktors abgeprallte Autor würde sich da den vielgeschmähten Zensor zurücksehnen, der doch wenigstens nicht gleich für seine materielle Existenz zu zittern brauchte, wenn er einmal ein Auge zudrückte. Stücke, wie die „Weber" von Hauptmann, auf gut Glück einzustudieren, würde sich schwerlich ein Theaterdirektor beikommen lassen. Eine preußische Ordnungsbehörde, die sich in ihren Rechten gekränkt fühlte und von oben herab die nötigen Winke, von den Gerichten verstärkte Unterstützung erhielte, würde der Freiheit der Kunst ohne Präventiv-Zensur viel gefährlicher werden als mit ihr.

Es steht hier, wie man sieht, nicht eine Prinzipienfrage zur Erörterung, sondern nur eine solche der größeren oder geringeren Zweckmäßigkeit. Denn eine völlige Aufhebung jeder staatlichen Aufsicht über unsere wirklichen oder sogenannten Kunstinstitute läßt sich doch, wie die Dinge auf der einen und auf der anderen Seite liegen, nicht im Ernste diskutieren. Es kommt also darauf an, den gegenwärtigen Zustand der Zensur zu verbessern, das aber kann man nicht durch öde Prinzipienreiterei, sondern nur durch praktische Vorschläge.

Man sollte vor allem nicht alles über einen Leisten schlagen. Befreie man doch auf Antrag einzelne bewährtere und vertrauenswürdigere Theater bedingungsweise von der Präventiv-Zensur, etwa mit der Bestimmung, daß sie diese Freiheit verlieren, sobald sie sich des in sie gesetzten Vertrauens unwürdig erweisen. Das wäre zugleich ein Ansporn für die übrigen, ebenfalls durch Reinerhaltung ihrer Institute in diese angesehene und bevorzugte Stellung aufzurücken. Es käme auf den Versuch an, schaden könnte er ja kaum, weil ein Mißbrauch der Freiheit deren Verlust nach sich zöge.

Man sichere ferner Autor und Direktor gegen allzu schneidiges Vorgehen der Zensur dadurch, daß man dieser eine Verantwortlichkeit nicht nur gegen die vorgesetzte Behörde, sondern auch gegen die zu Unrecht geschädigte andere Partei auferlegt. Wenn der Censor zu gewärtigen hätte, daß er nach erfolgter gerichtlicher Entscheidung für den Schaden aufzukommen hat, den er den Beteiligten durch ein ungerechtfertigtes Verbot etwa zugefügt, so würde ihn das sicher in vielen Fällen, wo er jetzt mit dem Rotstift nur zu schnell bei der Hand ist, zu weiser Mäßigung und reiflichster Nachprüfung stimmen. Jetzt liegt die Sache so, daß er einzig das Mißfallen seiner Vorgesetzten zu fürchten hat, mit dem zu zensierenden Werke aber, das unter Umständen für eine oder

mehrere Personen eine Existenzfrage bedeutet, mit souveräner Unverantwortlichkeit schalten und walten kann. Der Staat hat das Recht, über dem Wohle der Gesamtheit zu wachen, verderbliche Einflüsse von ihr fernzuhalten. Gut. Er hat aber nicht das Recht, den Einzelnen ohne Not, ohne gesetzlichen Grund, zu schädigen, und wo er es dennoch gethan, da hat er für den Schaden aufzukommen. Darüber zu entscheiden, ob und inwieweit ein solcher vorliegt, sind allein die Gerichte berufen. Will man aus humanen Rücksichten dem einzelnen Beamten eine Verantwortung in diesem ganzen Umfange nicht aufbürden, was auch ich nicht wünschte, so hat jedenfalls der Staat für den in seinem Auftrage und in seinem Namen verursachten Schaden einzutreten. Mich dünkt dies eine Forderung einfacher Gerechtigkeit, — dasselbe Prinzip, das für die Entschädigung unschuldig Verurteilter gelten soll.

Der ideale Zensor, der es allen recht macht, wird natürlich nie gefunden werden, ist auch gar nicht nötig. Wohl aber müßte es möglich sein, diesen Posten mit geeigneteren Persönlichkeiten zu besetzen, als diejenigen gewesen zu sein scheinen, die bisher meist dazu erlesen wurden. So achtbar der Stand eines Militärs a. D. oder Landrats — zur Beurteilung litterarischer Erzeugnisse, zur psychologischen Abmessung der Wirkungen, die sie ausüben könnten und würden, befähigt er an sich noch nicht. Das verantwortungsvolle Amt eines Zensors müßte materiell und ideell höher gewertet werden, dafür dürfte man aber auch an dessen Inhaber höhere Ansprüche stellen. Eine gründliche und umfassende litterarische und ästhetische Bildung ist doch wohl das erste, was man von jemand verlangen muß, der über Sein oder Nichtsein der gesamten dramatischen Produktion der Gegenwart im Sinne ihrer natürlichen Bestimmung entscheiden soll. Die Anstellung dürfte nur nach Prüfung durch einen Ausschuß erfolgen, dem etwa ein Vertreter der Verwaltungsbehörde, einer des Kultusministeriums und eine Autorität der Litteratur und Aesthetik anzugehören hätten. Ist es denn auch durchaus notwendig, den Zensor unbedingt aus den Kreisen der Beamten zu nehmen? Jeder moralischen und intellektuell qualifizierten Persönlichkeit sollte es freistehen, sich um das öffentlich ausgeschriebene Amt bewerben zu dürfen.

Für den Vorschlag, dem Zensor einen künstlerischen Beirat aus den Kreisen der freien Schriftsteller und Künstler zur Seite zu stellen, kann ich mich nicht erwärmen. Dieser Beirat würde — er könnte sich anstellen, wie er nur wollte — unfehlbar immer das Odium seiner Berufsgenossen auf sich laden und in der öffentlichen Meinung diskreditiert werden. Man würde diesen Herren durch Vorwürfe der Parteilichkeit, der Engherzigkeit, Streberei u. s. w. ihr Amt so gründlich verekeln, daß sie es bei einigermaßen reizbarem Ehrgefühl bald freiwillig niederlegen würden. Das Geschrei und die Unzufriedenheit würden nur noch größer. Dagegen möchte ich die Bildung eines aus mehreren, etwa drei Personen bestehenden beamteten Zensur-Komitees empfehlen, und zwar gewissermaßen „mit verteilten Rollen“ nach Art des angedeuteten Prüfungs-

Ausschusses. Was dem einen zweifelhaft bleibt, darüber sind vielleicht die anderen in der Lage, Klarheit zu schaffen. Jeder, der die befruchtenden und klärenden Wirkungen der Diskussion an sich selbst erfahren hat, wird mich ohne weiteres verstehen. — Freilich, dazu muß der Staat etwas tiefer in den Säckel greifen. Haben wir denn aber nur noch für Khaki-Ausrüstungen und pomphafte Empfänge und Aufzüge Geld? Wenn man der Kunst und Litteratur eine so tief greifende Wirkung auf das Volksleben zuschreibt, wie das die Vertreter des Regierungsstandpunktes im negativen Sinne thaten, dann müssen auch im positiven Sinne die nötigen Mittel da sein.

Ich persönlich hätte gegen die Aufhebung der Präventiv-Zensur mit entsprechender Handhabung des Strafgesetzes für die ernsteren Kunstanstalten nichts einzuwenden; gewisse Institute niederen Genres, als da sind Variétés, Tingeltangel und dergl., müßten freilich nach wie vor der vorbeugenden Ueberwachung unterliegen. Ich glaube nicht, daß ohne Präventiv-Zensur noch schlechtere Stücke aufgeführt würden. Wenn ich mich gegen die Aufhebung erkläre, so thue ich das lediglich und gerade im Interesse einer möglichst geringen Verkümmerung der Kunst, aus den Gründen, die ich oben dargelegt habe. Gewiegte Praktiker unter den Bühnenleitern stehen auf dem gleichen Standpunkte. Die Erfahrenen sind nicht ahnungslos genug, um sich für die schöne Idee einer „Freiheit" zu begeistern, die in Wirklichkeit nur einem Hangen und Bangen in schwebender Pein und einem alle Initiative lähmenden Drucke gleichkäme. Die gesetzlichen Bestimmungen allein machen es nicht; es kommt darauf an, in welchem Geiste und von wem sie gehandhabt werden. Dieser Geist aber, wie er — erfreulicher- und unerfreulicherweise — an den maßgebenden Stellen nun einmal herrscht, würde aus der Aufhebung der Präventiv-Zensur jedenfalls nicht den Schluß ziehen, daß nun die „Kunst" sich in absoluter „Freiheit" tummeln dürfe; im Gegenteil! Die Imponderabilien fallen eben zuletzt immer ausschlaggebend in die Wagschale, mit ihnen muß daher in erster Reihe gerechnet werden.

Ich möchte das Thema nicht verlassen, ohne meine ganz persönliche Stellung zu den Vertretern beider Parteien in dieser Frage klargelegt zu haben. Ich bedaure tief, daß die Verfechter der „Freiheit der Kunst" so wenig, so gar kein Verständnis dafür haben, daß der heilige Name der Kunst nicht als Deckmantel für Bestrebungen und Gebarungen mißbraucht werden darf, die mit Kunst nur sehr entfernte Beziehungen haben, die zum großen Teil keinem anderen Zwecke dienen, als dem ganz gemeinen Geldgeschäft, allenfalls noch dem Kitzel der Eitelkeit und der streberischen Sucht, sich um jeden Preis bemerkbar zu machen, sich „durchzusetzen". Auf diese rein privaten und zudem vielfach noch unlauteren Gelüste und Bedürfnisse hat der in Mitleidenschaft gezogene Staat nicht die geringste Rücksicht zu nehmen. Ich bedaure aber eben so tief, daß man auf der anderen Seite die Kunst nur im negativen Sinne, als Gift und öffentliche Gefahr, zu kennen scheint, nicht aber

auch im positiven Sinne bemüht ist, sie gegen unberechtigte Eingriffe zu schützen, auf ihre berechtigten Klagen auch nur einzugehen. Hat man doch auf jener Seite mit der ganzen Unschuld eines von des Gedankens Blässe unangekränkelten Gewissens kurz und bündig erklärt, wie die Zensur jetzt gehandhabt werde, so sei es gut, sie werde mit erfreulichem Geschick geübt, nur noch nicht scharf genug. Auch ich habe ihre Schärfe öfter gerade dort vermißt, wo sie m. E. wirklich geboten war. Aber nachdem die letzte gerichtliche Instanz das Ungeschick der Zensur und damit die Vergewaltigung der Kunst in Gestalt einer ganzen großen Reihe ernster und bedeutender Kunstwerke „im Namen des Königs" festgestellt hat, sollte man doch auf der anderen Seite diese Thatsache nicht geringschätzig ignorieren. Es liegt darin eine Geringschätzung der Kunst — nicht nur, sondern auch eine Einschätzung der eigenen Bildung und Gesittung. Man kann sich auch nicht immer nur auf „Goethe und Schiller" berufen; es giebt auch eine werdende Kunst, die es nicht nur zu beschneiden und zu bevormunden, sondern auch zu pflegen und zu schützen gilt. Eigene Gedanken, kein sehr respektvolles Lächeln erweckt dieses feierliche Beschwören von „Goethe und Schiller"! Muß sich doch die „Kreuzzeitung" von Heinrich Rippler in der „Täglichen Rundschau" erinnern lassen: „Dieser Tage hat Minister von Rheinbaben eine schöne Rede über unsere Klassiker und ihren gesegneten Einfluß gehalten und ausgesprochen, daß die Pflege der klassischen Dichtungen eines Goethe, Schiller u. a. edelste Pflicht des Staates sei. Er hat dabei sogar den Beifall der ‚Kreuzztg.' gefunden, die diese Klassiker in natürlichen Gegensatz zu unseren ‚Haupt- und Sudelmännern' stellte. Sehr gut; aber dieser ‚Kreuzztg.' paßte vor 40 Jahren auch die ganze Richtung der Klassiker, insbesondere des demokratischen Herrn von Schiller nicht, von dem sie 1859 gelegentlich der Schillerfeier behauptete, daß ihn doch eigentlich nur noch Juden läsen. Wenn sie damals einen Zensor ihrer Richtung im Polizeibureau sitzen gehabt hätte und Schiller hätte seine Werke einreichen müssen, so wäre uns jedenfalls von den vom Herrn Minister von Rheinbaben als so trefflich gerühmten Dichtungen des Herrn von Schiller wenig übrig geblieben. Das thäte der ‚Kreuzztg.' heute doch selbst leid." Die Aufführung von Stücken, die für unsere Zeit das bedeuteten, was etwa „Kabale und Liebe" und die „Räuber" für die ihre, wäre heute einfach unmöglich.

Bei aller berechtigten und notwendigen Abwehr verderblicher Uebergriffe der Kunst in Gebiete, die ihr heilig sein sollen, will sie selbst heilig geachtet werden, bleibt doch der Kern und das Wesen der Frage in dem Worte Heinrich von Treitschkes bestehen: „Festzuhalten ist, daß der Staat in das innere Leben der Kunst nicht eingreifen soll; sie führt ein robustes, eigenes Dasein, das vom Willen der Staatsgewalt unabhängig ist."

* * *

... In dem Wust von Parteileidenschaft und Rechthaberei, gegenseitiger Entfremdung und Verketzerung, von Geschäft und wieder Geschäft, ist es unserem Auge eine wahre Wohlthat, darf es auf Persönlichkeiten ausruhen, die nichts weiter sind und sein wollen, als nur Menschen und Christen. Eine solche Persönlichkeit tritt am 6. März in ihr 70. Lebensjahr —: Pastor von Bodelschwingh. „Sein Lebensweg ist", wie die ‚Hilfe' ausführt, „ein beredtes Zeugnis für die Wunderthaten, die christliche Liebe zu vollbringen vermag. In ihm und seinem Werk verkörpert sich gewissermaßen eine christliche Barmherzigkeit, die jeder bitteren Leibes- und Seelennot steuern möchte. Das erfahren nicht nur ‚seine' Epileptischen, jene armen Unglückseligen, denen er Obdach und Pflege bereitete, als noch fast alle staatliche Hilfe für sie fehlte, auch sein Werk der Fürsorge an der wandernden Bevölkerung, an Trunksüchtigen, Heimatlosen, nicht zuletzt auch sein lange Zeit hindurch vorbildlicher Versuch im Bau von Arbeiterwohnungen bekunden seine segensreiche Arbeit. Daß man ihn, die seit Wicherns Tod eigenartigste Persönlichkeit, in der Inneren Mission und weit darüber hinaus auf dem ganzen humanitären Gebiet, bei seinem 70. Geburtstag besonders ehren möchte, noch dazu, wo die letzten Jahre seines Lebens durch Krankheit viel getrübt waren, — wird man mit Freuden verstehen und unterstützen. Die ihm zugedachte Ehrung entspricht noch dazu seiner allem und jedem persönlichen Vorteil abholden christlichen Thätigkeit. Es gilt für die mehr als 1000 Diakonissen und Diakonen, die mit ihm im Dienst seiner barmherzigen Arbeit stehen, ein Feierabendhaus zu errichten, welches ihnen für die Tage der Krankheit und der Erholung vom Dienst, auch für ihren Feierabend eine Ruhestätte bietet. Wer darum Bodelschwingh zum 6. März eine Freude bereiten will, sende eine Gabe mit der Bemerkung ‚Zum Feierabend' an seine Adresse: Pastor von Bodelschwingh, Bethel bei Bielefeld."

... Und wenn es köstlich gewesen, so ist es Mühe und Arbeit gewesen!





K. W., D. — A. O., T. i. H. — W. E. B., Sch. — C. T., F. i. H. — U. A., H. bei C. (auch für uns viel zu lang und zu lange post festum.) — **M. W. 1000. — Th. H., L. — K. B., E. — Prof. Dr. Frhr. L. v. H., E. R. 21.** Verbindlichen Dank! Zum Abdruck im T. leider nicht geeignet.

W., B. Ihre Zustimmung hat den T. sehr erfreut. Sie haben wohl nichts dagegen, daß er nachstehend einige Stellen aus Ihrem freundlichen Schreiben wiedergiebt: „Ueberraschend aber und mir Satz für Satz aus der Seele gesprochen war Ihre Aeußerung über den Berliner Religionsbetrieb im letzten Heft (5, III. Jahrg.). Dafür weiß ich dem mir so lieb gewordenen Türmer großen Dank, daß er hier einmal klar Stellung genommen hat gegen das Phrasenchristentum, das durch äußere Mache etwas auszurichten meint und doch nur den Schein schaffen kann, weil es das Wesen — die Kraft nicht kennt. Ich bin selbst evangel. Geistlicher, aber dies vielleicht gut gemeinte, aber doch so mechanische Treiben hat mich oft innerlich erregt. An Widerspruch hat es nicht gefehlt, aber meist kam er von kirchenfeindlicher Seite und war durch Parteihaß selbst wieder blind und wirkungslos. Darum ist es so wertvoll, daß jemand, der es mit der evangel. Kirche gut meint, hier ein deutliches Wort geredet hat. Wir haben schon zu viel darunter gelitten, daß man draußen glaubte, die Arbeit der evangel. Kirche ginge in diesen Dingen auf, und sie lebte nur noch von den Kirchensteuern und einem letzten Rest kirchlicher Sitte. Gott sei Dank, es giebt noch ein originales Christentum unter uns, das aus eigener Erfahrung das Bewußtsein schöpft, daß das Reich Gottes von innen heraus und auf geistigem Wege gebaut wird. Nirgendwo ist die Statistik so trügerisch wie auf religiösem Gebiet: Taufen, kirchliche Trauungen, Abendmahl beweisen noch sehr wenig, während eine einzige wahrhaft christliche Persönlichkeit weite Wellen des Lebens um sich her erregen kann. Aber wie viel vielversprechende Persönlichkeiten sind in der Kirchen-Maschinerie gerädert worden. Der rote Adlerorden ist ein ganz gefährlicher Bazillus im kirchlichen Leben Preußens." — Auf Ihre gefl. Anfrage: Gedichte bringt ja der T. nach wie vor. Sie glauben aber gar nicht, wie gering gerade für ihn die Ausbeute an Gedichten ist. Wenn an solchen beim T. gerade Ebbe eintritt, bringt er lieber weniger, als daß er seinen Lesern Zweifelhaftes vorsetzt. Uebrigens hat er neuerdings seinen Vorrat wieder durch eine Reihe erlesener Darbietungen ergänzen können. Vielen Dank und freundliche Grüße!

R., Z. (Ostpr.). Verbindlichsten Dank für das liebenswürdige Schreiben und die freundliche Einsendung. Wie sehr der T. mit deren Inhalte übereinstimmt, werden Sie aus dem „Tagebuche" dieses Heftes ersehen. Da aber der Gegenstand dort schon eingehend behandelt wird, so verbietet sich der Abdruck der sich in gleicher Richtung bewegenden Ausführungen von selbst. Wie recht haben Sie, wenn Sie schreiben: „Noch ist Gott sei Dank in unserem Volke ein gutes Kapital von Idealismus und Königstreue vorhanden, aber es ist nicht wohlgethan, mit diesem Kapital so zu wirtschaften, als ob es unerschöpflich wäre!" Auch der T. hofft, „daß wir uns noch einmal aus den gegenwärtigen Irrwegen herausfinden werden," aber wer kann den Schaden gut machen, der inzwischen angerichtet wurde? Nur Einer! An uns aber ist es, uns darauf zu besinnen, warum er uns diese harte Prüfung auferlegt, und was unsere Pflicht und Schuldigkeit ist.

L. H., L. Ihre Freunde haben u. E. recht: der künstlerische, nicht bloß der recitatorisch allein wirksame Schluß ist bei der Verszeile: „Ich taufe dich — Humor." Liegt Ihnen so sehr an der geistvollen Jean Paul'schen Deutung des Humors als des „Umgekehrt Erhabenen," die, wie Sie schreiben, Ihnen den Anstoß zu Ihrem „Märchen" gegeben hat, so verweben Sie den Ausspruch doch irgendwo im Gedicht selbst, das bei seinen

vielen allegorischen Beziehungen sicherlich Gelegenheit dazu bietet. So als „Nachschrift" gewissermaßen wirkt er nicht anders als bei den alten Bänkelsängerballaden die angehängte „Moral von der Geschicht". Der gröbste Verstoß gegen alle lyrische Kunst ist z. B. auch in Heines „Loreley" der Schlußvers: „Das hat mit ihrem Singen die Loreley gethan" — nüchtern konstatierende Prosa wie Ihr Postskriptumschluß: „Das Umgekehrt Erhabene wird es noch heut genannt." Uebrigens sind die beiden Gedichte als Gelegenheitsdichtungen ganz wacker und zum Vortrage wohl geeignet. — Die Türmerbezugsbedingungen fürs Ausland werden Ihnen inzwischen vom Verlage mitgeteilt worden sein. Freundlichen Gruß aus der deutschen Heimat!

v. Z., B. a. H. Der „Türmertante und schwarzweißen Altpreußin" vielen Dank für die freundliche Einsendung, von der „der Ausländer" mit Anteil Kenntnis genommen hat. Vielleicht achten Sie besonders auf den Artikel „Preußens deutsche Mission" im vorliegenden Heft.

H., S., Ff. O. Dem T., den Ihr liebenswürdiger Ausdruck grundsätzlicher Uebereinstimmung herzlich erfreut, will es doch scheinen, als wenn Sie in Ihrer Beurteilung der betr. Erzählung als Lektüre für die „erwachsenen Töchter des gebildeten Hauses" ein wenig zu weit gehen. Sie erkennen ja selbst die „feine psychologische Entwicklung, die schöne Darstellung, den harmonischen Aufbau der Handlung" an, geben also zu, daß der Beitrag ein ästhetisches, also in gewissem Sinne auch ethisches Kunstwerk ist. Dann würden Sie Ihrer achtzehnjährigen Tochter auch den „Faust" nicht in die Hand geben, der noch viel „bedenklichere" Probleme behandelt? Ja, ist denn die Verletzung der andern neun Gebote nicht dann ebenso eine „nicht unbedenkliche Uebertretung der gottgegebenen sittlichen Ordnungen," in deren dichterischer Verwertung „bei aller Vorsicht der Darstellung doch leicht eine Art von Verherrlichung gefunden werden kann?" In irgend einen Konflikt mit irgend einem der zehn Gebote Gottes muß der Held eines dichterischen Kunstwerkes kommen, sonst wirds ja keine Dichtung: Soll da nun der Verstoß gegen das eine Gebot — immer vorausgesetzt, daß es sich um wirklich dichterische Darstellung handelt — sittlich bedenklicher oder unbedenklicher sein als der gegen das andere? Dieselbe Gefahr „einer Art von Verherrlichung" läge dann auch beim Konflikt mit dem fünften oder siebenten oder achten Gebot vor — ist der Totschlag, der Diebstahl, die Verleumdung ein sittlicheres Problem? Der Unterschied ist allenfalls der, daß ein junges, unerwachsenes Menschenkind vielleicht noch nicht weiß, was es mit Uebertretung des sechsten Gebotes z. B. auf sich hat. Deshalb kann es bei einem diese Uebertretung behandelnden Kunstwerk doch die Empfindung des Verstoßens gegen die göttlichen Gesetze haben, ohne eine Verherrlichung solchen Verstoßes herauszulesen. — Ihren Einwand, daß der Verfasser des „Goldenen Vogels" „doch etwas allzu willkürlich mit allbekannten geschichtlichen Thatsachen schaltet," haben wir an diesen selbst weitergegeben und folgende Antwort erhalten: „Der geschichtliche Monitor und Mentor hat von seinem Standpunkt aus völlig recht, denn in der Zeitfolge lag der amerikanische Unabhängigkeitskrieg erheblich nach dem siebenjährigen. Freilich brauchte dies mir nicht in Erinnerung gebracht zu werden, mein historisches Gewissen hatte bereits selbst, als ich die Schlußworte der Novelle schrieb, geschlagen. Trotzdem that ichs mit Absicht und Bedacht; richtig wäre gewesen, den ‚Bayrischen Erbfolgekrieg' an die Stelle des siebenjährigen zu setzen, aber der Name hatte mir keinen passenden, ausreichenden Klang, und so griff ich ohne viele Skrupel nach dem andern. Wie's der Mahner erwähnt, fand ein Verkauf deutscher Landeskinder nach England auch schon weit früher statt, das Inkongruente blieb also nur der Befreiungskrieg in Nordamerika; ich erwartete nicht, daß von den Lesern solche Nachrechnung angestellt würde, und schließlich stehen Dichtung und strenge Geschichte von alters nicht im besten Einvernehmen, sonst geriete gar manches vom Bedeutendsten unserer Litteratur, Goethe und Schiller voran, in die Brüche. Mein Verhalten nach dieser Richtung geht dahin, daß der Poet befugt ist, seiner freien Erfindung die geschichtliche Treue nachzuordnen, wenn er damit nicht einer allgemein verbreiteten Kenntnis zuwider handelt. Aus dem geübten kritischen Einspruch indes ist mir klar geworden, daß mein souveränes Bemessen im vorliegenden Fall wohl zu weit gegangen ist; so bin ich dem Monitor dankbar dafür und werde für die Buchausgabe den Schluß, unter Vermeidung des ‚Bayrischen Erbfolgekriegs', in einer Weise abändern, die nicht mit den historischen Thatsächlichkeiten in Konflikt gerät."

„Postschaffner" W. K. u. Frau Elsa, F. (M.). Dem „Landbriefträger im Februarheft" müssen wir schon aufs Wort glauben, daß — Sie „ein wirklicher Couleur-

bruder" von ihm sind. Daß Ihnen unsere „Burenfanfaren" „aus der Seele geblasen waren", setzt der T. in seiner Bescheidenheit ein wenig auch auf die Gemütsrechnung des wackern hornführenden „Kollegen von der andern Fakultät".

Der Einsame. Dem angeregten Thema tritt der T. gelegentlich schon einmal näher. — Die frdl. mitgesandten Gedichte bleiben wirklich (Sie verlangten dringend „die reine Wahrheit!") besser ungedruckt. Aufrichtigen Dank für Glückwunsch und Gruß!

Rev. G. D., W., H. Co., Ohio. Mit solchen Adhoc-Sachen wie der frdl. mitgesandte gedruckte Prolog weiß der T. wenig anzufangen. Vielleicht legt uns Ihr Chicagoer Freund einmal ein paar Proben reiner Lyrik vor, es wird den T. herzlich freuen, würde er seine Leser „im alten Vaterland" mit einem wirklich berufenen Poeten von „drüben" bekannt machen können.

J. K., D. bei St. W. Besten Dank! Wie Sie inzwischen aus Heft 5 ersehen haben werden, ist das betr. Citat schon von verschiedenen Seiten moniert und berichtigt worden.

K. A., B. i. S. Wir haben die uns frdl. übersandte Tragödie von Carl Hilm einem unserer ständigen Referenten überwiesen und ihn auf diese Arbeit besonders aufmerksam gemacht. Es ist leider ganz unmöglich, daß der T. selbst die sündhafte und sträfliche Menge einlaufender Rezensenda liest und sein persönliches Urteil abgiebt. Da muß er sich schon auf das seiner ständigen Mitarbeiter verlassen.

P. B., M. b. K. i. A. Als grundlegende Werke für ein ernstes Litteraturstudium empfehlen wir Ihnen die Litteraturgeschichten von Gödeke (Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung), Gervinus (Geschichte der deutschen Dichtung), Vilmar (Geschichte der deutschen Nationallitteratur), Max Koch (Geschichte der deutschen Litteratur), Adolf Stern (Geschichte der Weltlitteratur, sowie: Geschichte der neueren Litteratur von der Frührenaissance bis auf die Gegenwart), Wolff (die Klassiker aller Zeiten und Nationen), Scherr (Bildersaal der Weltlitteratur); ferner: M. Carrière (die Kunst im Zusammenhange mit der Kulturentwicklung der Menschheit, sowie: das Wesen und die Formen der Poesie).

W. R., B. Das Schriftchen von Werner Sombart: „Dennoch! Aus Theorie und Geschichte der gewerkschaftlichen Arbeiterbewegung" ist sowohl direkt von der Verlagsbuchhandlung G. Fischer in Jena wie auch durch jede Berliner Buchhandlung zu beziehen. Wir besitzen es leider nicht. — Der Mittellandkanal ist nicht der von Stettin nach Berlin, sondern die geplante Verbindung der großen deutschen Ströme untereinander quer durch ganz Norddeutschland. Vielleicht findet sich auch im T. einmal Gelegenheit, die technischen Angaben über Bodenausschachtung, Arbeiterbedarf u. s. w. zu machen, die Sie als Leiter einer Arbeitervereinsgruppe im Interesse Ihrer Genossen wünschen. Dem T. war es eine Freude, durch Ihren frdl. Brief zu erfahren, daß er auch in den evangelischen Arbeitervereinen gelesen und gern gelesen wird. Freundlichen Gruß!

Dr. L., F. Für Gruß und Sendung „aus der Stadt, durch die jüngst Arnold Böcklins Leiche getragen wurde," gleich herzlichen Dank! Mit größtem Anteil hat der T. Ihre Grabrede für den toten Meister gelesen.

K. L. in B. Chodowiecki wird ausgesprochen: Cho-do-wjez-ki. Der Ton liegt auf dem e der dritten Silbe. — Ueber Fritz Lienhard finden Sie gerade im vorliegenden Heft alles, was Sie wünschen. Für freundliche Gesinnung freundlichen Dank und Gruß!

A., M. Wir bestätigen Ihnen dankend, daß es natürlich heißen muß: „Sophiens Reise von Memel nach Sachsen" und nicht: „nach Danzig."

K. H., C. (P.). Mit Dank angenommen und, wie Sie sehen, schon im vorliegenden Heft zum Abdruck gebracht.

H. K., N. (O.-L.) Wir haben Ihre Zuschrift zu dem Artikel: „Die Schule der Zukunft" v. Vetter im Türmer (Oktober 1900) dem Verfasser zugesandt, der die Freundlichkeit hatte, darauf folgendes zu erwidern: „Um nicht in ein Zerrbild auszuarten oder plump zu werden, muß eine richtige Satyre an dem verspotteten Gegenstand noch Gutes lassen und die Ironie unter scheinbarem Ernst verbergen. Sache des klugen Lesers ist es, zwischen den Zeilen zu lesen und den Spott herauszufühlen. Der Einsender nimmt ohne weiteres an, daß ich für die geschilderte, mehr oder weniger amerikanisierte Schule schwärme und sie als Ideal empfehle! — Und nun zieht er bei Anerkennung manches Guten mit vielen und vernünftigen Gründen gegen ihre Fehler zu Feld und wünscht, daß durch eine

solche „nicht das Gute des deutschen Sinnes verloren gehen möge". — Nun sollte man aber doch merken können, wie der Schuloberst, der mir dazu dient, die Mängel der heutigen Schulbildung ans Licht zu rücken, auch seinerseits mit seiner Zukunftsschule sich arge Blößen giebt. Für den Leser meines Artikels beantwortet sich die Frage, ob Humanismus oder Amerikanismus, von selber dahin: Weder den einen noch den andern! — Beide sind ungesunde Extreme. Ist der geschilderte Humanismus — und diese Erkenntnis bricht sich in immer weiteren Kreisen unaufhaltsam Bahn — nicht mehr zeitentsprechend, so würde bald die hier geschilderte, religions-, geist- und gemütlose Schule — darauf habe ich wahrlich deutlich genug hingewiesen — zur bloßen Fabrik herabsinken. Schrieb ich auch über meinen Aufsatz: „Die Schule der Zukunft," so fällt es mir nicht ein, das als gleichbedeutend mit „Idealschule" zu setzen, da ich vielmehr glaube, daß in der Zukunft manches, wozu die Schule gehören dürfte, nicht besser, sondern schlechter wird. — Die Frage: was dann? habe ich vorläufig offen gelassen. Wenn ich aber von „Extremen" spreche, so liegt darin, daß nach meinem Dafürhalten das Wahre nur in einer richtigen Verbindung des Guten in beiden Richtungen zu suchen wäre." Da es sich also hier um ein bloßes Mißverständnis handelt, würde eine weitere öffentliche Erörterung des Falles zu wenig allgemeines Interesse finden, weshalb wir glauben, von einem Abdruck Ihrer Ausführungen dankend absehen zu müssen.

Dr. K. B., W. Wir haben Ihre Sendung an die gewünschte Adresse weiter gegeben und erhalten dazu folgende Aeußerung: „Daß die Königin Viktoria bei ihrem Regierungsantritt die Entscheidung über alle Angelegenheiten der auswärtigen Politik sich hätte vorbehalten können, ist nach der Entwicklung, welche der englische Konstitutionalismus genommen hat, eine pure Unmöglichkeit. Auch demjenigen, der den englischen Regierungsmodus nicht kennt, zeigt ein Blick in die Geschichte der letzten Jahrzehnte, daß die äußere Politik Englands mit der am Ruder befindlichen Partei immerfort gewechselt hat. Beaconsfield erkannte in Rußland den Erzfeind Englands und behandelte es danach, und Gladstone suchte sich mit Rußland gut zu stellen. Gladstone und s. Z. auch der liberale Chamberlain sahen ein, daß es ein Verbrechen sei, ein freies Volk aus Macht- und Geldhunger unterjochen zu wollen; daher der Friedensschluß mit den Buren nach Majuba. Der konservative Chamberlain und der konservative Salisbury faßten den verbrecherischen Entschluß, das freie Volk der Buren zu unterjochen. Ebenso hat bekanntlich die irische Politik mit der jeweilen herrschenden Partei gewechselt. Es ist also klar, daß für diese wechselnde Politik die Führer der Parteien, d. h. die Premierminister, maßgebend waren, nicht die Königin. Wenn Ihr Gewährsmann recht hätte, so würde England ja, wie andere monarchische Staaten, eine einheitliche Politik gehabt haben; dann wäre eine der Hauptschattenseiten der Parlamentsherrschaft, die politische Unzuverlässigkeit, die Bündnisunfähigkeit des von ihr geleiteten Staates, nicht vorhanden. — Da das den englischen Monarchen nach der Verfassung zustehende Vetorecht im Jahre 1708 zum letzten Male ausgeübt worden ist — seitdem ist es nur in wenigen Fällen Kolonialregierungen gegenüber auf den Rat des Britannien beherrschenden Ministers angewandt worden — so ist es thatsächlich verfallen, und kein Monarch wird es auf die Gefahr eines Konfliktes mit dem Parlamente wagen, es auszuüben, da er selbstverständlich in diesem Konflikt den kürzeren ziehen würde. Was Ihr Gewährsmann in den englischen Nekrologen falsch ausgelegt hat, ist die Thatsache, daß die Königin Viktoria sich ganz besonders für die äußere Politik interessiert und in manchen Fällen Einfluß darauf gewonnen hat. Es ist ja klar, daß, wenn der Britannien beherrschende Minister sich von der Königin beeinflussen läßt und ihre Ansicht im Ministerrate durchsetzt, niemand etwas dagegen machen kann. So hat sie notorisch wiederholt konservative Regierungen, nicht liberale, zu Maßregeln der äußeren Politik, die ihr wünschenswert erschienen, bestimmt. Wenn sie aber das hat thun können, so verdankt sie eine solche Macht in jedem einzelnen Falle der billigenden Zustimmung, resp. dem persönlichen Wohlwollen des herrschenden Ministers. Sobald dieser ihre Ansicht nicht billigt, muß sie geschehen lassen, was ihm gut scheint. Der von mir angeführte sicher beglaubigte Fall aus dem Beginn der Regierung Viktorias ist typisch für die Nullität der königlichen Macht in England. **H.**"

J. B., N. Wer die Jugend hat, hat die Zukunft —: in diesem Sinne hat Ihr liebenswürdiges Schreiben dem T. sehr wohl gethan. Behalten Sie sich Ihre schöne Begeisterung für Recht und Wahrheit und lassen Sie sich darin von keinem irre machen. Verbindlichsten Dank!

C. F., Gravenhurst, Reigate. — Prof. H., F. a. M. Daß der T. im Prinzip sich Ihrer Ansicht zuneigt, hat er ja durch die redaktionelle Bemerkung mit hinreichender Klarheit ausgedrückt. Darin war zugleich angedeutet, in welchem Sinne er den Abdruck jenes Artikels aufgefaßt wissen wollte. Dem Verfasser einfach den „Mund zu verbieten", weil er seine Farben vielleicht zu temperamentvoll auftrug, hätte gegen den für diese Blätter maßgebenden Grundsatz möglichst freien Gewährenlassens jeder sittlich ernst zu nehmenden Persönlichkeit verstoßen. Als eine solche war aber der Verf. jenes Aufsatzes dem T. längst bekannt. Der T. darf sich diesen Luxus gelassener Duldung auch solcher Ansichten, die mit den seinen nicht bis aufs I-Tüpfelchen übereinstimmen, um so eher leisten, als er jederzeit bereit ist, auch abweichenden, soweit sie sachlich begründet sind und persönlich nicht verletzen, volle Redefreiheit zu gewähren. Sollte jemand in der vorliegenden Frage seinen gegensätzlichen Standpunkt auf dieser Grundlage geltend machen wollen, so würde die „Halle" auch für ihn geöffnet sein. Im übrigen verbindlichen Dank für das freundliche Interesse, das sich ja im Negativen ebenso kundgeben kann wie im Positiven.

F. R., L. (N. B.) Herzl. Dank! Den poetischen „Seufzer eines deutschen Herzens, das in der Nacht vor Kaisers Geburtstag den Schlaf nicht finden konnte", mit Teilnahme gelesen. Jetzt käme er aber post festum. Frdl. Gruß!

A. H., N. Sie haben leider nur zu recht! Besten Dank und Gruß!

H. v. B., z. Zt. M. Verbindl. Dank, die Anregung wird in der „Offenen Halle" erscheinen.

H. (?), Dr. Bis heute noch keine weitere Nachricht von Ihnen erhalten. Sollte Ihnen die Notiz in den „Briefen" entgangen sein? Für alle Fälle erlauben wir uns, sie in Erinnerung zu bringen. Das von Ihnen berührte Thema verdient eine gründliche Erörterung.

G.-D. Dr. B., R.-R. Verbindl. Dank für die Berichtigung, die im nächsten Hefte benutzt wird.

E. R., B. (O.-A. G.). Die Einsendung leider nicht geeignet. Gestatten Sie aber, auf Ihr freundliches Schreiben vom Ende v. Js. zurückzukommen, dessen ganzer Geist den T. überaus wohlthuend berührt hat. Auch Sie wenden sich gegen die Begriffsverwirrung, die in manchen Kreisen über die Aufgaben des Geistlichen in der Politik eingerissen ist, und schreiben: „Gegen diese babylonische Geisterverwirrung entschieden aufzutreten, ist eine überaus dankenswerte Aufgabe, für die es dem T. niemals an Unterstützung fehlen wird. Es giebt auch noch Pfarrer genug, die ihre Kniee noch nicht gebeugt haben vor dem Götzen ‚Staatskirche' und ‚politisches Christentum'. Indes bei der ansteckenden Wirkung alles Giftes ist es begreiflich, wenn das Gift der Großmachtsucht, das heutzutage auf allen Erdteilen seine Verheerungen anrichtet, auch in unsere evangelischen Pfarrerskreise eingedrungen ist. Freilich gerade hier, unter evangelischen Pfarrern, sollte dieses Gift den zähesten Widerstand finden. Denn von Hause aus haben wir evangelischen Pfarrer uns auf einen ganz anderen Boden als den der weltlichen Macht zu stellen. Wir sind die Vertreter einer unendlich höheren Macht; und es ist darum ein entsetzlicher Abfall von der Idee und von der uns gestellten Aufgabe, wenn wir Pfarrer uns auf dem Boden der Politik verlieren, den wir allerdings auch mit den Samenkörnern der Wahrheit und der Liebe, so es möglich ist, bestreuen wollen. Aber auf keinem anderen Boden werden wir so sehr die Erfahrung machen, wie auf diesem, daß wir hier hartgetretenen Weg vor uns haben, und daß die Vögel kommen und den Samen auffressen." — Man mag sagen, was man will: imperialistische Großmannsideen, den Zweck heiligender politischer Nützlichkeitskult mit Hintansetzung der göttlichen Gebote, Verherrlichung des Militarismus im Prinzip, agitatorische Schürung des Klassenhasses sind jedenfalls nicht Aufgaben der evangelischen Geistlichen. Darüber ist ernstlich nicht zu streiten. Besten Dank und Gruß!

A. L., O. (S.). Doch, die Bestrebungen des Dr. Johannes Müller-Schliersee sind wiederholt im T. gewürdigt worden. So von Fritz Lienhard in dem Artikel „Friede auf Erden" (I. Jahrg., Heft 3) und von Christian Rogge in der Betrachtung über „Religiösen Dilettantismus"; beide Male mit Achtung und Anerkennung. Es ist nicht ausgeschlossen, daß diese Bestrebungen auch späterhin bei Gelegenheit besprochen werden. Daß Ihnen nun auch der T. seelisch so nahe getreten ist, freut ihn herzlich.

H. Th., B.-B. Ihren freundlichen Ausführungen liegt das Mißverständnis zu Grunde, als deckten sich die in der „Offenen Halle" vorgetragenen Meinungen durchaus

mit denen des T.s. Ueber den Pforten der „Offenen“ Halle steht aber doch zu lesen: „Die hier veröffentlichten, dem freien Meinungsaustausche dienenden Einsendungen sind unabhängig vom Standpunkte des Herausgebers.“ Damit erledigen sich auch die für die Stellungnahme des T.s gezogenen Schlüsse. In der Sache selbst kann Ihnen der T. verraten, daß er Ihre Ausführungen für begründet hält. Verbindl. Dank.

H., B—ch. Das Gedicht hat der T. mit Teilnahme und Anerkennung gelesen, zum Abdruck konnte er sich schon wegen der Länge nicht entschließen. Von größeren Gedichten stehen schon seit Monaten, ja seit Jahr und Tag mehrere fertig im Satz, die immer wieder im letzten Augenblicke, wenn die fatale Depesche der Druckerei: „so und so viel Seiten zu viel“ eintrifft, zurückgestellt werden müssen. Ueber Ihr Schreiben hat sich der T. aufrichtig gefreut. Daß gerade Sie auf Ihrem vorgeschobenen, heiß umstrittenen Posten als evangelischer Geistlicher an dem Tone des T.s als an einem „friedlichen, dennoch kräftig christlichen und dabei weltoffenen“, Gefallen finden, bekräftigt ihn in der Ueberzeugung, daß er sich wohl auf dem rechten Wege befinde. Schönsten Gruß aus dem kleineren deutschen Reich in das größere Deutschland. Denn auf altem deutschen Boden stehen Sie ja auch im schönen Kärnten. Gott möge es auch fürder durch allen Sturm und Drang unserem teuren Volkstume erhalten!

Auf Ihren Wunsch: ohne Initialen. Ergebensten Dank. Das Gedicht zeugt in der That von beachtenswerter Begabung, ist aber doch nicht ganz einwandsfrei. — Sie schreiben: „Entweder ist die Bibel Gottes Offenbarung, und dann will ich ein ganzer Christ sein. Oder sie ist es nicht, dann will ich mich nicht mit verdrehten Auszügen aus ihr abgeben — dann Heide!“ Ja, gnädige Frau, so einfach liegt die Sache doch wohl nicht. Man kann in der Bibel wohl die Offenbarung Gottes verehren, ohne sie doch für jeden Buchstaben darin in Anspruch nehmen, ohne Gott sozusagen für jedes Komma verantwortlich machen zu dürfen. Auch an die Bibel soll der Mensch mit den ihm von Gott verliehenen Geisteskräften herantreten, und je nach den Maßen und der eigenen Art, in denen sie ihm verliehen sind, wird er in den göttlichen Sinn der Bibel tiefer oder weniger tief eindringen. Das kann Gott mit seiner Offenbarung nicht gewollt haben, daß der Mensch nun die eigene Vernunft, die Gott ihm doch selbst gegeben, zum Schweigen bringen solle, daß er nicht im Gegenteil gerade dem Höchsten gegenüber auch seine höchsten Geisteskräfte entfalten dürfe und solle. Vor dem Unerforschlichen, dem Ewig-Geheimnisvollen hat sich der Menschengeist in Ehrfurcht und Demut zu beugen, daran taste er nicht, das nehme er hin, wie es ihm gegeben ist. Was aber menschlicher Vernunft und menschlicher Erkenntnis erreichbar, das soll auch mit ihnen erfaßt und durchdrungen werden. Auch darin offenbart sich Gottes unendliche Güte, daß er uns noch nicht die letzten Schleier von der Wahrheit gezogen, daß er uns in Gnaden erlaubt, ihr durch eigenes redliches Mühen und Forschen und Versenken uns zu nähern. Ist dieser Standpunkt wirklich, wie Sie meinen, der eines „Halben“? Stand nicht auch ein Goethe auf ihm, und war der ein „Halber“? Man hat ihn freilich für einen „ganzen“ — Heiden erklärt. Und doch galt ihm die Bibel als höchste Offenbarung. Ein andermal und an anderer Stelle vielleicht mehr über das Thema. Im Rahmen einer Briefkastennotiz kann es ja nur andeutungsweise berührt werden, und dadurch entstehen leicht Mißverständnisse. Jedenfalls haben Sie vielen Dank für Ihr freundliches Interesse.

„Ein Abonnent“, Leipzig. Sie haben recht, es ist nun genug des grausamen Spieles. Aber der T. konnte doch unmöglich seinen Lesern das Wort abschneiden, nachdem er sie selbst zur Meinungsäußerung aufgefordert hatte.

E. M., D—n. Besten Dank. Ihre Wünsche werden jedenfalls reiflich erwogen und, wenn möglich, berücksichtigt werden.

K. M., K. (B.). Herzlichen Dank für die Zustimmung, die der Verlag richtig an die Adresse befördert hat.

Dr. M. A., H. a. S. Verbindl. Dank. Wird brieflich beantwortet.

J. T., N. (Ostfriesland). Freundl. Dank. Bitte um Geduld bis zum nächsten Hefte. Die von Ihnen aufgeworfenen Fragen lassen sich nur durch ausführlichere Darlegungen beantworten, und die Druckerei schlägt soeben mit dem Donnerworte: „Schluß!“ die Pforten zu.

Verantwortlicher und Chef-Redakteur: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß, Berlin W., Wormserstr. 3.
Druck und Verlag: Greiner & Pfeiffer, Stuttgart.


89097660336
B89097660336A

